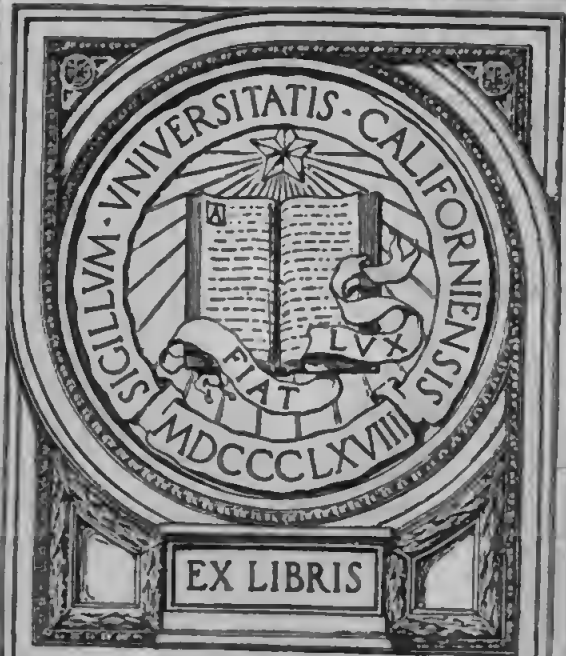
Th. H. Pantenius

Geschichte Rußlands

GIFT OF
JANE K. SATHER



EX LIBRIS

Digitized by Google

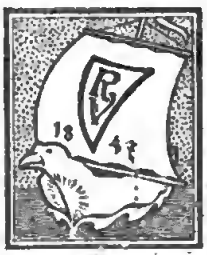
Geſchichte Rußlands

von der Entſtehung des ruſſiſchen Reiches bis zur Gegenwart

Von

Th. H. Pantenius

Mit einer Karte



Leipzig 1908
R. Voigtländer's Verlag

FEB 08 1905

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

II K 40
P2

Hist-Lauter

Alle Rechte vorbehalten.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Das Interesse, das die Deutschen an Rußland nahmen, hat im Laufe der Jahrhunderte merkwürdige und interessante Wandlungen erfahren.

Im 10. und 11. Jahrhundert, in den Tagen Wladimirs des Heiligen und Jaroslaws, war man in Deutschland mit den Vorgängen in Rußland verhältnismäßig gut bekannt. Russische Fürsten holten sich ihre Frauen aus Deutschland, die Tochter eines russischen Großfürsten wurde die Gemahlin Heinrichs IV. Deutsche Kaufleute zogen nach Nowgorod und Kiew und begegneten dort deutschen Missionaren. Beide berichteten daheim dem Mönch, der die Geschichte seiner Zeit schrieb, von dem, was sie im fernen Osten gesehen und erlebt hatten.

Als der Gegensatz zwischen der römischen und der orientalischen Kirche sich immer mehr vertiefte, hörten diese Beziehungen auf, weil die Geistlichkeit hüben und drüben ihnen entgegenwirkte. Dann senkte sich die Nacht der Tatarenherrschaft herab auf das unglückliche Rußland, und es kam den Deutschen ganz aus den Augen. Nur der Hanseate und der deutsche Ordensritter wußten, daß hinter Litauen, Polen und Ungarn „die Moskowiter" lebten, ein großes ketzerisches Volk, das oft mit seinen Nachbarn Kriege führte und dessen Land reich war an Rauchwaren und Fellen, Wachs und Honig.

Das Volk der Moskowiter zählte nicht zur Familie der europäischen Völker. Es gab unter ihm keine Ritter, die nach den Gesetzen der Ehre lebten und starben, sich zu glänzenden Turnieren vereinigten und das Weidwerk nach den Regeln trieben, die für die abendländische Ritterschaft maßgebend waren. Es gab unter ihm keine Bürger, die, waffenkundig und waffenfroh, hinter steinernen Mauern in steinernen Häusern lebten und keines Fürsten Herrschaft über sich dulden wollten. Es gab unter ihm keine pracht-

369284

liebenden Prälaten, die an der Spitze ihrer Mannen mit dem Kaiser ins Feld zogen und an deren Hof Sänger von König Artus und seiner Tafelrunde sangen und sagten. Begegneten die Deutschen in Frieden oder Krieg den „Reussen", so sahen sie in der rückhaltlosen Hingabe des russischen Kriegers an den Willen seines Fürsten nur den Ausdruck einer verächtlichen Knechtsgesinnung. Der russische Kaufmann, der in seiner aus hölzernen Häusern bestehenden Stadt jeder Willkür der großfürstlichen Beamten preisgegeben war, wurde von dem herrischen Hanseaten nicht als seinesgleichen empfunden. Der russische Erzbischof, der so ganz abhängig von der weltlichen Macht war und kein Wort lateinisch verstand, wirkte auf den Deutschen fremdartig und befremdend. Der Deutsche hatte damals den Russen gegenüber nur den Wunsch, sie möglichst der abendländischen Kultur fernzuhalten.

Und mit der Zeit erlosch außerhalb der Kreise der Hanseaten und der Ordensritter fast jede Kunde von Rußland und den Russen.

Das wurde erst anders, als Maximilian I. in seiner unruhigen Weise danach strebte, Ungarn und Polen an sein Haus zu bringen, und dann der Kampf um Livland die Aufmerksamkeit Europas auf die Moskowiter lenkte. Herbersteins klassisches Buch erschien in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen, man las voll Interesse, was Uhlefeld, Possevin, Heidenstein, Oderborn von Moskau und seinem grimmen Zaren berichteten. In Sammelwerken wurden diese Schriften und andere, die berichteten, was Wissensdurstige von zarischen Gesandten über die Religion und die Sitten der Russen erfragt hatten, weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Das Auftreten des Prätendenten Demetrius erregte großes Interesse, die deutsche Ausgabe von Petrejus fand zahlreiche Leser. Es erschienen dann die großen Werke von Olearius und Mayerberg.

Mittlerweile wußten aber auch mehr und mehr Deutsche aus eigener Anschauung über Rußland zu berichten. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts wanderten Deutsche in immer größerer Zahl nach Rußland, teils zu vorübergehendem, teils zu bleibendem Aufenthalt. Sie kamen als Söldner, als Handwerker, als Ingenieure, als Bergleute, als Kanonengießer und Pulvermacher. In Moskau lebten sie in der Deutschen Slobode, sie waren aber auch überall sonst im Reich zahlreich vorhanden.

Seit Peter dem Großen kamen auch viele deutsche Gelehrte nach Rußland, stellten seine geographischen Verhältnisse fest und

bemühten sich, aus seinen Chroniken und Urkunden den Verlauf der russischen Geschichte zu ermitteln. Die deutschen Abenteurer, die am russischen Hof ihr Glück suchten, erzählten in ihren Memoiren von den seltsamen Wandlungen, die sich in der Zeit des Weiberregiments in Rußland vollzogen. Büsching sammelte sie eifrig und veröffentlichte sie in seinem Magazin, zugleich mit Nachrichten jeder Art, die er sich verschaffen konnte. Der Deutsche stand im 18. Jahrhundert nicht unfreundlich zu Rußland, dessen Geschicke ihn lebhaft interessierten.

Im 19. Jahrhundert läßt dieses Interesse sichtlich nach. Es hatte das mehrfache Gründe. Das Rußland Alexanders I. und Nikolaus I. erschien als der Hort der europäischen Reaktion, und es schloß sich überdies gegen das Abendland möglichst ab. Das Reisen in Rußland war sehr erschwert, Zutritt zu den Archiven kaum zu erlangen. Die Rücksicht auf den erwachenden russischen Nationalismus schränkte die Tätigkeit der deutschen Akademiker ein, und die Zensur lastete schwer auf den deutschen Gelehrten in Rußland selbst. Sieht man von Hermanns Geschichte Rußlands und dem Reisewerk Haxthausens, das durch seine Bewunderung des Gemeindebesitzes so verhängnisvoll wirkte, ab, so hat die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts kein größeres deutsches Werk von bleibendem Wert über Rußland gezeitigt.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden die Verhältnisse in den baltischen Provinzen in zahlreichen Schriften in deutscher Sprache behandelt, aber die Lage der Dinge im eigentlichen Rußland wurde in ihnen nur so weit berührt, als sie eben mit der baltischen Frage in Verbindung stand. Man mußte im allgemeinen in Deutschland den großen Wandlungen, die sich in Rußland teils schon vollzogen, teils anbahnten, ziemlich verständnislos und deshalb mehr oder weniger teilnahmlos gegenüberstehen, weil man mit der Geschichte Rußlands, die doch erst den Schlüssel zur Einsicht in seine Gegenwart bot, nicht vertraut war. Wohl hatte Theodor Schiemann sie bis zu Iwan dem Schrecklichen behandelt, hatte Brückner umfangreiche Monographien über Peter den Großen und Katharina II. veröffentlicht, aber es ist, soviel ich weiß, kein Versuch gemacht worden, die Geschichte Rußlands den gebildeten Deutschen in einem handlichen nicht zu umfangreichen Werk vorzuführen.

Die zu Anfang unseres Jahrhunderts in Rußland bestehenden Zustände hat Ernst von der Brüggen in einem vortrefflichen Buch:

Digitized by Google

„Das heutige Rußland", behandelt. Es erscheint den so viel umfangreicheren Werken von Leroy-Beaulieu und Mackenzie Wallace fast ebenbürtig, wenn es auch nicht in gleichem Grade auf eigenen Wahrnehmungen beruht.

Die von Russen verfaßte historische Literatur ist auch dem der russischen Sprache Mächtigen leider nur zu schwer erreichbar. Da der russische Buchhandel jeder Organisation entbehrt, erscheint es fast als ein glücklicher Zufall, wenn der Wunsch, in den Besitz eines bestimmten russischen Buches zu gelangen, erfüllt wird.

Unter diesen Umständen wird mein Buch vielleicht willkommen sein. Es ist auf Grund vieljähriger Studien entstanden, und ich habe in ihm die Entwicklung des russischen Volkes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu schildern versucht. Da es nicht für gelehrte Leser bestimmt ist, sondern sich an alle Gebildeten wendet, habe ich Hinweise auf die von mir benutzten Quellen nur in besonderen Fällen gegeben.

Es wäre mir eine große Freude, wenn mein Buch dazu beitragen sollte, das Interesse an den Geschicken Rußlands und seiner Geschichte in Deutschland in erhöhtem Maße wachzurufen. Wir blicken immer nur nach Westen, nach England und Frankreich, und meinen, daß Rußland uns wenig Interessantes bieten kann. Sehr mit Unrecht. Die russische Sprache eröffnet uns den Zugang zu einer eigenartigen, reizvollen Literatur, und die sozialen Zustände Rußlands können, da sie ja noch Verhältnisse jeder Art, von den allerursprünglichsten bis zu hoch entwickelten aufweisen, zu einer Fundgrube der Erkenntnis für unsere Geschichtschreiber und Volkswirte werden. Die Geographie des Riesenreiches bietet noch eine Fülle ungelöster Probleme, und die Geschichte Rußlands ist reich an interessanten volklichen Entwicklungen und Charakteren.

Die Karte von Rußland hat in erster Reihe die Aufgabe, dem Leser das Verständnis der hydrographischen Verhältnisse Rußlands zu erleichtern, wird aber wohl auch sonst noch für die Orientierung willkommen sein.

Zum Schluß spreche ich Herrn Dr. Friedrich Schulze in Leipzig, der die Güte hatte, das Register anzufertigen und mich auch beim Lesen der Korrekturen in der liebenswürdigsten Weise zu unterstützen, auch noch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aus.

Berlin im August 1908.

Th. H. Pantenius.

Inhaltsangabe.

Seite

Kapitel I. Die vornormannische Zeit 1

Die für den Handel so überaus günstige Verteilung der Wasserläufe in der osteuropäischen Ebene. — Die Einwanderung der Slawen in diese Ebene. — Der Slawe ist hier von vornherein nicht nur Ackerbauer, sondern auch Jäger, Fischer, Bienenzüchter und Kaufmann. — Die Entstehung der Städte. — Die Mythologie der ostslawischen Stämme. — Die Verteilung der einzelnen Stämme über das Land. — Die Finnen im Norden und Nordosten. — Die Bolgaren, die Burtassen und die Chasaren. — Die Polen, die Litauer und die Letten. — Der unkriegerische Sinn der Ostslawen.

Kapitel II. Beginn der Herrschaft der Normannen 17

Die Normannen als Krieger. — Rurik, Sineus und Truwor setzen sich in Nowgorod fest. — Oleg erobert Kiew und zieht nach Byzanz. — Igors Feldzüge. — Die Einwanderung der Petschenjägen in die Steppe. — Der Handelsweg von Nowgorod nach Byzanz. — Olga nimmt in Byzanz das Christentum an. — Die Feldzüge Swjatoslaws. — Er wird auf dem Rückwege von der Balkanhalbinsel durch die Petschenjägen erschlagen. — Jaropolk besiegt Oleg und wird von Wladimir besiegt und getötet. — Wladimir als Heide — Rogneda. — Wladimir nimmt das Christentum an. — Jaroslaw siegt über Swjatopolk. — Die Ruszkaja Prawda und der Ustaw Jaroslaws. — Das Höhlenkloster in Kiew. — Die genealogische Stufenleiter, nach der die Glieder des Hauses Rurik das Land beherrschen. — Die Einwanderung der Polowzer in die Steppe. — Die Söhne und Enkel Jaroslaws. — Wladimir Monomach. — Andreas Bogoljubski — Die Zustände in Rußland zur Zeit der Teilfürstentümer.

Kapitel III. Der Einfall der Tataren und die Begründung ihrer Herrschaft 64

Dschingischan vereinigt mongolische und türkische Stämme zu einem Volk. — Die Eroberungen der Tataren in Asien. — Die Schlacht an der Kalka. — Eroberungszug der Tataren gegen das nördliche Rußland. — Die Tataren in Ungarn. — Plano Karpini am Hof des Großkhan. — Die Herrschaft der Tataren über Rußland. — Alexander Newski. — Daniel von Galizien.

Seite

Kapitel IV. Die Anfänge des Großfürstentums Moskau . . 81

Die Stellung der russischen Fürsten zu den Tataren. — Daniel von Moskau. — Der Kampf zwischen Moskau und Twer. — Iwan Kalita. — Die Freundschaft zwischen den Fürsten von Moskau und den Metropoliten. — Simeon der Stolze und Iwan II.

Kapitel V. Groß-Nowgorod und Litauen 88

Die Verfassung Nowgorods. — Die Stellung der Stadt zu Moskau und zu Litauen. — Mindowe als erster König von Litauen. — Gedimin. — Olgerd und Keistut im Kampf gegen Moskau, die Tataren, Polen und den deutschen Orden. — Jagiello stürzt Keistut. — Demetrius Donskoi schlägt die Tataren auf dem Kulikowschen Felde.

Kapitel VI. Wassili I., Wassili II. und Iwan III. 96

Jagiello wird durch die Vermählung mit Hedwig König von Polen. — Er muß Witowt als Großfürst von Litauen anerkennen. — Witowt wird an der Worskla von den Tataren geschlagen. — Die Schlacht bei Tannenberg. — Der Landtag von Horodlo. — Kampf zwischen Wassili I. und Witowt um Smolensk und Pskow. — Swidrigiello und Sigmund. — Wassili II. der Blinde. — Seine Kämpfe mit seinem Onkel Juri und Demetrius Schemjaka. — Das Konzil von Florenz. — Der Metropolit Isidor. — Wladislaw von Polen. — Sein Bruder Kasimir wird König von Polen. — Iwan III. — Er unterwirft Nowgorod. — Seine Vermählung mit Sophie von Griechenland. — Kampf Iwans gegen die Tataren. — Alexander Großfürst von Litauen. — Iwans Kampf mit ihm. — Die freireligiöse Bewegung in Nowgorod. — Der Sjudebnik Iwans III. — Vermählung des Thronerben Wassili.

Kapitel VII. Wassili III. 123

Die Unterwerfung von Pskow und Rjasan. — Der Krieg mit Litauen. — Fürst Michael Glinski. — Die Schlacht bei Orscha. — Der Feldzug gegen Kasan. — Die Kosaken. — Die Scheidung Wassilis von Salome. — Er heiratet Helene Glinski. — Der Moskauer Hof zur Zeit Wassilis III. — Die Staatsverfassung. — Die Mjestnitschestwo.

Kapitel VIII. Iwan, der Schreckliche 137

Die Herrschaft der Schuiski. — Der Tod Helenens. — Iwan erklärt sich als großjährig. — Er nimmt den Zarentitel an und heiratet Anastasia Romanow. — Sylvester und Adaschew. — Der Landtag von 1550 und die Kirchenversammlung von 1551. — Die Eroberung Kasans. — Die schwere Erkrankung Iwans. — Sturz Sylvesters und Adaschews. — Der Krieg um Livland. — Anastasias Tod. — Die Flucht des Fürsten Kurbski. — Iwans Übersiedlung in die Alexandrowskaja Sloboda. — Die Entstehung der Opritschnina. — Die Absetzung des Metropoliten Philipp. — Die Zerstörung von Twer und Nowgorod. — Der Kampf mit Stephan Bathory. — Possevin. — Iwan tritt Livland und Polozk an Litauen — Polen ab. — Der Frieden an der Pljussa. — Der Tod des ältesten Sohnes Iwans. — Die Eroberung Sibiriens.

Seite

Kapitel IX. Feodor. — Boris Godunow. — Demetrius. Die Zeit der Wirren 163

Der kleine Demetrius und seine Mutter werden nach Uglitsch verbannt. — Krieg gegen Schweden. — Die Katastrophe von Uglitsch. — Der Tod Feodors. — Boris wird Zar. — Sturz der Romanows. — Die Hungersnot von 1601. — Prinz Johann von Dänemark in Moskau. — Auftreten des Prätendenten Demetrius. — Grischka Otrepjew. — Der Prätendent fällt in Sjewerien ein. — Die Schlacht bei Dobrinitschi. — Die Belagerung von Kromy. — Boris stirbt. — Demetrius in Moskau. — Seine Vermählung mit Maryna. — Sein Tod. — Die Wahl Wassili Schuiskis zum Zaren. — Der Aufstand Bolotnikows. — Der zweite falsche Demetrius in Tuschino. — Das schwedische Hilfskorps unter Pontus de la Gardie, und Skopin-Schuiski. — Skopin-Schuiski stirbt. — Sigismund vor Smolensk. — Wassili Schuiski wird abgesetzt und Wladislaw zum Zaren gewählt. — Der falsche Demetrius wird ermordet. — Philaret von Sigismund als Gefangener behandelt. — Ljapunow, Trubezkoi und Zaruzki vor Moskau. — Minin und Poscharski in Nischni-Nowgorod. — Ein Landtag wählt Michail Romanow zum Zaren.

Kapitel X. Michail Feodorowitsch 189

Kampf gegen die drei Kronprätendenten: Marynas Söhnchen Iwan, den Prinzen Wladislaw von Polen und den Prinzen Karl Philipp von Schweden. — Die Zarin-Mutter Marfa. — Philaret kehrt aus der Gefangenschaft zurück. — Es entsteht die Leibeigenschaft. — Die Belagerung von Smolensk. — Der Tod Philarets. — Eroberung Asows durch die Kosaken. — Die Landtage. — Die gesellschaftlichen Verhältnisse Rußlands unter Michail. — Graf Waldemar Güldenlöwe in Moskau.

Kapitel XI. Alexei Michailowitsch 206

Der Günstling Morosow. — Der Aufstand vom Juni 1648. — Die Uloschenije von 1649. — Die Kosaken in der Ukraine. — Bogdan Chmelniczki. — Die Eroberung von Smolensk. — Alexei vor Riga. — Die Münzwirren. — Der Metropolit Nikon. — Der Aufstand unter Stenko Rasin. — Der erste Zusammenstoß mit den Türken. — Der Hof, die staatlichen und sozialen Verhältnisse Rußlands unter Alexei.

Kapitel XII. Feodor Alexejewitsch. — Peter der Große bis zum Ausbruch des Nordischen Krieges 226

Kampf der Miloslawski und der Naryschkin um die Macht. — Krieg gegen die Türkei. — Aufhebung der Mjestnitschestwo. — Die Großfürstin Sophie. — Iwan und Peter. — Peter in Preobraschenskoje. — Die Deutsche Slobode. — Sturz der Chowanski. — Wassili Golizyn. — Mazeppa. — Sophie wird gestürzt. — Peters Jugendjahre. — Die Eroberung Asows. — Die Reise Peters ins Ausland. — Die Meuterei der Strelitzen. — Peters Reformen. — Die Zustände in Livland und Schweden. — Die Reduktion und Johann Reinhold von Patkul. — Die Koalition gegen Schweden.

Kapitel XIII. Der Nordische Krieg und Peters Ausgang . . 248

Die Schlacht bei Narwa. — Karl XII. in Polen. — Patkuls Untergang. — Katharina. — Menschtschikow. — Die Grundsteinlegung zur

Seite

Festung Petersburg. — Die Schlacht bei Poltawa. — Die Eroberung Rigas. — Peter am Pruth von den Türken eingeschlossen. — Der Frieden von Nystadt. — Der Großfürst Alexei. — Die Neuorganisation des Staates durch Peter. — Die Abschaffung des Patriarchats. — Der Hof Peters. — Die Bedeutung seiner Reformen.

Kapitel XIV. Katharina I. — Peter II. — Anna Iwanowna 272

Die Thronfolgefrage. — Katharina wird Kaiserin. — Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. — Der Oberste geheime Rat. — Anna Iwanowna in Kurland. — Moritz von Sachsen. — Katharinas Regierung und Tod. — Ostermann. — Der Sturz Menschtschikows. — Die Großfürstin Natalie. — Peter II. verlobt sich mit Katharina Dolgoruki. — Peters Tod. — Versuch einer Beschränkung der absoluten Monarchie. — Anna Iwanowna wird trotzdem absolute Herrscherin. — Ernst Johann Biron. — Burchard Christoph von Münnich. — Die Belagerung von Danzig. — Münnichs Feldzüge gegen die Krim. — Die Zustände in Schweden. — Artemon Wolinski. — Annas Tod. — Ihr Hof.

Kapitel XV. Elisabeth 296

Auf Anna folgt zunächst der Sohn ihrer Nichte Anna Leopoldowna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig Bevern Iwan unter der Regentschaft Birons. — Biron wird durch Münnich gestürzt. — Elisabeths Jugend. — Der Marquis de la Chetardie. — L'Estocq. — Der Staatsstreich Elisabeths. — Das Schicksal der Familie Braunschweig. — Alexei Bestuschew-Rjumin. — Der Sturz L'Estocqs. — Der Herzog Peter von Holstein Gottorp. — Seine Vermählung mit der Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst. — Rußlands Teilnahme am siebenjährigen Kriege. — Die Schuwalows. — Lomonossow.

Kapitel XVI. Peter III. Katharina II. 313

Katharina als Großfürstin. — Die Brüder Orlow. — Nikita Panin der Ältere. — Peters Stellung zu Preußen. — Sein Sturz und Tod. — Katharina und die Geistlichkeit. — Die Ermordung Iwans in Schlüsselburg. — Poniatowski wird König von Polen. — Der Krieg mit der Türkei. — Die erste Teilung Polens. — Die „Gesetzgebende Kommission" und Katharinas „Instruktion" für sie. — Der Aufstand Pugatschews. — Die Gouvernementsverfassung. — Die Eroberung der Krim. — Katharinas Reise in die Krim. — Neuer Krieg mit der Türkei und Eroberung Otschakows. — Der Krieg mit Schweden. — Der Frieden von Jassy. — Die zweite und dritte Teilung Polens. — Katharina als Schriftstellerin. — Ihre „Favoriten". — Die russische Literatur im Zeitalter Katharinas.

Kapitel XVII. Paul 311

Panin wird Erzieher Pauls. — Pauls Vermählung mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt. — Ihr Tod. — Paul heiratet in zweiter Ehe Sophie Dorothea von Würtemberg. — Die Reise Pauls an die westeuropäischen Höfe. — Sein Leben in Gatschina. — Seine Vorliebe für Preußen. — Er entläßt Kosciuszko aus der Gefangenschaft. — Die von ihm erlassene Thronfolgeordnung. — Der Krieg gegen Frankreich. — Ssuworow in Italien. — Bonaparte versöhnt Paul. — Pauls Günstlinge. — Die Ermordung Pauls.

Seite

Kapitel XVIII. Alexander I. 355

Alexander und Katharina II. — „Das Triumvirat." — Speranski. — Die Reformen Alexanders I. — Die Verfassungsentwürfe Speranskis und Nowossilzews. — Der Krieg mit Frankreich bis zum Frieden von Tilsit. — Die Eroberung Finnlands. — Der Krieg mit der Türkei bis zum Frieden von Bukarest. — Araktschejew. — Der Einbruch Napoleons und die Feldzüge gegen ihn bis zur Einnahme von Paris. — Der Wiener Kongreß. — Die Verfassung des Königreichs Polen. — Die Gründung der russischen Bibelgesellschaft. — Die Militärkolonien. — Die Verschwörungen in der russischen Armee. — Der Großfürst Konstantin verzichtet auf den Thron.

Kapitel XIX. Nikolai I. 374

Nikolais militärische Neigungen. — Der Aufstand der Dekabristen. — „Ein Kaiser, eine Sprache, eine Religion." — Der Krieg mit Persien. — Der Krieg mit der Türkei. — Der Frieden von Bukarest. — Der Aufstand der Polen. — Die Petraschewskische Verschwörung. — Der Feldzug in Ungarn. — Der Krimkrieg. — Die russische Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunders: Karamsin, Dmitriew, Batjuschkow, Schukowski, Puschkin, Lermontow, Gribojedow, Gogol, Kolzew.

Kapitel XX. Alexander II. 395

Der Fall Sewastopols und der Frieden von Paris. — Die Aufhebung der Leibeigenschaft. — Die Reform der Justiz. — Die Landschaftsinstitutionen. — Die Städteordnung von 1870. — Die Unruhen unter den Studenten. — Der Aufstand der Polen. — Die revolutionäre Jugend geht „ins Volk". — Der Aufstand in der Herzegowina. — Der Krieg mit der Türkei. — Der Präliminarvertrag von San Stefano. — Der Kongreß von Berlin. — Die Eroberungen in Turkestan. — Der Kampf mit der revolutionären Jugend. — Die Ermordung Alexanders II. — Die russische Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Iwan Turgenew, Leo Tolstoi, Dostojewski.

Kapitel XXI. Alexander III. 412

Pobjedonoszew. — Der Gegensatz zwischen Alexander III. als Thronfolger und seinem Vater. — Die allgemeine Reaktion. — Die Lage des Landvolkes. — Alexander III. und der Fürst Alexander von Bulgarien. — Die russisch-französische Alliance. — Die Beziehungen zu China und Japan.

Kapitel XXII. Nikolai II. 420

Pobjedonoszew bleibt in Gunst. — Das Steigen der revolutionären Flut. — Der Kaiser warnt am 17. Januar 1895 vor „sinnlosen Träumereien" von einer Verfassung. — Das Unglück auf dem Chodynschen Felde. — Die revolutionären Studenten werden unter die Soldaten gesteckt. — Bogoljepow, Sipjagin, Plehwe werden ermordet. — Fürst Swjatopolk-Mirski. — Der Kronrat vom 2. Dezember 1904. — Der Streik in der Putilowschen Fabrik. — Gapon und seine Petition. — Die Ermordung des Großfürsten Sergei. — Das Manifest und das Reskript vom 18. Februar. — Der Krieg mit Japan. — Die Einnahme von Port Arthur und die Seeschlacht bei Tsuschima. — Der Frieden von Portsmouth. — Der Verfassungsentwurf

Digitized by Google

Seite

vom 19. Auguſt. — Das Manifeſt vom 30. Oktober. — Pobjedonoszew ſcheidet aus dem Staatsdienſt aus. — Die Revolution in den Oſtſeeprovinzen. — Goremykin wird Miniſterpräſident. — Das Reichsgrundgeſetz vom 8. Mai. — Die erſte Duma. — Stolypin wird Miniſterpräſident. — Die zweite Duma. — Die dritte Duma. — Rückblick auf die Geſchichte Rußlands: Rußland wurde ein Weltreich, aber kein Kulturſtaat. — Wie ſich Rußland vorausſichtlich weiter entwickeln wird. — Rußland und Deutſchland.

Die vornormanniſche Zeit.

Das Land, in dem im 9. Jahrhundert der Grundſtein zum Bau des ruſſiſchen Reiches gelegt wurde, trägt einen vom übrigen Europa durchaus abweichenden Charakter. Eine ungeheuere Ebene erſtreckt ſich hier vom Weißen zum Schwarzen und Kaſpiſchen Meer, vom Ural zur Weichſel. Kein Gebirge, kein tief in das Land einſchneidender Meerbuſen ſcheidet ſie in einzelne Teile. Nur zwei kaum zuſammenhängende Hügelreihen, der ſogenannte uraliſch-baltiſche und der uraliſch-karpathiſche Höhenzug durchziehen ſie von Oſten nach Weſten, und dienen wohl als Waſſerſcheiden, bilden aber keine natürlichen Völkergrenzen.

Das Fehlen von Gebirgen bewirkt auch, daß die Ebene, trotz der ſo verſchiedenen Breitengrade, über die ſie ſich erſtreckt, überall ein ſich ſehr ähnliches, durchaus kontinentales Klima hat. Die Nordwinde, die ungehindert über ſie hinſtreichen, laſſen im Winter auch noch das Aſowſche Meer und den nördlichen Teil des Kaſpiſchen gefrieren wie im Norden das Weiße und bedecken alle Flüſſe für längere oder kürzere Zeit mit Eis. Im Sommer bringen die Südwinde wieder bis hoch in den Norden glutheiße Tage.

Immerhin iſt die Ebene nicht überall von gleicher Beſchaffenheit, und es laſſen ſich von Norden nach Süden Zonen unterſcheiden.

An die nordiſche Tundra, die nur Renntierherden Nahrung gewährt, ſchließt ſich zunächſt ein breiter Gürtel, der von ſumpfigem Kiefernwald bedeckt iſt. Dieſe Zone, in der der Ackerbau auch heute noch bloß das doppelte Korn bringt, war im 9. Jahrhundert nur in ſehr trockenen Hochſommern oder bei ſtarkem Froſt überhaupt zugänglich. Für gewöhnlich konnte ſie allein auf dem dichten Netz von Waſſerläufen und Seen — im europäiſchen Rußland gibt es mehr als 5000 Landſeen, von denen die Mehrzahl in dieſer Zone

liegt — durchzogen werden, die hier die einzigen Wege bildeten, aber auch bewirkten, daß nur leicht zu überschreitende, nahe aneinander gerückte Landstreifen die riesigen Stromgebiete von einander trennten, die in diesen Sumpfwäldern ihren Anfang nehmen.

An diese Zone der Sumpfwälder reiht sich eine zweite Waldzone, in der sich zur Kiefer die Tanne, die Espe und Esche, vor allen Dingen die Birke gesellen. In ihr bringt heute der Acker schon das vierte Korn. Der Wald ist auch hier noch feucht, aber er zeigt doch schon trockene Teile. Je weiter er sich nun nach Süden erstreckt, um so fruchtbarer wird der Boden und um so mehr tritt an die Stelle des Nadelwaldes der Laubwald. Eiche, Linde und Ahorn bezeugen, daß der Boden — den man die „graue" Erde nennt — hier immer fruchtbarer wird, und diese dritte Zone reicht zum Teil schon in das Gebiet der berühmten „schwarzen" Erde hinein.

Die dritte Zone erstreckte sich im 9. Jahrhundert viel weiter nach Süden als heute. Zumal an den Flußläufen entlang gab es im Stromgebiet des Don und des Dnjepr noch große Wälder bis weit in die Steppe hinein, die letzten an der Ssamara, einem Nebenfluß des Dnjepr von links. In dieser Zone bietet der schon dankbare Boden heute dem Landmann die reichsten Ernten.

Diese drei Waldzonen stehen in einem scharfen Gegensatz zu der Steppe, die ihrerseits einst das ganze südliche Rußland vom Ural bis zur Donau umfaßte. Sie begann im 9. Jahrhundert südlich von Kiew und erstreckte sich ostwärts, nach Norden immer weiter vorrückend, über Tula bis nahe an Rjasan heran zur Wolga, überschritt diese und dehnte sich dann zwischen Ural und Kaspischem Meer hindurch weit nach Asien hinein. Auch sie aber war nicht überall von gleicher Beschaffenheit.

Ihr nördlicher Teil, auf dem sich heute endlose Weizenfelder hinziehen, besteht aus fruchtbarer schwarzer Erde, während sie mehr nach Süden und Osten hin zur Salzsteppe wird, die den Ackerbau unmöglich macht. Beide Zonen aber bieten dem Weidevieh reichliche Nahrung.

Im 9. Jahrhundert war dieser ganze ungeheuere Landstrich noch ein einheitliches Grasmeer und nur in den schmalen Niederungen, die die Steppe gleich leeren Flußbetten durchziehen, den Owragis, gedieh, vor den Winden geschützt, allerlei Buschwerk.

Das die Völker verbindende Meer erreichte die russische Ebene

nur durch die unwirtlichen Gestade des Weißen Meeres und durch die Steppenlandschaften an den Küsten des Schwarzen und Kaspischen. Aber zum Ersatz dafür wurde sie durch ein Netz von Wasserläufen durchzogen, wie es keinem anderen Lande der Welt beschieden ist, denn nicht weniger als vier große Stromgebiete und ein kleines, aber sehr wichtiges nehmen so nahe bei einander ihren Anfang, daß der Übergang von dem einen in das andere sich auch schon in einem Zeitalter mit Leichtigkeit vollzog, in dem man noch keine Kanäle kannte.

Von den Waldaihöhen herab kommt die Ssuchona, der westliche Quellfluß der Dwina. Nach ihrer Vereinigung mit dem von Süden kommenden Jug strömt die Dwina 630 km weit nach Norden und nimmt vom Osten her die 1000 km lange Wytschegda auf. Durch ihre von Osten her kommenden Nebenflüsse und Zuflüsse nähert sie sich dem Stromgebiet des Mesen, und von diesem führen wieder Wasseradern zu dem der 1500 km langen Petschora, von dem aus man nach Überschreitung enger Landstellen nach Asien hinüber zum Stromgebiet des Ob gelangen kann.

Aus demselben hügeligen Sumpf- und Waldlande fließt nach Norden in den Ilmensee der Lowat und stellt so durch den 200 km langen Wolchow, der aus dem Ilmensee in den Ladogasee fließt, eine Verbindung mit den großen Landseen, dem Ladoga- und Onegasee her, die ihrerseits wieder durch Flüsse miteinander in Verbindung stehen und durch die Newa einen Zugang zur Ostsee haben. Die Sümpfe umfassen in den Gouvernements St. Petersburg, Nowgorod und Pskow noch heute mehr als 3 Millionen Hektar.

In die Ostsee ergießt sich auch die gleichfalls von den Waldaihöhen kommende 860 km lange Düna, deren Stromgebiet 1400 □Meilen umfaßt, und deren Nebenflüsse sich denen des Dnjepr und dem Lowat so nähern, daß auch hier der Übergang von der einen Seite zur anderen schon früh gefunden werden mußte.

Nahe den Dünaquellen entspringt der 1860 km lange Dnjepr mit einem Stromgebiet von 8500 □Meilen.

Ein Nebenfluß von Osten, die Wjasma, kommt von der Wasserscheide zur Wolga, vom Lowat her wird der Dnjepr durch dessen Nebenfluß Kunja leicht erreicht, die ihm von rechts zuströmende Beresina entspringt unweit der Düna. Weiter südlich nähern sich die Desna mit dem Ssejm der zur Wolga fließenden Oka.

Und wieder auf den Waldaihöhen, weiter östlich noch als der

Dnjepr, nimmt der größte Strom Rußlands, die 3100 km lange Wolga mit einem Stromgebiet von 24330 □Meilen ihren Anfang. Ihre ersten Nebenflüsse von rechts, die Wasuga, die Twerza, die Mologa, entspringen ganz nahe der Zna, die als Msta in den Ilmensee fließt und weisen zugleich mit der Scheckšna auch wieder zum Stromgebiet der Dwina hinüber. Von Osten her strömt ihr noch die 1650 km lange Kama mit einem großen Stromgebiet zu, von Westen her schon vorher die Oka, deren Quellgebiet wieder nahe dem des 1650 km langen Don (Stromgebiet: 8000 □Meilen) liegt.

Dieses ganze ungeheure Netz zum Teil riesiger Ströme war im 9. Jahrhundert noch unvergleichlich wasserreicher als jetzt, denn die teilweise Entwaldung hat bewirkt, daß viele kleinere Flüsse, auf denen früher ein lebhafter Schiffsverkehr herrschte, heute nicht mehr schiffbar sind. Die kleineren Seen sind vielfach im Laufe der Jahrhunderte vertorft, die Sümpfe ausgetrocknet. Damals muß, namentlich zur Zeit der Schneeschmelze, der Übergang von einem Stromgebiet in das andere sich verhältnismäßig leicht vollzogen haben. Die Wasserläufe boten aber auch wenn der Frost sie in Banden geschlagen hatte, die Möglichkeit, auf ihrem Eise das von Urwäldern starrende Land selbst im Winter in Schlitten nach allen Richtungen zu durchziehen.

Und so bot die russische Ebene, so ungegliedert sie auch war, ihren Bewohnern doch die Möglichkeit, mit einander jederzeit in Verbindung zu treten.

In diese Ebene waren nun, teils aus dem Donautal verdrängt, teils von den Karpathen herabgestiegen, Slawen eingewandert. Nach ihrer Art folgten sie gern dem Lauf der Gewässer, denn der Slawe war überall, wenn es irgend anging, nicht nur Ackerbauer sondern auch zugleich Fischer und Jäger. So saßen die Slawen am oberen südlichen Bug und Dnjestr, so auch hart am Rande der Steppe am Dnjepr, denn in dieser selbst konnten sie sich neben den kriegerischen Nomadenvölkern, die einander in immer neuer Reihenfolge ablösten, nicht behaupten. In den Ausläufern der Waldzone aber bot ihnen die fruchtbare schwarze Erde Gelegenheit, in erster Reihe den Landbau zu betreiben. Hier wohnten sie in größeren Dörfern bei einander, in Hütten, die sie aus Schilf und Lehm mit etwas Zugabe von Dünger errichteten und mit Stroh deckten. Den Pflug zogen starke Stiere, Rinder- und Pferdeherden fanden reichliche Nahrung. Aber die Lebensbedingungen blieben nur zu unsichere, denn der verhältnis-

mäßige Wohlstand reizte die Nomaden immer wieder zu Überfällen, während sie selbst sich leicht jederzeit allen Angriffen entziehen konnten.

Aus diesen Landschaften waren die Slawen dann an den Flüssen entlang immer weiter in das Waldgebiet vorgedrungen. Hier stießen sie auf finnische Stämme, aber diese waren klein an Kopfzahl und meist nur Jäger. So wichen sie, wie es scheint ohne viel Kampf, vor den Slawen immer weiter nach Norden und Osten zurück.

Es ist von höchster Wichtigkeit für die Geschichte der Ostslawen geworden, daß das Land, in dem sie vordrangen, menschenleer oder doch nur von barbarischen Jägerstämmen bewohnt war. Wie viel besser hatten es die Germanen, die ihre Reiche überall auf den Trümmern einer alten Kultur errichteten, an die sie anknüpfen konnten, sobald sie das heroische Zeitalter überwunden hatten.

Die Ansiedelung der Slawen vollzog sich im Waldgebiet unter ganz anderen Bedingungen als im Grenzgebiet der Steppe. Hier konnten nicht ganze Gemeinden Wohnstätten finden, sondern einzelne Männer suchten hier im Boot nach Stellen, wo sich im Walde Wiesen fanden und eine Lichtung, die die Möglichkeit bot, ein wenig Acker zu schaffen. Hier hausten sie nun mit Weib und Kind, rodeten so viel wie durchaus nötig war, fingen Fische und suchten nach Bäumen, in deren Höhlungen die Bienen Honig eintrugen. Sie bahnten auch Fußpfade durch den Wald (Puti), an denen sie Schlingen für die Vögel und Fallen für die Pelztiere stellten. Diese Fußpfade wurden allseitig als Eigentum anerkannt und dienten oft auch als Grenzen der Dorfflur.

Auf der Lichtung entstanden nun das aus Balken roh gezimmerte Haus, der Viehstall, das Badehaus, in dem durch Begießen erhitzter Steine das nationale Schwitzbad hergestellt wurde. Zu ihnen gesellten sich, wenn die Familie wuchs, entsprechende Bauten. So entstand ein Weiler und in ihm ein Geschlecht, ein „Rod". In diesem gebot der Älteste, dem die jüngere Generation voll Ehrfurcht begegnete. Die Ostslawen hatten mehrere Frauen, doch scheint eine immerhin als die eigentliche Gattin gegolten zu haben. Von ihr wurde erwartet, daß sie sich nach dem Tode des Mannes über seinem Grabe erhängte. (Die oft zitierte Stelle bei Ibn Fatlan schildert doch wohl Ausnahmeverhältnisse unter den Kaufleuten.) Bei manchen Stämmen wurden die Frauen noch geraubt, bei anderen gekauft. Die Gastfreundschaft der Ostslawen wie der Slawen überhaupt wurde von Freund und Feind gleich sehr gerühmt,

den Gaſt freigebig zu bewirten und vor Gefahren zu ſchützen, galt als heilige Pflicht.

Aus dem Weiler gingen neue Niederlaſſungen hervor, deren Einwohner ſich gleichen Geſchlechtes mit denen des alten Wohnſitzes wußten und mit ihnen eine Landgemeinde, eine Oblaſt bildeten. Eine Anzahl Oblaſti bildeten dann den Stamm, Plemja.

In den Weilern herrſchte gemeinſamer Landbeſitz, es muß aber bald auch privates Eigentum an Land gegeben haben, und aus den Beſitzern dieſes Landes bildete ſich eine Art Adel. Wer ſich unter dieſen Privatbeſitzern durch Rat und Tat auszeichnete, der wurde wohl von der Oblaſt als Häuptling, als Knjas, anerkannt, und es ſcheint, daß es zum Teil auch Stammesfürſten gab, aber ihre Macht war im Frieden eine ſehr beſchränkte. Sie waren Richter und Heerführer im Kriege, im übrigen aber ganz an die Entſcheidungen der Volksverſammlungen, der Wjetſchi, gebunden. Schickte ein Stamm Geſandte ab, ſo waren ihrer zwei, von denen einer die Fürſten, der andere das Volk vertrat.

Da nicht nur die einzelnen Stämme, ſondern auch die Oblaſti und Geſchlechter oft infolge von Blutrache oder infolge von Grenzſtreitigkeiten in Kämpfe gerieten, und die Slawen, wo ſie unter Finnen wohnten, auch mit Überfällen von ihrer Seite zu rechnen hatten, ſo begannen ſie ſchon früh, ſich für den Kriegsfall Zufluchtsſtätten zu ſchaffen. Man wählte einen von Sümpfen umgebenen Hügel oder eine Stelle auf hohem Ufer, wo der Fluß eine Schleife machte und befeſtigte ſie mit vereinten Kräften durch Wall und Graben. Eine ſolche Befeſtigung hieß Gorodiſchtſche, und ihrer gab es Tauſende von ſehr verſchiedener Größe, je nachdem ſie von einem oder mehreren Geſchlechtern errichtet waren. Einige umſchloſſen nur eine Fläche von einem, andere umfaßten fünf und mehr Morgen. Sie waren nur Zufluchtsſtätten und blieben in friedlichen Zeiten unbewohnt.

Der Umſtand, daß der Slawe im Waldgebiet nicht nur Bauer, ſondern auch Fiſcher und Jäger war, mußte um ſo mehr einen lebhaften Handel wachrufen, als die Waſſerwege ja geradezu zu ihm einluden. Er ſpielte daher auch ſchon in der vornormanniſchen Zeit eine große Rolle und war ebenſowohl Ausfuhr- und Einfuhr- wie Tranſithandel. In erſter Reihe ſtand hier der Handel mit Rauchwaren. Orient und Okzident verlangten gleich ſehr nach den Fellen der in den ruſſiſchen Wäldern ſo zahlreichen Pelztiere. Zu

den einheimiſchen der Marder, Biber, Füchſe, Hermeline, Eichhörnchen, Bären, Vielfraße, Luchſe und Wölfe geſellten die Kaufleute noch von den Finnen des Nordens erworbene Felle der Zobel, ſchwarzen Füchſe und Eisbären. Nach Wachs war in den Kirchen des Abendlandes eine ſtarke Nachfrage, der Honig erſetzte noch überall den Zucker. Auch Elenhäute, Teer, Pottaſche waren geſuchte Artikel. Sehr entwickelt war ferner der Handel mit Sklaven und namentlich Sklavinnen nach dem Orient. Da die Frauen und die Kinder in den Kriegen jener Zeit immer zu Sklaven gemacht wurden, konnte der ſtarken Nachfrage durch ein entſprechendes Angebot gedient werden. Wurden doch auch die inſolvent gewordenen Schuldner und nicht eingelöſte Geißeln in die Fremde verkauft.

Die Einfuhr beſtand, ſo weit der Orient in Frage kam, aus Gold, Silber, Edelſteinen aller Art, echten und Glasperlen, Schmuckſtücken, Seidenſtoffen, Brokaten, Damaszenerklingen. Arabiſche goldene und ſilberne Münzen wurden, wie die Schatzfunde beweiſen, gern genommen. Aus dem Abendlande bezog man die geſchätzten frieſiſchen Tuche, Linnen, fränkiſche Schwerter, kupferne und eiſerne Gerätſchaften jeder Art. Es kamen durch den Handel auch fränkiſche und angelſächſiſche Münzen in das nördliche Rußland.

Man brachte die an der Oſtſee erworbenen Güter zu den Chaſaren an der Wolga und den ihre Märkte beſuchenden Arabern und führte die von dieſen eingetauſchten Edelſteine und die aus Byzanz geholten Goldbrokate nach Julin an der Oder oder nach Schleswig.

So bildete ſich eine beſondere Klaſſe von Menſchen, die der Kaufleute, die man „Gäſte“ nannte, und die den Sommer über raſtlos die Ströme befuhren, um an der Peripherie Handel zu treiben. Was ſie von ihr zurückbrachten, wurde dann, wenn der Froſt des Winters die Waldſümpfe zugänglich gemacht hatte, auf Schlitten in der Umgebung ihres Wohnſitzes den Märkten zugeführt, womit dann auch wieder der Einkauf der Landesprodukte verbunden war. Den „Gäſten“ wurde das Boot ſchließlich zum Symbol des Hauſes. In einem Boot überlieferte man ihren Leichnam den Flammen; wollte man einen Gaſt beſonders ehren, ſo trug man ihn im Boot vom Flußufer in die Stadt (Sage von Olgas Rache). Laſſen wir uns von einem arabiſchen Reiſenden, der ſlawiſche Kaufleute an der Wolga beobachtete, berichten, wie ſie ihren Handel betrieben. Er

ſchildert allerdings ſchon Ruſſen, aber die Art des Handels war doch wohl auch ſchon vorher dieſelbe.

„Die Ruſſen kommen aus ihrem Lande und werfen in der Wolga die Anker aus. Sie bauen ſich am Ankerplatz große hölzerne Häuſer und wohnen in ihnen je 10—20 Mann zuſammen. Ein jeder von ihnen hat eine Bank, auf der er mit den von ihm zum Verkauf mitgebrachten hübſchen Mädchen ſitzt.

Am Ufer haben ſie einen großen hölzernen Götzen errichtet, der ein menſchenähnliches Geſicht hat, und mehrere kleinere um ihn her. Zu dieſen begibt ſich der Kaufmann nach der Ankunft, opfert ihnen Brot, Fleiſch, Milch, Lauch, ein geiſtiges Getränk und ſpricht alſo: O Herr, ich komme von weit her mit meinen Mädchen — ſoundſo viel Köpfen — und meinen Zobelfellen — ſoundſo viel Stück — und ſo zählt er ſeine Waren auf. Dieſe Geſchenke, fährt er fort, bringe ich dir dar. Schicke du mir dafür einen Kaufmann mit Dinaren (arabiſche Goldmünze) und Dirgemen (arabiſche Silbermünze), der mir alles, was ich verkaufen will, abkauft, ohne zu feilſchen und zu ſchachern.“

Die Opfer wurden wiederholt, wenn ſich der Verkauf nicht glatt vollzog. Gelang er aber über Erwarten, ſo opferte der erfreute Kaufmann Rinder und Schafe. Ihre Köpfe wurden auf neben den Götzen ſtehende Pfähle geſteckt, ein Teil des Fleiſches unter die Armen verteilt, ein anderer vor den Götzen niedergelegt. War dieſes Fleiſch in der Nacht von den Hunden gefreſſen worden, ſo meinte der Kaufmann: „Der Herr iſt mir gnädig, er hat mein Opfer angenommen.“

Dieſe Kaufleute waren auch ſchon einer Schrift kundig, denn ſie ſchrieben auf eine Säule, die ſie über dem Grabe eines geſtorbenen Kameraden errichteten, deſſen Namen und den Namen ſeines Landesfürſten. Beide werden uns aber leider nicht genannt, ſo daß wir nicht wiſſen, in welcher Sprache es geſchah. Der weitaus wichtigſte Handelsweg führte ſchon ſeit lange den Dnjepr entlang über das Schwarze Meer nach und von Byzanz. Wir werden ihn noch näher kennen lernen.

Der rege Handelsverkehr bewirkte in Rußland wie überall ſonſt die Entſtehung von Städten. Sie entſtanden zunächſt an Stellen, wo viel begangene Handelswege ſich kreuzten, oder wo die Boote der Kaufleute ſich zu kleinen Flotten anſammeln mußten, um von Feinden bedrohte Stellen beſſer paſſieren zu können, oder wo der Binnenhandel zur Bildung von Stapelplätzen einlud. Hier nahmen Kaufleute verſchiedenſter Abſtammung ihren Wohnſitz, und damit bildete ſich in den Städten eine Bevölkerung, die nicht mehr dem Geſchlecht nach zuſammenhing.

Diese städtischen Siedelungen — die Sloboden — waren zunächst wohl nur Häuser, die sich während der Jahrmärkte füllten, erhielten aber bald ständige Bewohner und mußten schon zum Schutz der in ihnen lagernden Kaufmannsgüter befestigt werden. Dieser Umstand und die größere Zahl waffenkundiger Einwohner — denn der Kaufmann war in jener Zeit immer auch Krieger — gab ihnen bald ein großes Übergewicht über die Bewohner des flachen Landes. So wird die Stadt zum Mittelpunkt des Stammes, und auch der Stammesfürst nimmt in ihr seinen Wohnsitz. Ihre Wjetsch vertritt nun auch die Landgemeinden neben und eventuell über dem Fürsten.

Zu Beginn der normannischen Herrschaft bestanden an Städten: Ladoga, Nowgorod, Bjelosero, Murom, Rostow, Polozk, Smolensk, Ljubetsch am Dnjepr, Tschernigow, Kiew, aber außer ihnen gab es gewiß schon nicht wenige andere. Es ist kein Zufall, daß die fünf ersten in Gebieten lagen, in denen die Slawen noch unter zahlreichen Finnen saßen. Hier waren stark befestigte Orte mit einer ständigen kriegsgewohnten Bevölkerung besonders erforderlich, und von ihnen aus wurden die finnischen Stämme beherrscht. Die „Gorodischtsche" waren ja nur Zufluchtsstätten. Von den Städten aus aber erhob der Knjas, gefolgt von einem Gefolge von Kriegern, in winterlichen Umfahrten den in Pelzwerk bestehenden Tribut. In ähnlicher Weise gewann er dort, wo die Stadt innerhalb eines rein slawischen Gebietes lag, die Steuern, aus denen er seinen Unterhalt gewann (seine „Kormlenje").

In jeder Stadt bildete sich bald aus den besonders tapferen Männern, die sich im Kampf (Boi) bewährt hatten, eine Kriegerklasse, die Bojaren. Sie wurden eine Aristokratie erster Ordnung, an die sich bald eine zweiter Ordnung schloß, die der Bojarenkinder, die auch „Knaben" oder „Stiefsöhne" (Otroki, Passinki) hießen, und die wohl ursprünglich wirklich Söhne oder Adoptivsöhne der Bojaren waren. Bojaren und Bojarenkinder bildeten das kriegerische Geleit der Fürsten und standen im Kriege in erster resp. zweiter Reihe. An sie schlossen sich die ja ebenfalls kampfgewohnten Kaufleute.

Die Bürgerschaft gliederte sich nach den Zahlen 10, 100 und 1000 mit einem Zehntmann Desjatski, einem Hundertmann Ssotski, einem Tausendmann Tyssjatski an der Spitze, doch ist das nicht so zu verstehen, daß es sich wirklich genau um 10 oder 100 Familienväter handelte. Es waren nur eben kleinere oder größere administrative Einheiten. Der Tyssjatski war der Vertreter der Bürger-

schaft neben dem Fürsten, resp. gegen ihn, wenn es der Wjetsch so gefiel.

Wollen wir uns ein Bild davon machen, wie es in der Volksversammlung, der Wjetsch, herging, so kann uns dabei eine Schilderung von Nutzen sein, die der Engländer Mackenzie Wallace von einer heutigen russischen Gemeindeversammlung entwirft. Nur müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß in jenen rauheren Zeiten die etwa in Zorn geratene Gemeinde ihrem Unwillen durch Totschlag und Plünderung Ausdruck gab.

„Der Älteste (Schulze)," sagt Mackenzie Wallace, „hat nur die Exekutivgewalt. Alle wirkliche Macht ruht in der Versammlung, zu der alle Familienhäupter gehören. Der einfache, durchaus nicht formelle Gang der Verhandlungen zeigt deutlich den wesentlich praktischen Charakter der Vereinigung. Die Versammlungen finden unter freiem Himmel statt, weil das Dorf kein Gebäude enthält, das groß genug wäre, alle Mitglieder zu fassen. Irgend ein freier Raum, der groß genug und am wenigsten kotig ist, dient als Forum. Die Diskussionen sind zuweilen sehr belebt, aber eigentliche Reden werden selten gehalten. Sollte ein junges Mitglied die Neigung zeigen, sich oratorisch zu ergehen, so wird sein Redefluß gewiß von einem der älteren Mitglieder, die für Schönrednerei keinen Sinn haben, ohne weiteres unterbrochen. Die ganze Versammlung sieht wie eine Menschenmenge aus, die der Zufall zusammenführte und die, in kleine Gruppen gesondert, örtliche Angelegenheiten bespricht. Nach und nach zieht eine der Gruppen, die zwei oder drei Bauern von größerem moralischen Einfluß enthält, die anderen an, und die Diskussion wird eine allgemeine. Zwei oder drei Bauern können zugleich sprechen und einander ungehindert unterbrechen, wobei sie sich meist einer offenherzigen, ungeschminkten und keineswegs parlamentarischen Sprache bedienen, und die Diskussion kann sich für einige Minuten zu einem verwirrenden, unverständlichen Lärm gestalten, aber gerade dann, wenn der Zuschauer glaubt, daß die Besprechung sich in eine Schlägerei verwandeln muß, hört der Tumult plötzlich auf, oder allgemeines Gelächter deutet an, daß jemand durch ein starkes argumentum ad hominem oder eine beißende persönliche Bemerkung getroffen worden ist. Es ist in keinem Fall Gefahr vorhanden, daß diese Zwiste in Tätlichkeiten ausarten. Theoretisch hat das Dorfparlament einen Vorsitzenden in der Person des Ältesten. Es gehört aber nicht zu seinem Amt, diejenigen, die die Verhandlungen unterbrechen, zur Ordnung zu rufen. Nennt er eines der ehrenwerten Mitglieder Durak (Dummkopf) oder unterbricht er einen Redner durch ein lakonisches Moltschi! (schweige), so tut er das nicht von Amts wegen, sondern weil das ein durch die Sitte entstandenes Vorrecht jedes Anwesenden ist, von dem auch dem Ältesten gegenüber Gebrauch gemacht werden kann. Dieser tritt nur in den Vordergrund, wenn eine Abstimmung nötig wird. Dann wird er sich vielleicht vor die Menge hinstellen und sagen: ‚Rechtgläubige, habt Ihr so beschlossen?' Und die Menge wird wahrscheinlich antworten: ‚Jawohl, einverstanden.' Erfolgt diese Akklamation aber nicht, und ist es schwierig, festzustellen, wofür die Majorität sich entscheidet, so stellt sich auf Aufforderung des Ältesten die eine Partei rechts, die andere links auf. Die beiden Gruppen

werden dann gezählt, und die Minorität unterwirft sich, denn niemand denkt je daran, sich einem Beschluß des ‚Mir' offen zu widersetzen."

Ähnlich ging es — nur mit der oben gemachten Einschränkung — auch bei den alten Ostslawen her, gleichviel, ob es sich um Beschlüsse der Dorfgemeinde (des Mir) oder einer Versammlung der Oblast oder einer städtischen Wjetsch handelte.

Wie das Dorf schuf sich auch die Stadt ihre Grenzen (Rubesch — von rubitj = Holz schlagen), indem sie mit der Axt alte Bäume zeichnen ließ und in ihnen die Grenzmale schuf.

Daß der russische Bauer nicht nur Ackerbauer, sondern immer auch gleichzeitig als Jäger und Bienenzüchter ein Gewerbe betrieb (Promyschlenik war), und daß anderseits die Städter nicht Ackerbürger, sondern Kaufleute waren, verleiht der mit der Herrschaft der Normannen beginnenden heroischen Zeit des sich neubildenden russischen Volkes einen besonderen Charakter. Neben dem Krieger kommt immer auch der Kaufmann zum Wort und zu seinem Recht. Infolgedessen hat die geschichtliche Entwicklung der Ostslaven von vornherein einen ganz anderen Charakter als die der Deutschen. Diese sind ursprünglich ein Volk von Bauern, bei denen sich erst spät ein Städteleben entwickelt; jene gehen vom Städteleben aus und werden erst später durch die Ungunst der Verhältnisse zu einem Bauernvolk.

Die Mythologie der ostslawischen Stämme war wenig entwickelt, was bei dem Fehlen einer Priesterklasse nicht wundernehmen kann. Der oberste Gott, der Gott der Götter, war Swarog, aber an ihn wagte sich der Mensch, hier wie überall sonst, in scheuer Ehrfurcht nicht heran. Zugänglicher erschienen und allgemein verehrt wurden Perun und Daschbog, ersterer als Gott des Gewitters und des wohltätigen Regens, letzterer als Gott des Lichtes, der Sonne. Daschbog hieß auch Chors und scheint auch unter dem Namen Woloß als Beschützer des Viehs verehrt worden zu sein. Er war wohl zugleich der Gott der Kaufleute wie Perun der Gott der Krieger. Darauf läßt wenigstens schließen, daß die Kaufleute und Krieger, die einen Vertrag mit Byzanz abschlossen, ihn unter Anrufung von Woloß und Perun beschworen. In dem Gesang auf den Feldzug Igors wird der Sänger Bojan der „Enkel des Woloß" genannt. Dieser scheint also auch der Schutzpatron der Dichter gewesen zu sein.

Makosch hieß die Göttin der Gebärenden und damit der Frauen.

Als ihre Dienerinnen wurden als Hilfsgöttinnen die Wilen gedacht, die den Geborenen Glück oder Unglück brachten.

Außer diesen Göttern gab es noch eine große Anzahl anderer, über die wir aber nicht näher unterrichtet sind. Neben ihnen fehlte es nicht an Geistern, Personifikationen des häuslichen oder des Naturlebens. Im Hause (Domm) lebte der Domowoi und wollte freundlich gestimmt werden, wie der Sswarotschitsch, der Geist des Feuers auf dem Herde. Im Walde (Ljeß) wohnte der Ljeschi, der Waldgeist, mit (moos-)grünem Bart und mit einem vernehmbaren (Specht-) Gelächter; im Wasser (Woda) der Wodjanoi, der als Greis mit aufgetriebenem Bauch und geschwollenem Gesicht (ein Bild eines Ertrunkenen) gedacht wurde. Im Wasser, aber auch im Walde lebten die Russalken, weibliche Wesen in langen, weißen (Nebel-) Gewändern. Man glaubte sie in den Flüssen, aber auch in den Zweigen der Waldbäume wohnend und opferte ihnen Linnen. Sie lockten auch, im hohen Korn versteckt, um die Mittagsstunde die Kinder an sich.

Von den Zugvögeln nahm man an, daß sie die Seelen der Verstorbenen wären.

Im Frühling legte man auf den Gräbern der Eltern gelb- oder rotgefärbte Eier nieder und verzehrte andere bei den Frühlingsfesten als Symbole des organischen Werdens. Die Göttin der Liebe hieß Lada, und ihr waren die von der Jugend gesungenen Frühlingslieder gewidmet.

Verehrt wurden auch durch Alter und Umfang erstaunenerregende Bäume (aus dem Leben Ottos von Bamberg kann man ersehen, wie lieb diese Bäume den Slawen waren, sie erflehen dort mit Erfolg ihre Erhaltung), besonders große eratische Steinblöcke, die Quellen. Tempel scheinen die Ostslawen ursprünglich nicht gehabt zu haben, wohl aber gab es später solche in Nowgorod wie in Kiew. Vielleicht waren sie auf Anregungen der Normannen entstanden. Götzenbilder gab es im 9. Jahrhundert jedenfalls. Die Westslawen hatten Tempel, von denen die in Rhetra an der Tollense und Arkona weithin berühmt waren und uns ausführlich beschrieben sind. In Stettin gab es vier.

Es gab Leute, die man für Zauberer hielt, und sie scheinen einen großen Einfluß geübt zu haben; doch ist der Bericht eines arabischen Schriftstellers, nach dem sie ohne weiteres jeden Menschen und jedes Tier als ein den Göttern wohlgefälliges Opfer bezeichnen

Digitized by Google

und durch eine übergeworfene Schlinge erwürgen konnten, wohl übertrieben.

In der Mitte des 9. Jahrhunderts zerfielen die das heutige Rußland bewohnenden Slawen in folgende Stämme: Am oberen Dnjeſtr, auch an den Hängen der Karpathen ſaßen die Chorwaten, am unteren die Tiwerzen. Zu beiden Seiten des ſüdlichen Bug wohnten die Buſchanen, die auch Duljeben hießen, an der Mündung des Dnjepr die Ulitſchen. Da, wo der Dnjepr ſich anſchickt, in die Steppe zu treten, war die Heimat der Poljanen (Kiew), von der öſtlich im Stromgebiet der Deſna die Sſewerier (Tſchernigow), weſtlich, um den Teterew, die Drewljanen wohnten. Nördlich von den Sſewerern ſiedelten an der Sſoſcha die Radimitſchen und an der oberen Oka die Wjatitſchen. Zwiſchen Pripet und Düna wohnten die Dregowitſchen, auf dem rechten Ufer der oberen Düna ſelbſt die Polotſchanen (Polozk), die ein Zweig der im Quellgebiet von Düna, Dnjepr und Wolga hauſenden Kriwitſchen (Smolensk) waren. Die Anwohner des Ilmenſees endlich hießen Slawjanen (Nowgorod). Die ganz im Süden wohnenden Stämme müſſen ſchon bald in die Nomadenvölker aufgegangen ſein oder ſich nach Norden zurückgezogen haben.

Ein anderes Band als das der gemeinſamen Sprache und vielfach gemeinſamer Religion und Sitte verband dieſe Stämme nicht.

Trotzdem waren im Norden und Norſtoſten ſchon inmitten finniſcher Stämme, der Weſen oder Weſpen und der Meren, ſlawiſche Städte entſtanden, Bjeloſero unter den Weſen, Roſtow und Sſusdal unter den Meren, Murom an der unteren Oka. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß ſie dieſe Stämme beherrſchten, d. h. Tribut von ihnen erhoben wie Nowgorod von den finniſchen Ingrern und Woten, die beide auch wie die Eſten Tſchuden genannt wurden, an der Newa und am Südufer des Ladogaſees.

Dieſe nördlichen Finnen waren nicht mehr reine Jägervölker, ſondern wohnten ſchon in Dörfern und betrieben Ackerbau und Viehzucht. Ackerbau mit Hilfe des Schwendens, d. h. man brannte ein Stück Wald ab und entnahm dem durch die Aſche gedüngten Boden ein paar Ernten. Zumal der Flachs gedieh auf dieſen urwüchſigen Feldfluren. Sonſt ſollen auch Weizen (?) und Gerſte gebaut worden ſein.

Die Finnen lebten in Einehe und wohnten in Dörfern, die ſich zu Gaugemeinſchaften, Kihlakunta, zuſammenſchloſſen. Auch bei

ihnen kommen Häuptlinge vor, die aber wesentlich nur Anführer im Kriege gewesen zu sein scheinen. Eine eigentliche Aristokratie gab es unter ihnen nicht. Ihre Religion war im wesentlichen Schamaismus; man glaubte durch Zaubermittel die Einflüsse der bösen Geister zunichte machen zu können. Zaubertrommeln, bestimmte Formeln dienten diesem Zweck. Noch bis ins 16. Jahrhundert galten finnische Zauberer bei den Russen als der Zukunft kundig und wurden von ihnen als Wahrsager befragt.

Im Norden der Wesen und im Nordosten der Meren lag von der oberen Kama bis zum Weißen Meer das finnische Land Biarmien, das durch seinen Pelzreichtum wohlhabend und später von Nowgorod unterjocht wurde. Diese Landschaft hieß dann: „Hinter der Tragstelle", Sawolotschje.

An der oberen Wolga wohnten die Bolgaren, deren etwa 10000 Einwohner zählende Hauptstadt Bolgar am Fluß lag und in der der Zar residierte. Sie waren Ackerbauer, trieben aber auch viel Handel, indem sie von den weiter oberhalb der Wolga wohnenden Slawen Pelzwerk erwarben und es stromabwärts zu den Chasaren brachten. Die Bolgaren nahmen um 922 den Islam an.

Weiter stromabwärts wohnten die den Chasaren tributpflichtigen Burtassen, deren Hauptstadt in der Nähe von Ssaratow lag. Sie bewohnten die Landschaften, die heute die Gouvernements Ssaratow, Ssimbirsk, Pensa und Tambow bilden. Sie lebten ohne nationales Oberhaupt unter Dorfältesten, zum Teil als Jäger in den Waldungen, zum Teil als Nomaden in der Steppe. Sie stellten den Chasaren ein Hilfsheer von 10000 Reitern.

Vom unteren Lauf der Wolga ab geboten die Chasaren über die weiten Steppen bis zum Fuße des Kaukasus und bis zur Mündung des Dnjepr. Ihre Hauptstadt Itil lag etwas unterhalb des heutigen Astrachan, und von ihr aus beherrschte ihr Oberhaupt, der Chakan, sein weites Reich. Der herrschende Stamm scheint bei den Chasaren ein türkischer gewesen zu sein, sie waren aber offenbar ein Mischvolk von Türken, Finnen und Slawen, und ihre Aristokratie hatte den jüdischen Glauben angenommen. Der eigentliche Fürst, der Chasar-Chakan, spielte zu der Zeit, in der wir durch die arabischen Reisenden über diese Verhältnisse unterrichtet werden, etwa die Rolle des japanischen Mikado. Er lebte zurückgezogen in seinem Palast, einem Bau aus Ziegelsteinen, und zeigte sich nur alle vier Monate dem Volk, das dann vor ihm zu Boden sank. Nur die obersten

Beamten hatten Zutritt zu ihm. Die wirkliche Macht aber lag in den Händen des Chagan-Beg, der zwar dem Fürſten alle äußeren Ehren erwies, aber tat, was er wollte. Er verfügte über ein ſtehendes Heer von 10—12000 Mann und ein ſtarkes gutbewaffnetes Volksaufgebot. So konnte er ſich die Slawen am Dnjepr, der Deſna und dem oberen Don tributpflichtig machen.

Die Chaſaren ſtanden in regem Verkehr mit Byzanz, von dem aus ſie in jeder Weiſe unterſtützt wurden, um ſie gegen die Perſer einerſeits, die Slawen an der Donau anderſeits auszuſpielen. Chakane erhielten byzantiniſche Prinzeſſinnen zu Frauen, zwei Kaiſer heirateten Chaſarinnen.

Nach Weſten grenzten die Oſtſlawen an andere Slawenſtämme, aus denen ſpäter die Polen entſtanden und die ſich wohl in nichts Weſentlichem von ihnen unterſchieden, im Nordweſten an die Litauer. Dieſe ſaßen als Jatwägen am Narew und weſtlichen Bug, als eigentliche Litauer am oberen Niemen und der Wilja, als Schmuden oder Samaiten am Niemen. Sie hatten keine Städte und lebten unter zahlreichen Häuptlingen in Dörfern, die durch hölzerne Burgen beſchützt wurden, die in der Art der Gorodiſchtſche im Kriegsfall als Zufluchtsſtätten dienten und bei den Letten Pilskalni hießen. Sie trieben etwas Ackerbau, lebten aber in erſter Reihe von der Jagd und Bienenzucht. Merkwürdigerweiſe waren die Litauer, obgleich ihr Land von Wäldern ſtarrte, vorzügliche Reiter und führten als ſolche die verwegenſten Raubzüge aus. So zog z. B. eine litauiſche Schar durch Kurland bis an deſſen äußerſte Spitze, ging von ihr aus über das gefrorene Meer nach der Inſel Oeſel, ritt dann wieder über das Meer ins Land der Eſten und kehrte von da durch das Gebiet der Letten zurück. Ihre religiöſen Vorſtellungen, ihre Sitten, über die wir ſehr wenig wiſſen, ſcheinen denen der Oſtſlawen geglichen zu haben. Auch bei ihnen folgte die Frau dem Mann in den Tod, indem ſie ſich erhängte. Verſtehen wir eine Stelle bei Heinrich dem Letten recht, ſo nahmen ſich auch die Männer nach einer Niederlage durch Erhängen das Leben. Es ſieht ſo aus, als ob es bei den Litauern ſchon früh eine Ariſtokratie gab, doch iſt auch hierüber für dieſe frühe Zeit nichts Sicheres bekannt. Die Litauer waren jedenfalls ungleich kriegeriſcher als die Oſtſlawen.

An die Litauer grenzten nach Norden, im öſtlichen Kurland und ſüdöſtlichen Livland, zwei ihnen nahe verwandte, aber unkriegeriſche, ackerbauende lettiſche Stämme, die Semgallen und Lettgallen. Im

nördlichen Livland und in Eſtland waren die finniſchen Eſten die Nachbarn der Oſtſlaven. Von ihnen gilt im weſentlichen, was von den Finnen am Ladogaſee geſagt wurde, nur waren ſie tatkräftiger als dieſe und ſchon ausgeſprochene Ackerbauer.

Der Oſtſlawe war kein geborener Krieger. Wohl griff er, wenn er mit dem Nachbar, dem blutsverwandten oder dem fremden, nicht anders auskam, zum Schwert, am liebſten aber ſetzte er ſich mit ihm friedlich auseinander. Und ſo iſt er bis auf den heutigen Tag geblieben, obgleich es ſich ſo fügte, daß er ſich eine Welt eroberte. Noch unter Peter dem Großen konnten die nationalruſſiſchen Offiziere es gar nicht begreifen, daß ihre ausländiſchen Kameraden ſich auf einen in Ausſicht ſtehenden Krieg freuten und nahmen es ihren Leuten gar nicht übel, wenn dieſe ſich unter einem Vorwand um die Teilnahme an einem Feldzug zu drücken ſuchten (Korb). Noch während des Krieges mit Japan äußerten junge Ruſſen ganz unbefangen jedermann gegenüber ihre Genugtuung, daß ſie ſich durch Beſtechung der Wehrpflicht entziehen konnten, und wurden deshalb von nicht wenigen Kameraden nicht verachtet, ſondern beneidet. Die Oſtſlawen taten und tun im Kriege ihre Pflicht, aber ohne jede Luſt am Kriegshandwerk, und waren immer froh, wenn der Krieg vorüber war. Erſt ein Einbruch von kriegsluſtigen Germanen verhalf ihnen zu einem heroiſchen Zeitalter und damit zur nationalen Einheit.

Beginn der Herrschaft der Normannen.

Im 9. Jahrhundert ergießt sich von den skandinavischen Ländern aus eine Völkerwanderung im kleinen über den Norden Europas. Unter der Führung ihrer Häuptlinge fahren anfangs kleine Gruppen von Normannen an die Küsten der Westslawen, des Frankenreichs, Englands, Irlands, um zu rauben und zu heeren. Bald tun sie sich zu immer größeren Scharen zusammen, dringen die Flüsse hinauf und verbreiten überall Furcht und Entsetzen. Schließlich setzen sie sich an der unteren Seine, in Irland, in Britannien fest und begründen normannische Staaten, von denen aus dann wieder Niederlassungen im fernen Mittelmeer entstehen. Diese Normannen sind erfüllt von der altgermanischen Lust am Kampf. Gewiß, ihr Sinn steht auch auf die Bereicherung durch Raub und Eroberung, aber der Kampf ist ihnen zum Teil Selbstzweck, ihre Phantasie ist erfüllt von kriegerischen Bildern und der wilden Poesie des Kampfes. Die Helden ihrer Sagen nutzen den Sieg schonungslos aus, gehen lächelnd unter den größten Martern zugrunde, wenn sie erlagen. Dem besiegten und gefangenen Heerkönig brach der Sieger den Brustkasten auseinander, daß er wie die Flügel eines Adlers vom Rumpf abstand, und der Gequälte ertrug das, so wurde von ihm erwartet, ohne einen Schmerzensschrei.

Es liegt auf der Hand, daß diese Normannen nicht nur westwärts zogen und dem unmittelbar vor ihnen liegenden Lande der Ostslawen fern blieben. Das war um so weniger möglich, als sie schon vor der Zeit, in der sie alle zu Kriegern wurden, den Weg kannten, der den Kaufmann den Dnjepr abwärts nach Byzanz führte. Mancherlei spricht dafür, daß sie in älterer Zeit den Dnjepr durch die Düna, deren Nebenfluß Ulla und die Beresina erreichten, später aber fuhren sie durch die Newa in den Ladogasee, aus diesem

den Wolchow aufwärts in den Ilmensee, von ihm aus in den Lowat und erreichten von da aus über Tragstellen den Dnjepr. Am Wolchow nun stießen sie auf die Slawjanen und ihre Stadt Nowgorod, die in lebhaften Beziehungen zu den Gestaden der Ostsee stand. Die Nowgoroder scheinen eine Zeitlang selbst über das Meer gefahren zu sein, nach Jumne an der Oder und Schleswig, konnten sich aber den Normannen gegenüber nicht behaupten, und ihre Stadt war bald im wesentlichen darauf beschränkt worden, ein großer Stapelplatz zu werden, in dem die Seefahrer Waren hielten, und zu dem sie andere brachten. Die Lage Nowgorods, 5 km unterhalb des Ausflusses des Wolchow aus dem Ilmensee, war die denkbar günstigste. Durch den Wolchow stand es in Verbindung mit der Ostsee, durch die Msta, die in den See von Osten mündet, mit den Stromgebieten der Dwina und Wolga, durch die von Westen kommende Schelona mit dem Peipussee, durch den Lowat, der aus dem Süden in den Ilmensee fließt, mit den Stromgebieten der Düna und des Dnjepr. Wie die Fäden eines Spinnennetzes gingen die schiffbaren Wasserläufe von Nowgorod aus nach Nord und Süd, nach Osten und Westen.

Hier nun rissen zuerst Normannen die Herrschaft an sich.

Wie das geschehen sein soll, erzählt uns die älteste uns erhaltene ostslawische Chronik, die zwar erst zwischen 1093—1113 im Wydubitzki-Kloster in Kiew niedergeschrieben wurde, aber zweifellos auf Grund viel älterer Aufzeichnungen und der noch in den Städten umlaufenden Sagen verfaßt wurde. Eine dieser älteren Chroniken, die in der Urchronik aufgingen, war von einem Mönche Nestor verfaßt worden, ihn hielt man deshalb lange für den Verfasser auch der Urchronik. Jetzt aber nimmt man an, daß sie von dem Abt Sylvester zusammengestellt wurde.

Das von Nestor bewohnte Kloster war das angesehenste der Stadt. Nicht nur die Bojaren und Kaufleute Kiews, sondern auch die Fürsten und ihre Gefolgsleute kehrten oft und gern in ihm ein, und der Verfasser der Chronik konnte von ihnen erfragen, was immer sich von mündlicher Überlieferung erhalten hatte, konnte die Sagen und Heldenlieder kennen lernen, die in der Halle der Fürsten vorgetragen wurden. Durch diese Gönner wurden dem Chronisten auch eine Anzahl Urkunden zugänglich, die er gewissenhaft seinem Werk einverleibte und die für uns vom höchsten Wert sind. Sehr auffallend und charakteristisch ist das lebhafte Interesse, das dieser

Mönch an allen mit dem Handel im Zuſammenhang ſtehenden Vorgängen nimmt.

Die Urchronik alſo ſchildert die Vorgänge in Nowgorod ſo: Um die Mitte des 9. Jahrhunderts hatten Normannen die ſlawiſchen Slawjanen und Kriwitſchen und die finniſchen Weſen und Tſchuden unterworfen, wurden aber durch eine Volkserhebung wieder vertrieben. Die alſo Befreiten konnten aber zu keiner ſie befriedigenden Ordnung gelangen und beſchloſſen daher, Fürſten normanniſchen Stammes zu ſich zu rufen. Sie ſchickten deshalb Geſandte über das Meer zu drei normanniſchen Häuptlingen aus dem Stamm der Ruſſen: Rurik, Sſineus und Truwor und ließen ihnen ſagen: „Unſer Land iſt groß und reich, aber es iſt keine Ordnung in ihm. Kommt zu zu uns, ſeid unſere Fürſten und herrſcht über uns.“ Die drei Brüder folgten dieſem Ruf und zogen mit ihren Mannen (Druſchinen = Droſten) über die See. Rurik nahm ſeinen Sitz erſt in Ladoga am Ausfluß des Wolchow in den Ladogaſee, dann in Nowgorod, Sſineus in Bjeloſero, Truwor in Isborsk (ſüdweſtlich von Pſkow). Nach dem Tode der Brüder wurde Rurik Alleinherrſcher.

So die Überlieferung. Das Tatſächliche wird wohl darin beſtanden haben, daß in der Tat dieſe normanniſchen Häuptlinge Hrörekr (der Name kommt mehrfach bei den Normannen vor), Sſikniutr und Thorwardr ſich in dieſen Städten feſtſetzten. Sie ſaßen wohl urſprünglich nördlich und ſüdlich vom Mälarſee. Die Bewohner dieſer ſchwediſchen Küſte wurden von den Finnen Roßen oder Rußen genannt, woraus die Bezeichnung Ruſſen entſtand, die nun auf das ſich bildende neue Volk überging. Im allgemeinen hießen die Normannen, die als kriegsgewohnte Kaufleute durch die Länder der Oſtſlawen nach Byzanz zogen, Warjägi, ein Name, der aus Vjarinjar entſtanden war. So hießen bei den Normannen ſelbſt die Gefolgsmannſchaften der Fürſten. In den ruſſiſchen Städten mochten wohl ſchon viele normanniſche Kaufleute leben und ſie mögen auch gern die kriegeriſchen Waräger als Geleitmannſchaften ihrer Bootkarawanen in ihre Dienſte genommen haben. Vielleicht iſt die Berufung der drei Brüder ſo zu verſtehen. Dieſe aber ſetzten ſich bald als Herren im Lande feſt.

Wahrſcheinlich vollzog ſich nun die Begründung der Normannenherrſchaft ſo, daß in vielen Oblaſt ein Mann der Fürſten an die Stelle des Knjaſen trat, während in anderen, falls er ſich der neuen Herrſchaft anſchloß, der ſlawiſche Knjas blieb, was er war, denn

die Normannen ſcheinen wenig zahlreich geweſen zu ſein. Daraus würde ſich zweierlei erklären: einmal, daß die Sieger, trotz aller Unterſtützung durch neu zuwandernde Landsleute, ſo ſchnell mit den Beſiegten verſchmolzen und zweitens, daß hier keine Feudalherrſchaften entſtanden, ſondern das ſlawiſche, demokratiſche Prinzip ſich erhielt, der Einfluß der Wjetſch ſich neben den Fürſten behauptete, ja bald wieder der ausſchlaggebende wurde.

Die normanniſchen Fürſten waren immer von einem Gefolge von Kriegern umgeben, die ſich ihnen freiwillig angeſchloſſen hatten und mehr ihre Kameraden als ihre Diener waren. Dieſe „Mannen" (Droſte) wurden von den Slawen „Druſchinen" genannt. Die ruſſiſchen Fürſten nahmen unter ſie ſehr bald auch Slawen auf, doch bildeten Normannen noch lange den Kern dieſer Scharen, und erſt in den letzten Jahren Wladimirs ſcheint ein nationaler Gegenſatz empfunden worden zu ſein, was aber nicht verhinderte, daß die ruſſiſchen Fürſten auch ſpäter noch normanniſche Waräger anwarben.

Als das Jahr, in dem die Begründung der Normannenherrſchaft ſtattfand, wird offiziell 862 feſtgehalten, obgleich ſie wohl ſchon in das Jahr 850 zu verlegen iſt.

Die drei Brüder waren nicht die einzigen Normannen, die ſich unter den Oſtſlawen feſtſetzten. Zwei andere, Askold (Höskuldr) und Dir (Dyri), hatten Kiew in ihre Gewalt gebracht, ſpäter gab es auch Normannenfürſten in Polozk und Turow am Pripet, und andere, von denen wir nichts mehr wiſſen, mögen auch ſonſt noch Städte erobert haben.

Ein törichter Nationalismus hat daran Anſtoß genommen, daß die Entſtehung des ruſſiſchen Reiches von Germanen ausging, und hat zu beweiſen verſucht, daß die Eroberer Slawen von Rügen oder ſonſt aus Pommern oder Mecklenburg waren. Aber ſelbſt wenn wir von der Beweiskraft der normanniſchen Namen und mehrfachen unbeſtreitbaren Zeugniſſen der zeitgenöſſiſchen abendländiſchen Schriftſteller für die Identität der Ruſſen mit den Normannen abſehen, kann nur die äußerſte Voreingenommenheit verkennen, daß die Nachkommen Ruriks und ihre Mannen ganz und gar von dem normanniſchen Geiſt erfüllt waren. Oleg und der doch ſchon hiſtoriſch zuverläſſig bezeugte Swjatoſlaw ſind geradezu Typen normanniſcher Heerkönige und hätten als Slawen nie ſo werden können, wie ſie waren.

Die Erinnerung an Rurik war, als Neſtors Chronik entſtand,

in Kiew schon sehr verblaßt. Nach späteren Chroniken soll er in Nowgorod einen gefährlichen Aufstand niedergeworfen haben. Jedenfalls ging das Regiment nach seinem Tode unbestritten auf einen Verwandten von ihm Oleg (Helgi) über, da sein Sohn Igor (Ingwar) noch ein Kind war.

Oleg (879—912) nun ging daran, sich das ganze Stromgebiet des Dnjepr zu unterwerfen, um sich den freien Verkehr mit Byzanz zu sichern. Er unterwarf daher zunächst den noch unabhängig gebliebenen Teil der Kriwitschen und ihre Hauptstadt Smolensk und unternahm dann einen Kriegszug zur Eroberung Kiews.

Hier saßen, wie wir schon sahen, die beiden Normannen Askold und Dir. Diese hatten die Poljanen von dem Tribut befreit, den sie bisher den Chasaren zahlten, und dann im Jahre 865 die Beleidigungen und Mißhandlungen, die Kaufleute aus Kiew in Byzanz erfahren hatten, durch einen jähen Überfall gerächt. Sie waren eines Tages 200 Boote stark vor der Stadt, von der der Kaiser und mit ihm die ganze Flotte abwesend waren, erschienen und hatten ihre nächste Umgebung in der furchtbarsten Weise verheert. Zwei Bußpredigten des Patriarchen Photius schildern diesen Vorgang höchst anschaulich.

Es scheint, daß sich dann friedliche Beziehungen mit den griechischen Kaisern herstellten, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß Askold Christ wurde. Wie es denn überhaupt in dem damaligen Kiew schon eine Anzahl Christen gab, ja sogar einen christlichen Bischof. Die Handelsbeziehungen, die zwischen Kiew und Byzanz bestanden, waren ja ungemein rege, und christliche Sklavinnen mochten auch auf diese Entwickelung Einfluß geübt haben.

Oleg bemächtigte sich Askolds und Dirs mit List. Er erschien zuerst mit einer kleinen Schar als Kaufmann vor Kiew und lud die beiden zu einer Besprechung ein. Als sie kamen, ließ er sie in Fesseln schlagen und sprach zu ihnen: „Ihr seid nicht aus fürstlichem Geschlecht, ich aber bin ein Fürst, und hier — dabei wies er auf Igor — steht der Sohn Ruriks.“ Dann ließ er Askold und Dir töten.

Ein echt normannischer Zug. Oleg befreite dann auch die Radimitschen und Sewerjanen von dem Tribut, den sie bisher den Chasaren gezahlt hatten. Dann aber, im 25. Jahre seiner Regierung, zog er mit einem großen Heer nach Byzanz. Nach unserer Chronik bestand seine Flotte aus 2000 Booten, die mit je 40 Mann

beſetzt waren, und ſie wurde noch zu Lande von Reiterei begleitet. Die Griechen ſperrten den Hafen von Byzanz, die Ruſſen aber zogen ihre Boote über Land in ihn und bewogen die erſchreckten Byzantiner dadurch zur Zahlung einer großen Summe, die Oleg unter die Städte, deren Aufgebot ihm gefolgt war, verteilte. Er ſchloß dann mit den Griechen einen Handelsvertrag, nach dem die Ruſſen, die nach Byzanz kamen, ſich in der Stadt mit Lebensmitteln und mit allen zur Schiffahrt erforderlichen Utenſilien verſehen durften. Sie ſollten aber ausſchließlich an einer beſtimmten Stelle wohnen und Verzeichniſſe der Anweſenden mit Angabe ihrer Herkunft (aus welcher Stadt ſie kamen) einreichen. Durch dieſe Maßregel ſollten offenbar normanniſche Freibeuter ferngehalten werden. Auch ſollten die Ruſſen die Stadt nur unbewaffnet, durch ein beſtimmtes Tor und unter der Führung eines kaiſerlichen Beamten betreten dürfen.

Nach Abſchluß dieſes Vertrages hingen Oleg und ſeine Mannen ihre Schilde an die Tore der Stadt und wandten ſich heimwärts, die Boote der Ruſſen mit ſeidenen, die der Slawen mit baumwollenen Segeln, von denen aber letztere im Winde riſſen. Hier wird noch deutlich zwiſchen Ruſſen, d. h. Normannen und Slawen unterſchieden.

Da die byzantiſchen Schriftſteller dieſen Feldzug mit keinem Wort erwähnen, könnte man ihn für eine Sage halten, wenn nicht in der Chronik der Inhalt des Vertrages mitgeteilt wäre. Ob ſich aber nicht doch nur auf Grund eben dieſes Vertrages, der vielleicht durch eine Geſandtſchaft errungen wurde, die Vorſtellung von dieſem Feldzuge bildete, bleibe dahingeſtellt.

Fünf Jahre ſpäter ſchickte Oleg eine aus vierzehn Perſonen beſtehende Geſandtſchaft nach Byzanz, die einen neuen Vertrag abſchloß, den die Chronik im Wortlaut mitteilt.

In ihm ſind zunächſt Beſtimmungen über die Rechtſprechung in Fällen von Todſchlag und Diebſtahl zwiſchen Ruſſen und Griechen getroffen. Dann wird ein Seerecht und die Höhe des Loskaufes für Gefangene feſtgeſetzt, das Verfahren in Sachen entflohener Sklaven geregelt und beſtimmt, was mit dem Nachlaß in der Fremde Geſtorbener zu geſchehen hat. Der Kaiſer ſollte ſchließlich nach Gefallen ruſſiſche Soldtruppen anwerben dürfen. Dieſer Vertrag iſt mit außerordentlicher Umſicht abgefaßt und bezeugt auch auf ſeiten der Ruſſen einen überraſchend hohen Kulturgrad. Er wurde ruſſiſcherſeits „auf Wunſch aller Fürſten“ abgeſchloſſen, danach müſſen

Digitized by Google

die Mannen, die in den einzelnen Städten als Statthalter Olegs saßen, doch gewissermaßen neben ihm gestanden haben.

Noch bei Lebzeiten Olegs 898 durchzogen angeblich die Ungarn die Steppe und wandten sich westwärts. Oleg soll sie nicht gehindert haben, in der Nähe von Kiew über den Dnjepr zu setzen. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine falsche Überlieferung, denn die Madjaren durchzogen wohl schon früher und viel südlicher die Steppe.

Oleg soll, wie die Sage berichtete, seinen Tod gefunden haben, als er Wahrsager verspottete, die ihm geweisagt hatten, er würde durch sein Lieblingsroß umkommen und zu diesem Zweck den Schädel des mittlerweile gestorbenen Tieres aufsuchte. Eine giftige Schlange schnellte aus dem Schädel hervor, und Oleg erlag ihrem Biß.

Ihm folgte Ruriks Sohn Igor (912—945), von dem bis dahin nur bei der Tötung Askolds und Dirs die Rede ist. Er war mit der Tochter eines in Pskow sitzenden Normannen vermählt, die Olga (Helga) hieß, und begann damit, daß er Aufstände der Drewljanen und der Ulitschen niederschlug und ihnen einen schweren Tribut auferlegte. Nach arabischen Quellen unternahm ein Teil seiner Druschinen in den Jahren 913—914 mit Einwilligung der Chasaren einen Feldzug an das südliche Ufer des Kaspischen Meeres, das sie entsetzlich verheerten. Als sie aber mit reicher Beute beladen zurückkehrten, fielen die Chasaren doch über sie her und brachten ihnen eine furchtbare Niederlage bei, aus der nur wenige entrannen.

Vielleicht hing mit diesem Zuge das Vorrücken eines neuen Nomadenvolkes zusammen, den Petschenjägen, die sich während Igors Regierung über die ganze Steppe vom Don bis zur Donau ausbreiteten. Vier Horden saßen zwischen Don und Dnjepr, vier zwischen Dnjepr und Donau. An ihnen bekamen die Russen sehr unruhige, gefährliche Nachbarn, die ihnen durch die diplomatische Geschicklichkeit der Byzantiner jederzeit auf den Hals gehetzt werden konnten und gehetzt wurden.

Die Petschenjägen waren hochgewachsene Leute. Sie trugen kurz geschürzte Gewänder und hatten lange Bärte. Im Kriege sah man sie in Ringpanzern mit Helmen auf dem Kopf, lange zweischneidige Schwerter an der Seite, mit Lanzen, an deren Spitze Fähnchen flatterten, auf flinken Rossen einherstürmen. Sie waren ausgezeichnete Bogenschützen und wußten auch rückwärts gewandt ihr Ziel sicher zu treffen. Ihre Kampfweise war die aller Nomaden;

Digitized by Google

ſie überſchütteten die Gegner zunächſt mit einem Pfeilregen und ſuchten dann durch ſcheinbare Flucht ihre Reihen zu lockern. War das gelungen, ſo ſtürzten ſie ſich unter wildem Kriegsgeſchrei mit Lanze und Schwert auf ſie.

Ihre Familien und ihre fahrende Habe führten ſie auf hohen, bedeckten Karren mit ſich, die ſie im Kriege zu einer Wagenburg vereinigten.

Die an die Steppe grenzenden Slawen hatten von den ſie bisher beherrſchenden Chaſaren nicht allzuviel zu leiden gehabt. Zahlten ſie ihren Tribut, ſo blieben ihnen die Handelswege, der Waſſerweg auf dem Dnjepr nach Byzanz und der Landweg nach der beim heutigen Sewaſtopol liegenden großen griechiſchen Handelsſtadt Cherſon — die mit dem heutigen Cherſon nicht zu verwechſeln iſt —, frei. Von nun an aber kam alles auf den guten Willen der Petſchenjägen an und die Kaiſer in Byzanz, ſofern ſie dieſe beeinfluſſen konnten.

Im Jahre 941 zog Igor, wohl wieder, weil die Handelsbeziehungen zu einem Konflikt geführt hatten, mit einer großen Flotte nach Byzanz und verheerte zunächſt die Umgebung der Stadt, ſeine Boote wurden aber in einer Seeſchlacht großenteils durch das griechiſche Feuer der Byzantiner zerſtört. Die in die Hände der Griechen gefallenen Ruſſen wurden enthauptet, worüber unſer Liutbrand ausführlich berichtet.

Igor entkam und war entſchloſſen, für die erlittene Niederlage blutige Rache zu nehmen. Er war vor allem bemüht, ſeine Druſchinen durch Zuzug von Normannen zu verſtärken, die ihm denn auch in großer Zahl zuſtrömten.

Drei Jahre ſpäter fuhr er mit einer großen Flotte, der wieder wie zu Olegs Zeiten Reiterei zu Lande folgte, den Dnjepr hinab. Als er die Donau erreicht hatte, kamen ihm griechiſche Geſandte entgegen und begannen Verhandlungen, die dazu führten, daß Igor umkehrte. Es gingen nun Geſandtſchaften hin und her, und ſchließlich einigte man ſich auf Grund des mit Oleg geſchloſſenen Vertrages über einen neuen, der aber für die Ruſſen ungünſtiger war als der alte. Die ruſſiſchen Kaufleute ſollten künftig nur auf Grund von ſchriftlichen Päſſen als ſolche anerkannt werden; gewiſſe Brokate erſter Qualität ſollten ſie überhaupt nicht mehr erwerben dürfen und ihre Einkäufe mußten von einem kaiſerlichen Beamten plombiert werden; ſie durften auch nicht mehr in Byzanz überwintern. Es

war wohl die überlegene Diplomatie der Byzantiner, die hier einen Triumph feierte.

Die russische Gesandtschaft, die diesen Vertrag abschloß, bestand aus 54 Gliedern, von denen je zwei Gesandte einer Stadt waren und zwar so, daß einer den betreffenden Fürsten, der andere die Kaufmannschaft vertrat. Die Fürsten nahmen hier auch ein eigenes kaufmännisches Interesse wahr, denn sie erhoben ja ihren Tribut in Naturalien, in Pelzwerk, Honig, Wachs und verhandelten diese Artikel in Byzanz. Nach ihren Namen zu schließen, müssen aber auch die Vertreter der Kaufmannschaften noch fast alle Normannen gewesen sein.

Auch dieser Vertrag wurde, wie der mit Oleg geschlossene, schriftlich abgefaßt und beiderseits beschworen. Den Eid der Russen nahm eine griechische Gesandtschaft in Kiew entgegen. Die christlichen Russen leisteten ihn in der Kirche des heiligen Elias, Igor und die anderen heidnischen Russen an den Standbildern des Perun und des Woloß. Sie legten, ehe sie schwuren, ihre Waffen und ihren Schmuck ab.

Diese Verträge sind in mehrfacher Beziehung sehr interessant. Sie beweisen zunächst, daß die Fürsten keineswegs nur die Statthalter des Großfürsten waren, sondern sich auch als Vertreter der Städte fühlten, in denen sie herrschten, und sie lassen ferner die Kaufmannschaft neben ihnen als einen fast gleichberechtigten Faktor erscheinen. Die Entwicklung ist in Rußland von vornherein eine ganz andere als im Abendlande. Es bildeten sich hier keine feudalen Ordnungen, weil im Handel die Städte die Entscheidung in der Hand behielten. Der Fürst ist Richter und Anführer im Kriege, aber er hat immer das Interesse der Stadt wahrzunehmen. Sendet diese Gesandtschaften ab, so bestehen sie aus einem Vertreter des Fürsten und einem der Kaufmannschaft, die Hand in Hand zu gehen haben. Inwieweit die Fürsten sich dem Großfürsten unterordneten, scheint eine Machtfrage gewesen zu sein, für die seine Persönlichkeit ausschlaggebend war.

Der Handel mit Byzanz vollzog sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge so: Sobald im November der Frost die Flußläufe und Sümpfe mit Eis bedeckt hatte, begaben sich die Fürsten, geleitet von ihren Mannen, ins Land, um den Tribut zu erheben. Ihnen schlossen sich die Kaufleute an, um ihre Waren feilzubieten und ihre Einkäufe zu machen. Alle kehrten mit gefüllten Schlitten am Schluß

des Winters in die Stadt zurück, in der mittlerweile die Boote für die Reise hergerichtet waren. Sobald die Flüsse aufgingen, setzten sich die Bootskarawanen in Bewegung, fuhren in den Dnjepr und auf ihm nach Kiew. Hier blieben die Boote, die die See nicht halten konnten, zurück, die anderen aber wurden mit Segeln, Tauen usw. ausgerüstet und fuhren dann bis zu einem befestigten Orte Wititschew, wo sich die Flotte der nach Byzanz bestimmten Boote sammelte.

Unterhalb Wititschews lag das größte Hindernis für die Reise, begannen die gefürchteten Stromschnellen, die Porogen. In einer Ausdehnung von 70 Werst schießt hier der Strom mit wilder Gewalt zwischen Klippen dahin, an denen jedes antreibende Boot zerschellen muß. Die Boote mußten hier von den Schiffern an Tauen zurückgehalten und sehr geschickt geleitet werden. Es gab damals sieben solcher Stromschnellen, die sowohl russische (normannische) als slawische Namen hatten. Heute zählt man neun, im 16. und 17. Jahrhundert zählte man 13 (nach Lassota und Beauplan). Lassota schreibt 1594: „Die Porogen sind Strudel oder felsichte Öhrter, da der Nepr über und über voller Stein und Felsen liegt. Müssen die Leuth an den gefehrlichsten Stellen absteigen und theils das schiff mit lang seilen oder striemen zuruckh halten und das schiff über die spitzigen stein heben und gemechlich hinüberlassen. Es müssen aber die, so das schiff mit den seilen zuruckhhalten, auf die so zu wasser seind, guet andacht geben, und nach Ihrem bericht die seil anziehen oder nachlassen, damit sich das schiff nicht zu stoßen, den es gahr bald versehen." Die vierte Stromschnelle konnte überhaupt von den Booten nicht durchfahren werden. Nicht nur die Waren, sondern auch die Boote mußten hier zwei Werst (ungefähr ebensoviele Kilometer) über Land gebracht werden, was natürlich zur Folge hatte, daß die Karawane Angriffen durch die Nomaden der Steppe besonders ausgesetzt war.

Waren die Stromschnellen glücklich überwunden, so drohte noch eine Stelle Gefahr, an der die Ufer sich so näherten, daß die Boote von ihnen aus mit Pfeilen beschossen werden konnten. Von da ab war der Fluß so breit, daß Angriffe vom Lande aus nicht mehr zu befürchten waren. Man fuhr ihn nun (270 Werst weit) bis zur Mündung in vier Tagen hinunter.

In der Dnjeprmündung hißte man die Segel und fuhr nun, von einer Meeresströmung unterstützt, zunächst in die des Dnjestr,

dann in die des Donaumündungsarmes Sfulina. Von hier aus folgte man immer der Küfte bis Byzanz. Die ganze Reife nahm von Kiew ab 40 Tage in Anfpruch.

Im Herbft kehrte die Karawane auf demfelben Wege zunächft nach Kiew zurück und zerftreute fich dann, um die Heimat der einzelnen Bootsgefellfchaften wieder zu erreichen. Dann begannen die fchon gefchilderten Winterfahrten.

Bei Gelegenheit einer folchen fand Igor einen jähen Tod. Er hatte von den Drewljanen den ohnehin großen Tribut erhoben, als einige feiner Mannen ihn beredeten, mit ihnen umzukehren und noch einmal Tribut zu erheben. Die dadurch zur Verzweiflung gebrachten Drewljanen griffen zu den Waffen und töteten ihn und feine Leute. Sie follen Igor an zwei herabgezogene Bäume gebunden haben, die ihn, zurückfchnellend, zerriffen (945).

Igor fcheint feine Druffchinen wenig in der Hand gehabt zu haben, denn die Araber berichten noch von einem zweiten Plünderungszuge der Ruffen gegen die Küften des Kafpifchen Meeres. Er war wohl überhaupt keine kraftvolle Perfönlichkeit.

Igor hinterließ einen 942 geborenen Sohn, der fchon den flawifchen Namen Swjatoflaw führte, und eine Witwe Olga (Helga), die für den Sohn das Regiment in die Hand nahm (945—964). Über die Rache, die fie an den Drewljanen nahm, gab es eine intereffante, echt normannifche Sage, die unfere Chronik ausführlich wiedergibt. Olga ließ die Gefandten der Drewljanen grauffam umbringen, ihren Fürften Mal erfchlagen, verbrannte ihre Stadt Iskoroften und auferlegte ihnen einen kaum erfchwinglichen Tribut. Vor der Entfcheidungsfchlacht fchleuderte der Knabe Swjatoflaw die erfte Lanze gegen den Feind.

Es fcheint, daß Olga mit großem Gefchick die Vormundfchaft handhabte, es ift uns aber Näheres über ihre Regierung nicht bekannt. Dagegen werden wir ausführlich über die Reife, die fie 957 nach Konftantinopel unternahm, um fich dort taufen zu laffen, unterrichtet. Die Aufnahme, die fie in Byzanz fand, fcheint ihren Erwartungen nicht ganz entfprochen zu haben — man ließ fie lange im Hafen auf eine Audienz warten und erwies ihr nur die Ehren einer Botfchafterin, nicht die einer Souveränin —, fie blieb aber ihrem Vorhaben getreu und kehrte als Chriftin nach Kiew zurück.

Von den Mätzchen, durch die die Kaifer in Byzanz den zu ihnen kommenden Barbaren imponierten, entwirft unfer Liutbrand,

der als Brautwerber um Theophanu in Konstantinopel war, ein amüsantes Bild. Der Thron war so eingerichtet, daß er, während die in Audienz Empfangenen sich niederwarfen, mit dem Kaiser hoch emporschnellte; auf einem vergoldeten Baum sangen künstliche Vögel, während Löwen aus Edelmetall brüllten.

Es gelang Olga nicht, den damals fünfzehnjährigen Swjatoslaw zur Annahme des Christentums zu bewegen. Er soll der Mutter geantwortet haben, seine Mannen würden ihn auslachen, wenn er es täte. Swjatoslaw war der geborene Krieger, ein typischer Wikinger jener Zeit und ganz erfüllt von den Idealen dieser Menschen. Er kämpfte um des Kampfes, um des Ruhmes willen, alle anderen Ziele waren ihm nebensächlich. Man wird durch ihn oft an den letzten Wikinger, an Karl XII. von Schweden erinnert. Swjatoslaw lebte mit und für seine Mannen, mit denen er alles teilte. Während eines Feldzuges aß er nur auf Kohlen geröstetes Fleisch und schlief ohne Zelt mit dem Sattel als Kopfkissen unter freiem Himmel.

Swjatoslaws (964—972) erster Waffengang galt den Bolgaren und Burtassen an der Wolga (964); dann wandte er sich gegen die Chasaren, nahm (965) ihre Stadt Sfarkel am Don, später auch ihre Hauptstadt Itil und drang bis zum Kuban vor, wo später das russische Fürstentum Tmutarakan lag. Auch die Wjatitschen an der Oka wurden jetzt unterworfen und dem Reich einverleibt. Damit war die Wolga dem russischen Handel freigegeben, die Macht der Chasaren gebrochen.

Diese Feldzüge mögen Swjatoslaw bis 967 beschäftigt haben. Dann suchte der Kaiser Nikephorus-Phokas ihn zu bewegen, zugleich mit ihm einen Angriff auf die Donaubulgaren zu unternehmen. Sein Gesandter Kalokyros, der Sohn des Statthalters von Cherson, bot eine große Summe, und Swjatoslaw sagte zu. Er fuhr mit einem 60000 Mann starken Heer den Dnjepr hinab und schlug an der Donau die sich ihm entgegenstellenden Bulgaren. Dann kehrte er beutebeladen nach Kiew zurück, aber nur um im folgenden Jahre wiederzukommen. Swjatoslaw setzte sich jetzt in Perejaslawez an einer Donaumündung fest.

Das hatte nun der Kaiser keineswegs gewünscht. Er näherte sich daher wieder den Bulgaren und hetzte die Petschenjägen zu einem Angriff auf Kiew. Dieser erfolgte auch, es gelang aber Olga, bei der auch die drei Söhnchen des Sohnes weilten, die Stadt

zu halten und die Feinde durch das künstlich verbreitete Gerücht, Swjatoslaw sei im Anzuge, zu einem Friedensschluß zu bewegen.

Die Kiewer beschworen nun Swjatoslaw, zu ihnen zurückzukehren, und er erfüllte ihre Bitte für kurze Zeit, eilte aber, sobald er den Frieden mit den Petschenjägen wieder hergestellt hatte, wieder an die Donau. Da Olga kurz vor seinem Aufbruch starb, sollte in Kiew sein neunjähriger ältester Sohn Jaropolk, bei den Drewljanen sein zweiter Sohn Oleg unterdessen die Staatsgewalt repräsentieren. Die ebenbürtige Mutter dieser Söhne ist nicht bekannt. Ein dritter Sohn Wladimir, den ihm eine Beschließerin Olgas, Maluscha, geboren hatte, wurde auf die Bitte der Nowgoroder nach Nowgorod geschickt, wo ihm ein Bruder seiner Mutter Dobrynja zur Seite stand.

Als Swjatoslaw wieder an die Donau kam, erwies es sich, daß die verbündeten Griechen und Bulgaren alle Städte, die vorher von den Russen erobert waren, auch Perejaslawez, eingenommen hatten. Ihm aber konnten auch ihre vereinigten Kräfte nicht widerstehen. In kurzer Zeit nahm er das ganze Land ein und nahm auch den Zaren der Bulgaren, Boris, mit seiner ganzen Familie gefangen.

Mittlerweile war der Kaiser Nikephoros Phokas in Byzanz durch den Armenier Johannes Tzimiskes ermordet worden, und Tzimiskes raffte alle Kräfte zusammen, um die Russen aus Bulgarien zu vertreiben.

Swjatoslaw, dem sich nun auch die Bulgaren anschlossen und der Petschenjägen mit sich hatte, schlug die Griechen bei Adrianopel und zog geradeswegs auf Byzanz. Tzimiskes fügte sich zunächst und verpflichtete sich zu einem hohen Tribut, durch den Swjatoslaw sich bewegen ließ, an die Donau zurückzukehren. Beide aber zogen so viele Truppen an sich, als sie irgend konnten. Bardas Skleros, dem Schwager des Kaisers, gelang es, dem heranziehenden Swjatoslaw eine schwere Niederlage beizubringen. Da er aber dann auf einen anderen Kriegsschauplatz geschickt werden mußte, konnte Swjatoslaw sich von ihr erholen. Im nächsten Frühling aber stellte Tzimiskes sich selbst an die Spitze des griechischen Heeres und zog nach Adrianopel, während gleichzeitig die griechische Flotte, 300 Segel stark, nach der Donau abging. Da Swjatoslaw die Balkanpässe nicht besetzt hatte, konnten die Griechen die Hauptstadt der Bulgaren Perejaslawez am Balkan nach hartem Kampf einnehmen und sich

des hier gefangen gehaltenen Fürsten der Bulgaren, Boris bemächtigten. Dieser hielt es nun wieder mit ihnen.

Bei Doristol (Silistria) kam es zur Schlacht, in der nach verzweifeltem Kampf die Russen besiegt und in der Stadt eingeschlossen wurden. Die griechische Flotte hielt die Donau besetzt, die Landseite wurde von einem Wall umgeben. Eine Reihe verwegener Ausfälle konnten die Russen nicht befreien, und die Lebensmittel gingen zu Ende. So mußte Swjatoslaw sich wohl oder übel als besiegt erkennen, und die Griechen kamen ihm sehr entgegen. Die Russen mußten Doristol übergeben, die Gefangenen ausliefern, ganz Bulgarien räumen, erhielten aber freien Abzug (972).

Nachdem die Kapitulation unterzeichnet war, trafen sich der Kaiser und der Großfürst persönlich.

„Tzimiskes kam zu Roß in vollem Waffenschmuck an den Fluß, Swjatoslaw im Boot, das er zugleich mit seinen Mannen ruderte. Er war von mittlerem Wuchs, mit dichten Brauen, blauen Augen, hatte eine breite Nase und ein bis auf den dichten, langen Schnurrbart rasiertes Gesicht. Sein Kopf war bis auf eine Haarlocke, die den Adel seines Geschlechtes bezeugte, ganz kahl; der Hals war stark, die Schultern waren breit, die ganze Haltung aufrecht. Er erschien düster und wild. In einem Ohr trug er einen goldenen Ring, in dessen Mitte sich ein Rubin und zwei Perlen befanden. Er trug ein weißes Gewand, das sich nur durch seine Sauberkeit von dem seiner Gefährten unterschied."

So schildert uns ein griechischer Augenzeuge Swjatoslaw.

Das Spiel war für diesen zunächst verloren, und er mußte froh sein, wenn es ihm gelang, mit den Resten seines Heeres wieder nach Kiew zu gelangen, denn die Griechen hatten natürlich nicht verfehlt, die Petschenjägen auf ihn los zu lassen, und diese erwarteten ihn an den Stromschnellen. Dadurch wurde Swjatoslaw, den seine Getreuen vergeblich beschworen, den Heimweg über Land anzutreten, gezwungen, an der See zu überwintern, wo bald furchtbarer Mangel unter seinen Leuten ausbrach. Im Frühling 973 versuchte er doch durch die Stromschnellen zu kommen, die Petschenjägen erschlugen aber ihn und sein ganzes Gefolge. Aus seinem Schädel ließ sich ihr Fürst den Becher herstellen, aus dem er beim Siegesfest trank.

So endete der größte Wikinger, der auf russischem Boden herrschte.

Swjatoslaw hatte das Reich so unter seine Söhne geteilt, daß Jaropolk den Hauptteil, Oleg das Land der Drewljanen, Wladimir Nowgorod erhielt. Natürlich regierten für die Knaben zunächst die Ältesten unter ihren Druschinen.

Der angesehenste Mann am Hofe Jaropolks war unzweifelhaft Swentjeld, der sich schon unter Igor als Heerführer ausgezeichnet hatte und dann Swjatoslaws rechte Hand gewesen war. Sein Sohn Ljut jagte eines Tages in Olegs Gebiet, wurde von diesem dabei überrascht und von ihm oder seinen Mannen getötet. Seitdem ruhte Swentjeld nicht, bis Jaropolk seinem Bruder Krieg ansagte. Bei Owrutsch kam es zur Schlacht, in der Jaropolk siegte. Als Oleg in die Stadt floh, fiel er von der Brücke in den sumpfigen Graben und fand dabei seinen Tod.

Auf die Nachricht von diesem Vorgang floh Wladimir, der bisher mit Hilfe seines Onkels Dobrynja regierte, zu den Normannen und blieb zwei Jahre bei ihnen, bemüht, ein Heer zusammenzubringen, mit dem er den Waffengang mit Jaropolk bestehen konnte. Diese Jahre waren zunächst für die Bildung seines Charakters entscheidend. Eben damals begann das Christentum im Norden festen Fuß zu fassen, und eben deshalb hielten die kampfesfrohen Heiden nur um so fester an ihrer Götterlehre und dem wilden Sinn ihrer Vorfahren. Das mußte bei Wladimir um so mehr der Fall sein, als in Kiew das Christentum immer mehr an Boden gewann. Vergegenwärtigen wir uns, daß es schon unter Igor in Kiew einen christlichen Bischof gab, und daß die hoch gefeierte Olga Christin geworden war. Auch war die Gemahlin Jaropolks eine schöne griechische Nonne, die ihm der Vater aus Bulgarien mitgebracht hatte. War Jaropolk auch noch nicht Christ geworden, so neigte er doch dem Christentum zu und erregte dadurch den Zorn seiner Druschinen, wie aus dem Gang der Ereignisse hervorgeht.

Als Wladimir sich wieder Nowgorods bemächtigt hatte, scheint es noch nicht gleich zum Zusammenstoß mit Jaropolk gekommen zu sein, aber ein Zwischenfall mußte zu ihm führen. In Polozk saß damals als Fürst ein Normanne Rogwolod, der eine schöne Tochter Rogneda hatte. Um sie warben beide Brüder, Jaropolk wohl aus politischen Gründen. Rogneda sagte Wladimir mit den kränkenden Worten ab, sie wolle nicht dem Sohn einer Sklavin (einem Rabitschitsch) die Schuhe ausziehen, was die junge Frau in der Hochzeitsnacht zu tun hatte. Darauf zogen Wladimir und Dobrynja gegen Polozk, erschlugen Rognedas Vater und Brüder und entführten sie selbst als Wladimirs Frau nach Nowgorod. Gorißlawa (die Kummervolle) soll der Barbar sein unglückliches Weib fortan genannt haben.

Digitized by Google

Nun zog Wladimir mit einem großen Heer gegen Kiew. Swentjeld lebte nicht mehr, der erste Ratgeber Jaropolks war ein Mann namens Blud. Er hatte Jaropolk geholfen, die Petschenjägen zu bändigen, und genoß sein unbedingtes Vertrauen. Er nun verriet jetzt seinen Herrn im Interesse Wladimirs, wahrscheinlich, weil er als Heide mit diesem mehr sympathisierte. Er verhinderte nicht nur, daß Jaropolk rechtzeitig ein Heer zusammenzog, sondern veranlaßte ihn auch, Kiew zu verlassen und sich in die Stadt Rodnja am rechten Ufer des Dnjepr zu werfen, wo er von Wladimirs Truppen belagert wurde. Er bewog ihn dann auch, sich zu unterwerfen und sein Schicksal ganz der Großmut des Bruders zu überlassen. Dieser aber ließ ihn, noch ehe er sein Gemach betrat, niederhauen.

Wladimir hatte seinen Sieg größtenteils mit Hilfe der unter den Normannen angeworbenen Waräger erfochten. Sie hatten nun große Lust, Rußland als ein von ihnen erobertes Land zu betrachten, aber Wladimir bewog sie, wohl durch hohe Geldzahlungen, nach Griechenland zu gehen, und bat den Kaiser vertraulich, sie nicht wieder nach Rußland zurückkehren zu lassen. Es machte sich offenbar schon ein nationaler Gegensatz geltend.

Wladimir nahm zunächst Jaropolks schwangere Witwe in seinen Harem auf und feierte seinen Sieg, indem er den Göttern, denen er ihn zuschrieb, in Kiew und Nowgorod Tempel und Statuen errichtete. Die Figur Peruns war von Holz, der Kopf aus Silber hatte einen goldenen Schnurrbart. Auch die anderen Götzenbilder waren von Holz und nur mit Edelmetall verziert. Ihnen wurden auch Menschenopfer gebracht, und aus diesem Anlaß sollen nach der Chronik auch zwei Christen, Vater und Sohn, um ihres Glaubens willen gestorben sein. Als nämlich nach einem erfolgreichen Feldzuge Wladimirs gegen die Jatwägen, ein litauisches Volk, den Göttern eine Jungfrau und ein Jüngling dargebracht werden sollten, und das Los, geopfert zu werden, auf den Sohn eines Warägers fiel, der vorher in Griechenland gedient hatte und dort Christ geworden war, weigerte dieser sich, seinen Sohn herauszugeben. Darüber geriet das Volk in Wut und zerriß beide.

Der altnormannische Sinn, der in Wladimir die Liebe zu den alten Göttern wachrief, war ganz auf den Kampf gerichtet. So trieb es denn auch Wladimir immer wieder hinaus in den Krieg. Im Westen hatte Metschislaw eben die slawischen Stämme, aus dem das polnische Volk entstand, politisch geeinigt. Ihm nun nahm er

jetzt mehrere Städte in Galizien, die nach einer Stadt Tscherwen die Tscherwenischen genannt wurden. Er bändigte ferner die Wjatitschen und Radimitschen, die aufständig geworden waren, und scheint auch die Letten und Esten zum Teil tributpflichtig gemacht zu haben. Ein Feldzug gegen die Bolgaren an der Wolga scheint erfolglos verlaufen zu sein. Am meisten kämpfte Wladimir mit den Petschenjägen. Zum Schutz gegen sie errichtete er an den Grenzen der Steppe, am Nebenfluß des Djnepr von rechts Stugna, und den Nebenflüssen von links Desna und Ssula befestigte Städte, die durch Erdwälle und Waldverhaue miteinander verbunden waren.

Wladimir hatte eine große Anzahl von Frauen und Beischläferinnen, mehr noch als die Landessitte jener Zeit es mit sich brachte. War doch selbst zu unserem Thietmar die Nachricht gedrungen, daß er ein „unmäßiger Wollüstling" sei. Darunter mag Rogneda so sehr gelitten haben, daß sie schließlich beschloß, Wladimir im Schlafe zu töten. Er aber erwachte, entriß ihr das Schwert und befahl ihr, sich fürstlich zu kleiden, denn er wolle sie selbst richten. Als er nun wieder das Gemach betrat, reichte ihm Rognedas kleiner Sohn Issjaslaw auf ihren Betrieb ein Schwert und sprach: „Du bist nicht allein, Vater. Dein Sohn wird Zeuge sein."

Wie echt normannisch ist wieder dieser Zug, gleichviel ob er dem Leben oder der Sage entnommen ist!

Wladimir soll Rogneda verziehen und Issjaslaw eine nach letzterem benannte Stadt im Lande ihres Vaters erbaut haben.

So sehr Wladimir auch von der wilden Poesie des normannischen Heidentums erfüllt war, so war der Einfluß des Christentums in Kiew doch schon ein so großer, daß auch er sich ihm schließlich nicht entziehen konnte. Griechen und Römer warben wetteifernd um die Gunst des mächtigen Fürsten, der über ein so großes Reich gebot. Schon 970 wird bei Thietmar erwähnt, daß der Erzbischof Aetelbert von Trier vorher geweihter Bischof von „Ruscien" war. Auch aus der alten normannischen Heimat her scheinen christliche Einflüsse sich durch nach Kiew geflohene Seekönige geltend gemacht zu haben. Kiew, das nun der große Mittelpunkt des osteuropäischen Handels war — unser Adam von Bremen nennt es „ein Ebenbild Konstantinopels, den größten Schmuck Rußlands" — hatte unter seinen Einwohnern jeder Nationalität schon zahlreiche Christen. So mußte das Heidentum Wladimirs, je älter er wurde, um so mehr ins Wanken geraten. Nach der Chronik sollen auch die Muhamedaner

und die jüdiſch gewordenen Chaſaren ihn für ihre Religion zu gewinnen verſucht haben, aber dieſe Verſuche waren wohl von vornherein ausſichtslos. So viel aber geht aus dem ſagenhaften Bericht immerhin hervor, daß Wladimir die Annahme des Chriſtentums erſt ernſthaft ins Auge faßte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſeine Druſchinen und „die Städte" damit einverſtanden waren. Auch dann aber ſollte bei dieſer Gelegenheit noch die Politik zu ihrem Recht kommen.

So lange es auch ſchon her war, ſeit die römiſchen Kaiſer über den orbis terrarum geboten, der Glanz, der ihren Thron umgab, war auch jetzt noch nicht ganz verblichen, und eine verwandtſchaftliche Verbindung mit dem Kaiſerhof in Byzanz galt germaniſchen wie ſlawiſchen Fürſten noch als ein erſtrebenswertes Ziel, mit dem für ſie eine Steigerung ihres Anſehens bei den eigenen Volksgenoſſen verbunden war. In dieſem Sinne warb Otto der Große für ſeinen Sohn um Theophanu, in ihm wollte Wladimir ſich ſelbſt jetzt eine Kaiſertochter erringen. Er tat es mit dem Schwert in der Hand.

Hart neben dem heutigen Sewaſtopol lag eine uralte wichtige griechiſche Handelsſtadt Cherſon, die auch Korſſun genannt wurde. Sie war ziemlich unabhängig, ſtand aber doch in engem Zuſammenhang mit Byzanz. Sie nun eroberte Wladimir im Jahre 988 und ſchickte dann eine Geſandtſchaft nach Byzanz, die erklärte, er wolle zum Chriſtentum übertreten, falls die Kaiſer Baſilius und Konſtantin ihm ihre Schweſter Anna zur Gemahlin geben würden. Da, falls dieſer Wunſch unerfüllt blieb, Wladimir zweifellos gegen Byzanz zog, entſchloſſen ſich die Griechen, ihm, der ihnen die Freundſchaft der Ruſſen ſichern mußte, zu willfahren, und die Prinzeſſin wurde nach Cherſon geſchickt. Wladimir trat nun zum Chriſtentum griechiſcher Konfeſſion über.

Es war ein Augenblick von weltgeſchichtlicher Bedeutung, denn in ihm ſchied ſich Rußland von dem abendländiſchen Europa. Nicht das auf die Tat gerichtete, praktiſche und hierarchiſch organiſierte Chriſtentum Roms ſollte nun in ihm herrſchen, ſondern die in erſter Reihe asketiſche Kirche von Byzanz. Wer in dieſer wirklich fromm war, der kehrte der Welt den Rücken und verſenkte ſich als Mönch oder Nonne ganz in religiöſe Betrachtungen und Empfindungen. Für den aber, der in der Welt blieb, war die Religion im weſentlichen eine Summe von Bräuchen, deren Befolgung kategoriſch verlangt wurde, die aber mit der Ethik kaum etwas zu tun hatten.

Digitized by Google

Das wurde jetzt, da die Trennung der beiden Konfessionen sich eben erst vollzogen hatte und die Kirche von Byzanz von der von Rom noch stark beeinflußt war, noch nicht gleich offenbar. So ist z. B. der Hirtenbrief des Bischofs von Nowgorod, Luka Schidjata vom Jahre 1036 noch ganz auf das Praktische, Ethische gerichtet, aber je länger die Trennung der Kirchen währte, um so mehr trat bei der orientalischen Kirche der asketische Zug einerseits, das Überwuchern des kirchlichen Brauchs über den ethischen Inhalt anderseits zutage. An die Stelle des Wortes traten immer mehr das Symbol, und die Frömmigkeit, die in sorgfältiger Beachtung aller äußeren Vorschriften der Kirche bestand, fand bald in der Seele ein verträgliches Verhältnis zu jedem Laster.

Und dieses weltflüchtige Christentum der Griechen unterbrach nun langsam aber sicher auch den weltlichen Zusammenhang der Russen mit den Abendländern. Noch eine ganze Weile lang holten sich die russischen Fürsten ihre Frauen aus Westeuropa, vermählten sie ihre Töchter dorthin. Aber den griechischen Geistlichen waren diese Ehen, von denen sie immer eine Einwirkung Roms befürchten mußten, ein Dorn im Auge, und sie wirkten ihnen, so viel sie konnten, entgegen. Diesem Bestreben schlossen sich auch, von ihrem Standpunkt aus, der in den Russen nun mehr und mehr Ketzer sah, die römischen Geistlichen an. Die russischen Fürsten heirateten nun entweder innerhalb der Familie oder wählten die Töchter vornehmer Bojaren oder vermählten sich aus politischen Gründen mit den Töchtern der Chane der Steppennomaden. Darüber schwand der Zusammenhang der Fürsten wie der Völker mehr und mehr. Die Kreuzzüge wurden nun nur von den Abendländern unternommen, das abendländische Rittertum mit seinem Ehrbegriff blieb den Russen fern wie die Wechselwirkungen zwischen dem Arabertum und der germanisch-romanischen Kultur. Immer wieder wurden sie nach dem absterbenden Byzanz gewiesen, mit seinen orientalisch abgeschlossenen Frauen, seinen politisierenden Geistlichen und dogmatisierenden Fürsten, seinen Kanzleien und verschlagenen politischen Intrigen. Und die Feinde, mit denen sie die Schwerter kreuzten, waren nicht die Mauren Spaniens oder die Seldschuken Saladins, sondern rohe Petschenjägen und Polowzer.

Die Götzenbilder Peruns und der anderen Götter wurden nach Wladimirs Bekehrung in Kiew und Nowgorod in die Flüsse geworfen — noch heute übergibt der russische Bauer allzusehr verblichene

Heiligenbilder gern fließenden Gewässern —, und an ihrer Stelle erhoben sich von Griechen erbaute Kirchen. Das Volk der Städte wurde summarisch getauft, aber das Heidentum blieb, zumal im Norden, noch lange lebendig.

Wladimir führte auch als Christ noch glückliche Kriege gegen die Chorwaten und Petschenjägen, scheint aber mit diesen doch nicht recht fertig geworden zu sein. Die Chronik ist für seine späteren Regierungsjahre sehr lückenhaft, obgleich sie den Christen Wladimir im Gegensatz zum Heiden höchlichst preist, und sie erzählt, er sei so milde geworden, daß er sogar die Verbrecher nicht mehr bestrafen wollte und die Geistlichkeit diese übertriebene Auffassung christlicher Nächstenliebe bekämpfen mußte. Sie berichtet aber auch von sehr reichlichen Gastmahlen, die er seinen Druschinen gab, und von offenen Tafeln, die er für sie hielt. In dem russischen Volksepos und den historischen Sagen spielt er die Rolle von König Artus, ist er selbst passiv und beschränkt sich darauf, die Ritter seiner Tafelrunde zu kühnen Taten anzufeuern und sie für solche zu belohnen. Er selbst ist „die rote Sonne", zu dessen Hof alles strömte, was Ehre suchte und Kampf liebte. So lebte das Andenken des heiligen Wladimir, — seine Kirche sprach ihn heilig — unter seinem Volke fort bis auf den heutigen Tag wie bei uns das Karls des Großen.

Wladimir hatte sein Reich schon bei seinen Lebzeiten unter seine Söhne als seine Statthalter verteilt. Der älteste Sohn Wytscheslaw, dessen Mutter eine Tschechin war, residierte in Nowgorod, Isjaslaw (Sohn Rognedas) in Polozk, Swjatopolk (Sohn der griechischen Witwe Jaropolks) in Turow am Pripet, Jaroslaw (Mutter Rogneda) in Rostow. Nach dem Tode des ältesten Bruders erhielt er Nowgorod und wurde in Rostow durch Boris (Mutter Anna) ersetzt. Gleb (Mutter Anna) wohnte in Murom. Swjatoslaw erhielt das Land der Drewljanen, Wsewolod Wladimir in Wolhynien, Mstislaw (Mutter Rogneda) Tmutarakan, Stanislaw Smolensk, Ssudislaw Pskow.

Der Gegensatz, der zwischen Nowgorod, in dem das warägische Element so viel stärker war, und Kiew bestand, kam noch zu Lebzeiten Wladimirs zum Ausdruck. Die Stadt hatte ihm bisher eine hohe Steuer entrichtet und war damit wenig zufrieden. Nun nahm Jaroslaw ihre Sache in die Hand. Er hatte keine Ursache, den Vater besonders zu lieben, denn als dieser Christ wurde und sich mit der griechischen Prinzessin vermählte, hatte er Jaroslaws

Mutter zugemutet, einen ſeiner Bojaren zu heiraten. Rogneda hatte dieſen Vorſchlag mit Entrüſtung zurückgewieſen und war Nonne geworden, ſehr zur Zufriedenheit ihres damals zehnjährigen Sohnes Jaroſlaw, der dieſen ſtolzen Sinn zu würdigen wußte. Nun ſagte er dem Vater die Steuer auf und rief Normannen zu ſeiner Hilfe herbei. Wladimir zog ein Heer zuſammen, mußte es aber zunächſt gegen die Petſchenjägen verwenden. Da er krank war, ließ er es von Boris führen, verſchied aber ſelbſt am 15. Juli 1015.

Zur Zeit ſeines Todes war von ſeinen Söhnen nur Swjatopolk in Kiew. Er hatte ſeine Reſidenz in Turow und hatte von dort aus Beziehungen zu Boleſlaw von Polen hergeſtellt, der ihm ſeine Tochter zur Frau gab und ihn für die römiſche Kirche zu gewinnen ſuchte. Nach Thietmar ſoll Wladimir ihn, ſein Weib und den Biſchof Reinborn, der bei ihnen war, ins Gefängnis geworfen haben. Ob er nun beim Tode des Vaters ſich noch in dieſem befand oder auf die Nachricht von ſeiner Erkrankung aus der Fremde herbeieilte, jedenfalls hielt er den Todesfall zunächſt geheim und ſuchte ſich der Druſchinen durch reiche Geſchenke zu verſichern. Er ließ dann Boris und Gleb, die er als Söhne der Prinzeſſin beſonders fürchtete, ermorden und auch Swjatoſlaw umbringen.

Am gefährlichſten war ihm jetzt Jaroſlaw, der ja gegen den Vater in Waffen ſtand. Aber in Nowgorod war es zwiſchen den von ihm angeworbenen Warägern und der Bürgerſchaft zu einem wilden Gemetzel gekommen. Viele Waräger waren getötet worden, und an ihren Mördern hatte Jaroſlaw blutige Rache genommen. Trotzdem erklärten ſich die Nowgoroder bereit, Jaroſlaw, der durch ſeine Schweſter von den Vorgängen in Kiew unterrichtet worden war, zu unterſtützen. Mit 40 000 Nowgorodern und 1000 Warägern zog er gegen Swjatopolk, der ſeinerſeits ſein Heer durch Petſchenjägen verſtärkte und ſich ihm bei Ljubetſch am Dnjepr, nördlich von Kiew, entgegenſtellte. Swjatopolk wurde geſchlagen und floh zu ſeinem Schwiegervater nach Polen.

Jaroſlaw nahm nun Kiew ein, bald aber zog Boleſlaw von Polen mit einem großen Heer, in dem ſich auch 500 deutſche Ritter und zahlreiche Petſchenjägen befanden, gegen ihn und ſchlug ihn bei Wolhyn am Bug aufs Haupt. Er entfloh mit nur vier Reitern nach Nowgorod.

Boleſlaw führte nun Swjatopolk nach Kiew zurück, wollte ihm aber dort nur die Stellung als Statthalter einräumen und das

Land selbst beherrschen. Darüber kam es zum Streit zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn. Die polnischen Garnisonen, die Boleslaw in die russischen Städte gelegt hatte, wurden ermordet, selbst Kiew konnte von den Polen nicht gehalten werden. Boleslaw plünderte nun Kiew, führte zwei Töchter Wladimirs mit sich fort und ging zurück nach Polen, behielt aber die Tscherwenschen Städte.

Es kam nun darauf an, ob Swjatopolk sich Jaroslaw gegenüber behaupten konnte. Dieser hatte über das Meer fliehen wollen, die Nowgoroder aber ließen das nicht zu und hielten zu ihm wie ein Mann. Er warb nun wieder Waräger und zog gegen Swjatopolk, der sein Heer abermals durch Petschenjägen verstärkte. Bei einem Bach Alta kam es 1019 zur Schlacht, in der Swjatopolk unterlag. Er ist dann auf der Flucht irgendwo in der Steppe umgekommen.

Jaroslaw war nun Großfürst, hatte sich aber zunächst noch mit den überlebenden Brüdern resp. Neffen auseinander zu setzen. Zunächst mußte der Sohn Isjaslaws von Polozk Brjatschislaw mit den Waffen in der Hand verhindert werden, sich Nowgorods zu bemächtigen. Dann galt es, ein Verhältnis zu Jaroslaws leiblichem Bruder, dem heldenhaften Mstislaw von Tmutarakan, herzustellen. Dieser war nicht gewillt, Jaroslaw ohne weiteres als Herrn über ganz Rußland anzuerkennen, setzte sich vielmehr in Tschernigow fest und erwartete den Bruder. Jaroslaw warb nun wieder Waräger, die ihm ein Normanne Hakon zuführte, und führte sie gegen Mstislaw. Bei Listwen kam es während eines nächtlichen Gewitters zu einer blutigen Schlacht, in der, wie es scheint, Jaroslaw unterlag. Man einigte sich schließlich (1026) dahin, daß Jaroslaw in Kiew, Mstislaw in Tschernigow regierte.

Beide Brüder zogen nun gegen Polen, wo Boleslaw gestorben war und eroberten die Tscherwenschen Städte zurück.

Mstislaw starb 1036 kinderlos, und der einzige nun noch lebende Bruder Sjudislaw von Pskow wurde von Jaroslaw ins Gefängnis geworfen. Bis auf Polozk war nun wieder ganz Rußland in der Hand eines Fürsten. Aber alsogleich wurde der Grund für neue Teilungen gelegt, indem Jaroslaw seinen ältesten Sohn, den erst 16 Jahre alten Wladimir, nach Nowgorod schickte.

Jaroslaw kämpfte nun auch erfolgreich gegen die Petschenjägen, die er vor den Toren Kiews aufs Haupt schlug, gründete 1030 im Lande der Esten Jurjew (das spätere Dorpat) und kriegte gegen die Litauer, ohne sie indessen unterwerfen zu können. In Polen unter-

ſtützte er ſeinen Schwager Kaſimir I. gegen den Kronprätendenten Moiſlaw von Maſovien, der im Kampf gegen Jaroſlaw fiel (1047).

Schon vorher (1043) hatte Jaroſlaws älteſter Sohn Wladimir ein großes ruſſiſches Heer nach Byzanz geführt, wo damals Konſtantin Monomach regierte, und wo in einem Volksauflauf ein vornehmer ruſſiſcher Kaufmann erſchlagen worden war. Vergeblich erbot ſich der Kaiſer zu Schadenerſatz, die Forderungen der Ruſſen waren ſo groß, daß er ſie nicht bewilligen konnte. Dieſe zogen nun in der üblichen Weiſe zu Waſſer und zu Lande gegen Byzanz. Vor der Stadt kam es zur Seeſchlacht, in der die Ruſſen durch das griechiſche Feuer beſiegt wurden. Das Landheer wurde in Bulgarien geſchlagen, und die Gefangenen wurden von den Griechen geblendet. Trotzdem waren die Griechen bereit, den gefürchteten Ruſſen möglichſt entgegenzukommen, und willigten bald in einen für ſie vorteilhaften Frieden.

Jaroſlaw ſtand noch in lebhafter Verbindung mit den anderen Höfen Europas. Seine Gemahlin Ingigard war die Tochter des Königs Olaf von Schweden, von ſeinen Töchtern war eine mit Harald von Norwegen, eine zweite mit Heinrich I. von Frankreich, eine dritte mit Andreas von Ungarn vermählt. Von ſeinen Söhnen war Iſjaſlaw mit einer Schweſter Kaſimirs von Polen, Wſewolod mit einer Verwandten Konſtantin Monomachs verheiratet, zwei andere Söhne hatten eine Gräfin von Stade reſp. eine Gräfin von Orlamünde zur Frau.

Jaroſlaw war ſehr bildungsfreundlich. Er las ſelbſt gern und viel, und auf ſeine Anregung wurden zahlreiche Bücher aus dem Griechiſchen oder Bulgariſchen überſetzt, andere immer wieder für die Bibliotheken der Klöſter und Biſchöfe abgeſchrieben. In Nowgorod rief er eine Kirchenſchule für 300 Schüler ins Leben, wie eine ſolche in Kiew ſchon ſeit Wladimir beſtand. Beide dienten zur Ausbildung von Geiſtlichen.

Jaroſlaw ſtarb im Jahre 1054.

Auf ihn gehen zwei Kodifikationen der damals herrſchenden Rechtsanſchauungen zurück, die für uns von höchſtem Wert ſind, die Rußkaja Prawda und der Uſtaw Jaroſlaws. Die Rußkaja Prawda iſt uns nur in einer Redaktion überliefert, die vielleicht von einem Geiſtlichen vorgenommen wurde, um geiſtlichen Richtern über ihnen unterſtellte Laien als juridiſches Handbuch zu dienen, die aber im allgemeinen das auch ſonſt von weltlichen Richtern angewandte Geſetz wiedergibt, und die ſpäter wohl auch von ſolchen

als geltendes Recht angesehen und benutzt wurde. Daraus würde es sich erklären, daß sie manches garnicht erwähnt, z. B. den der Geistlichkeit unsympathischen gerichtlichen Zweikampf, obgleich er noch bis ins 16. Jahrhundert üblich war. Auch Verbrechen, die dem geistlichen Gericht unterstanden, wie z. B. Mädchenraub, werden nicht erwähnt, während wir andererseits Zusätze aus sichtlich späterer Zeit finden. Immerhin ist der Kern dieser Gesetzessammlung auf Jaroslaw zurückzuführen.

Die Rußkaja Prawda ist noch ganz von altgermanischem Geiste durchweht. Das Recht auf Blutrache wird ursprünglich anerkannt, erst wenn sie nicht geübt wird, tritt ein nach dem Stande des Geschädigten bemessenes Wehrgeld ein. Dieses wird in einigen Fällen an den Geschädigten, in anderen zum Teil an ihn, zum Teil an den Fürsten gezahlt. Das Wehrgeld für Tötung beträgt als solches 40 Griwen, verdoppelt sich aber, wenn der Erschlagene ein Mann des Fürsten oder ein namhafter Bürger ist. Der Tod eines Weibes wird mit dem halben Wehrgeld gebüßt, für andere Kategorien der Bevölkerung gibt es noch geringeres Wehrgeld. Todesstrafe gibt es ebensowenig wie körperliche Züchtigungen, auch leibliche Verletzungen wurden durch Geldbußen gesühnt. Der Sklave hat kein Wehrgeld, sondern nur einen Wert, der seinem Besitzer ersetzt werden muß, wenn er getötet wurde.

Die Prawda hat ein lebhaftes Verständnis für die Ehre und schützt sie sehr energisch, sie betrachtet aber das Verbrechen immer nur vom Gesichtspunkt des von ihm angerichteten Schadens, den sie möglichst ersetzt sehen will. Sittliche Gesichtspunkte, von denen aus eine Sühne verlangt wird, kennt sie nicht.

Soweit sie bürgerliches Recht ist, behandelt sie sehr eingehend das Handelsrecht, wie das ja auch bei der großen Rolle, die der Handel damals im russischen Leben spielte, natürlich ist. In Konkursen hatten die ausländischen Gläubiger ein Vorzugsrecht. Der Zinsfuß war sehr hoch, er betrug gesetzlich 50 %.

Im Prozeß sind die Eisen- und die Wasserproben als Beweismittel zugelassen.

Aus dem Erbrecht sei erwähnt, daß Testamente als allgemein üblich vorausgesetzt werden. Töchter erbten von den Vätern nur, wenn diese Mannen des Fürsten waren, sonst fiel das Vermögen, falls kein Sohn da war, an den Fürsten, der aber die unverheirateten Töchter versorgte. Hinterließ der Erblasser Söhne, so erbten nur

ſie, ſie hatten aber den Schweſtern nach ihrem Gutdünken eine Mitgift zu geben. Der Hof fiel ungeteilt an den jüngſten Sohn, die Witwe war nicht Erbin, ſondern erhielt nur, was ihr der Mann beſtimmt hatte. Mit einer Sklavin gezeugte Kinder waren keine Erben, erhielten aber zugleich mit ihrer Mutter die Freiheit.

Richter war der Fürſt, der ſich aber natürlich meiſt durch einen ſeiner Thiunen (unſer deutſcher „Degen") vertreten ließ, dem ein Knappe und ein Schreiber beigegeben waren. Ein ſolcher Thiun bereiſte ſeinen Bezirk und erhob für ſeine Tätigkeit Sporteln.

Der Heide verurteilte das Verbrechen nur, weil und ſoweit es Schaden anrichtete, das Chriſtentum nahm aber ihm gegenüber eine ganz andere Stellung ein, es ſah in ihm eine Verletzung der ſittlichen Weltordnung. Indem die Geiſtlichkeit in dem chriſtlich gewordenen Rußland dieſen Geſichtspunkt vertrat, mußte ſie zu dem bisher geltenden, noch von heidniſchem Geiſt erfüllten Recht in einen ſcharfen Gegenſatz treten. Sie half ſich zunächſt damit, daß ſie ſich ein eigenes Rechtsgebiet ſchuf, in dem ſie ihre rechtlichen Grundſätze zur Anwendung brachte. Schon Wladimir hatte ihr dabei durch ein Kirchengeſetz geholfen, und Jaroſlaw hat es noch weiter ausgebaut. Nach ſeinem Uſtaw kompetierten unter das geiſtliche Gericht alle geiſtlichen Perſonen, ſoweit es ſich um geiſtliche oder leichte bürgerliche Vergehen handelte, während von ihnen begangene bürgerliche Verbrechen von einem aus geiſtlichen und weltlichen Richtern gemiſchten Gericht verhandelt wurden. Ebenfalls vor geiſtlich-weltlichen Gerichten wurden verhandelt: Mädchenraub, Ehrverletzung des weiblichen Geſchlechts durch Wort oder Tat, Verſtoßung der Ehefrau, Ehebruch. In dieſen Fällen fiel das Wehrgeld teils dem Fürſten, teils dem Metropoliten zu. Rein geiſtliche Gerichte urteilten über Zauberei, Heirat in verbotenem Verwandtſchaftsgrade, Eheſcheidungen, Bruch der Faſten und dergleichen mehr. Geiſtliche Richter hatten aber auch nach rein weltlichen Prinzipien in rein weltlichen Dingen über die Geiſtlichen, die Mönche, die Laien zu richten, die auf den der Kirche gehörenden Gütern lebten; ferner über die durch Teſtamente freigelaſſenen Sklaven und über alle die, die in den von der Kirche begründeten und von ihr erhaltenen Wohltätigkeitsanſtalten lebten.

Man ſieht, der Uſtaw Jaroſlaws ergänzte die Rußkaja Prawda dahin, daß durch ihn den chriſtlichen Anſchauungen in Strafrecht und Strafprozeß zu ihrem Recht verholfen wurde. Die Geiſtlichkeit

war aber naturgemäß auch bemüht, was ihr in dem ganz weltlichen Gesetz direkt heidnisch erschien, zu beseitigen. So bewirkte sie, z. B. daß schon die Söhne Jaroslaws erklärten, die Blutrache der Angehörigen eines Getöteten sei nicht mehr zulässig, sie müßten sich damit begnügen, daß der Schuldige für die Tat das gesetzliche Wehrgeld entrichtete.

Noch unter Jaroslaw entstand in Kiew ein Kloster, das auf lange hinaus einen großen Einfluß auf die russische Kirche üben sollte. Ein aus Ljubetsch stammender Russe Antonius war bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt Mönch auf dem Berge Athos geworden und hatte sich für die dort geübte Askese begeistert. Nach Kiew zurückgekehrt, grub er sich in das hohe Ufer des Dnjepr im Süden der Stadt, unweit der großfürstlichen Pfalz Berestow, eine Höhle, in der er zunächst als Einsiedler lebte. Bald aber strömten ihm Anhänger aus allen Ständen zu, und es entstand das Höhlenkloster, das bis auf den heutigen Tag eines der größten Heiligtümer Rußlands geblieben ist. Antonius selbst blieb in seiner Höhle, auf seinen Betrieb wurde aber sein Lieblingsschüler Theodosius Abt der neuen Gemeinschaft, und dieser wies dem russischen Klosterleben auf lange hinaus die Ziele. Theodosius stammte aus Kursk und soll von Jugend auf ausgesprochene asketische Neigungen gehabt haben. Er verschmähte die Spiele seiner Altersgenossen, vertiefte sich in die asketische Literatur und kleidete sich, wider den Willen seiner wohlhabenden Eltern, möglichst armselig. Als er 13 Jahre alt war, starb sein Vater, und seiner äußerst energischen, ja männischen Mutter war sein Treiben ebenso unverständlich wie zuwider. Aber Theodosius war weder durch Bitten noch durch Mißhandlungen zu bewegen, sich an den Freuden der Welt zu beteiligen. Er schloß sich vielmehr Jerusalempilgern an und verließ mit ihnen heimlich die Stadt, wurde aber nach drei Tagen von der Mutter eingeholt und zurückgebracht. Die Mutter legte ihn zunächst in Ketten, versuchte es dann aber wieder mit Bitten und erreichte auch, daß er ihr versprach, bei ihr zu bleiben. Sie ließ ihn nun gewähren, und der künftige Heilige beschränkte sich mehrere Jahre darauf, unter der Kleidung eiserne Ketten zu tragen, die ihm große Leiden verursachten, nur in schlechten unsauberen Gewändern einherzugehen und die Tage damit zu verbringen, daß er Hostien buk, die er dann im Interesse der Armen verkaufte. Als die Mutter die Kette an seinem Leibe entdeckte, zwang sie ihn, sie wieder abzulegen. Er aber glaubte jetzt dem

Gebot des Heilandes zu folgen, wenn er die Mutter verließ. Er entwich während ihrer Abwesenheit von Hause und schloß sich nach Kiew reisenden Kaufleuten an. In Kiew hörte er von Antonius, suchte diesen auf und wurde von ihm in die Gemeinschaft der Mönche aufgenommen.

Als es der Mutter gelungen war, den Aufenthalt des Sohnes ausfindig zu machen, verlangte sie, ihn zu sprechen, Theodosius verweigerte ihr aber ein Wiedersehen und ließ sich erst auf Befehl von Antonius zu einem solchen bewegen. Ihre Bitte, wenigstens bis zu ihrem Tode noch in der Welt und bei ihr zu bleiben, schlug er ab und riet ihr, wenn sie ihn täglich sehen wolle, Nonne in Kiew zu werden. Und dazu machte er die Mutter auch schließlich willig.

Im Kloster beteiligte Theodosius sich auch noch als Abt an den niedrigsten Arbeiten, trug Wasser, spaltete Holz, heizte die Öfen und benutzte jede Gelegenheit zu Übungen in christlicher Demut. Den Fürsten gegenüber aber trat er sehr energisch auf und wußte seine geistliche Würde zu wahren.

Theodosius führte in seinem Kloster das gemeinsame Leben der Mönche ein, das bei den Mönchen der griechischen Kirche nicht selbstverständlich war, und gab der Gemeinschaft eine Organisation, die für die meisten russischen Mönchsklöster vorbildlich wurde. Sie trug einen streng asketischen Charakter.

Theodosius starb 1074, ein Jahr nach seinem Meister Antonius. Von den Mönchen des Höhlenklosters aber wurden noch lange viele Bischöfe der russischen Kirche.

Das Höhlenkloster, das von den ihm sehr ergebenen Söhnen und Enkeln Jaroslaws prächtig geschmückt wurde, lag, wie wir sahen, im Süden der Stadt. Noch etwas südlicher erhob sich das Wydubitzki-Kloster, dessen Abt Sylvester wir die Urchronik verdanken.

Als Jaroslaw starb, war die Herrschaft des Hauses Ruriks über Rußland schon fest begründet. Von jenen „Fürsten", in deren Namen noch die Verträge mit Byzanz geschlossen wurden, war schon seit lange nicht mehr die Rede. Schon Swjatoslaw verteilte sein Reich noch bei seinen Lebzeiten unter seine Söhne, und Wladimir wie Jaroslaw folgten seinem Beispiel. Diese Fürsten sahen das Land eben an als ihr Familiengut und übergaben Teile von ihm den einzelnen Mitgliedern der Familie. Bei diesen Teilungen erschien es natürlich, daß die wichtigsten und zugleich reichsten Teile des Reichs den älteren Söhnen zufielen, die weniger bedeutenden und

einträglichen den jüngeren. Die alten Volksstämme waren nun schon vielfach untereinander verschmolzen, Mittelpunkt der neu gebildeten Landschaften waren die durch den Handel reich gewordenen Städte. Sie nun wies auch Jaroslaw seinen Erben zu, wobei Polozk, in dem die Erben des ältesten Sohnes Rognedas Issaslaw herrschten, nicht in Frage kam. Es waren ihrer sechs: ein Enkel Rostislaw, Sohn des ältesten Sohnes Wladimir, der vor dem Vater starb, und fünf Söhne. Von diesen erhielt der nunmehr älteste Sohn Issaslaw Kiew und Nowgorod, die beiden Endpunkte des Wasserweges zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, der zweite Swjatoslaw Tschernigow und die Ostmark Murom-Rjasan. Ihm fiel auch die ferne Kolonie Tmutarakan auf der Halbinsel Taman zu. Der dritte Sohn Wsewolod erhielt Perejaslawl Rußki (im heutigen Gouvernement Poltawa) und die Gebiete Susdal und Bjelosersk an der oberen Wolga im Kolonialgebiet unter den Finnen. Wjatscheslaw, der vierte Sohn, bekam Smolensk, Igor, der fünfte, Wolhynien, der Enkel Rostislaw Rostow.

Bisher war das unter die Söhne eines Fürsten geteilte Land schließlich doch immer wieder in der Hand eines von ihnen vereinigt worden, von jetzt ab geschah das aber nicht mehr, und es bildete sich unter den immer zahlreicher werdenden Fürsten allmählich eine staatliche Ordnung heraus, wie sie so weder vorher noch nachher sonst irgendwo bestanden hat. Die Städte und die zu ihnen gehörigen Landschaften folgten einander dem Range nach so, daß Kiew unbestritten die erste Stelle einnahm. In ihm herrschte stets der Älteste des Gesamtfürstenhauses, führte den Titel Großfürst und war der anerkannte Senior des Geschlechts. Von ihm erwartete man, daß er das Interesse des gesamten Fürstenhauses wie des ganzen Landes vertrat. An zweiter Stelle stand Nowgorod, wo zunächst immer der älteste Sohn des Großfürsten in Kiew regierte. Die dritte Stelle nahm Tschernigow, die vierte Perejaslawl ein, die fünfte Smolensk, die sechste Wolhynien. Starb der Großfürst, so folgte ihm nicht sein Sohn, sondern der Fürst von Tschernigow, und damit begann ein allgemeines Wechseln der Plätze, wobei immer der Fürst mit seinem ganzen persönlichen Gefolge, seiner Druschina, übersiedelte. Diese Druschina war, je nach der Bedeutung des Fürsten, an Zahl sehr verschieden, bestand aus ein paar tausend oder ein paar hundert Mann, und ihren Mitgliedern stand es jederzeit frei, den einzelnen Fürsten zu verlassen und sich einem anderen anzuschließen.

Digitized by Google

Indem sich nun die Zahl der Prinzen aus dem Hause Ruriks vermehrte, fanden immer neue Teilungen des Landes statt, bildeten sich neue Fürstentümer, denen gegenüber die ursprünglichen aber ein gewisses Ehrenvorrecht behielten.

Die Fürsten folgten einander nach einer genealogischen Stufenleiter, aus der aber die Fürsten ausgeschieden wurden, deren Vater noch bei Lebzeiten ihres Großvaters starb. Diese Fürsten, die man Isgoi nannte, wurden mit einem kleinen Landanteil, der meist in einer Grenzmark lag, definitiv abgefunden. Solche kleine Fürstentümer entstanden in Rjasan, Turow, Grodno. Unter den übrigen Fürsten aber mußte das herrschende System, je mehr die einzelnen Linien auseinander gingen, zu immer mehr Kämpfen führen. Wohl suchten die Großfürsten die Meinungsverschiedenheiten, die über die Stellung, die der einzelne Fürst in der Stufenleiter einnahm, entstanden auf von ihnen einberufenen Fürstentagen friedlich auszugleichen, aber das gelang nicht immer, und der Unzufriedene ließ es dann auf einen Waffengang um so lieber ankommen, als der kriegerische Sinn der Normannen sich in dem Geschlecht und seinen Druschinen noch lange erhielt. Es konnte ferner nicht anders sein, als daß die Söhne eines Vaters, der lange in einem Landesteil regiert hatte, in ein persönliches Verhältnis zu diesem und seinen Bewohnern traten und nicht Lust hatten, in ein ihnen fremdes Land zu gehen. Dieser Umstand erwies sich als so stark, daß auf einem Fürstentage in Ljubetsch 1097 beschlossen wurde, die ursprünglichen Teilungen unter Jaroslaws Söhnen sollten auch für die von ihnen begründeten Linien maßgebend bleiben, so daß sich also Fürstengruppen in Tschernigow, Perejaslawl, Wolhynien, Smolensk usw. bildeten, deren Senioren ihrerseits wieder eine gewisse herrschende Stellung einnahmen und nun auch nach der Stufenleiter abgelöst wurden. Endlich waren auch die maßgebenden Städte nicht immer willens, gerade den Ältesten des Gesamthauses als ihren Fürsten anzuerkennen, sondern vertrieben ihn gelegentlich und ersetzten ihn durch einen anderen. So duldete es das immer mächtiger werdende Nowgorod nicht auf die Dauer, daß ihm, sobald in Kiew ein anderer Großfürst ans Regiment kam, auch ein anderer junger Fürst zugeschickt wurde, emanzipierte sich von der bestehenden Ordnung und wählte sich den Fürsten nach seinem Belieben. Und auch in den anderen Städten bildete sich ein immer schärfer werdender Gegensatz zwischen der Bevölkerung und den stets wechselnden

Fürſten heraus. Die Wjetſch ſtellte den neuen Fürſten Bedingungen, erkannte ſie nur auf Grund eines Vertrages an. Hierbei war die Wjetſch der Mutterſtädte für das ganze Fürſtentum maßgebend, denn die jüngeren Städte ſchloſſen ſich ihnen immer an.

So blieb das Prinzip der Stufenleiter zwar bis zur Tatarenherrſchaft und über ſie hinaus in Geltung, wurde aber durch die Macht der Verhältniſſe immer wieder durchbrochen. Das geſchah aber durch immerwährende Kämpfe der Fürſten untereinander.

Zerfiel durch das Syſtem der genealogiſchen Stufenleiter auch das ruſſiſche Reich in eine Anzahl Teilfürſtentümer, ſo lag darin, daß die einzelnen Fürſten mit ihren Druſchinen bald in Wolhynien, bald in Smolensk, in Kiew oder Sſusdal lebten, doch auch wieder ein einigendes Band. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit des „ruſſiſchen Landes" blieb bewahrt, und die Bildung, die es in Kiew gab, wurde durch die Fürſten über dieſes ganze Land verbreitet. Jeder neue Fürſtenſitz wurde immerhin zu einem kleinen Bildungszentrum, in dem man, ſo gut es ging, ein Abbild von Kiew zu ſchaffen ſuchte.

Die erſten normanniſchen Fürſten waren Wikinger der Flüſſe geweſen. Sie fochten zu Waſſer oder auf dem Lande zu Fuß mit langer Lanze und mannshohem Schild. Nun aber, da die äußeren Feinde die Reitervölker der Steppe oder die ebenfalls berittenen Ungarn und Polen waren, entwickelte ſich auch die ruſſiſche Reiterei, und die Druſchinen fochten zu Pferde mit Bogen und Pfeil, Schlinge und Säbel. Die Roſſe lieferten die Herden der Fürſten, die Schutzwaffen wurden auf Booten oder Schiffen dem Heer nachgeführt und vor der Schlacht verteilt.

Die Teilfürſten waren an ſich ritterlich geſinnte, von einem lebhaften Ehrgefühl erfüllte Leute, an deren Höfen es munter herging. Kehrten ſie von einem Feldzug heim, dann erklang, während die mit Met gefüllten Trinkhörner von Hand zu Hand gingen, an der Tafel das Lied des Sängers, das die Taten der Vorfahren und des Fürſten ſelbſt pries. Ein ſolches Lied, der „Sang vom Feldzug Igors", iſt uns erhalten.

Im Jahre 1185 bewog der Teilfürſt Igor von Nowgorod Sjewersk ſeinen Bruder Wſewolod von Trubtſchewsk, ſeinen Neffen Swjatoſlaw von Rylsk und ſeinen Sohn Wladimir von Putiwl — alle Teilfürſten der Fürſtengruppe von Tſchernigow — ſich ihm zu einem Zuge gegen die Polowzer in der Steppe anzuſchließen. Man ging über den Donez und hoffte die Nomaden zu überraſchen; dieſe aber waren rechtzeitig gewarnt worden und eilten nun von allen Seiten herbei. Ihr Vortrab wurde an einem kleinen Fluß Sſjuurli geſchlagen

und ſein Lager geplündert; die Polowzer, deren Hauptheer jetzt herankam, waren aber ſo ſehr in der Überzahl, daß ſie die Ruſſen von allen Seiten einſchloſſen. Die Fürſten hätten ſich und ihr berittenes Gefolge retten können, wenn ſie das Fußvolk im Stich ließen; ſie verſchmähten das aber, blieben und fochten zu Fuß, bis ſie am dritten Tage erlagen. Igor ſelbſt und alle Fürſten wurden gefangen genommen. Igor entkam aus der Gefangenſchaft, ſein Sohn aber erſt als Schwiegerſohn eines Khans der Polowzer.

Dieſer Feldzug wird in dem Heldenlied beſungen. Der Sänger hebt mit einer Entſchuldigung darüber an, daß ihm die dichteriſche Kraft ſeines Vorgängers Bojan, der einſt die Taten Jaroſlaws beſang, nicht gegeben ſei, und ſchildert dann in höchſt anſchaulichen Verſen den Feldzug ſelbſt. Die heidniſchen Vorſtellungen ſind ihm noch ganz geläufig, er nennt Bojan einen Enkel von Woloß, die Winde Enkel Stribogs uſw. Die ganze Natur nimmt an den Ereigniſſen den lebhafteſten Anteil. Eine teilweiſe Verfinſterung der Sonne während des Auszuges der Helden verſpricht ſchon nichts Gutes, aber Igor läßt ſich dadurch nicht abſchrecken, denn das Omen kann ja auch den Feinden gelten.

Als die Kunde von der Niederlage Igors und ſeiner Gefangennahme nach Kiew zum Großfürſten Swjatoſlaw dringt, legt der Sänger dieſem „goldene Worte" in den Mund, in denen die Zuchtloſigkeit und Selbſtſucht der ruſſiſchen Fürſten gegeißelt wird, über denen das Land durch ihre ſteten Kämpfe zugrunde geht und eine Beute der Nomaden der Steppe wird.

Das Lied, das als Einlage eine entzückende Klage der Gattin Igors um den fernen gefangenen Gatten enthält, iſt voll epiſcher, kraftvoller Poeſie, und ſeine patriotiſche Mahnung war um ſo angebrachter, als 1055 ein neuer waffengewaltiger Nomadenſtamm türkiſcher Herkunft, der der Polowzer — die Byzantiner nannten ſie Kumanen, die Orientalen Kiptſchaken —, die Petſchenjägen in den Weſten verdrängt und faſt die ganze Steppe eingenommen hatte.

Die Polowzer waren Nomaden, hatten aber im Innern der Steppe an Städte erinnernde Niederlaſſungen. Die von ihnen beſiegten Stämme der Torken im Oſten und der Petſchenjägen im Weſten flohen, ſoweit ſie nicht in die Polowzer aufgingen, nach Rußland und lebten als halbe Nomaden in den Grenzmarken, zumal am Roß, einem Nebenfluß des Dnjepr von rechts. Unter dem Namen „Schwarzmützen" bildeten ſie die leichte Reiterei der Ruſſen, blieben aber ſehr unzuverläſſig und führten den Krieg in barbariſcher Weiſe.

Auch die Polowzer zerfielen in zahlreiche von Sonderfürſten regierte Horden, die raubend und mordend in die ruſſiſchen an die Steppe grenzenden Lande einfielen, und denen nun nicht mehr die geſamte Kraft Rußlands entgegentrat. Nicht nur das, die Teilfürſten ließen ſich auch dazu hinreißen, in ihren inneren Fehden die

Digitized by Google

Polowzer zu Hilfe zu rufen. Damit aber nahmen auch dieſe Fehden ſelbſt einen anderen bösartigen Charakter an. Bisher waren ſie im weſentlichen mit Hilfe der Druſchinen ausgefochten worden, und man hatte die Landbevölkerung geſchont, nun aber wurde alles verheert, und wer am Leben blieb, geriet in Sklaverei. Weite Strecken des an die Steppe grenzenden Landes wurden unbewohnbar, und die Bevölkerung floh die Flüſſe aufwärts in die Waldgebiete, in denen ſie vor den Angriffen der Nomaden ſicher war. So begann eine Verſchiebung der Bevölkerung, die Landſchaften, die bisher den Schauplatz der ruſſiſchen Geſchichte gebildet hatten, verarmten und verödeten, während die Grenzmarken gegen die Polen im Weſten und die Finnen im Nordoſten ſich mit Bewohnern füllten.

Hand in Hand damit ging auch die Verarmung der großen Städte, in dem der Handel mit Byzanz immer mehr unterbunden wurde. Wohl taten ſich noch hin und wieder mehrere ruſſiſche Fürſten zuſammen, um die Handelskarawanen, die den Dnjepr abwärts gingen, zu geleiten, aber das unterblieb mehr und mehr. Nun gingen die Patrizier der Städte vom Handel zur Landwirtſchaft über, die ſie auf ihren Landgütern mit Hilfe von Sklaven betrieben. Außerdem machte ſich nun bei ihnen die Tendenz geltend, die Bauern, die als Knechte der Großgrundbeſitzer deren Land mit Hilfe herrſchaftlichen Inventars bebauten, die ſogenannten Sakupi, ebenfalls in Sklaverei zu verſtricken.

Während ſo der Süden Rußlands immer mehr verarmte, entwickelte ſich Nowgorod im Norden zu einer mächtigen Republik, die ſich den ganzen Norden Rußlands unterwarf. Wohl wählte ſich die Stadt immer wieder einen Fürſten, aber ſie vertrieb ihn auch, wenn er ihr nicht mehr gefiel, oder machte ihm das Leben ſo ſchwer, daß er von ſelber ging. Die wirkliche Macht lag im Patriziat und in der Wjetſch, die jedermann zuſammenberufen konnte, und deren Beſchlüſſe ſehr tumultuariſch gefaßt wurden. Der Fürſt war Richter und Verteidiger der Stadt gegen ihre Feinde, Führer des Volkes aber waren, ſoweit es ſich führen ließ, der Poſſadnik und der Tyſſjatzki, die nun nicht mehr vom Fürſten ernannt, ſondern vom Volke gewählt wurden. Großen Einfluß übte auch der Wladyka, der Erzbiſchof. Der erſt durch die Gotländer, dann durch die Hanſeaten vermittelte Handel mit dem Abendlande blühte und brachte große Reichtümer. Von den unterworfenen Landſchaften wurden hohe Tribute an koſtbarem Pelzwerk erhoben, und die

wageluſtige Jugend zog handelnd und gelegentlich plündernd auf den Waſſerſtraßen durch die weiten Einöden zwiſchen der oberen Wolga und dem Weißen Meer bis über den Ural hinaus an den Ob. Wichtige Handelsplätze wurden nun auch die Tochterſtadt Nowgorods Pſkow, Smolensk, Polozk, zu denen überall der deutſche Kaufmann vordrang, und in denen er willkommen war. Hier, im Nordweſten, ſpielte der Handel noch eine entſcheidende Rolle und wurde durch Handelsverträge geregelt.

Wir können hier den äußeren Verlauf der Geſchichte in der Periode der Teilfürſten nur in ganz großen Zügen und nur ſo weit verfolgen, als es zum Verſtändnis der weiteren Entwickelung Rußland erforderlich iſt.

Als Wjatſcheſlaw von Smolensk zwei Jahre nach ſeinem Vater ſtarb, folgte ihm Igor von Wolhynien, auf das nun der Enkel Jaroſlaws, Roſtiſlaw von Roſtow, Anſprüche erhob. Als dieſe von ſeinem Onkel nicht beachtet wurden, warb Roſtiſlaw in Nowgorod eine zahlreiche Druſchine an, begab ſich nach Tmutarakan und vertrieb dort den Sohn Swjatoſlaws von Tſchernigow, Gleb. Er ſelbſt wurde indeſſen bald von einem Griechen vergiftet. Nun beherrſchten die drei älteſten Söhne Jaroſlaws das Reich, bekamen es aber jetzt mit Wſeſlaw von Polozk zu tun, der Anſprüche auf Nowgorod erhob und die Stadt einnahm und plünderte. Die Brüder zogen wider ihn, nahmen ihn bei Gelegenheit einer Zuſammenkunft treulos gefangen und warfen ihn in Kiew in den Kerker.

Im Jahre 1068 erlitten die Brüder an der Alta eine Niederlage durch die Polowzer und konnten nicht verhindern, daß dieſe das Land furchtbar verheerten.

Darüber ergrimmten die Kiewer und verlangten, daß der Großfürſt ſie wider den Feind führte. Als Iſjaſlaw ſich weigerte, vertrieben ſie ihn, befreiten Wſeſlaw von Polozk aus dem Kerker und wählten ihn zu ihrem Fürſten. Iſjaſlaw aber wurde von Boleſlaw von Polen, zu dem er geflohen war, zurückgeführt, und Wſeſlaw floh noch vor ſeinem Eintreffen von Kiew nach Polozk. Nun baten die Kiewer die Brüder Iſjaſlaws, für ſie einzutreten, widrigenfalls ſie ihre Stadt verbrennen und nach Griechenland fliehen würden. Swjatoſlaw und Wſewolod erfüllten ihre Bitte, und Iſjaſlaw verſprach, den Kiewern zu verzeihen, ließ aber trotzdem die Rädelsführer durch ſeinen Sohn töten. Er wurde dadurch den Kiewern ſehr verhaßt, und als ſich im Jahre 1073 die Brüder gegen ihn

wandten, weil sie ihn im Verdacht hatten, mit Wseslaw von Polozk Ränke gegen sie zu spinnen, wurde seine Stellung unhaltbar. Die Brüder vertrieben ihn, Swjatoslaw erklärte sich zum Großfürsten, und Wsewolod ging an seiner Statt nach Tschernigow.

Issjaslaw floh zunächst wieder nach Polen, fand aber dort diesmal keine Unterstützung und begab sich zu Heinrich IV. nach Deutschland. Von hier aus sandte er seinen Sohn nach Rom zu Gregor VII. und stellte ihm einen Anschluß an die abendländische Kirche in Aussicht. Der Papst verwandte sich denn auch für ihn bei dem Könige von Polen; da aber Swjatoslaw 1076 starb und Wsewolod sich mit Issjaslaw aussöhnte, wurde daraus nichts. Wsewolod blieb zunächst in Tschernigow, Issjaslaw zog zum dritten Male als Großfürst in Kiew ein.

Aber nun gab es wieder Kämpfe mit den Söhnen Swjatoslaws, denen die beiden Onkel nur die Landschaft Murom-Rjasan lassen wollten. Ihr Vater hatte dem ältesten Sohn Gleb Nowgorod verliehen, dem zweiten Oleg Wladimir in Wolhynien. Als nun Issjaslaw sie vertrieb, bildete sich ein Fürstenbund der Neffen gegen die Onkel, dem außer den Söhnen Swjatoslaws auch die Söhne Igors und Rostislaws beitraten. Die Fürsten warben Hilfstruppen bei den Polowzern und vertrieben zunächst den Onkel Wsewolod aus Tschernigow. Dieser eilte zum Großfürsten Issjaslaw, der nun mit ihm gegen die Neffen zog und sie schlug, selbst aber in der Schlacht fiel (1078).

Nun wurde Wsewolod, der letzte überlebende Sohn Jaroslaws, Großfürst (1078—1093). Er war ein gebildeter — er sprach fünf Sprachen — und ein sehr gütiger, aber auch schwacher Mann, hatte indessen das Glück, in seinem ältesten Sohn Wladimir Monomach eine ausgezeichnete Stütze zu finden. Das war gut für ihn, denn es gab nun wieder Krieg mit Wseslaw von Polozk, und die Kämpfe mit den Polowzern hörten nicht auf, da diese Wsewolods Neffen von Tschernigow unterstützten. Oleg war die Seele der Koalition, fiel aber zunächst in die Hände der Griechen, die ihn nach Rhodos verbannten. Andere Kämpfe gab es in Wolhynien, wo die unruhigen Söhne Rostislaws sich größere Herrschaften erobern wollten.

Eine Tochter Wsewolods war jene unglückliche zweite Frau unseres Heinrich IV., die in seinem Leben eine so verhängnisvolle Rolle spielte.

Als Wsewolod starb, folgte ihm nach der genealogischen Stufen-

leiter der älteſte Sohn Iſjaſlaws Swjatopolk (1093—1113), und Wladimir Monomach ging nach Tſchernigow. Beide Fürſten erlitten gleich anfangs eine furchtbare Niederlage durch die Polowzer, und Swjatopolk konnte dem Lande nur dadurch einigermaßen Ruhe ſchaffen, daß er ſich mit der Tochter eines Khans der Polowzer vermählte. Nun aber griff Oleg, der mittlerweile von den Griechen freigelaſſen worden war und ſich Tmutarakans bemächtigt hatte, wieder zu den Waffen und ſuchte mit Hilfe der Polowzer Tſchernigow einzunehmen.

Da Wladimir Monomach durch die von den Polowzern erlittene Niederlage noch ſehr geſchwächt war, gelang ihm das für kurze Zeit, bald aber wurde es ihm vom Großfürſten wieder entriſſen, und Wladimir kämpfte dann in Murom-Rjaſan gegen die Söhne Monomachs. Erſt der Fürſtentag in Ljubetſch (1097) brachte den Frieden. Auf ihm wurde beſtimmt, daß Wladimir Monomach Perejaſlawl und Roſtow erhielt, die Söhne Swjatoſlaws erhielten Tſchernigow und Murom-Rjaſan, der Sohn Igors David bekam Wladimir in Wolhynien, die Söhne Roſtiſlaws, Wolodar und Waſſilko wurden Fürſten von Przemiſchl reſp. Terebowl. Es wurde damit der Grund dazu gelegt, daß die von den Söhnen Jaroſlaws begründeten Linien des fürſtlichen Geſamthauſes von einzelnen Teilen des Landes endgültig Beſitz ergriffen.

Aber kaum war der Frieden einigermaßen wiederhergeſtellt, als eine Gewalttat des Großfürſten das ganze Land wieder in Flammen ſetzte. In Wolhynien ſuchten der Sohn Igors, David, und die Söhne Roſtiſlaws, Wolodar und Waſſilko, ſich gegenſeitig zu verdrängen. David überredete den Großfürſten Swjatopolk, daß Waſſilko und Wladimir Monomach ſich gegen ihn verſchworen hätten. Der Großfürſt ließ nun den eben in Kiew weilenden Waſſilko ergreifen und blenden. Darüber wurden die übrigen Fürſten von Entſetzen ergriffen und zogen unter Wladimir Monomach gegen Kiew. Nur die Vermittelung des Metropoliten konnte ein großes Blutvergießen vermeiden. Den Kämpfen in Wolhynien aber machte erſt ein neuer Fürſtentag ein Ende.

Während der letzten Jahre Swjatopolks fochten die ruſſiſchen Fürſten alljährlich mit wechſelndem Glück gegen die Polowzer, konnten aber nicht verhindern, daß die ſüdlichen Teile Rußlands von den Nomaden entſetzlich verheert wurden.

Wladimir Monomach (1113—1125) war 1053 noch bei Leb-

zeiten seines Großvaters Jaroslaw geboren und führte seinen Namen nach seinem Verwandten mütterlicherseits, dem griechischen Kaiser Konstantin Monomach. Er stand mithin beim Tode Swjatopolks im 61. Lebensjahre und hatte Gelegenheit gehabt, sich durch seine Stellung innerhalb der Fürstenkriege wie durch seine Kämpfe mit den Polowzern im ganzen Lande das größte Ansehen zu erwerben. Ganz besonders beliebt war er in Kiew, und hier wurde denn auch kategorisch verlangt, er möge die großfürstliche Würde annehmen, obgleich er auf der genealogischen Stufenleiter als Sohn Wsewolods hinter den Söhnen Swjatoslaws zurückstand. Als er aus diesem Anlaß sich anfangs zurückhielt, entstanden gefährliche Pöbelaufläufe in der Stadt. Er entschloß sich dann doch, Großfürst zu werden, und sein Ansehen war ein so großes, daß er allerseits als solcher anerkannt wurde.

Da die Unruhen in Kiew, die zum Teil eine Judenhetze waren, mit dem von den Juden betriebenen Wucher zusammenhingen, so traf Wladimir zunächst Bestimmungen gegen diesen. Er führte dann durch seine Söhne glückliche Kriege gegen die Esten, die Wolga-Bolgaren und die Polowzer, während es ihm nicht gelang, einen Enkel, den Sohn des griechischen Kaisersohnes Leo, gegen Alexios Komnenos zu behaupten oder ihm auch nur die Herrschaft über die Donaustädte zu sichern.

Die übrigen russischen Fürsten hielt er in strenger Zucht und setzte an die Stelle der Ungehorsamen die eigenen Söhne, hielt aber sonst an der bestehenden Ordnung fest und erkannte die genealogische Stufenleiter im Prinzip durchaus an.

Wladimir galt im ganzen Lande als das Ideal eines russischen Fürsten. Da ist es denn von höchstem Wert, sein eigenes Ideal eines solchen kennen zu lernen. Es ist uns durch eine Ermahnung erhalten, die er als moralisches Testament an seine Söhne richtete.

Dieses Mahnwort ist durchtränkt von wahrhaft christlichem Sinn und zeugt von großer Belesenheit in der Heiligen Schrift. Die Söhne, so mahnt er, sollen allezeit anhalten im Gebet und wohltätig sein, wo immer die Gelegenheit dazu sich bietet. Insbesondere empfiehlt er ihnen den Schutz der Witwen und Waisen und der wirtschaftlich Schwachen. Die Todesstrafe sollen sie weder verhängen noch von anderen verhängen lassen, Eide nur schwören, nachdem sie wohl überlegten, ob sie sie auch bewahren konnten, und dann streng einhalten. Die Geistlichkeit sollen sie ehren, den Stolz meiden und immer festhalten: „Alles, was du gabst, o Herr, gehört nicht uns, sondern dir, ist uns nur auf eine kurze

Reihe von Tagen anvertraut.“ Sie ſollen nicht Schätze in die Erde vergraben, das ſei eine große Sünde. Die Alten ſollen ſie wie Väter ehren, die Jungen wie Brüder lieben. Ihr Hausgeſinde ſollen ſie unter ſtrenger perſönlicher Aufſicht halten, im Kriege ſich nicht auf ihre Feldherrn verlaſſen, ſondern alle Anordnungen ſelbſt treffen, inmitten der Krieger ruhen, ohne die Waffen abzulegen, früh aufſtehen und nach dem Rechten ſehen. Auf Reiſen ſollen ſie nicht dulden, daß ihr Gefolge die Einwohner beraubt oder mißhandelt. Den Gaſt ſollen ſie ehren, gleichviel, ob er vornehm oder gering oder ein Geſandter iſt, denn das Urteil der Fremden mache den Ruf. Die Sonne möge ſie nie im Bett finden. Dann ſollen ſie nach dem Gottesdienſt ſich mit der Druſchine beraten oder zu Gericht ſitzen oder auf die Jagd gehen. Über Mittag zu ſchlafen, ſei eine von Gott ſtammende Einrichtung der Natur.

Wladimir erzählt nun von ſich ſelbſt. „Ich beſorgte,“ ſagt er, „alles ſelbſt, was ich den Knappen hätte auftragen können, auf der Jagd und im Kriege, bei Tage und in der Nacht... Ich verließ mich nicht auf die Feldherrn und Richter, führte ſelbſt die Aufſicht über die Kirchen und den Gottesdienſt, über mein Haus, über Stall und Jagd, über Habichte und Falken.

Dreiundachtzigmal zog ich ins Feld, minder wichtige Streifzüge ungerechnet. Ich ſchloß mit den Polowzern neunzehnmal Frieden, nahm mehr als 100 ihrer Fürſten gefangen und gab ihnen die Freiheit wieder, während ich mehr als zweihundert hinrichten und in Flüſſen ertränken ließ. Wer reiſte ſchneller als ich? Früh verließ ich Tſchernigow und war vor Abend bei meinem Vater in Kiew. Oft war ich mit euerem Großvater auf der Jagd. Eigenhändig fing ich oft im dichten Walde Wildpferde und koppelte ſie zuſammen. Zweimal nahm mich der Ur auf die Hörner, ein Hirſch ſtieß mich mit dem Geweih, ein Elch trat mich unter die Füße, ein Eber riß mir das Schwert von der Seite, ein Bär zerriß mir den Sattel, indem er ſich auf mich und mein Pferd warf. Wie oft ſtürzte ich! Wohl zwanzigmal zerſchlug ich mir den Kopf, verletzte mir Hände und Füße, aber Gott ſchützte mich. Auch ihr mögt weder Tod noch Schlachten und reißende Tiere fürchten, ſondern euch in jeder Gefahr als Männer zeigen.“

Es iſt begreiflich, daß das Andenken dieſes Fürſten noch lange fortlebte und ſchließlich mit der Erinnerung an Wladimir den Heiligen zu dem Bilde des weiſen Wladimir der ruſſiſchen Sagen verſchmolz.

Wladimir Monomach war in erſter Ehe mit Gyda, einer Tochter Haralds, des letzten engliſchen Sachſenkönigs, verheiratet und hatte dann noch zwei Frauen. Er hinterließ fünf Söhne, von denen ihm zunächſt der älteſte, Mſtiſlaw, und nach ihm der zweite, Jaropolk, anſtandslos folgte, der dritte Sohn aber wurde von den Olgowitſchen (den Nachkommen Olegs) vertrieben. Darüber entbrannte zwiſchen den Nachkommen Wladimir Monomachs und denen Olegs aus der Linie Swjatoſlaws von Tſchernigow ein wilder Haß, der ſich auch auf ihre Nachkommen vererbte und immer wilder aufflammte. Aber

auch unter den Nachkommen Monomachs gab es stets neue Kämpfe zwischen den Onkeln und den Neffen. Der Titel des Großfürsten und der Sitz in Kiew, der Mutter der russischen Städte, standen jedem Teilfürsten als verlockendes Ziel vor der Seele. Um es zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Darüber kam es so weit, daß eine Koalition russischer Fürsten Kiew im Sturm nahm und ihre zuchtlosen Truppen die Stadt plünderten und zum Teil verbrannten (1169).

Der fünfte Sohn Wladimir Monomachs, Juri Dolgoruki (Langhand), dem der Vater das Land Rostow-Susdal gegeben hatte, erlangte nur nach mit wechselndem Glück geführten hartnäckigen Kämpfen mit dem Großfürsten Issaslaw, einem Sohne Mstislaws, den großfürstlichen Thron und behauptete sich auf ihm drei Jahre lang (1154—1157) bis zu seinem Tode. Dann aber tritt mit seinem ältesten Sohn Andreas zum erstenmal ein russischer Teilfürst in die Erscheinung, den es nicht nach Kiew zieht, der die genealogische Stufenleiter nicht anerkennt, sondern darauf ausgeht, sein Teilfürstentum zum Mittelpunkt ganz Rußlands zu machen und von ihm aus Herr zu werden über das fürstliche Gesamthaus wie über das ganze Land.

Andreas hatte sich in den Kämpfen, die sein Vater um Kiew führte, eifrig beteiligt und als ein tapferer und geschickter Feldherr erwiesen, aber das ganze Treiben im südlichen Rußland, diese in den Tag hineinlebenden Fürsten, ihre Druschinen, die mehr Kameraden als Untertanen waren, die aufsässigen Wjetsche der Städte waren dem herrschsüchtigen Mann ein Greuel. In dem von ihm beherrschten Kolonialgebiet konnte er hoffen, seine Herrschaft auf festeren Grundlagen zu errichten, und er ging entschlossen ans Werk.

Andreas hatte von seinem Vater anfangs als vorläufigen Sitz die kleine, erst von Monomach gegründete Stadt Wladimir an der Kljasma zugewiesen erhalten. Später wohnte er in Wyschgorod, zehn Werst oberhalb Kiews, verließ dieses aber gegen den Wunsch des Vaters noch bei dessen Lebzeiten und kehrte nach Wladimir zurück. Hier blieb er auch nach dem Tode Juri Dolgorukis. In den alten Städten des Rostow-Susdaler Landes, in Rostow und Susdal, gab es ja eine städtische Aristokratie und eine Wjetsch, die dem Fürsten sehr selbständig gegenüberstanden. Ihrer konnte Andreas besser Herr werden, wenn er an einem anderen Ort wohnte. Nun galt es aber diesem Ort eine besondere Weihe zu verleihen,

und das erreichte Andreas so: in einem Nonnenkloster Wyschgorods befand sich ein aus Griechenland stammendes, wundertätiges Muttergottesbild, das auf den Evangelisten Lukas zurückgeführt wurde. Dieses nun raubte er und brachte es in sein Land. Etwa 10 km von Wladimir war der Wagen, auf dem sich dieses Bild befand, plötzlich nicht von der Stelle zu bewegen, die Mutter Gottes wollte offensichtlich hier bleiben. Andreas tat ihr den Willen, errichtete an der Stelle eine steinerne Kirche, ein Kloster und einen Palast, nannte den nun entstehenden Ort Bogoljubow und wohnte meist hier. Damit wurde erreicht, daß Rostow und Sfusdal es ihm nicht übel nehmen konnten, daß das heilige Bild nicht in eine ihrer Kirchen kam.

Als Andreas' Vater starb, hatte er angeordnet, daß Andreas Großfürst wurde, seine jüngeren Brüder Rostow und Sfusdal erhalten sollten. Andreas nahm zwar den Titel Großfürst an, verzichtete aber auf Kiew und vertrieb seine Brüder. Er vertrieb auch die ihm übelwollenden Bojaren und führte ein eisernes Regiment.

Es gab nun zwei Großfürsten, einen in Sfusdal, der die wirkliche Macht in Händen hatte, und einen in Kiew, der mehr und mehr nur eine Ehrenstellung einnahm.

Andreas, den man nach seinem Wohnsitz Bogoljubski nannte, war der Typus der späteren Großfürsten von Moskau. Ganz von dem Gefühl seiner fürstlichen Würde durchdrungen, duldete er keinen Widerspruch, sah er auch in den Mitgliedern seiner Druschinen nicht Kameraden, sondern Untertanen. Er stützte sich in erster Linie auf die Geistlichkeit, deren Spitzen ja entweder selbst Byzantiner oder doch von byzantinischem Geist erfüllte Russen waren. Ihnen war der zentralisierte, von einem absoluten Fürsten regierte Staat von vornherein gewohnt und sympathisch. Andreas war ferner bemüht, die Macht der Wjetsch in den Städten zu brechen und keine Herrschaft der Bojaren aufkommen zu lassen. In dieser Beziehung lagen für ihn die Dinge in dem Kolonialgebiet, in dem er herrschte, sehr günstig. Die Urbevölkerung bestand hier aus finnischen Stämmen: Wesen, Meren, Muromern, an der Wolga aus Mordwinen und Tscheremissen. Schon früher hatte hier von Nowgorod aus eine Einwanderung von Slawen stattgefunden, die aber wesentlich darin bestand, daß diese Einwanderer von den Städten aus gewinnbringenden Handel trieben und die umwohnenden Finnen tributpflichtig machten. Seit jedoch die Fürstenkriege und die Einfälle der

Polowzer Südrußland verheerten, flohen immer mehr Bauern nach Nordosten, und ihre Einwanderung wurde von den Fürsten in jeder Weise unterstützt, so z. B. von Juri Dolgoruki durch Darlehen. Diese Einwanderer brachten die Namen der südrussischen Mutterstädte mit, überall begegnen wir ihnen nun im Norden neben den einheimischen finnischen. Alle diese Einwanderer aber waren Bauern. Da nun die Handelswege nach Süden immer mehr gesperrt wurden und die alten Städte damit immer mehr an Bedeutung verloren, bildete sich hier ein ganz auf bäuerlicher Grundlage ruhender Staat, der sich ohne weiteres in bureaukratischer Weise regieren ließ.

Je mehr sich das Land mit Einwanderern füllte, um so schneller vollzog sich die Russifizierung der Finnen. Die aus Südrußland einwandernden Bauern schoben sich friedlich in die Lücken zwischen den spärlichen Ansiedelungen der Finnen und vermischten sich allmählich mit ihnen in der Weise, daß die Finnen zu Russen wurden. Dieser Prozeß ist auch heute noch nicht ganz zu Ende geführt. Lassen wir uns wieder von Mackenzie Wallace erzählen, wie diese Verschmelzung von Russen und Finnen sich vollzieht:

„Während meiner Wanderung in den nördlichen Provinzen," sagt er, „habe ich Dörfer in jedem Stadium der Russifizierung gefunden. In einem von ihnen schien alles finnisch zu sein, die Einwohner hatten eine olivenrötliche Haut, sehr hervorstehende Backenknochen, schrägstehende Augen und eine besondere Tracht. Keine der Frauen und nur sehr wenige Männer verstanden Russisch, und jeder Russe, der den Ort besuchte, wurde als ein Fremder angesehen. In einem zweiten gab es schon einige russische Einwohner; die anderen hatten etwas von ihrem reinen finnischen Typus verloren, viele der Männer hatten die alte Tracht abgelegt und sprachen geläufig Russisch, auch wurde ein russischer Besucher nicht mehr ungastlich aufgenommen. In einem dritten Dorf war der finnische Typus noch schwächer geworden, alle Männer sprachen Russisch, und fast alle Frauen verstanden es; die alte Tracht der Männer war gänzlich verschwunden und die alte Frauentracht stark in der Abnahme begriffen. Heiraten zwischen Finnen und Russen gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten. In einem vierten hatten die Wechselheiraten ihr Werk fast vollständig erfüllt, das alte finnische Element konnte nur in gewissen Eigentümlichkeiten der Physiognomie und der Aussprache entdeckt werden."

Aus dieser Mischung bildete sich im Stromgebiet der oberen Wolga und der oberen Dwina der Stamm der Großrussen.

Der Großrusse lebte unter sehr viel ungünstigeren Verhältnissen als seine Vettern im Stromgebiet des Dnjepr. Die Schätze aus Byzanz drangen nicht mehr zu ihm und auch aus dem Handel von Nowgorod fiel für ihn kaum etwas ab. Er war ganz auf den

Boden angewiesen, der hier nicht aus schwarzer Erde bestand, und unerwartete Nachtfröste brachten ihn nur zu oft noch um die ohnehin spärliche Ernte. Nur mit zäher Ausdauer und unendlicher Geduld konnte er sich hier behaupten, und die klimatischen Verhältnisse ertrug nur ein eiserner Körper. Der kurze Sommer verlangte ein ungeheures Maß von Arbeit, und auf ihn folgte ein langer Winter, in dem keine Feldarbeit verrichtet werden konnte. Das hat sich im Charakter des Großrussen stark ausgeprägt. Er ist befähigt und gewillt, erstaunliche Arbeit zu leisten, aber er versagt dann auch wieder ganz und ergibt sich auf lange vollständigem Müßiggang. Der Bauer des Nordens ist nie sicher davor, daß nicht ein plötzlicher Umschlag des Wetters ihn um den ganzen Ertrag seiner Arbeit bringt und wurde darüber zum Fatalisten. Auch dieser Fatalismus ist ein Gemeingut des Großrussen geworden. Er ist nur zu geneigt, sich das Leben nicht zu erobern, sondern es vom Schicksal, das er Gott nennt, hinzunehmen, wie es ihm fiel.

In der Bauernwelt Susdals, in der es keine mit dem Lande verwachsene bodenständige Aristokratie gab, bildete sich eine demokratische Lebensanschauung aus. Sie erkannte den Fürsten als ihren von Gott eingesetzten Herrn an, aber es war ihr recht, wenn es zwischen ihr und ihm keine aufrechten Mächte gab, wenn der Fürst willkürlich mit seinen Beamten schaltete und waltete und diese ihm gegenüber auch rechtlos waren. Jeder Ansatz zur Bildung einer echten, auf Erbrecht und Grundbesitz beruhenden Aristokratie blieb dem Großrussen zuwider.

Hier im fernen ackerbauenden Nordosten Rußlands knüpften sich auch keine Fäden mehr mit Westeuropa. In den mageren Wäldern des Fürstentumes Susdal entwickelte sich ein soziales und staatliches Leben, das ganz seine eigenen Wege ging und zunächst im wesentlichen von Byzanz empfangene Einflüsse weiter entwickelte. Fürst, Geistlichkeit und Bauern waren hier die herrschenden Mächte. Der Fürst zog neue Ansiedler heran; der fromme Mönch ging hinaus in den Wald und begründete eine Einsiedelei, die zu einem Kloster anwuchs, um das sich die Ansiedler scharten; der Bauer trieb auf seinem Acker Raubbau, brannte den Wald nieder und entnahm dem von der Asche gedüngten Boden ein halbes Dutzend Ernten. Dann wanderte er weiter und machte es am neuen Wohnort ebenso. Er blieb auch in dieser Waldregion noch lange ein Nomade.

Andreas Bogoljubski ging ganz bewußt darauf aus, aus seinem

Wladimir ein zweites Kiew zu machen. Nachdem er das Heiligenbild von Bogoljubow in diese Stadt gebracht hatte, wollte er einen Geistlichen Feodor zum Metropoliten erheben lassen. Das scheiterte zwar am Widerspruch des Patriarchen, aber Feodor wurde wenigstens Bischof und suchte sich als solcher vom Metropoliten von Kiew loszumachen. Auch das mißglückte zunächst, aber das Ziel war hier immerhin gewiesen.

In weitem Bogen umspannten von Westen über Norden zu Osten die Besitzungen Nowgorods das Fürstentum Andreas'. Die Macht der reichen Stadt war groß, und sie konnte immer auf Unterstützung durch die Feinde der Fürsten von Ssusdal rechnen, aber sie war in bezug auf das Getreide auf sein Fürstentum angewiesen. Sperrte er ihr die Kornzufuhr, so trat Hungersnot ein. Auch hielt es die Geistlichkeit in Nowgorod meist mit den Fürsten von Ssusdal, und auch unter den Patriziern gab es stets eine ihnen anhängende Partei.

Nowgorod sich zu unterwerfen, war das natürliche Trachten des in der Bildung begriffenen absoluten Staates von Ssusdal. Zunächst konnte es freilich nur in der Weise geschehen, daß Andreas sich einen maßgebenden Einfluß auf die Wahl der in Nowgorod herrschenden Fürsten zu sichern suchte.

Darüber kam es zum Kampf. Andreas hatte eine große Koalition russischer Fürsten gegen die Stadt zusammengebracht, deren Heer im Februar 1170 vor Nowgorod erschien, aber es wurde von den Nowgorodern aufs Haupt geschlagen. Trotzdem bewirkte eine Sperre der Getreidezufuhr, daß die Nowgoroder einen Andreas günstigen Frieden schlossen und sich sogar seinen Sohn Juri zum Fürsten erbaten.

Nach dem Tode Juri Dolgorukis hatten die Kiewer seine aus Ssusdal stammende Druschine ermordet. Das hat ihnen Andreas nie vergessen. Er war auch die Seele jenes Fürstenbündnisses, das zur Einnahme von Kiew und zur Zerstörung der Stadt im Jahre 1169 führte. Er überließ den großfürstlichen Thron von Kiew den südrussischen Fürsten, aber es durfte ihn niemand einnehmen, der ihm nicht genehm war. Er sprach zu ihnen als Herr, und seine Macht war in der Tat die ausschlaggebende. Aber seine Tage waren gezählt. Sein hartes Regiment war ein zu ungewohntes, als daß es nicht große Erbitterung hätte erregen müssen. Es bildete sich unter seinen eigenen Hofleuten eine Verschwörung gegen ihn, und

er wurde von ihnen ermordet (Juni 1175). Das Land nahm die Tat verhältnismäßig ruhig hin, der Ermordete hatte den Bogen allzu straff gespannt.

Andreas' Werk wurde zunächst nicht fortgesetzt. Nach seinem Tode gab es auch im Susdaler Lande die üblichen Kämpfe zwischen Onkel und Neffen, aber aus ihnen ging ein Bruder von Andreas, Wsewolod, als Sieger hervor (1175—1212), der wieder in seinem Geist regierte. Ihm folgte unter vielen Kämpfen sein ältester Sohn Konstantin (1212–1219) und diesem der jüngere Sohn Juri (1219 bis 1238). Unter diesem Fürsten, neben dem es aber wieder eine ganze Anzahl Teilfürsten im Susdaler Lande gab, verlebte Susdal eine ruhige Zeit und gelangte zu verhältnismäßigem Wohlstand, während im südlichen Rußland die wilden Fehden um den immer bedeutungsloser gewordenen großfürstlichen Thron ihren Fortgang nahmen. Es waren indessen schon mehrere Fürsten der Polowzer Christen geworden, so daß die von diesen Nomaden drohende Gefahr allmählich geringer zu werden schien.

Da aber geschah es, daß im Südosten ein neues Nomadenvolk erschien, das für Rußland ungleich verhängnisvoller werden sollte als alle früheren Herren der Steppe. Es waren die Tataren.

In den fast vier Jahrhunderten, die seit dem Auftreten Ruriks vergangen waren, hatte im Leben der Russen anfangs der Handel die größte Rolle gespielt. Auf dem Wege Newa—Lowat—Dnjepr oder Newa—Msta—Twerza—Wolga hatte, durch die Städte vermittelt, ein reger sehr gewinnbringender Austausch der Waren zwischen Süden und Norden, Morgen- und Abendland stattgefunden. Das Schwarze Meer wurde von den Russen beherrscht, in das Kaspische unternahmen sie gelegentlich erfolgreiche Raubzüge. Mit dem Auftreten der Petschenjägen in der Steppe wurden diese Handelswege unsicher, und seit an die Stelle der Petschenjägen die Polowzer traten, hörten sie mehr und mehr auf, gangbar zu sein. Die Russen wurden erst vom Meer, dann auch von der Steppe abgedrängt, und auch die an sie stoßenden Grenzmarken verödeten allmählich infolge der Einfälle der Nomaden, deren sich das in Teilfürstentümer zerfallende Rußland nicht mehr erwehren konnte. Der freie Bauer wanderte nach Norden in die Wälder, der Wohlstand der Städter versiegte hier im Süden zugleich mit dem Handel. Auch im Norden konnte Nowgorod die See nicht dauernd halten und mußte den Handel über sie erst den Gotländern, dann den Hanseaten überlassen. An der

Mündung der Düna begründeten dieſe Riga, und in den Landſchaften der Letten und Eſten entſtand ein deutſcher Staat.

Die Staatsordnung, nach der die Fürſten aus dem Hauſe Ruriks nach der genealogiſchen Stufenleiter ihre Sitze beſtändig wechſelten, bewirkte, daß ihnen gegenüber die Macht der Städte wuchs. Die Patrizier in dieſen aber wandten ſich im Süden bei dem Verſiegen des Handels dem Landbau zu, den ſie mit Sklaven, die durch die ewigen Kriege ſtets in großer Zahl gewonnen wurden, betrieben. Zumal im Südweſten, in Galizien und Wolhynien, entſtand eine mächtige landſäſſige Ariſtokratie, die naturgemäß zu den ariſtokratiſch gegliederten Polen hinneigte und ſich ihnen früher oder ſpäter anſchließen mußte. So gingen Südweſten und Nordoſten, in dem ſich eben unter einem Volk von Bauern ein abſoluter Staat bildete, ganz verſchiedene Wege.

Die Bildung der Ruſſen war in der Zeit der Teilfürſtentümer eine verhältnismäßig hohe. Die Fürſten und mindeſtens ſehr viele Angehörige ihrer Druſchinen ſowie die Bojaren in den Städten waren des Leſens und Schreibens kundig und laſen gern und viel. So war z. B. der Dichter des Sangs von Igors Feldzug, der zweifellos einer Sſeweriſchen Druſchine angehörte, ſichtlich ein ſehr kenntnisreicher Mann, und auch von den Nowgoroder Bojaren, die im Alter ins Kloſter traten und dann mitunter Erzbiſchöfe wurden, muß man annehmen, daß ſie ſchon als Laien über eine nicht geringe Bildung verfügten. Unter den Fürſten waren mehrere, die ſich lebhaft für die Literatur intereſſierten und eifrig Bibliotheken zuſammenzubringen ſuchten. Sie unterſtützten auch die geiſtlichen Chroniſten, die in ihren Reſidenzen die Ereigniſſe der Zeit aufzeichneten. Außer der Chronik von Kiew ſind uns ſolche von Sſusdal, Wolhynien und Nowgorod erhalten, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in allen großen Städten Chroniken geführt wurden.

Die Bildung kam den Ruſſen aus Byzanz, teils direkt in griechiſcher Sprache, teils in bulgariſchen Überſetzungen. Da nicht nur die meiſten Erzbiſchöfe, ſondern auch viele andere Geiſtliche Byzantiner waren, fehlte es nicht an Gelegenheit, das Griechiſche zu erlernen, und das Bulgariſche verſtand man noch ohne weiteres.

Sehr verbreitet waren Sammelwerke, Sſborniki, die neben geiſtlichen und philoſophiſchen Abhandlungen auch geſchichtliche enthielten. Bearbeitungen des alten Teſtamentes hießen Paleja, Sammlungen von Predigten und moraliſchen Ermahnungen Pſtſchela, die Biene,

Digitized by Google

Die Leben der Heiligen nannte man Prolog oder Patarik, die Chroniken Chronographen.

Wie wir aus dem Leben der Heiligen ersehen, wurden oft junge Leute durch die von ihnen gelesenen Bücher dazu veranlaßt, ins Kloster zu treten, woraus sich doch eben ergibt, daß in der Tat viel gelesen wurde.

Es lag in der Natur der Dinge, daß die Geistlichkeit in Rußland wie im Abendlande der eigentlichen Volkspoesie, die ja vielfach noch von heidnischen Vorstellungen durchsetzt war, feindlich gegenüberstand. So wurden die Volksepen und Volkssagen meist nicht aufgezeichnet und hatten ein merkwürdiges Schicksal. Sie wurden nämlich von den aus dem Dnjeprgebiet in die Waldwildnisse des Nordostens flüchtenden Bauern mitgenommen und erhielten sich unter ihnen durch mündliche Überlieferung bis auf unsere Tage, während sie in ihrer ursprünglichen Heimat durch Erinnerungen aus späterer Zeit verdrängt wurden. So wird in weltverlorenen Dörfern des Olonetzkschen und des Archangelschen Gouvernements noch heute von „Wladimir, der roten Sonne" und den Helden seiner Tafelrunde gesungen und gesagt, während die Lieder der Bauern um Kiew und Tschernigow nur den Heldentaten der Kosaken gelten.

Es gab ferner an den Höfen der Fürsten von ihnen sehr geschätzte Kunstsänger, die an ihrer Tafel ihre und ihrer Vorfahren Taten besangen, aber es ist uns von ihnen leider nur der Sang von Igors Feldzug erhalten. Diese Gesänge wurden wohl meist überhaupt nicht niedergeschrieben, und geschah es doch, so hatte die Geistlichkeit wenig Neigung, sie, in denen von Perun und Woloß die Rede war, durch Abschriften zu vervielfältigen. Was uns durch ihre Vermittelung erhalten wurde, sind Predigten, Ermahnungen hoher Geistlicher, Beschreibungen von Pilgerfahrten nach Jerusalem oder Byzanz und glücklicherweise auch die Chroniken.

Das russische Wohnhaus jener Zeit war in seinem Urbestandteil, sozusagen seiner Zelle, ein aus Balken hergestelltes Viereck, die Isba. An diese schloß sich wohl ein ebensolcher nicht heizbarer Raum, die Kljet, der im Sommer bewohnt wurde, im Winter als Lagerraum diente. Zwischen Isba und Kljet schob sich, bei größerem Wohlstand, eine Halle, Sjjeni. Vornehme Leute verlegten diese drei Räume in das erste Stockwerk und benutzten das Erdgeschoß, Podkljet, als Vorratsraum. Die Sjjeni scheinen mitunter frei auf Pfählen gestanden zu haben. In der zweiten Etage lag noch ein

Wohnraum, der Gorniza oder Terem hieß. Von außen angebrachte, bedeckte Treppen führten zu diesen Stockwerken hinauf. Der Zugang zu ihnen hieß Krylzo, das ganze, so gestaltete Haus Chorom. Es lag in einem von einem hölzernen Zaun umgebenen Hof.

Die Paläste der Fürsten waren durch schönes Schnitzwerk verziert und außen und innen reich bemalt. Die Sjeni hatten wohl eine vergoldete Decke, und an ihren Seiten liefen an der Wand befestigte Bänke entlang, auf denen bei festlichen Anlässen kostbare Kissen lagen. Hier tafelten und hielten ihre Empfänge die Fürsten inmitten ihrer Druschinen, die sich für gewöhnlich in einer besonderen Halle, der Gridniza, aufhielten.

Die Fürsten hatten außer ihren städtischen Palästen auch noch Pfalzen in der Umgebung der Stadt, wie z. B. Wladimir der Heilige und Jaroslaw in Berestow bei Kiew, in denen sie den Sommer verbrachten oder von denen aus sie die Jagd betrieben. Man beizte mit Vorliebe mit Falken und Habichten Schwäne, Kraniche und das kleinere Wassergeflügel oder hetzte mit Windhunden im freien Lande Hasen, Füchse und Wölfe. Bären, Wisenten und Urochsen ging man mit großem Gefolge zu Leibe. So trieb man den Wisent auf eine Stelle im Walde, wo viele alte Stämme licht nebeneinander standen. Hinter diesen nahmen die Jäger Aufstellung, reizten das Wild zum Angriff und suchten es dann, um den Baum voltigierend, mit Speeren zu erstechen. Nach einer uns auf einer der ältesten Karten Rußlands erhaltenen Miniaturabbildung scheint man den Ur, um dessen Jagd es sich hier offenbar handelt, auch von der Krone der Bäume aus durch Pfeilschüsse erlegt zu haben.

Die Kleidung der Russen bestand aus einem leinenen Hemd, Sjorotschka, und ebensolchen Beinkleidern, über denen man ein bis über die Knie herabreichendes, durch einen Gürtel zusammengehaltenes Gewand mit langen Ärmeln trug, das Swita oder Koschuch hieß. Bei den Wohlhabenden war es aus feinem Tuch, bei den Fürsten und Druschinen aus farbiger Seide, Silber- oder Goldbrokat. Als Knöpfe dienten Halbedelsteine, die Litzen waren aus teueren Stoffen. Die Kragen schmückte man durch reichen Besatz von Perlen. Über dem Koschuch trug man einen ärmellosen Mantel, Mjatel, der durch eine Nadel auf der rechten Schulter festgehalten wurde und den rechten Arm freiließ. Die Stiefel waren von buntfarbigem, mit Goldfäden besticktem Saffian, die mit Zobelfell besetzten Mützen von

farbigem Samt. Festliche Versammlungen müssen ein ungemein farbenprächtiges Bild geboten haben, denn zu den bunten Gewändern kam noch reicher Goldschmuck, der in Hals- und Armbändern und an goldenen Ketten auf die Brust herabhängenden Schaustücken bestand. Byzantinische und deutsche Goldschmiede schufen diese Herrlichkeiten und verzierten sie mit aus dem Orient eingeführten Edelsteinen. Die Männer trugen in einem Ohr einen Ohrring.

Die Tracht der Frauen unterschied sich nicht wesentlich von der der Männer. Ihr Schmuck bestand aus kostbaren Ohrringen, aus aus Goldmünzen zusammengesetzten Ketten, zahlreichen Fingerringen. Sie trugen wohl auch goldene Ringe um die Knöchel, ja mitunter sogar solche an den großen Zehen. Den Kopf verheirateter Frauen bedeckte ein kostbares Tuch, Powoi.

Großer Luxus wurde naturgemäß von beiden Geschlechtern in bezug auf das Pelzwerk getrieben.

Im Kriege trug man als Schutzwaffen meistens Ringpanzer, doch wurden aus dem Abendlande auch Plattenpanzer eingeführt. Die Helme waren oft reich ornamentiert. Von ihnen fiel wie ein Tuch ein Stück Ringpanzer über Hals, Nacken und obere Brust herab und deckte diese Teile. Die Trutzwaffen bestanden aus Lanzen, zweischneidigen Schwertern oder Säbeln, Streitäxten, Bogen und Pfeilen. Die Köcher waren oft auch reich geschmückt. Ebenso das Pferdegeschirr. Die Fürsten hatten wohl goldene Steigbügel.

Edle Rosse waren sehr gesucht und wurden in großen Stutereien, deren Bestand oft Tausende von Pferden enthielt, gezogen oder von den Nomadenvölkern erworben.

Wagen wurden nur von Kranken, Frauen und Kindern oder Geistlichen benutzt. Der sie leitende Kutscher ritt auf dem Pferde.

Man sieht auch aus allem diesen, ein wie reiches Land das Rußland der Teilfürsten war, wir dürfen aber nicht vergessen, daß dieser Wohlstand schon stark im Schwinden war, als die furchtbare Katastrophe über Rußland hereinbrach, der wir jetzt näher treten müssen.

Der Einfall der Tataren und die Begründung ihrer Herrschaft.

In Zentral- und Ostasien lagen die Dinge in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts so: China zerfiel in ein nördliches von einem mongolischen Stamm der Niutschi beherrschtes und in ein südliches Reich Song mit einer nationalen Dynastie. Ein drittes Reich, das der Hia oder Tangut, umfaßte die westlichsten Provinzen des heutigen chinesischen Landes. Karokorum war die Hauptstadt der Uiguren, eines Mischvolkes mit verhältnismäßig hoher Kultur. Am oberen Jenissei und Irtysch lebten die Naimann und östlich und südöstlich vom Syr, am Ili und Tarim, gab es ein Reich Kara Kitai, das ebenfalls von einem Kulturvolk bewohnt war. Westlich grenzte an diese Völker ein großtürkisches Reich, Kowaresm, das vom Aralsee zum Indus reichte und der Nachbar von Persien und dem Chalifat von Bagdad war.

Im Osten des Baikalsees und im Norden von China, an den Quellflüssen des Amur, Onon und Kerlon, sowie an seinen rechten Nebenflüssen nomadisierten mongolische und türkische Stämme, die sich bald zu größeren von einem Khan beherrschten Gemeinschaften zusammentaten, bald wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile zerfielen. Die Chinesen suchten sich ihrer dadurch zu erwehren, daß sie einen Khan gegen den anderen ausspielten und den eben mächtigsten durch Geldzahlungen oder die Verleihung eines hochtrabenden Titels bändigten.

Unter den Nomadenstämmen waren die um den Ssongari nomadisierenden Bortschigenen besonders angesehen. Nach der buddhistischen Legende stammten sie von einer Jungfrau Alang Goa ab, die den Stammvater in unbefleckter Empfängnis gebar. Sie scheinen ein mongolisch-türkisches Mischvolk gewesen zu sein. Eine Gruppe

der Bortschigenen, die Kiat, wurden von Jessugei beherrscht, und dieser verlieh seinem ältesten Sohn, der zwischen 1155 und 1162 am Ufer des Onon geboren wurde, den Namen Temudschin.

Temudschin war erst 13 Jahre alt, als sein Vater starb, und hätte sich nicht behaupten können, wenn nicht seine Mutter Ogelen-Eke für ihn eingetreten wäre. Diese Frau scheint aber schon eine geborene Herrscherin gewesen zu sein und wußte den Stamm zusammenzuhalten. Ihr Sohn suchte nun mit wechselndem Glück seine Herrschaft über die anderen Nomaden auszudehnen, und es gelang ihm nach vielen Wechselfällen. Im Jahre 1203 versammelte er alle von ihm unterworfenen mongolischen und türkischen Stämme zu einem großen Reichstag, Kuriltai, und man beschloß, künftig ein aus neun großen Gruppen bestehendes Volk zu bilden. Temudschin wurde als absoluter Herr anerkannt und erhielt den Titel Dschingischan, d. h. der große Khan. Er gab dem neuen Volk, das unter einem mit neun Jakschweifen geschmückten Banner ins Feld zog, eine streng militärische Organisation. Jeder waffenfähige Mann war wehrpflichtig, und das Heer zerfiel in Abteilungen von 10, 100, 1000 und 10000 Mann. Es bestand ausschließlich aus Reiterei, die Säbel und Lanze führte — letztere mit einem Widerhaken, um den Gegner vom Pferde zu reißen —, deren Hauptwaffe aber der vom Bogen geschnellte Pfeil war. In kurzen Bügeln reitend, schoß der Tatare ebenso sicher rückwärts wie vorwärts. Jeder Reiter führte mehrere Pferde mit sich, die er abwechselnd benutzte. Ein Vortrab auf ausgesucht schnellen Pferden zog dem Hauptheer weit voraus, ein Nachtrab mit vielen Reservepferden, Kamelen und Rindern folgte ihm. Die Feldzüge wurden immer als ein Kesseltreiben im größten Stil ausgeführt, der Gegner wurde zunächst eingekreist und dann von allen Seiten bedrängt. Um ihm Furcht und Schrecken einzujagen, wurde die ganze Bevölkerung, so weit sie nicht aus Technikern und Handwerkern bestand, ausgerottet, jede Wohnstätte verbrannt. Galt es eine Stadt einzunehmen, so wurde die Bevölkerung der Umgegend zunächst verschont und gezwungen, die Belagerungsarbeiten zu vollziehen, wobei sie größtenteils zugrunde ging.

Kapitulierten die Belagerten, so wurde die Kapitulation nach der Übergabe ohne weiteres gebrochen. Ihrer unerhörten Treulosigkeit verdankten die Tataren zum Teil ihre größten Erfolge.

Jeder Feldzug wurde sorgfältig vorbereitet. Man suchte durch

Kundſchafter und Geſandtſchaften die Verhältniſſe des Landes, dem er gelten ſollte, genau zu erkunden und Überläufer zu gewinnen. Man war ferner bemüht, den Gegner durch diplomatiſche Verhandlungen einzuſchläfern und zu iſolieren. Erſt wenn das geſchehen war, griff man mit rückhaltloſer Energie an. Die von den unterworfenen Völkern geſtellten Hilfstruppen fochten immer in erſter Reihe, die eigenen Kerntruppen erſt in zweiter. Auf Ungehorſam oder Feigheit ſtand Todesſtrafe. Eine wohlgeregelte Poſt vermittelte den Verkehr Dſchingiſchans mit ſeinen Feldherren.

Nach der Unterwerfung der aſiatiſchen Kulturvölker wußten die Tataren ſich alle ihre techniſchen Kenntniſſe dienſtbar zu machen. Sie erlernten von ihnen Wurfgeſchoſſe bauen und Minen legen, ſie gingen nun den Mauern feindlicher Städte mit Widdern und Belagerungstürmen zu Leibe. Sie lernten von den Chineſen aber auch das Kanzleiweſen würdigen und übernahmen von ihnen ein organiſiertes Steuerſyſtem.

Es leuchtet ein, wie ſehr ein ſolcher einheitlicher, vom Willen eines Mannes geleiteter Militärſtaat den loſen Staatsgebilden des Mittelalters überlegen ſein mußte, zumal ſo lange dieſer eine Mann ein militäriſches und organiſatoriſches Genie war wie Dſchingiſchan.

Die Tataren wandten ſich, nachdem ſie die Naimanns, die Uiguren und das Reich Tangut überrannt hatten, im Jahre 1211 gegen das nordchineſiſche Reich, das bis 1218 in mehreren Feldzügen faſt ganz erobert wurde. Auch Korea und Kara Kitai wurden unterworfen. Dann erfolgte der Zuſammenſtoß mit Kowaresmien, das unter ungeheuerem Blutvergießen erobert wurde. Der letzte Sultan Mohammed ſtarb als Flüchtling auf einer Inſel im Kaſpiſchen Meer 1221.

Als Verfolger Mohammeds waren zwei Feldherren Dſchingiſchans, Dſchebe und Sſubudai, bis an den Kaukaſus gekommen. Sie erhielten jetzt den Auftrag, weiter nach Norden vorzudringen. Mit Hilfe von Führern aus Schemacha wollten ſie das Gebirge überſchreiten, wurden aber von den Alanen, Tſcherkeſſen und Polowzern in einem Engpaß eingeſchloſſen und wären verloren geweſen, wenn es ihren Führern nicht gelungen wäre, die Polowzer zu gewinnen. Dieſe ließen ſie entkommen und wurden nun, ſobald die Tataren die Steppe erreicht hatten, von ihnen überfallen. Zwei chriſtliche Khane der Polowzer fielen, ein dritter, Kotjan, floh zu ſeinem Schwiegerſohn, dem Fürſten Mſtiſlaw dem Kühnen von Galizien.

Dieſer Mſtiſlaw war ein Typus der ruſſiſchen Fürſten jener Zeit, ein tapferer Haudegen, der überall zu finden war, wo die Schwerter in der Sonne blitzten, immer bereit, den wirklich oder vermeintlich Unterdrückten zu Hilfe zu eilen. Sein Vater, der ebenfalls Mſtiſlaw hieß, ſtammte aus der Fürſtengruppe von Smolensk und war ein ſehr beliebter Wahlfürſt von Nowgorod geweſen († 1180). Das Erbteil des Sohnes war Toropez, und er beteiligte ſich zunächſt an den Kämpfen der ſüdruſſiſchen Fürſten. Dann aber trat er für Nowgorod ein, das einen Sohn des Großfürſten Wſewolod, Swjatoſlaw, vertrieben hatte und deshalb von ihm mit Krieg überzogen wurde. Wſewolod gab nach, und Mſtiſlaw wandte ſich wieder nach Südrußland, wo er einem Vetter, der ebenfalls Mſtiſlaw hieß, auf den großfürſtlichen Thron verhalf. Dann ging er nach Galizien und ſetzte ſich zunächſt dort feſt. Sobald er aber erfuhr, daß der neue Fürſt von Nowgorod, ein dritter Sohn Wſewolods, namens Jaroſlaw, mit dieſer Stadt kämpfte, eilte er wieder nach Norden und ſchlug an der Spitze der Nowgoroder die verbündeten Fürſten von Sſusdal an der Lipiza aufs Haupt (1216). Darauf begab er ſich wieder nach Galizien, das mittlerweile in die Hände der Ungarn gefallen war, vertrieb den ungariſchen Königsſohn Kolomann und wurde ſelbſt als Fürſt anerkannt.

Als Kotjans Boten Mſtiſlaw erreicht hatten, berief er einen Fürſtentag nach Kiew, auf dem er durchſetzte, daß die ruſſiſchen Fürſten den Polowzern ihre Hilfe zuſagten. Eine Inſel ſüdlich der Stromſchnellen des Dnjepr wurde zum Sammelpunkt beſtimmt, und es fanden ſich hier zahlreiche Fürſten mit ihren Druſchinen ein. Die von Kiew, Smolensk, Tſchernigow kamen den Dnjepr abwärts, die Galizier und Wolhynier fuhren durch Dnjeſtr und Bug ins Meer und dann wieder den Dnjepr hinauf, die Fürſten aus Sſewerien ſtießen zu Roß zum allgemeinen Heerbann, der 80 000 Mann ſtark geweſen ſein ſoll. Eine Geſandtſchaft der Tataren wurde auf Betrieb der Polowzer getötet, eine zweite zwar am Leben gelaſſen, aber kurz abgewieſen. Dann zog man — es war im Mai 1224 — in der Richtung gegen das Aſowſche Meer in die Steppe. Man ſchlug zweimal tatariſche Streifkorps und erreichte in acht Tagen die Kalka, deren Name in der ruſſiſchen Geſchichte einen ſo furchtbaren Klang erhalten ſollte.

Man kann ſich von den folgenden Vorgängen auf Grund der ſich widerſprechenden Berichte kein deutliches Bild machen. Jeden-

falls wurden die Russen nicht einheitlich geleitet, und es scheint eine Meinungsverschiedenheit zwischen Mstislaw dem Kühnen und einem jugendlichen Anhang unter den Fürsten einerseits und den übrigen Fürsten, die auch ein Mstislaw, der Großfürst von Kiew, führte — es waren drei Fürsten dieses Namens im Heer — anderseits bestanden zu haben. Jedenfalls griffen Mstislaw der Kühne und seine Freunde die Tataren auf eigene Hand an und wurden, nachdem die Polowzer zuerst gewichen waren, völlig geschlagen. Das Hauptheer der Russen, das von dieser Niederlage noch nichts wußte, wurde dann durch einen unerwarteten Angriff überrascht und ebenfalls vernichtet.

Der Großfürst und zwei jüngere Fürsten verteidigten sich noch eine Weile in einer Wagenburg, wurde aber dann bewogen, zu kapitulieren. Es gab damals in den Steppen als Vorläufer der Kosaken schon Banden von aus allen möglichen Ländern entwichenen Abenteurern, die man Brodniki nannte. Eine dieser Banden hatte sich den Tataren angeschlossen, und ihr Führer Ploskinja verbürgte sich dafür, daß die Kapitulation gehalten werden würde. Kaum aber hatten sich die Russen ergeben, so wurden sie niedergemacht. Auf die drei Fürsten legten die Tataren Bretter und begingen auf diesen das Siegesmahl.

Die Schlacht an der Kalka fand am 31. Mai 1224 statt.

Mstislaw dem Kühnen gelang es, sich über den Dnjepr zu retten und die Truppen der Fürsten von Ssusdal und Wladimir waren überhaupt zu spät gekommen, um sich noch am Kampf zu beteiligen, während die von Rjasan dem Feldzug überhaupt ferngeblieben waren. Immerhin schien Kiew verloren zu sein. Aber die Tataren wagten es für diesmal nicht, weiter vorzudringen, sie wandten sich vielmehr ostwärts, schlugen die Wolgabolgaren und gingen durch die Steppen zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee nach Asien zurück. Sie hatten ja nur die Aufgabe gehabt, sich über die Verhältnisse im Norden des Kaukasus zu orientieren.

Die Russen hatten von den Umwälzungen, die sich im Innern Asiens vollzogen, offenbar keine Ahnung; sie sahen in dem Einfall der Tataren nur eine jener Überraschungen, wie sie die Steppe in Form von Nomaden- oder Heuschreckenschwärmen wohl brachte, und ihre Fürsten fuhren fort, sich um den Thron von Kiew oder die Stellung als Ältester in einer Fürstengruppe — diese nahmen allmählich auch alle den Großfürstentitel an — erbittert zu bekämpfen.

Niemand dachte daran, daß die Tataren wiederkommen könnten, und regte Maßregeln für diesen Fall an. In Nowgorod wurde Jaroslaw bald vertrieben, bald wieder zugelassen; um den großfürstlichen Thron von Kiew kämpften wie seit lange Nachkommen Monomachs mit solchen Olegs, in Wolhynien und Galizien erhielten sich die russischen Fürsten mit Mühe gegen die aufsässigen Bojaren, die immer wieder Polen und Ungarn gegen sie auszuspielen suchten. Immerhin gelang es hier zwei Brüdern, Daniel und Wassilko von Wolhynien, die ausnahmsweise in brüderlicher Treue zusammenhielten, sich zu behaupten und Galizien zu erwerben.

Die Polowzer scheinen nach dem Abzug der Tataren wieder frei geworden zu sein; wie die Dinge bei den Alanen und Tscherkessen lagen, erfahren wir nicht.

Dschingischan war zunächst damit beschäftigt, die Eroberung Nordchinas zu beenden und starb darüber im Jahre 1227. Sein ältester Sohn Dschudschi war schon vor ihm verschieden, drei andere aber Dschagatai, Ogotai und Tului überlebten ihn. Von diesen sollte Ogotai Großkhan werden, Dschagatai Turkestan, Tului Persien erhalten. Den Söhnen Dschudschis wurden die Lande am Kaspischen Meer zugewiesen. Diese Bestimmungen Dschingischans wurden auf einem Kuriltai anerkannt.

Zunächst wurde die Eroberung Chinas beendet und auch das Reich Song unterworfen. Dann kamen das Chalifat und das nördliche Indien an die Reihe, und nun wurde auch ein neuer Eroberungszug gegen Europa zur Ausführung gebracht. Er war auf das sorgfältigste vorbereitet und wurde in meisterhafter Weise zur Ausführung gebracht. Zunächst wurden die in den Wolgasteppen nomadisierenden Polowzer vertrieben, dann wurde ein Vorstoß gegen die Wolgabolgaren gemacht, beides behufs Orientierung über die Verhältnisse. Die Tataren erkannten, daß die stärksten Kräfte Rußlands jetzt in dem noch ungebrochenen Norden des Landes lagen, dieser also zunächst niedergekämpft werden mußte. Sie wußten ferner, daß in diesem von sumpfigen Wäldern starrenden Lande der Krieg nur im Winter geführt werden konnte.

Es wurde nun ein ungeheures Heer aufgestellt, das zum Teil aus Tataren, zum Teil aus den unterworfenen asiatischen Völkern bestand. Den Oberbefehl erhielt Batu, ein Sohn Dschudschis, dem aber Dschebe und Ssubudai beigegeben wurden. Ein Sohn des Großkhans Gajuk und ein Sohn Tuluis Mangu, die beide später

Großkhane wurden, begleiteten Batŋ, dem eine halbe Million Krieger gefolgt ſein ſoll, von denen viele zu den Veteranen Dſchingiſchans gehört hatten. Ein ungeheurer Troß von Frauen und Kindern und von Heerden ſchloß ſich dem Heer an.

Im Herbſt 1236 wurde das Reich der Donaubolgaren erobert und entſetzlich verheert, dann erſchien eine aus einer Schamanin und zwei Männern beſtehende Geſandtſchaft bei dem Fürſten Juri von Rjaſan und forderte ihn auf ſich zu unterwerfen. Er berief die Teilfürſten ſeiner Fürſtengruppe zuſammen, und man beſchloß ſich zu verteidigen. Man beſchickte, um Hilfe bittend, Wladimir und Tſchernigow, zog ein Heer zuſammen und ſandte einen Sohn Juris, Feodor, zu Batŋ, um mit ihm zu verhandeln. Aber die von Tſchernigow antworteten, die Rjaſaner wären ja 1224 ihnen auch nicht zu Hilfe gekommen, und der Großfürſt Juri von Wladimir verſprach zwar ſeine Unterſtützung, zog aber ſein Aufgebot ſo langſam zuſammen, daß er jetzt ebenſo zu ſpät kam wie vor der Schlacht an der Kalka. Batŋ aber handelte ſchnell, ließ Feodor umbringen und Rjaſan einkreiſen. Am 16. Dezember 1237 wurde die Stadt erſtürmt und alles, was in ihr war, ermordet. Dann kam die Reihe an Wladimir. Bei Kolomna wurde das Heer des Großfürſten vernichtet, Moskau wurde verbrannt, Wladimir belagert. Der Großfürſt Juri war nicht in der Stadt, er hatte das Kommando in ihr zweien ſeiner Söhne übergeben und ſammelte ſelbſt im Norden der Wolga ein Heer. Wladimir wurde erſtürmt, die geſamte Einwohnerſchaft erwürgt, die Stadt verbrannt. Das gleiche Schickſal hatte Sſusdal. Am 4. März 1238 wurde dann das kleine Heer des Großfürſten an der Sſit, einem Zufluß der Mologa, von allen Seiten umfaßt und vernichtet. Der Großfürſt ſelbſt fiel. Eine andere Abteilung der Tataren erſtürmte unterdeſſen Torſchok und marſchierte auf Nowgorod. Sie hatte ſich der Stadt ſchon bis auf 100 km genähert, als ſie den Befehl erhielt, zurückzugehen. Man fürchtete im Hauptquartier der Tataren den nahenden Frühling und das Tauwetter und verſchob deshalb die Eroberung Nowgorods auf eine ſpätere Zeit. Das ganze Heer ſchwenkte nach Südoſten ab und kehrte in die Steppen zurück. In ihnen wurden nun zunächſt die Nomaden endgültig unterworfen — der Polowzer Khan Kotjan entfloh mit vielen ſeiner Stammesgenoſſen nach Ungarn — und dann die ſüdruſſiſchen Fürſten angegriffen. Auch ſie hatten ſich nicht einigen können, benahmen ſich auffallend verzagt und

wurden einer nach dem andern überwältigt. So fielen 1238 das südliche Perejaslawl und Tschernigow, dann wurde im Winter auf 1240 auch Kiew nach verzweifelter Gegenwehr mit stürmender Hand genommen. Obgleich damals der mächtige Daniel von Galizien und Wolhynien Großfürst war, konnte er die „Mutter der russischen Städte" nicht retten, sie wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Er selbst und sein Bruder flohen nach Ungarn, wohin ihnen die tatarische Völkerwoge nur zu bald folgte. Vergeblich riefen die Ungarn und Polen die Hilfe des Abendlandes an, unser Friedrich II. war so in die Kämpfe mit den Päpsten verstrickt, daß er der ungeheuren Gefahr, in der ganz Europa schwebte, nur wenig Aufmerksamkeit schenkte.

Zu Anfang 1240 griffen die Tataren Ungarn zugleich von Süden und von Norden her an, Batu selbst ging über die Karpathen, ein anderes Heer zog durch die Walachei, ein drittes nahm seinen Weg durch Polen auf Schlesien. König Bela IV. wurde aufs Haupt geschlagen und entfloh, ganz Ungarn war in der Gewalt der Tataren. Ihr nördlicher Flügel hatte in Schlesien in der Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz das deutsch-polnische Heer besiegt, war aber dann nicht weiter vorgedrungen, sondern hatte sich dem Haüptheer in Ungarn angeschlossen. Streifscharen durchzogen unterdessen unter furchtbaren Verheerungen Polen. Im Jahre 1241 drangen die Tataren bis zum Adriatischen Meer vor.

Im Westen stießen sie immerhin auf Verhältnisse, die sich von denen Osteuropas sehr unterschieden. Das Deutschland des XIII. Jahrhunderts trug einen ganz anderen Charakter als das des zehnten, das einst die Ungarn heerend durchziehen konnten. Jeder Herrensitz war jetzt zu einer steinernen Burg geworden, die Mauern der Städte bestanden nicht wie in Rußland aus zwei Reihen Balken, deren Zwischenraum mit Steinen und Erde ausgefüllt war, sondern aus festgefügtem Mauerwerk. Auch konnte die in Stahl gehüllte kriegsgewohnte Ritterschaft des Abendlandes den Pfeilen der Tataren einen ganz anderen Widerstand leisten als die russischen Teilfürsten mit ihren nicht zahlreichen Druschinen und ihrem Aufgebot von Bauern. So entschloß sich denn Batu um so mehr zur Rückkehr, als nach Ogotais Tode (1241) Gajuk Großkhan zu werden schien und Batu diesem Vetter, der ihm nicht wohl wollte, nicht über den Weg traute. So sammelte er denn im Juli 1242 seine

zerstreuten Scharen, und das Heer zog beutebeladen das Donautal abwärts in die südrussischen Steppen zurück.

Das Reich Batys dehnte sich über diese und das südwestliche Sibirien aus. Baty und sein Sohn Sartak nomadisierten anfangs zwischen Don und Wolga, nahmen aber dann an einem Arm der Wolga, der Achtuba, an der Stelle, wo heute Zarew liegt, bleibenden Sitz. Hier entstand eine Art Stadt, Sarai, die man sich wie die frühere Hauptstadt der Chasaren Itil zu denken hat, als ein festes Lager, um das sich je nach der Jahreszeit mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von Filzzelten, Jurten, reihten. Man nannte die Tataren, über die Baty gebot, die „Goldene Horde". Diese erkannte den Großkhan in Karakorum als ihren obersten Herrn an, wie denn die Nachkommen Dschingischans sich noch als eine Familie fühlten, die in der Theorie gemeinsam über das ganze ungeheuere Reich herrschte.

Nach Ogotais Tode standen sich zwei Gruppen rivalisierend gegenüber, die Familien Ogotais und Dschagatais einerseits, die Dschudschis und Tuluis andererseits. Die sehr einflußreiche Witwe Ogotais Turakina erreichte aber, daß auf einem Kuriltai ihr ältester Sohn Gajuk allseitig als Großkhan anerkannt wurde. Von diesem Kuriltai hat uns der Mönch Plano Karpini, den Innozenz IV. als Gesandten an den Großkhan sandte, eine sehr interessante Schilderung hinterlassen.

Die Gesandten betraten bei Kanew das unmittelbar von den Tataren beherrschte Land und wurden, indem sie drei- bis viermal täglich die Pferde wechselten, schnell an das Hoflager Batys gebracht. Hier mußten sie zunächst zwischen zwei Feuern durchgehen, damit Gift, das sie etwa mit sich führten, unschädlich gemacht würde. Es wurde ihnen ferner vor der Audienz eingeschärft, beim Eintritt ja nicht die Schwelle zu berühren und nur kniend zu Baty zu sprechen.

„Baty", heißt es, „lebt großartig. Er hat Türsteher und Beamte jeder Art wie ein Kaiser. Er und eine seiner Frauen sitzen auf einem erhöhten Sitz wie auf einem Thron. Alle übrigen, seine Brüder, seine Söhne und die Vornehmen sitzen niedriger, die Männer zur Rechten, die Frauen zur Linken. Neben der Tür des Zeltes steht auf einem Tisch Getränk in goldenen und silbernen Schalen. Baty und alle Fürsten der Tataren trinken — besonders in Versammlungen — nur beim Klange von Liedern und Saiteninstrumenten. Reiten sie oder ihre Frauen aus, so wird über ihnen ein Sonnenschirm gehalten. Obgleich Baty sehr freundlich mit seinen Leuten verkehrt, wird er von ihnen doch außerordentlich gefürchtet."

Baty hielt die Gesandtschaft des Papstes doch für so wichtig, daß er die Gesandten an den Hof des Großkhans schickte Da Gajuk noch nicht als solcher

anerkannt war, wies er ſie zunächſt an ſeine Mutter als an die Regentin. Dieſe reſidierte in einem Zelt, das 2000 Menſchen faſſen konnte und von verzierten Paliſaden umgeben war. Um dieſe lagerten die zum Kuriltai verſammelten Großen des Reiches. Sie kamen auf reichgeſchmückten Roſſen und in prächtigen Gewändern, die täglich gewechſelt wurden und tranken während der Verhandlungen große Maſſen Kumiß, ein aus Stutenmilch bereitetes berauſchendes Getränk. Es ging zu wie am Hoflager Attilas.

Am 25. Auguſt 1246 wurde Gajuk als Großkhan ausgerufen. Nachdem Gebete verleſen waren und die ganze Verſammlung ſich gegen Süden hin verbeugt hatte, ſetzten die Großen des Reiches Gajuk auf einen goldenen Sitz, legten ein Schwert vor ihm nieder und beugten ebenſo wie die anweſenden Volksmaſſen die Knie. „Werdet ihr," fragte nun Gajuk, „wenn ich die Herrſchaft übernehme, alles tun, was ich befehle, kommen, wenn ich euch rufe, gehen, wohin ich euch ſchicke, töten, wen ich euch umbringen heiße?" Alle gelobten das. „Wohlan," ſprach Gajuk weiter, „in Zukunft wird ein Wort aus meinem Munde mein Schwert ſein."

Wie bei allen Oſtaſiaten war bei den Tataren das religiöſe Bedürfnis wenig entwickelt und wurde ſchon durch ſehr allgemeine Vorſtellungen und die Beobachtung abergläubiſcher Gebräuche befriedigt. So waren denn auch die Großkhane ſehr tolerant gegen Andersgläubige, was ihrer Herrſchaft ſehr zuſtatten kam. Einer von ihnen, Mangu, ſprach zu einem chriſtlichen Geſandten alſo: „Wir Mongolen glauben, daß es nur einen Gott gibt; aber wie er den Händen viele Finger gab, ſo wies er den Menſchen viele Wege zum Paradieſe. Euch Chriſten gab er die Heilige Schrift, die ihr übrigens nicht befolgt, uns gab er Zauberer, denen wir gehorchen, und mit denen wir in Frieden leben."

So nahm denn auch Gajuk die Geſandten des Papſtes freundlich auf, wurde aber nicht Chriſt. Später wurde indeſſen am Hoflager des Großkhans ein griechiſcher Biſchof geduldet.

Es gab übrigens bei den Tataren auch eine Art Götzen, menſchenähnliche Geſtalten aus Filz, die zu beiden Seiten der Zelttüren aufgeſtellt wurden. Man opferte der Sonne und dem Feuer einen Teil von Speiſe und Trank, hatte aber ſonſt keine eigentlichen Gottesdienſte. Man verzehrte wahllos jede Art Fleiſch und ſtillte den Durſt im Notfall aus den geöffneten Adern der Pferde. Die Tataren waren im höchſten Grade unreinlich und trugen die Kleider, bis ſie ihnen vom Leibe fielen. Alle Arbeit wurde von den Frauen verrichtet, deren der einzelne möglichſt viele durch Kauf von den Eltern erwarb. Die Khane regierten ganz ebenſo abſolut wie ihre Beamtenhierarchie und verfügten über ein Heer von Schreibern.

Der Großkhan versammelte von Zeit zu Zeit die ledigen Töchter um sich und wählte aus ihnen die Ergänzung seines Harems.

Es war ein großes Glück für Rußland, daß die Tataren ihr Nomadenleben beibehielten und sich darauf beschränkten, von den Unterworfenen schwere Steuern zu erheben und im Kriegsfall Hilfstruppen von ihnen zu verlangen. Dadurch wurde nicht nur eine Vermischung der Völker vermieden, sondern auch eine schließliche Befreiung vom Joche der Tataren sehr erleichtert.

Die russischen Fürsten konnten künftig die Herrschaft nur auf Grund eines Gnadenbriefes, Jarlyk, antreten. Diesen Jarlyk mußten sie sich vom Khan in Sarai persönlich holen und wurden von diesem wohl auch noch ins Innere Asiens zum Großkhan geschickt. Auch die Streitigkeiten der Fürsten wurden in der Horde entschieden und verlangten ihre persönliche Anwesenheit. Infolge der maßlosen Habgier der Tataren wollten nicht nur alle ihre Vornehmen, sondern auch deren Frauen reich beschenkt resp. bestochen sein, und Recht zu erhalten wurde dadurch zu einer Geldfrage.

Anfangs wurden die Steuern direkt erhoben von Steuereinnehmern, die Baskaken hießen und, obgleich der Steuererhebung Volkszählungen zugrunde lagen, mit der äußersten Willkür verfuhren. An den Fürstenhöfen lebten als Residenten Oberbaskaken, die die Fürsten überwachten.

Die Lage der Unterworfenen verschlimmerte sich noch sehr, als die Khane die Steuern verpachteten. Die Steuerpächter, die meist aus Buchara oder China stammten, oft aber auch asiatische Juden waren, verfuhren mit äußerster Härte. Erhob sich die zur Verzweiflung gebrachte Bevölkerung gegen sie, so stellten tatarische Kommandos mit Feuer und Schwert die Ordnung wieder her.

Der Steuern aber waren viele. Außer dem Zehnten gab es verschiedene Zollgebühren, eine Steuer von jedem Pfluge, Kriegssteuern. Es wurden Brückengelder erhoben, und es mußten für die reisenden Tataren, Boten usw. Postpferde geliefert werden. Am drückendsten empfand man es, auch Rekruten für die tatarischen Heere liefern zu müssen.

Die Geistlichkeit blieb steuerfrei und wurde rücksichtsvoll behandelt, was zur Folge hatte, daß sie sich über alles Maß vermehrte und Klöster wie Pilze aus der Erde schossen.

Die russischen Geschichtsschreiber sind heute geneigt, den Einfluß der Tatarenherrschaft als sehr gering darzustellen, aber gewiß mit

Unrecht. Man kann ſich ihn kaum groß und verhängnisvoll genug denken. Eine ganze Reihe von Generationen wuchs jetzt in Rußland heran, für die es kein Recht, ſondern nur noch Macht gab. Wer aufrecht blieb, wurde zermalmt, nur der Geſchmeidige konnte ſich behaupten, und auch er nur, wenn er jede Unbill geduldig hinnahm und mit Schmeicheleien und Beſtechungen erwiderte. Die Roheit der Herren wurde unvermeidlich den Knechten zum Beiſpiel.

Ganz beſonders ſchlimm war es, daß die ungünſtigen Einflüſſe der Tatarenherrſchaft dieſelbe Richtung hatten wie die von Byzanz kommenden. Hier wie dort erſchien die unbeſchränkte Alleinherrſchaft als die natürliche von Gott gewollte Staatsform; hier wie dort regierte der Fürſt mit Hilfe einer Beamtenhierarchie ein ihr gegenüber nicht organiſiertes, rechtloſes Volk. In Byzanz wie unter den zu Muhammedanern gewordenen Tataren hielt man das Weib für ein minderwertiges Geſchöpf und ſchloß es von den Männern ab; in Byzanz wie bei den Tataren waren Körperſtrafen, ſchreckliche Todesſtrafen und Folterm in Gebrauch. Nun hielten die Knute, der Feuerroſt, Folterwerkzeuge jeder Art ihren Einzug in Rußland, nun begann man, ganze Bevölkerungen aus der Heimat fortzuführen. Mit Kiew zerfiel die wichtigſte Bildungsſtätte des Landes, verſank es immer mehr in geiſtige Barbarei. Jeder Zuſammenhang mit Weſteuropa hörte auf, ein wilder religiöſer Fanatismus ließ den Ruſſen in jedem nicht griechiſchen Chriſten einen Heiden ſehen, der ganze Dünkel der Unwiſſenheit ergriff das unglückliche Volk. Die großen Handelsſtädte, die Fürſtenſitze waren vom Erdboden vertilgt, der nationale Wohlſtand war vernichtet, und die Bevölkerung ſuchte im Trunk ihr Elend für eine Weile zu vergeſſen. Und das blieb jahrhundertelang ſo. Der ruſſiſche Fürſt der Tatarenzeit erſetzte die Druſchinen durch einen von ihm völlig abhängigen Lehnsadel, die Hofleute, Dworjane, denn den von den Tataren überkommenen Vorſtellungen widerſprach eine aus Freiwilligen gebildete Gefolgſchaft durchaus. Nun wurden aus den ritterlichen Mannen, die im Frieden wie im Kriege des Fürſten Kameraden waren, in der Weiſe Aſiens ſeine Knechte, die er auspeitſchen ließ, wenn er mit ihnen unzufrieden war, und nach Folterqualen hinrichten ließ, wenn ſie in den Verdacht gerieten, ihm untreu zu ſein. Ernannte er ſie zu Feldherren oder zu Geſandten oder zu Gouverneuren der Provinzen, ſo wurden ſie von Bureaukraten, den Djaks, begleitet, die ſie überwachten.

In dem Rußland der Tatarenherrſchaft konnte es kein ſelbſtändiges Städteleben geben. Die immer zahlreicher werdenden fürſtlichen Monopole machten jedem ſelbſtändigen Handel ein Ende, auch der Großkaufmann wurde ein Beamter, der berufen war, die fiskaliſchen Intereſſen wahrzunehmen, und der ſich ſehr in acht nahm, den erworbenen Wohlſtand zur Geltung zu bringen, um nicht den Verdacht des Fürſten zu erregen. Die Vertreter der Bürgerſchaft, die Tauſendmänner, wurden allmählich abgeſchafft, die Glocken, die die Städter zur Wjetſch riefen, beſeitigt.

Indem die Fürſten die Dörfer ihren Dworjanen zu Lehn gaben, entſtand ſchon die Tendenz, die Bauern an die Scholle zu feſſeln, denn das Land war ja an ſich noch wertlos, und erſt ſein Beſitz befähigte den Lehnsträger, ſeinen Pflichten nachzukommen, wenn es nicht an Leuten fehlte, die ihn bebauten. Zunächſt mußten die Edelleute ſich freilich damit zu helfen ſuchen, daß ſie möglichſt viele Freie ſo oder ſo zu Sklaven machten.

Alle dieſe Veränderungen vollzogen ſich nicht plötzlich, ſondern nach und nach im Laufe der nächſten 300 Jahre, aber als endlich das äußere Joch, das die Tataren den Ruſſen auferlegt hatten, abgeſchüttelt werden konnte, hatte das innere ſchon Beſtand auf lange hinaus gewonnen. Die Ruſſen waren aus Europäern zu Aſiaten geworden, die auf die Knechtſchaft, in der ſie lebten, ſtolz waren und in äußeren Erfolgen vollen Erſatz fanden für alle die Leiden, die die aſiatiſche Monarchie ihnen brachte.

Hand in Hand mit dieſen politiſchen und ſozialen Veränderungen ging auch eine ſittliche Verwilderung des Volkes, indem mit den Tataren auch die Laſter der Aſiaten in Rußland Verbreitung fanden und infolge der zunehmenden Unwiſſenheit und allgemeinen Verarmung üppig gediehen.

An der Spitze der unter das Joch der Tataren gebeugten ruſſiſchen Fürſten ſteht die tieftragiſche Heldengeſtalt Alexander Newskis (1246—1263). Sein Vater Jaroſlaw, ein Bruder des Großfürſten Juri, hatte ſich eine Weile unter ſteten Kämpfen als Fürſt von Nowgorod behauptet, war dann kurze Zeit Großfürſt von Kiew und wurde ſpäter Nachfolger Juris in Wladimir. Batu verlangte, daß er ſich den Jarlyk vom Großkhan holte, und Jaroſlaw war gleichzeitig mit Plano Caprini an deſſen Hoflager. Er erlag dann auf der Rückreiſe den Anſtrengungen der weiten Wanderung im Jahre 1246.

Alexander war seit 1236 Fürst von Nowgorod und leistete diesem große Dienste. In den Augen der Päpste und des römisch-katholischen Abendlandes waren die Angehörigen der griechisch-katholischen Kirche jetzt fluchwürdige Ketzer, die mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen so Recht wie Pflicht der „Christen" war. Dadurch wurden die politischen Gegensätze in hohem Grade verstärkt.

Nun hatten die Schweden, die sich allmählich Finnlands bemächtigten, die natürliche Tendenz, sich in den Besitz der Newamündung zu setzen, während es für die Nowgoroder eine Lebensfrage war, das nicht zuzulassen. Als nun im Jahre 1240 ein schwedisches Heer in der Newa landete, griff Alexander es an der Mündung der Ischora, einem Nebenflusse der Newa von links, an und schlug es aufs Haupt. Trotzdem waren die Nowgoroder so unbotmäßig gegen Alexander, daß er die Stadt verließ und nach Ssusdal ging. Es sollte sich aber bald herausstellen, wie unentbehrlich er den Nowgorodern war. Die Deutschen in Livland, die die lettischen und estnischen Stämme in Großlivland unterworfen hatten, drangen jetzt weiter nach Osten vor, nahmen mit Hilfe von Verrätern Pskow ein und bedrohten selbst Nowgorod. Die Nowgoroder wandten sich nun wieder an Alexander, und er ließ sich erbitten, zu ihnen zurückzukehren. In einer blutigen Schlacht auf dem Eise des Peipus erlagen die Livländer dem russischen Heer und mußten infolgedessen auf alle Eroberungen in russischem Lande verzichten.

Im Jahre 1245 schlug Alexander dann noch zweimal litauische Fürsten, die in den Gebieten von Nowgorod und Smolensk heerten.

Aber der Sieger über Schweden, Livländer und Litauer erkannte klar, daß es auch für ihn keine Möglichkeit gab, sich der Tataren auf die Dauer zu erwehren und zog mit eiserner Energie die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis. Sollte auch nur eine ferne Möglichkeit erhalten bleiben, das Joch der Tataren einmal abzuschütteln, so hieß es jetzt, sich klug in die Verhältnisse schicken. Und so ging der ruhmgekrönte Held, dem ganz Rußland zugejauchzt hatte, zugleich mit seinem Bruder Andreas an das Hoflager Batys und von da zum Großkhan Mangu, ertrug geduldig alle damit verbundenen Demütigungen und erreichte wenigstens, daß er selbst als Großfürst von Kiew, Andreas als solcher von Wladimir bestätigt wurde, obgleich er gewünscht hatte, in Wladimir zu bleiben. Er ging denn auch nicht nach Kiew, sondern residierte zunächst in Nowgorod.

Es scheint, daß Andreas die Politik des Bruders nicht billigte, und daß er und Alexander darüber auseinander kamen. Andreas griff zu den Waffen, erlag den Tataren und floh nach Schweden, Alexander aber unterstützte ihn nicht, sondern erreichte, daß er von dem Sohne Batys Sartak als Großfürst von Wladimir anerkannt wurde.

Als solcher hatte er zunächst wieder Unruhen in Nowgorod, wo sein Sohn Wassili als Fürst waltete, zu stillen, dann aber mußte er im Interesse der von ihm als richtig erkannten Politik seine ganze Popularität aufs Spiel setzen.

Wie wir schon sahen, war Nowgorod von den Tataren nicht erobert worden, sie betrachteten es aber trotzdem als eine ihnen unterworfene Stadt. Im Jahre 1258 sollte auch in Nowgorod von Beamten der Tataren eine Volkszählung vorgenommen werden, um als Unterlage für die Steuererhebung zu dienen. Darüber geriet das Volk in Entrüstung, und wie vorher der Bruder, so lehnte sich nun auch der Sohn Alexanders gegen seine Politik auf und floh nach Pskow. Alexander aber geleitete im folgenden Jahre selbst die Tataren in die Stadt und erzwang, daß die Bürger sich die Zählung gefallen ließen. Dafür setzte er durch, daß keine Baskaken in Nowgorod blieben, deren Erpressungen in Wladimir, Susdal und vielen anderen Städten Volksaufläufe hervorriefen, die von den Tataren blutig gerächt wurden. Nur die Fürsprache Alexanders verhinderte neue Verheerungen in großem Stil. Es gelang ihm ferner zu erreichen, daß ihm die Stellung von Hilfstruppen an die Tataren erlassen wurde. Er hatte sich zu diesem Zwecke nach Sarai begeben, erkrankte dort und starb auf der Rückreise, erst 45 Jahre alt, 1263.

Das ganze russische Volk trauerte an seinem Sarge, und die griechische Kirche hat Alexander unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen. Wer ihm aber historisch näher tritt, wird von der ganzen Tragik dieses Lebens ergriffen, in der sich das furchtbare Schicksal des russischen Volkes widerspiegelt. Der in so vielen Schlachten siegreiche Feldherr mußte selbst die Tataren nach Nowgorod führen, seinen Sohn aus ihm vertreiben und am Hoflager der Khane durch Bitten und Bestechungen erreichen, daß er das Erbe seiner Väter antreten durfte und neue Verheerungen des Landes verhindern konnte.

Als Staatsmann aber handelte Alexander weise, denn nur auf dem von ihm eingeschlagenen Wege konnte auf die Dauer erreicht werden, daß die Tataren sich darauf beschränkten, von den Russen

Tribut zu erheben und ſich nicht etwa unter ihnen niederließen. Im Schutze der nationalen Fürſten konnte das ruſſiſche Volk ſich ſo wieder kräftigen, und die Einheit der Sprache und Religion mußte früher oder ſpäter dazu führen, daß es ſo oder ſo ſeine Einheit wiederfand und das Joch der Aſiaten abſchütteln konnte. Alexander ahnte wohl nicht, daß drei Jahrhunderte nötig ſein würden, um dieſes Ziel zu erreichen.

Wie vergeblich der Verſuch war, die Tataren mit den Waffen in der Hand abzuwehren, erfuhr Alexander Newskis Zeitgenoſſe Daniel von Galizien und Wolhynien, von dem ſchon die Rede war. Sein Vater Roman hatte ſein Leben im Kampf gegen die unbotmäßigen Bojaren des Landes verbracht und war geſtorben, als Daniel ein einjähriger Knabe, ſein Bruder Waſſilko ein Säugling war. Daniels ganze Jugend verlief unter Kämpfen mit den Bojaren, die keine einheimiſche Dynaſtie aufkommen laſſen wollten und deshalb abwechſelnd die Ungarn oder die Polen ins Land riefen. Es miſchten ſich aber noch ruſſiſche Teilfürſten in dieſe Händel wie z. B. Mſtiſlaw der Kühne. Daniel hatte an der Schlacht an der Kalka teilgenommen, war aber dem Gemetzel glücklich entronnen und hatte ſich mit Hilfe ſeines Bruders Waſſilko, der immer treu zu ihm hielt, in Galizien und Wolhynien behauptet. Er war ſchließlich auch Großfürſt von Kiew geworden, konnte die Stadt aber, wie wir ſchon ſahen, gegen die Tataren nicht halten und mußte ihnen zunächſt auch ſein Land preisgeben. Er floh nach Ungarn und kehrte erſt zurück, als die Tataren es geräumt hatten. Er fand es in eine Wüſtenei verwandelt, war aber, im Gegenſatz zu Alexander Newski, feſt entſchloſſen, ſich den Tataren nicht zu unterwerfen. Dieſe ließen ihn auch zunächſt in Ruhe, und er konnte dieſe Zeit dazu benutzen, die Ungarn, die einen ſeiner ruſſiſchen Gegner unterſtützten, zu vertreiben und ſich nach Hilfe gegen die Aſiaten umzuſehen. Die nahen Beziehungen, in denen er mit Ungarn und Polen ſtand, hatten ihn den Einfluß des Papſtes auf die abendländiſchen Völker kennen gelehrt und den Wunſch in ihm erregt, ihn ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen. Gelang es, den Papſt dazu zu bewegen, daß er einen Kreuzzug gegen die Tataren ins Leben rief, ſo konnte Daniel hoffen, ihnen gewachſen zu ſein. Er knüpfte alſo mit Rom an und fand großes Entgegenkommen. Innozenz IV., der ſich für Oſteuropa lebhaft intereſſierte, ſtellte Daniel die Königswürde in Ausſicht und ſchickte ihm einen römiſch-katholiſchen Biſchof, aber damit war Daniel wenig

gedient, er brach daher die Verhandlungen 1249 ab. Gleich darauf 1250 erging an ihn der Befehl, nun auch seinerseits nach Sarai zu kommen und sich den Jarlyk zu holen. Es blieb ihm nichts übrig als sich zu fügen. Er wurde freundlich behandelt, empfand aber die Demütigung doch als eine unerträgliche Schmach und richtete sein ganzes Dichten und Trachten darauf, sich zu künftigem Widerstand zu rüsten. Er nahm nun die Verhandlungen mit Rom wieder auf und suchte sich auch im Abendlande festzusetzen, um sich dessen Hilfe zu sichern.

Nach dem Aussterben der Babenberger in Österreich-Steiermark war die Herrschaft über diese Lande an den Gemahl einer Nichte Friedrichs des Streitbaren Gertrud, den Markgrafen Hermann von Baden gekommen, den aber Friedrich II. nicht anerkannte. Nach seinem Tode floh Gertrud zu Bela von Ungarn, und dieser vermählte sie mit Daniels Sohn Roman. Eine Schwester Friedrichs des Streitbaren war aber mit Ottokar von Böhmen vermählt, der nun seinerseits Ansprüche auf Österreich-Steiermark erhob. Bela hatte wohl Roman in Aussicht gestellt, ihn mit diesen Ländern zu belehnen und sich dadurch die Hilfe Daniels gesichert, dessen Truppen tapfer auf seiten der Ungarn fochten, als es aber zum Friedensschluß kam, nach dem ein Teil der Steiermark an Ungarn fiel, ging Roman leer aus. Sein Vater erlangte zwar die Königswürde, und der Papst rief auch die Polen, Böhmen, Serben und Pommern zu einem Kreuzzug gegen die Tataren auf, es kam aber kein Kreuzheer zustande. Daniel verband sich nun mit dem Litauer Mindowe und mit Bela und suchte sich mit ihrer Hilfe von den Tataren zu befreien, aber diese erwiesen sich als so übermächtig, daß er sich doch fügen mußte.

Die Tataren verlangten, daß die Befestigungen der Städte niedergelegt würden, damit jeder weitere Widerstand unmöglich gemacht wurde, und ihr Wille geschah. Selbst die hölzernen Mauern von Wladimir in Wolhynien wurden verbrannt, die Erdwälle dem Erdboden gleich gemacht. Dann mußten der Bruder und die Söhne Daniels dem Anführer der Tataren Burundai auf einem Feldzuge gegen Polen Hilfe leisten und zusehen, wie das Land entsetzlich verheert wurde. Damit erreichte Burundai den Zweck, die Polen auf lange hinaus mit Daniel zu verfeinden.

Daniels Hoffnung, das Joch der Tataren abzuschütteln, war damit endgültig gescheitert.

Er starb 1264.

Die Anfänge des Großfürstentums Moskau.

Dreierlei muß zum Verständnis der nun eintretenden Ereignisse scharf im Auge behalten werden: daß jeder Russe, vom Fürsten bis zum letzten Sklaven, den Tataren gegenüber vollständig rechtlos war; daß diese die Geistlichkeit steuerfrei ließen und überhaupt sehr rücksichtsvoll behandelten; daß die allgemeine Verarmung, die schon vor dem Einbruch der Tataren begonnen, infolge der von ihnen geübten Verheerungen Riesenfortschritte gemacht hatte.

Die Fürsten waren vollständig rechtlos. Allein während der Regierung des Khans Usbeck wurden nicht weniger als zehn von ihnen in der Horde umgebracht. Der Wille des Khans war allein entscheidend, und da er von seinen Frauen und Hofleuten beeinflußt wurde, so kam alles darauf an, ihn selbst und diese durch Schmeicheleien und Geschenke zu gewinnen. So zog denn jeder Fürst an das Hoflager des Khans zunächst um den Jarlyk zu erlangen, der ihn in seiner Würde bestätigte; dann aber auch immer wieder, sobald er in Streit mit einem seiner Mitfürsten geriet.

Oft mußte er Jahre hindurch dort verweilen, bis sein Handel zum Austrag kam und sich dort allen Demütigungen unterwerfen. Je größer seine Personalkenntnis wurde und je mehr Geld er mitbrachte, um so mehr konnte er hoffen, seine Stellung zu verbessern und seine Widersacher zu besiegen. Je aufrechter ein russischer Fürst war, um so gewisser mußte er einem Feinde unterliegen, der in der Horde geschickt seine Ränke spann. Während der Kampf mit den Polowzern, der mit dem Schwert geführt wurde, die Kämpfer adelte, mußten diese Streitigkeiten, die durch Intrigen und Bestechungen ausgefochten wurden, sie erniedrigen und sittlich verwildern.

Auch die Geistlichkeit mußte sich die Privilegien, die sie genoß, immer wieder vom Khan neu bestätigen lassen und wurde durch die

dabei angewandten Mittel nicht beſſer. Sie hatte es aber immerhin leichter als alle anderen Stände, das Joch der Tataren zu ertragen, und war wenig geneigt, die bevorzugte Stellung, die ſie einnahm, dadurch aufs Spiel zu ſetzen, daß ſie Aufſtände hervorrief oder unterſtützte.

Die allgemeine völlige Verarmung endlich bewirkte, daß die Angehörigen der Druſchinen mehr und mehr den Höfen der Fürſten zuſtrömten, die noch imſtande waren, eine größere Anzahl von ihnen zu erhalten, was bei vielen nicht mehr der Fall war. Aber auch die mächtigen Großfürſten waren nicht mehr in der Lage, ihren Mannen Gehalt zu zahlen, ſondern belohnten ſie durch Verleihung von Lehngütern und einträglichen Ämtern oder durch Naturalverpflegung. Sie ſorgten dafür, daß die Ämter nicht erblich bekleidet wurden, ſich alſo kein Feudaladel bilden konnte, ſuchten aber ſonſt auf jede Weiſe ihre Mannen nicht mehr nur an ihre Perſon, ſondern auch an ihr Land zu feſſeln und ſie in Landedelleute zu verwandeln.

Die Macht der Städte war bis auf die von Nowgorod und Pſkow überall gebrochen. Von Verträgen zwiſchen ihnen und den Fürſten war nicht mehr die Rede, denn der Fürſt regierte jetzt auf Grund ſeines Jarlyks, und jede Auflehnung gegen ihn bedeutete zugleich eine ſolche gegen den Khan und wurde von dieſem in Blut erſtickt.

Die freien Bauern, die noch wenig ſeßhaft waren, ſuchten mit Vorliebe ſolche Fürſtentümer auf, die durch die Stellung, die ihr Fürſt beim Khan einnahm, vor den Verwüſtungen durch die Tataren möglichſt geſichert waren.

Innerhalb der einzelnen Fürſtengruppen gebührte theoretiſch der Thron des Großfürſten immer noch dem Älteſten des Geſchlechts, tatſächlich entſchied über ihn aber der Wille des Khans.

Der jüngſte Sohn Alexander Newskis, Daniel, hatte von ſeinem Vater als Teilfürſtentum Moskau geerbt. Dieſe Stadt wird 1147 zum erſten Mal als eine Pfalz Juri Dolgorukis erwähnt. Der Sage nach ſollte das Dorf früher einem Bojaren Kutſchko gehört haben, dem es Andreas Bogoljubski nahm, weil er ſich ihm gegenüber unehrerbietig verhalten hatte; wahrſcheinlich entſtand aber hier eben in Anlehnung an die fürſtliche Pfalz eine Stadt, die infolge ihrer günſtigen Lage ſchnell zu einer gewiſſen Bedeutung gelangt war. Sie lag an der Mündung der Neglinnaja in die Moskwa auf

einem Kreuzungspunkt der von Tschernigow nach Sjusdal und Wladimir einerseits und von Nowgorod nach dem Osten anderseits führenden Wege, und man konnte von ihr aus auch zu Wasser sowohl den Dnjepr wie auch die Wolga leicht erreichen. Während des Einfalls Batys war sie zerstört, dann wieder aufgebaut worden und war bereits mehrfach Residenz von Teilfürsten gewesen.

Als sie an Daniel kam, nahm die Stadt (nach Sabjelin) nur etwa ein Drittel des heute vom Kreml bedeckten Raumes ein, und das Fürstentum, dessen Mittelpunkt sie war, erstreckte sich auch nur über etwa drei Kreise des heutigen Gouvernements Moskau. Da nun Daniel keinerlei Aussichten hatte, jemals auf den großfürstlichen Thron von Wladimir zu gelangen, so sah er seine Aufgabe darin, seinen Besitz durch Sparsamkeit und gute Wirtschaft möglichst zu vermehren, benutzte aber auch jede Gelegenheit, dieses Ziel auf gewaltsamem Wege zu erreichen, wenn das mit sicherer Aussicht auf Erfolg geschehen konnte. So errang er von Rjasan Kolomna. Auf friedlichem Wege erreichte er, daß sein Onkel, der kinderlose Teilfürst von Perejaslawl-Saljeski sein Fürstentum ihm durch Testament vermachte, obgleich die Brüder des Verstorbenen nähere Ansprüche hatten.

Daniel starb 1303.

Ihm folgte im Besitz von Moskau sein ältester Sohn Juri (1303—1324), während der zweite, Iwan, Perejaslawl erhielt.

Nun war etwa gleichzeitig mit Moskau an der Mündung der Twerza in die Wolga eine Stadt Twer entstanden und der Sitz eines Teilfürstentums geworden, das einem jüngeren Bruder Alexander Newskis, Jaroslaw, zuteil geworden war, der auch Großfürst von Wladimir wurde. Sein Sohn Michael nun hatte unzweifelhaft berechtigte Ansprüche auf den eben erledigten großfürstlichen Thron, das hielt aber Juri von Moskau nicht ab, seinerseits nach ihm zu trachten. Beide Fürsten begaben sich an das Hoflager des Khans. Michael trug den Sieg davon und wurde Großfürst, aber Juri gab die Hoffnung nicht auf, ihn zu verdrängen. Michael geriet mit den Nowgorodern in Händel, die dazu führten, daß sie ihm absagten und Juri zu Hilfe riefen, der sich dann auch, während Michael in der Horde weilte, in der Stadt festsetzte. Michael vertrieb ihn mit Hilfe der Tataren; Juri aber begab sich nun seinerseits wieder zum Khan und setzte dort alle Mittel in Bewegung, um sich bei diesem einzuschmeicheln. Das gelang ihm in dem Maße, daß der Khan

ihm seine Schwester Kontschaka zur Frau gab. Zugleich klagten die Nowgoroder über die Gewalttätigkeit Michaels, und Juri setzte nun durch, daß er an dessen Stelle zum Großfürsten ernannt wurde. Er kehrte dann mit seiner Frau und einem tatarischen Heer, das ein vornehmer Tatare Kawgady führte, nach Moskau zurück und schritt sogleich zum Angriff, Michael aber schlug ihn aufs Haupt und nahm seine Frau gefangen.

Das war nun ein böser Pyrrhussieg, denn er war auch gegen die Tataren erfochten, und Juris Frau war eine Schwester des Khans. Michael suchte zwar Kawgady auf jede Weise zu versöhnen, hatte ihn sich aber zum unversöhnlichen Feinde gemacht.

Zum Unglück Michaels starb auch Juris Frau als seine Gefangene, und Juri behauptete, er habe sie vergiftet. Michael wurde vor den Khan berufen und auf Betrieb Juris und Kawgadys zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde in Gegenwart beider in der rohesten Weise vollzogen, und Juri blieb dabei so gleichgültig, daß es selbst den Tataren empörte.

Er glaubte sich nun auf dem großfürstlichen Thron sicher, es gelang aber dem Sohn Michaels, Demetrius, den Khan für sich zu gewinnen. Die Roheit der tatarischen Steuereinnehmer und später ihrer Steuerpächter hatte immer wieder zu Aufständen der zur Verzweiflung gebrachten Russen geführt. Die Khane fanden es deshalb für vorteilhafter, die Fürsten mit der Erhebung der Steuern zu betrauen. Demetrius klagte nun Juri an, die von ihm erhobenen Steuern nicht unverkürzt an den Khan abgeführt zu haben. Juri eilte, um sich zu rechtfertigen, an den Hof des Khans, an dem auch Demetrius weilte. Als dieser nun dem Mörder seines Vaters begegnete, erschlug er ihn (1324) und büßte dafür selbst mit dem Tode.

Von nun an bildet für eine Weile wie in Kiew der Gegensatz zwischen den Nachkommen Monomachs und denen Olegs, der Kampf zwischen Moskau und Twer den Mittelpunkt der russischen Geschichte.

Juris Nachfolger als Fürst von Moskau wurde sein Bruder Iwan Kalita (1324—1341), zum Großfürsten aber ernannte der Khan nicht ihn, sondern einen Sohn Michaels, Alexander. Doch sollte sich dieser nicht lange als solcher behaupten. Im Jahre 1327 kam eine tatarische Gesandtschaft nach Twer, und ihr Führer Tscholchan ließ sich in der fürstlichen Pfalz nieder. Im Volk entstand daraus die Sorge, er könne die Absicht haben, den Fürsten ganz zu verdrängen. Da nun sein Gefolge sich überdies im höchsten

Grade gewalttätig benahm, entstand ein Aufstand, bei dem die Tataren erschlagen und der Gesandte in und mit dem fürstlichen Palast verbrannt wurde.

Der Khan schickte sofort 50000 Mann gegen Twer und befahl Iwan von Moskau, es zu führen, der denn auch gleich dazu bereit war. Alexander floh nach Pskow, sein Land aber wurde entsetzlich verheert und seine Hauptstadt zerstört. Nun wurde Iwan Großfürst und hatte sich für immer das Vertrauen des Khans erworben. Und das um so mehr, als er jetzt auch die Kirche gegen den unglücklichen Alexander in Bewegung setzte. Pskow hielt nämlich treu zu Alexander, Iwan setzte aber bei dem Metropoliten, dem Griechen Theognost, durch, daß dieser der Stadt mit dem Bann drohte, falls sie Alexander nicht aufgab. Um sie davor zu retten, unterwarf sich Alexander und begab sich zum Khan, von dem er aber als Aufrührer zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde (1339).

Iwan Kalita — er hieß so, weil er immer ein Beutelchen bei sich trug, aus dem er an die Armen Almosen spendete — hatte früh die Bedeutung erkannt, die die Freundschaft des Metropoliten für ihn haben mußte, sie gewonnen und sie seinen Zwecken dienstbar gemacht. Obgleich offiziell Kiew noch immer der Wohnsitz der Metropoliten war, hatten sie ihn doch faktisch nach Wladimir verlegt, da sie in Kiew, das unter der unmittelbaren Herrschaft der Tataren stand, allzusehr unter diesen litten. Da nun aber die Herrschaft im Großfürstentum Wladimir sichtlich mehr und mehr an Moskau kam, hatte auch schon der Vorgänger Theognosts, Peter, viel am Hofe Iwans geweilt und mit ihm enge Freundschaft geschlossen.

Peter, ein Südrusse, war gleich, nachdem er Metropolit geworden war, in Händel mit dem Bischof von Twer, einem vornehmen Litauer, geraten und bei dieser Gelegenheit von Iwan auf das energischste unterstützt worden. Seitdem verband ihn eine warme Freundschaft mit dem Fürsten, und er konnte ihm, da er das größte Ansehen genoß, die wertvollsten Dienste leisten. Es wurde nun traditionell, daß die Metropoliten im engsten Einvernehmen mit den Fürsten von Moskau standen, und Peter wie Theognost scheuten nicht davor zurück, gelegentlich ihre Macht als Oberhirten der russischen Kirche in den Dienst ihrer fürstlichen Gönner zu stellen und ihre Gegner mit dem Bann zu belegen.

Da nun Iwan sich zugleich dauernd der Gunst der Khane

erfreute und von ihnen den Auftrag erhielt, den Tribut auch von den anderen Fürſten des nördlichen Rußland einzuſammeln — ein nicht hoch genug zu ſchätzendes Vorrecht —, ſo ſtanden ihm die einflußreichſten Mächte der Zeit zur Verfügung.

Er fuhr aber auch ſonſt noch fort, ſein Gebiet in der Weiſe ſeines Vaters zu vermehren, indem er durch Kauf erwarb, was irgend für Geld zu haben war. Viele der ſusdalſchen Kleinfürſten waren völlig verarmt. Iwan kaufte ihnen nun ihr Fürſtentum ab und gab es ihnen dann als Lehn vorläufig wieder, er kaufte aber auch die Güter von Bojaren, von Klöſtern und Kirchen, und zwar keineswegs nur im eigenen Lande, ſondern auch in dem anderer Fürſten. Da Moskau ſich ungeſtörten Friedens erfreute, während die anderen Fürſtentümer von Zeit zu Zeit von den Tataren verwüſtet wurden, zogen nicht nur die Bauern aus ganz Rußland in dieſes gelobte Land, ſondern auch zahlreiche Bojaren mit ihrem Anhang. So brachte ein ſolcher, der Vorfahre der Familie Kwaſchnin, 1700 Menſchen mit. Es ſiedelten auch tatariſche, chriſtlich gewordene Murſen nach Moskau über, von denen einer, namens Tſchet, der Vorfahre der Godunows war. Auch der Stammvater der Romanows, Andreas Kobyla, ſoll damals aus Preußen nach Moskau gekommen ſein.

Als Iwan Kalita ſtarb, hatte ſich der Umfang des Fürſtentums Moskau verdreifacht und nahm ſchon das ganze Stromgebiet der Moskwa und Kljasma ein.

Auf Iwan Kalita folgten als Großfürſten zwei ſeiner Söhne Simeon der Stolze (1341—1353) und Iwan II. (1353—1359), die der von ihm eingeſchlagenen Politik durchaus folgten, in engſter Fühlung mit den Metropoliten blieben und ſich die Gunſt der Khane um jeden Preis erhielten. Da alle dieſe Großfürſten, ehe ſie ſich nach Sſarai begaben, in dem Gefühl, möglicherweiſe nicht lebend von dort zurückzukehren, Teſtamente machten, die erhalten ſind, läßt ſich das Wachſen ihrer Hausmacht genau verfolgen. Dieſe Fürſten führten nicht etwa das Thronfolgerecht der Erſtgeburt ein, ſondern verteilten noch ihr Land ganz wie ihre fahrende Habe unter ihre Söhne, ſie bevorzugten aber den älteſten ſo ſehr, daß er, wenn auch nicht rechtlich, ſo doch tatſächlich der Herr über ſeine Brüder wurde, und dieſe älteſten Söhne wußten überdies die jüngeren Brüder noch durch Verträge eng an ſich zu feſſeln. Sehr wichtig war auch, daß die Stadt Moskau immer Gemeingut der Erben blieb. Infolgedeſſen

reſidierten die jüngeren Brüder in derſelben Stadt wie der Großfürſt, was ihre Abhängigkeit von ihm vermehrte. Auch fügte es ſich ſo günſtig, daß keine Nebenlinien entſtanden, indem die jüngeren Söhne keine Nachkommen hatten oder doch hinterließen. So entſtand denn in Moskau ganz von ſelbſt eine andere Thronfolge, als ſie bisher in Rußland üblich war; nicht mehr der Älteſte des Geſchlechts wurde Großfürſt, ſondern der älteſte Sohn des verſtorbenen Fürſten, und ſtarb dieſer unbeerbt, ſo folgte ihm ſein nächſt älteſter Bruder. Auch wurde die Reſidenz der Großfürſten von Wladimir ebenſo wie der Metropoliten allmählich aus Wladimir nach Moskau verlegt. Dahin waren nun in Hoffnung oder in Sorge alle Augen gerichtet, denn jedermann erkannte, daß dieſe Großfürſten danach trachteten, ganz Rußland ihrer Herrſchaft zu unterwerfen.

Groß-Nowgorod und Litauen.

Der mächtigste Nachbar Moskaus war Nowgorod, dessen Gebiet den ganzen Norden umfaßte, nach Süden bis an die Wolga reichte und auch noch von Nordosten her Moskau umfaßte. Sein Handel mit dem Abendlande, der jetzt fast ausschließlich durch die Hansa vermittelt wurde, hatte es reich gemacht, und der Sinn seiner Bewohner war trotzig und gewalttätig.

Nowgorod oder Groß-Nowgorod, wie es sich im Unterschied von den vielen anderen Nowgorods (Neustadt) in Rußland nannte, war ein seltsames Staatengebilde, eine Republik, an deren Spitze ein Wahlfürst stand, ein Gemeinwesen, das von einer Aristokratie regiert wurde, die doch rechtlich von dem Willen einer zuchtlosen Masse ganz abhängig war. Tatsächlich lag die Macht in den Händen der Bojaren, einer Anzahl Familien, die ausgedehnten Grundbesitz hatten und überdies auch über große Kapitalien verfügten, die sie den Kaufleuten liehen. Einen Adel zweiten Ranges bildeten die Schitji ljudi, die sich von den Bojaren nur dadurch unterschieden zu haben scheinen, daß sie weniger reich und angesehen waren und sich vielleicht auch persönlich am Handel beteiligen durften. An sie schlossen sich die Kaufleute, die, wohl nach dem Vorbilde der Hansa, vielfach in Gilden zusammengefaßt waren. Die übrige Bürgerschaft, die Handwerker und Arbeiter, hießen Tschernija ljudi, die „Schwarzen Leute".

Die Fürsten von Nowgorod wurden auf Grund eines Vertrages gewissermaßen angestellt. Ihre eigentlichste Aufgabe war, die Stadt zu verteidigen und zugleich mit den höchsten gewählten Vertretern der Bürgerschaft, dem Possadnik und dem Tyssatzki, Recht zu sprechen. Ihre Macht war eine sehr beschränkte. Weder sie noch ihre Druschinen durften im Gebiet von Nowgorod Grundbesitz erwerben, in allen wichtigen Entscheidungen waren sie an die Zustimmung der städtischen

Beamten gebunden, in die Handelsverhältnisse durften sie sich gar nicht mischen.

Ihr Gehalt bestand in einer Pfalz in Gorodischtsche, den Erträgnissen ihnen zugewiesener Liegenschaften und gerichtlichen Sporteln. Nur Nowgoroder durften Beamte werden. Die Possadniks und Tyssatzkis wurden ausschließlich aus den Bojaren gewählt, lange auf unbestimmte Zeit, dann, wie es scheint, auf ein Jahr. Die vom Amt Zurückgetretenen nahmen etwa die Stellung der Prokonsuln in Rom ein, wurden zu Statthaltern in den Provinzen ernannt und bildeten zugleich mit den noch Regierenden als Gospada, das heißt „Herren", einen Rat, der zugleich Appellhof war.

Die Stadt zerfiel in zwei Hälften, die Handelsseite auf dem rechten Ufer des Wolchow und die Sophienseite auf der linken, die durch die „Große Brücke" verbunden waren. Auf der Handelsseite lag der „Hof Jaroslaws", ein freier Platz, auf dem meist die Volksversammlung, die Wjetsch, stattfand. Eine hier hängende Glocke rief die Bürgerschaft zu einer solchen zusammen. Der Fürst und die höchsten Beamten verhandelten von einem Podium „stepen" aus mit dem Volk, und hießen deshalb die Stepenije.

Administrativ zerfiel die Stadt in fünf „Enden", Konzy, ihr Weichbild in fünf Pjätinen. Die weiter von der Stadt abliegenden eroberten Länder waren in Wolosti geteilt und erstreckten sich bis an den Ural.

Die oberste Instanz war in jeder Beziehung die Wjetsch, die Volksversammlung aller Bürger, und diese Volksversammlung brachte es zu keinerlei Organisation. Sie konnte von jedermann und zu jeder Zeit zusammenberufen werden, vom Fürsten, vom Possadnik oder Tyssatzki, aber auch von jeder Privatperson. Es gab für sie keine abgegrenzte Kompetenz, keine Geschäftsordnung, das souveräne Volk urteilte in ihr, worüber es wollte und wie es wollte. Bald erklärte es den Fürsten für abgesetzt, bald den Possadnik. War es mit einem Beamten sehr unzufrieden, so warf es ihn über die Brücke in den Wolchow und plünderte sein Haus. War es unter sich nicht einig, so entschieden, falls es den Bemühungen der Geistlichkeit nicht gelang, ein Übereinkommen herzustellen, die Waffen.

Es leuchtet ein, wie sehr ein solcher Zustand zu Intrigen jeder Art herausfordern mußte. Die herrschenden Geschlechter, die miteinander um den maßgebenden Einfluß rangen, suchten die Volksmassen gegeneinander auszuspielen, und in der Handelsstadt spielten auch die materiellen Interessen eine bedeutsame Rolle. Standen

doch hinter den Kaufleuten immer auch ihre vornehmen Geldgeber. Da waren nun Gruppen, deren kommerzielle Interessen nach Moskau, andere, die nach Smolensk und Polozk, dritte, die nach Kiew wiesen. Von diesen gewann bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand, was dann bei der Wahl der Fürsten zum Ausdruck kam. Da Nowgorod in bezug auf die Zufuhr von Lebensmitteln ganz auf den Nordosten angewiesen war, hatte Moskau in ihm immer eine starke Partei, und diese war um so mächtiger, da die Geistlichkeit meist zu ihr gehörte. Immerhin sollte es noch lange währen, bis es Moskau gelang, sich Nowgorod und seine Schwesterstadt Pskow, das ein verkleinertes und in den Sitten sehr gemildertes Nowgorod war, zu unterwerfen.

Das lag allerdings zum Teil daran, daß Moskau in dem sich jetzt bildenden Großfürstentum Litauen einen sehr gefährlichen Nebenbuhler erhielt.

In Litauen hatte um die Mitte des 13. Jahrhunderts einer der kleinen Fürsten des Landes, Mindowe, die Herrschaft über einen großen Teil desselben an sich gerissen und sie gegen die Polen, Russen und den deutschen Orden behauptet. Er war während dieser Kämpfe vorübergehend Christ geworden und hatte sich vom Papst die Königswürde verleihen lassen, sagte sich aber (1262) wieder vom Christentum los. Es war ihm gelungen, das sogenannte Schwarze Rußland, die Städte Nowgorodok, Grodno und Wolkowysk zu erobern und zu behaupten und auch Polozk einzunehmen.

Er fiel als Opfer einer Verschwörung der von ihm unterworfenen Fürsten (1263), und die von ihm begründete Dynastie konnte sich nicht behaupten. Das gelang erst einer anderen, deren Begründer Ljutwar hieß. Sein Sohn oder Enkel Gedimin (1316—1341) war einer jener bedeutenden Fürsten, die jetzt in schneller Folge in Litauen ans Regiment kamen. Ihm gelang es, die russischen Teilfürstentümer Minsk, Turow und Pinsk zu erobern und seinem Reich wirklich anzugliedern. Das war um so eher möglich, da diese Landschaften dadurch dem Joch der Tataren entzogen wurden und Gedimin, obgleich er persönlich ein Heide blieb, seinen Untertanen die weitgehendste Glaubensfreiheit gewährte. Er selbst hatte christliche Frauen und gestattete auch seinen Kindern, Christen zu werden. Indem er einen seiner Söhne mit der Erbtochter von Witebsk, einen anderen mit der Erbtochter von Wolhynien vermählte, brachte er auch diese russischen Fürstentümer an sein Haus. Töchter von

ihm waren die Gemahlinnen Iwan Kalitas, des Demetrius von Twer, Kasimirs von Polen und Boleslaws von Masovien. Gestützt auf diese Verbindungen konnte er das Andringen des Deutschen Ordens mit Erfolg abwehren, zumal er es sehr geschickt verstand, den Erzbischof von Riga und diese Stadt selbst gegen ihn auszuspielen.

In seinem Reich, dessen Hauptstadt das von ihm gegründete Wilna war, nahmen die russischen Landschaften etwa zwei Drittel ein, Gedimin nannte sich daher mit einem gewissen Recht Großfürst von Litauen und Rußland. Das Russische wurde naturgemäß die Sprache des Hofes und der Verwaltung.

Gedimin fiel 1341 im Kampf gegen den Deutschen Orden.

Gedimin hatte in derselben Weise wie früher die russischen Großfürsten noch bei seinen Lebzeiten einzelne Landesteile an seine Söhne vergeben und auch noch von ihm unterworfene russische Teilfürstentümer ihren bisherigen Besitzern überlassen. Da er sieben Söhne und einen Neffen hinterließ, gab es zunächst innere Wirren, dann aber gelang es zweien von den Brüdern, Olgerd und Keistut, sich die übrigen zu unterwerfen und lange Jahre hindurch einträchtig ein Doppelregiment zu führen, wie es in der Weltgeschichte nicht oft wieder vorgekommen ist. Olgerd vertrat das Reich nach Osten hin gegen Moskau und die Tataren, Keistut nach Westen gegen den Deutschen Orden und die Polen. Olgerd, ein kluger, verschlossener Mann, war ein weitsichtiger Diplomat, Keistut, ein Ritter im Sinne seiner Zeit, ein unüberwindlicher Krieger. So gelang es den beiden Brüdern, ihr aus einer so buntgemischten Bevölkerung bestehendes, von allen Seiten bedrohtes Reich nicht nur zu behaupten, sondern auch noch beträchtlich zu erweitern.

In den Augen der Papstkirche war man Heiden und Ketzern nicht nur keinerlei Rücksicht schuldig, sondern als Christ verpflichtet, sie entweder zu bekehren oder auszurotten. Wer sich daran beteiligte, erwarb sich vor Gott ein großes Verdienst. So schrieben denn die Päpste Kreuzzüge aus nicht nur gegen die Muhammedaner, sondern auch gegen die Heiden und gegen Christen, die sich ihrer Herrschaft nicht unterwerfen wollten, und den kriegslustigen Rittern war diese Art, sich Sündenvergebung zu gewinnen, äußerst sympathisch. Die geistlichen Ritterorden waren ganz auf Grund dieser Anschauungen entstanden, und auch der Orden der Deutschen Ritter in Preußen und Livland war von ihr erfüllt. Infolgedessen war er, solange die Fürsten von Litauen Heiden oder auch nur nicht päpstlich waren,

verpflichtet, sie zu bekämpfen und wurde bei Ausübung dieser Pflicht durch kriegerische Pilger unterstützt, die aus allen Teilen Europas nach Preußen kamen, um durch ihre Teilnahme an Kämpfen gegen die Heiden ihr Seelenheil zu fördern. Trafen sie ein, so veranstaltete der Hochmeister ihnen zu Ehren eine „Heidenjagd", d. h. er führte sie nach Litauen, wo sie mit mehr oder weniger Erfolg ein Stück Land verheerten und seine Bewohner erschlugen oder in die Gefangenschaft führten. Da der Orden von Westen und von Norden her an Litauen grenzte und ihm alles daran liegen mußte, wenigstens Samaiten, das heutige Gouvernement Kowno, seiner Herrschaft einzuverleiben, um Großlivland dadurch mit Preußen territorial zu vereinigen, so machte er die größten Anstrengungen, dieses Ziel zu erreichen, scheiterte aber an dem Widerstande, den ihm Keistut leistete. Wie Saladin in Vorderasien, so wurde auch Keistut im Kampf gegen die abendländischen Ritter selbst zu einem solchen und errang sich ihre widerwillige Anerkennung. Er wurde zweimal gefangen genommen, entkam aber immer wieder und erwiderte die Heidenjagden durch Einfälle in die Ordenslande. Es gelang weder dem Orden noch den Polen, ihm gegenüber bleibende Erfolge zu erringen.

Unterdessen fuhr Olgerd (1345—1377) fort, sich das westliche Rußland zu unterwerfen. Es gelang ihm, seinen Sohn Andreas als Fürsten von Pskow anerkannt zu sehen und Smolensk von sich abhängig zu machen. Die Lande Tschernigow und Sjewerien, die alten Sitze der Olgowitschi, die in viele kleine Teilfürstentümer zerallen waren, wurden erobert, Kiew und das rechte Ufer des Dnjepr den Tataren, unter denen innere Unruhen ausgebrochen waren, abgewonnen. Ebenso Podolien, in dem bisher selbständige kleine Tatarenhorden geherrscht hatten, und schließlich, nach langen Kämpfen mit den Polen, die damals Galizien eroberten, auch Wolhynien. Das Stromsystem des Dnjepr, das Rußland der ersten Normannenfürsten, war bis auf Nowgorod, das sich selbständig erhielt, nun fast ganz litauisch geworden.

Es lag in der Natur der Dinge, daß Olgerd, indem er sich so den ganzen Westen Rußlands unterwarf, mit den Großfürsten von Moskau aneinandergeraten mußte.

Großfürst von Moskau war nach dem Tode Iwans II. sein ältester Sohn Demetrius geworden (1362—1389). Er war noch ein Knabe, die Bojaren seines Vaters wußten aber sein Interesse

unter schwierigen Verhältnissen mit großem Geschick wahrzunehmen. In der Horde waren die bei längerem Bestehen eines muhammedanischen Staates unvermeidlichen Wirren ausgebrochen, ein Khan nach dem andern fiel den Intrigen eines Nebenbuhlers zum Opfer, in 36 Jahren folgten sich 18 Khane. Darüber entstanden mehrere selbständige Khanate, die bald zusammengefaßt wurden, bald wieder auseinanderfielen. Der Khan Newruß verlieh die großfürstliche Würde an Konstantin von Ssusdal, einen Teilfürsten aus dem Hause Twer, aber er wurde gestürzt, und sein Nachfolger Amurat ernannte Demetrius zum Großfürsten. Daraufhin zwang dieser seinen Nebenbuhler mit Waffengewalt nachzugeben.

In Twer herrschte damals ein Sohn des in der Horde hingerichteten Fürsten Alexander, Michael, ein Schwager Olgerds, der Michaels Schwester Juliane geheiratet hatte. Michael nahm den Kampf gegen Moskau mit aller Energie wieder auf, und Olgerd unterstützte ihn. Er zog nicht weniger als dreimal gegen Moskau, konnte aber die Stadt nicht einnehmen, auch nicht erreichen, daß sein Schwager sich an Stelle von Demetrius als Großfürst von Wladimir behauptete. Dieser hatte an dem Metropoliten Alexei — einem Russen aus der Familie Pleschtschejew — einen einflußreichen Bundesgenossen, und auch Nowgorod hielt es mit Moskau gegen Twer. Michael mußte schließlich das Bündnis mit Litauen lösen, und Demetrius von Moskau als Großfürsten von Wladimir anerkennen. · Moskau gegenüber war Olgerd unterlegen.

Nach Olgerds Tode folgte ihm sein ältester Sohn Jagiello, der nach der Alleinherrschaft strebte und Keistut zu stürzen suchte. Er geriet darüber zunächst in die Gefangenschaft des Onkels, dieser aber ließ ihn in seiner großmütigen, ritterlichen Weise wieder frei. Jagiello zettelte nun eine neue Verschwörung an, nahm mit Hilfe des Deutschen Ordens Wilna ein und bemächtigte sich durch Verrat der Person Keistuts. Jagiello ließ den greisen Helden im Kerker erdrosseln, seine Gemahlin Biruta, eine ehemalige Priesterin, ertränken und den Sohn Witowt in Fesseln legen (1382). Es gelang Witowt aber zu entfliehen und von dem Orden zu erreichen, daß er ihm als Bundesgenossen einen Teil der Grenzlande einräumte. Er knüpfte dann Verhandlungen mit Jagiello an, verriet den Orden und erhielt von dem Vetter Podlachien, das alte Land der Jatwägen, angewiesen (1384).

Unterdessen war im nordöstlichen Rußland zum erstenmal ein

energiſcher Verſuch gemacht worden, das Joch der Tataren abzuſchütteln. Ihre Herrſchaft ſchien durch die immerwährenden Palaſtrevolutionen, hinter denen ein ehrgeiziger Königsmacher namens Mamai ſtand, und durch die ſich bald am Uralfluß, der damals Jaik hieß, bald an der Wolga um Kaſan und Aſtrachan, bald in der Krim bildenden Khanate ſehr geſchwächt, und die Stellung der ruſſiſchen Fürſten wurde überdies durch den ſteten Wechſel der Khane, von denen ſie ihren Jarlyk erhalten mußten, immer ſchwieriger. Dazu kam, daß der Großfürſt Demetrius ein ritterlich geſinnter Mann war, der ſich, obgleich noch jung, doch ſchon erfolgreich in vielen Kämpfen verſucht hatte. So konnte er den Plan faſſen, ganz im Gegenſatz zu ſeinen Vorfahren den Tataren mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten.

Es gelang zunächſt, die Tataren in Kaſan zu überwältigen und auch ein Heer des Mamai, der unterdeſſen ſelbſt Khan geworden war, zu ſchlagen. Mamai erkannte aber jetzt die ganze Größe der Gefahr, zog alle ſeine Kräfte zuſammen, verbündete ſich mit Jagiello von Litauen, der mit Demetrius verfeindet war, und näherte ſich, den Zuzug Jagiellos erwartend, langſam der ruſſiſchen Grenze.

Demetrius bot ſeinerſeits alles auf, um dem furchtbaren Gegner gewachſen zu ſein. Eine ſchöne Begeiſterung ergriff das nordöſtliche Rußland, man war gewillt, alles daran zu ſetzen, um die Bedränger in ihre Steppen zurückzuwerfen. Die Geiſtlichkeit hatte ſich anfangs noch zurückgehalten, wurde aber dann auch mit fortgeriſſen, und der allverehrte Begründer und Abt des Sſergiusklоſters, der ſpäter heilig geſprochene Sſergei, ſegnete nicht nur die Waffen des Großfürſten, ſondern gab ihm auch noch zwei von ſeinen Mönchen mit, die als Laien erfahrene Krieger geweſen waren. Faſt alle Teilfürſten des nordöſtlichen Rußland ſtießen bis auf die von Twer und Rjaſan zu dem ſich bei Kolomna ſammelnden Heere. Nowgorod blieb aber allerdings beiſeite. Immerhin wurde ein Heer von mehr als 100000 Mann aufgebracht. Mit ihm zog Demetrius an den Don und ſtieß bei der Mündung der Neprawdaja in ihn auf den Feind.

Am 8. September 1380 wurde nun auf dem Kulikowſchen Felde die Entſcheidungsſchlacht geſchlagen. Die Tataren erlitten eine völlige Niederlage, und die Litauer, die nur noch eine Tagereiſe entfernt geweſen ſein ſollen, wagten es nicht, die ſiegreichen Ruſſen anzugreifen, ſondern kehrten nach Hauſe zurück. Statt nun aber den Sieg zu verfolgen, begnügte ſich Demetrius mit dem erſten großen Erfolge.

Das russische Heer begab sich, reich mit Beute beladen, wieder nach Moskau und löste sich dort auf, obgleich man doch mit Sicherheit voraussehen konnte, daß die Tataren versuchen würden, ihre Herrschaft durch einen neuen Feldzug wieder zu befestigen.

Demetrius, der jetzt den Beinamen Donskoi, d. h. der Sieger vom Don, führte, scheint angenommen zu haben, die Tataren würden sich jetzt in inneren Kämpfen aufreiben, und diese Annahme mochte nicht ganz unbegründet erscheinen, denn Mamai wurde in der Tat von einem von Tamerlan unterstützten Khan Tochtamysch mit Krieg überzogen und an der Kalka besiegt, aber der Sieger übernahm alle Ansprüche des Besiegten und verlangte von den russischen Fürsten unbedingte Unterwerfung. Als diese nicht erfolgte, erschien Tochtamysch unerwartet vor Moskau. Demetrius floh nach Kostroma, um dort ein Heer zu sammeln, die Bürger von Moskau verteidigten sich, so gut es ging, wurden aber durch trügerische Versprechungen bewogen, sich zu ergeben und dann niedergehauen. Die Stadt ging in Flammen auf (August 1382). Dann kehrten die Tataren unter furchtbaren Verwüstungen in ihre Steppen zurück.

Demetrius glaubte jetzt annehmen zu müssen, daß er sich gegen die Tataren doch nicht dauernd würde behaupten können und unterwarf sich ihnen wieder, indem er seinen ältesten Sohn Wassili in die Horde schickte und um einen Jarlyk bat. Das Gleiche tat der Fürst von Twer, der auch seinen Sohn an das Hoflager des Khan sandte. Dieser behielt beide Prinzen als Geißeln zurück und schickte seine Baskaken wieder nach Rußland wie seine Vorgänger.

Es war ein großes Unglück für Rußland, daß es die Befreiung vom Tatarenjoch nicht einem Freiheitskriege, sondern dem Verfall der Gegner verdanken sollte. Nun lastete es noch Jahrhunderte lang auf ihm und bewirkte, daß tatarische Anschauungen mehr und mehr die Fürsten sowohl wie das Volk durchdrangen.

Es gelang Demetrius noch, die Nowgoroder so in seine Gewalt zu bringen, daß sie nicht mehr Wahlfürsten hatten, sondern aus Moskau gesandte Statthalter aufnahmen. Trotzdem blieb die Republik noch selbständig.

Demetrius Donskoi war erst 39 Jahre alt, als er 1389 starb. Er war der einzige ritterliche Mann unter den Nachkommen Alexander Newskis in Moskau, seine Nachfolger wandelten wieder auf den Wegen Iwan Kalitas.

Wassili I., Wassili II. und Iwan III.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts schien ein großes westrussisches Reich in der Bildung begriffen zu sein. Der größte Teil der Landschaften, die das Reich der ersten Normannenfürsten gebildet hatten, war direkt oder indirekt an das Großfürstentum Litauen gekommen. In vielen Teilfürstentümern herrschten Nachkommen Gedimins, andere, die sich noch in den Händen von Mitgliedern des Hauses Rurik befanden, hatten sich freiwillig oder gezwungen dem Großfürstentum angeschlossen. Das Vorgehen der Moskauer Großfürsten hatte überall Abneigung und Mißtrauen erregt, und es fiel schwer ins Gewicht, daß Litauen unabhängig vom Tatarenjoch blieb. Seine Großfürsten übten, sofern sie noch Heiden waren, volle Toleranz, wer aus ihren Familien Christ wurde, schloß sich dem griechisch-katholischen Christentum an. Die Sprache des litauischen Hofes und der litauischen Kanzlei war die russische. Zwar brannte noch im h. Eichenhain von Wilna das ewige Feuer und war zumal ganz Samaiten noch heidnisch, aber die Tage des Heidentums waren gezählt, und wurden die Litauer griechisch-katholische Christen, so war ein Aufgehen dieses begabten und heldenhaften Volkes in das russische nur eine Frage der Zeit. Aber die griechisch-katholische Kirche hatte nicht den Missionstrieb der römisch-katholischen, wie ihr auch deren Fanatismus nicht eigen war. Ihre Anhänger hingen mit großer Zähigkeit an ihr, aber ihr Gefühl geriet nicht in Entrüstung, wenn neben ihren Kirchen Perun und die heiligen Schlangen verehrt wurden. Und so konnte es geschehen, daß die eigentlichen Litauer nicht der morgenländischen, sondern der abendländischen Kirche zufielen und damit in das neue Reich ein Keil getrieben wurde, der es früher oder später auseinanderreißen mußte.

Das aber ereignete sich folgendermaßen.

Im Jahre 1370 ſtarb Kaſimir der Große von Polen und hinterließ das Reich dem Sohn ſeiner Schweſter Eliſabeth, Ludwig von Ungarn. Dieſer überließ die Regierung Polens weſentlich ſeiner Mutter. Da er keinen Sohn hatte, ſuchte ſie den polniſchen Thron für eine ihrer Enkelinnen, Maria oder Hedwig, zu gewinnen, und es gelang ihr mit Hilfe der Magnaten im ſüdlichen Polen ihren Willen gegen die Wünſche der kleinen Edelleute, der Schljachta, im nördlichen durchzuſetzen, wobei dem Adel verhängnisvolle Konzeſſionen gemacht wurden. Nach dem Tode Ludwigs (1382) riefen die Ungarn Maria, die Polen Hedwig als Königin aus. Dieſe war 1378 als Kind mit dem ebenfalls noch im kindlichen Alter ſtehenden Erzherzog Wilhelm von Öſterreich vermählt, die Ehe aber natürlich noch nicht vollzogen worden. Nun war Hedwig aber erwachſen und mußte annehmen, daß Wilhelm jetzt ihr Gemahl werden würde. Das aber war nicht nach dem Sinn der polniſchen Magnaten, die Hedwig mit Jagiello von Litauen vermählen wollten, um ſich damit den maßgebenden Einfluß auf dieſes vielverſprechende und von Polen ſehr gefürchtete Land zu ſichern. Da damit zugleich in Ausſicht ſtand, Litauen für die römiſche Kirche zu gewinnen, unterſtützte die Geiſtlichkeit dieſen Plan, und man führte ihn durch, obgleich Hedwig ſich in ihrem Gewiſſen als Gemahlin Wilhelms fühlte, dieſem, der heimlich nach Krakau kam, die Rechte eines ſolchen einräumte und den verſchlagenen Jagiello verabſcheute. Wilhelm wurde aus dem Lande vertrieben und Hedwig ſchließlich dazu gebracht, in die Verbindung mit Jagiello zu willigen. Dieſer trat von der griechiſchen zur römiſchen Kirche über, wobei er den Namen Wladiſlaw annahm, und wurde am 18. Februar 1386 mit Hedwig vermählt.

Wenn aber die Polen gehofft hatten, daß mit dieſer Vermählung ihnen Litauen ohne weiteres zufallen würde, ſo ſahen ſie ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht. Litauen war noch kein einheitliches Land. Von den zwölf Söhnen Olgerds beſaßen die meiſten Teilfürſtentümer, und Witowt, der Sohn Keiſtuts, war auch Teilfürſt und hatte einen großen Anhang. Er war in Krakau zugleich mit Jagiello vom griechiſchen zum römiſchen Chriſtentum übergegangen — was er ſchon einmal in Marienburg getan hatte —, verzichtete aber keineswegs auf die Hoffnung, noch einmal Großfürſt von Litauen zu werden. Immerhin nahm die Maſſe des litauiſchen Volkes, ſo weit es noch heidniſch war, jetzt das abendländiſche Chriſtentum an und trat damit in die Religionsgemeinſchaft

mit den Polen. Auch wurde das zwiſchen Litauen und Polen ſtrittige Galizien jetzt polniſch. Der wirkliche Gewalthaber in Litauen wurde zunächſt Jagiellos Bruder Skirgailo, der auch den Titel eines Großfürſten führte. Zwiſchen ihm und Witowt kam es nun zu offenem Kampf. Witowt ging wieder nach Preußen, fand beim Orden Unterſtützung und verſuchte ſich mit deſſen Hilfe in den Beſitz von Wilna zu ſetzen. Als ihm das aber nicht gelang und Jagiello ſich bereit erklärte, Witowt als Großfürſten anzuerkennen, übte er zum zweitenmal Verrat und vertrug ſich mit Jagiello (1392). Skirgailo erhielt Kiew, das aber nach ſeinem Tode an Witowt fiel, der 1395 auch Smolensk durch Verrat in ſeine Hände brachte. Witowt fühlte ſich jetzt ganz als unabhängiger Großfürſt, ſchloß auch von ſich aus (1398) Frieden mit dem Orden, ohne ſich weiter um Polen zu bekümmern. Jagiello war nunmehr nur König von Polen. Als ſolcher ſtärkte er ſeine Stellung nach dem Tode Hedwigs, indem er ſich mit einer Enkelin Kaſimirs, Anna, wieder vermählte.

In Moskau regierte nach dem Tode von Demetrius ſein älteſter Sohn Waſſili I. (1389—1425). Er ſchlug wieder die alten Wege der Moskauer Großfürſten ein, begab ſich mit gefüllten Geldſäcken in die Horde und erreichte durch Beſtechungen vom Khan Tochtamyſch, einen Jarlyk, der ihm das wichtige Fürſtentum Niſchni-Nowgorod verlieh, das ſchon einen eigenen Teilfürſten hatte, das aber Waſſili nun mit Hilfe der Tataren eroberte. Es blieb auch in ſeinem Beſitz, als Tochtamyſch von Tamerlan vertrieben wurde und zu Witowt floh, ja die Niederlage, die die Goldene Horde erlitten hatte, ſchien ihre Macht ſo geſchwächt zu haben, daß in Moskau wieder die Hoffnung erwachte, ihr Joch ganz abſchütteln zu können. Und das um ſo mehr, als Witowt jetzt zum Angriff gegen ſie ſchritt. Er hatte dieſen Krieg wohl vorbereitet. Der Papſt hatte gegen die Tataren das Kreuz gepredigt, polniſche Scharen und ein Hilfskorps des Deutſchen Ordens waren zu dem großen litauiſchen Heer geſtoßen, in deſſen Reihen auch Tochtamyſch mit ſeinen Anhängern ſtand. Im Juli 1399 überſchritt das Heer voll Siegeszuverſicht bei Kiew den Dnjepr und zog in die Steppe.

In der Horde gab es eben wieder einen Königsmacher im Stil Mamais, namens Edigei. Dieſer raffte alle Kräfte der Tataren zuſammen und führte ſie an der Worskla gegen die Litauer, die in einer furchtbaren Schlacht geſchlagen wurden. Das war für Moskau kein Unglück, denn wenn es Witowt gelungen wäre, die Tataren

zu vernichten, so hätte er gewiß auch versucht, den Großfürsten von Moskau, der sein Schwiegersohn war, niederzuzwingen. So atmete man dort wohl auf, als durch diese Schlacht Tataren und Litauer gleich sehr geschwächt zu sein schienen. Wassili wagte es nun, die Zahlung des Tributs an die Tataren einzustellen und folgte auch der Aufforderung nicht, wieder persönlich dem Khan zu huldigen. Aber er hatte die Folgen der Schlacht an der Worskla, soweit die Tataren in Frage kamen, überschätzt. Edigei erschien mit einem großen Heer ganz plötzlich vor Moskau, aus dem Wassili nur eben noch hatte nach Kostroma entweichen können, verheerte die Umgebung entsetzlich und erhob von der Stadt eine große Geldsumme. Infolgedessen gab Wassili nach, begab sich wieder an den Hof der Khane und kämpfte statt mit den Waffen wieder mit Geld um seine Stellung.

Für Litauen hatte Witowts Niederlage die Folge, daß dieser Fürst nun wieder engere Fühlung mit Jagiello suchte. Auf einem Fürstentage in Wilna (1401) verpflichteten sich die Litauer, nach dem Tode Witowts, der keinen Sohn mehr hatte, Jagiello als Großfürsten anzuerkennen. Und dieses Bündnis sollte bald bedeutungsvolle Folgen haben. Als es zwischen Polen und dem Orden zum Kriege kam, stieß Witowt mit seinem ganzen Aufgebot zu Jagiello, was zur Folge hatte, daß in der Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410 der Orden eine Niederlage erlitt, von der er sich nie wieder ganz erholte. Er mußte jetzt Samaiten aufgeben — zunächst zeitweilig, bald darauf für immer — und verlor damit den Zusammenhang zwischen Groß-Livland und Preußen.

Die Schlacht bei Tannenberg ist von größter weltgeschichtlicher Bedeutung. Blieb Samaiten, das heutige Gouvernement Kowno, dem Orden, so wurden nicht nur diese Landschaft, sondern auch Groß-Livland bis Narwa hinauf deutsch, wie heute Ostpreußen deutsch ist, denn der deutsche Bauer, der nicht über die See ging, wäre mit seinem Planwagen überallhin in das Ordensland gezogen. Nun aber, da nur der Seeweg übrig blieb, ist er nach Groß-Livland nicht gekommen, und das Landvolk blieb dort undeutsch für alle Zeit.

Der gemeinsam errungene Sieg verband Litauen und Polen noch mehr als bisher. Auf einem von Witowt und Jagiello besuchten gemeinsamen Landtage in Horodlo (1413) wurde festgesetzt, daß Litauen und Polen künftig gemeinsame Reichstage in Lublin abhalten sollten. Der litauische Adel erhielt, soweit er katholisch

wurde, die Rechte des polnischen und wurde in dessen Wappengemeinschaft aufgenommen, polnische soziale Ordnungen faßten festen Fuß in Litauen. Jagiello betrieb zugleich eifrig Propaganda für die katholische Kirche, während Witowt persönlich religiös indifferent war und die religiösen Fragen rein vom politischen Standpunkt aus betrachtete und behandelte. Er hoffte — und daraus erklärt sich, daß er in Horodlo in die Bevorzugung der Katholiken willigte — eine Union der beiden Kirchen herbeiführen zu können und versuchte zunächst Litauen zu einem eigenen, von dem Moskauer unabhängigen Metropoliten zu verhelfen. Es gelang ihm auch, durchzusetzen, daß ein Synode der westrussischen Bischöfe den Mönch Samwlaka zum Metropoliten von Kiew wählte, aber dieser erwies sich auf dem Konzil zu Konstanz, das er auf Witowts Betrieb besuchte, als ein eifriger Gegner aller Unionsbestrebungen und konnte sich auch nicht dauernd in Kiew behaupten. Die Einheit der russischen Kirche blieb bewahrt und Moskau im Besitz des maßgebenden Einflusses auf sie.

Wassili hatte sich meist darauf beschränkt, seinen mächtigen Schwiegervater gewähren zu lassen. Als aber Witowt die Hand nach Pskow ausstreckte, griff er zu den Waffen. In drei Feldzügen standen sich die beiden Fürsten gegenüber, ohne es doch zu einer Schlacht kommen zu lassen. Man einigte sich schließlich dahin, daß Smolensk litauisch blieb, Pskow und Nowgorod aber als in die moskauische Interessensphäre fallend anerkannt wurden.

Es scheint, daß Witowt schließlich wenig Freude an der Union mit Polen hatte und ihre Lösung anstrebte.

Er sah seine Hoffnung, eine Union der beiden christlichen Konfessionen herbeizuführen, scheitern, denn in Polen gewann im Gegensatz zu den Hussiten und deren Einflüssen eine extrem römisch-katholische Richtung die Oberhand und beherrschte den willensschwach gewordenen König ganz. Auch Jagiellos vierte Gattin Sophie, die ihm zwei Söhne, Wladislaw und Kasimir geboren hatte, ergab sich, obgleich sie eine aus Kiew stammende Fürstentochter war, dieser Richtung. Witowt, der mit den Hussiten sympathisierte, für sie beim Papst eingetreten war und sogar die Wahl zum König von Böhmen angenommen hatte, ohne sich freilich als solcher behaupten zu können, sah in dem religiösen Fanatismus der Polen mit Recht eine große Gefahr für Litauen, dessen Bewohner ja größtenteils dem griechisch-katholischen Bekenntnis anhingen. Waren doch schon jetzt eine Anzahl vornehmer Litauer, die dieser Kirche angehörten, nach Moskau

gezogen, wo man sie ostentativ willkommen hieß. Nicht minder gefährlich mußte ihm die politische Zuchtlosigkeit des polnischen Adels erscheinen, in den aufzugehen der litauische ja im Begriff war. Die Polen suchten sich ferner schon seit lange Podoliens und womöglich auch Wolhyniens zu bemächtigen, in denen sie als Kolonisten unwiderstehlich vordrangen. Ein von religiösem Hader zerrissenes Litauen mit einem machtlosen polnischen König an der Spitze konnte sich auf die Dauer gewiß nicht erhalten.

So sah Witowt seine ganze Lebensarbeit in Frage gestellt. Er näherte sich deshalb dem Orden und Kaiser Sigismund und trachtete nach der Königskrone, die der Kaiser ihm auch bewilligte. Wie der greise unbeerbte Fürst sich die Zukunft Litauens dachte, und wen er als seinen Nachfolger ins Auge gefaßt hatte, wissen wir nicht.

Die Polen boten alles auf, um Witowts Absichten zu hintertreiben. Sie scheuten sogar nicht davor zurück, Sigismunds Gesandte zu überfallen und zu berauben und einer zweiten Gesandtschaft, die die Kroninsignien überbringen sollte, den Weg zu versperren. Ehe diese heimlich nach Litauen gebracht werden konnten, starb Witowt 1430 in Wilna.

Nach seinem Tode wählten die litauischen Großen einen Bruder Jagiellos, Swidrigiello, zum Großfürsten, den Polen gelang es aber, die katholischen litauischen Großen zu bewegen, in der Person eines Sohnes von Keistut, Sigmund, einen Gegengroßfürsten aufzustellen. Mit dessen Hilfe gelang es ihnen, Swidrigiello zu vertreiben (1437); Sigmund aber war einverstanden, daß Litauen nach seinem Tode an Jagiello resp. dessen Söhne fallen sollte.

Jagiello hatte es durch verhängnisvolle Konzessionen an den Adel noch erreicht, daß die Polen einem seiner Söhne die Nachfolge versprachen (durch die Konstitution von Krakau), dann ist er 1434, im sechsundachtzigsten Lebensjahr gestorben.

Daß es Witowt nicht gelang, die Vereinigung mit Polen zu verhindern und damit den polnischen Einfluß fern zu halten, hat die Litauer um jede nationale Entwickelung gebracht. Der Adel wurde polnisch, das übrige Volk ein in Leibeigenschaft versinkendes Bauernvolk, in dem sich erst in unseren Tagen wieder nationale Bestrebungen geltend machen. Nicht minder folgenreich war aber die Union mit Polen auch für das ganze westliche Rußland, indem auch hier der Adel größtenteils polonisiert und das griechisch-

katholiſch gebliebene Landvolk hart bedrückt wurde. Auch das blieb ſo bis an die Grenze der Gegenwart.

Moskau aber, dem wir uns nun wieder zuwenden, kam dieſe Wendung der Dinge ſehr zuſtatten, denn es war und blieb nun der alleinige Hort wie der griechiſch-katholiſchen Kirche ſo der ruſſiſchen Nationalität. Zunächſt ſchien freilich in Moskau die Grundlage jedes weiteren Fortſchrittes, die bisherige Thronfolgeordnung, erſchüttert zu werden.

Die Großfürſten waren hier zwar ſeit Iwan Kalita immer bemüht, die noch beſtehenden Teilfürſtentümer ihrem Fürſtentum einzuverleiben, ſchufen aber ſelbſt immer wieder neue für ihre jüngeren Söhne, die zwar den älteſten gegenüber nur kleine Landanteile bekamen, aber doch Landesfürſten wurden. Da nun die alte Vorſtellung, nach der nicht dem älteſten Sohn, ſondern dem älteſten Mann im Geſchlecht der Stuhl des Großfürſten gebührte, im Volk noch keineswegs erloſchen war, beſtand auch für die Moskauer Teilfürſten die Verſuchung, ſich auf Grund dieſer Anſchauung wider den eventuell viel jüngeren älteſten Sohn des verſtorbenen Großfürſten aufzulehnen und den Rang als Großfürſten für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Bisher waren jüngere Söhne meiſt unbeerbt geſtorben oder die von ihnen ausgehenden Linien waren doch bald erloſchen. Auch hatten die Moskauer Bojaren ſich an die beſtehende Thronfolgeordnung gewöhnt und fanden ein Intereſſe an ihr, denn ein zum Großfürſten gewordener Teilfürſt brachte ja ſeine eigenen Bojaren mit und beſetzte mit ihnen die einflußreichen Stellen in der Beamtenhierarchie.

Waſſili I. hatte ſeine Brüder in ſtrenger Zucht gehalten; als er ſtarb, war ſein einziger Sohn Waſſili II., der Blinde, 1425—1462, aber erſt ein zehnjähriger Knabe. Da glaubte ſein älteſter Onkel, Juri, es wagen zu können, ſeinerſeits den Anſpruch auf die Würde des Großfürſten erheben zu können. Da indeſſen der einflußreiche Metropolit Photius und die Bojaren zu Waſſili hielten und ſein Großvater und Vormund, der mächtige Witowt, noch lebte, erklärte Juri ſich einverſtanden, daß die Entſcheidung in die Hände des Khans gelegt werden ſollte und verhielt ſich zunächſt abwartend. Als aber Photius und Witowt (1430) geſtorben waren und der mit Juri befreundete Swidrigiello letzterem gefolgt war, drang Juri darauf, die Entſcheidung herbeizuführen, und beide Fürſten begaben

ſich an das Hoflager des Khan. Dort gelang es dem Bojaren Wſewoloſchski, der für Waſſili das Wort führte, den Khan Ulu-Machmet davon zu überzeugen, daß Waſſili der für die Tataren ungefährlichere Bewerber ſei. „Juri", führte er aus, „ſtützt ſich auf den alten Brauch und beanſprucht den großfürſtlichen Thron auf Grund des Rechts. Mein Fürſt, Waſſili, aber erhofft ihn einzig und allein als Ausfluß deiner Gnade." Dieſes Äußerſte von Selbſterniedrigung bewirkte, daß Waſſili als Großfürſt anerkannt wurde. Er wurde dann auch in Gegenwart einer tatariſchen Geſandtſchaft in Moskau — nicht wie bisher in Wladimir — gekrönt.

Der Bojar Wſewoloſchski hatte gehofft, daß Waſſili ſeine Tochter heiraten würde. Als das nicht geſchah und der Großfürſt ſich anderweitig vermählte, ging er zu Juri über und reizte dieſen gegen Waſſili auf. Eine ſchwere Beleidigung, die einem der Söhne Juris, Waſſili dem Schielenden, widerfuhr, reizte Juri noch mehr. Waſſili der Schielende und ſein Bruder Demetrius Schemjaka wohnten der Hochzeit des Großfürſten bei (1433), und Waſſili trug bei dieſer Gelegenheit einen koſtbaren Gürtel, der durch eine Reihe von Ahnfrauen an ihn vererbt war, angeblich aber bei der Hochzeit von Demetrius Donskoi zuunrecht dem großfürſtlichen Schatz entwendet worden ſein ſollte. Die Mutter des Großfürſten, die Tochter Witowts Sophie, benutzte dieſe Gelegenheit, um der verhaßten Familie Juris einen Schimpf anzutun und ließ dem Gaſt den Gürtel abnehmen.

Nun griffen Juri und ſeine Söhne zu den Waffen und beſiegten Waſſili. Juri wurde Großfürſt, wies Waſſili aber auf den Rat des Bojaren Moroſow Kolomna als Teilfürſtentum an. Kaum war das geſchehen, ſo begaben ſich faſt alle Moskauer Bojaren zu Waſſili. Es half Juri nichts, daß ſeine Söhne Moroſow als Verräter eigenhändig niederſtießen, ſeine Lage wurde unhaltbar und er mußte Moskau und die Würde des Großfürſten wieder Waſſili einräumen. Es gelang ihm noch einmal, die Rollen gewechſelt zu ſehen, er ſtarb aber dann plötzlich (1434), und als ſein Sohn Waſſili der Schielende nun Prätendent wurde, erklärten ſich ſogar deſſen eigene Brüder gegen ihn. Der Schielende kämpfte zwar weiter, fiel aber ſchließlich in die Hände des Großfürſten Waſſili und dieſer ließ ihn blenden.

Rußland ſtand nun ſchon ſeit 200 Jahren unter dem Joch der Tataren, und in dieſem erſten Bürgerkriege im Großfürſtentum

Moskau offenbarte ſich nur zu ſehr, wie furchtbar die Ruſſen unter ihm verwildert waren. Die Kämpfe wurden in der barbariſchſten Weiſe geführt, die von den Tataren überkommenen Folterwerkzeuge und die Knute wurden in ſteigendem Maße angewandt.

Zunächſt blieb die Blendung des „Schielenden" ungerächt, denn ſeine Brüder fühlten ſich ohnmächtig, ſie blieben aber natürlich unverſöhnliche Feinde des Großfürſten, der ganz und gar ein Werkzeug ſeiner Umgebung geweſen zu ſein ſcheint.

Nach dem Tode des Metropoliten Photius wünſchte der Moskauer Hof, daß der Biſchof von Rjaſan Jonas, ein Ruſſe, Metropolit würde, und Jonas reiſte nach Konſtantinopel, um ſich, wie es Brauch war, dort die Beſtätigung durch den Patriarchen zu erwirken; es erwies ſich aber, daß dieſer mittlerweile ſchon den Griechen Iſidor zum Metropoliten ernannt hatte.

In Konſtantinopel lagen die Dinge verzweifelt. Das Kaiſertum war von den Türken ſchon faſt ganz auf die Stadt beſchränkt und ſie rüſteten ſich, auch ſie ſelbſt zu erobern. Unter dieſen Umſtänden ſahen der Kaiſer Johann Paläologus und der Patriarch Joſef den einzigen Ausweg im Anſchluß der griechiſchen an die römiſche Kirche. Gelang dieſer und wurde von Weſteuropa aus ein Kreuzzug großen Stils gegen die Türken unternommen, ſo konnten die Griechen hoffen, ſich des übermächtigen Feindes zu erwehren.

Der Papſt Eugen IV. kam ihnen in jeder Weiſe entgegen und ein zunächſt in Ferrara eröffnetes, dann in Florenz fortgeſetztes Konzil ſollte die Vereinigung der beiden Kirchen herbeiführen. Der griechiſche Kaiſer, der Patriarch von Konſtantinopel und viele griechiſche Geiſtliche und Gelehrte waren ſelbſt nach Italien gekommen. Auch Iſidor, der Metropolit von Rußland, traf in Ferrara ein, obgleich der Großfürſt ihn nur ſehr ungern ziehen ließ und energiſch ermahnte, dem griechiſchen Glauben nichts zu vergeben.

Die wichtigſten Streitpunkte zwiſchen den Kirchen waren:

1. Der Ausgang des h. Geiſtes, ob nur vom Vater — wie die griechiſche Kirche lehrt — oder auch vom Sohn — filioque — wie die römiſche meint;
2. die Exiſtenz des Fegefeuers, das von der griechiſchen Kirche geleugnet wird;
3. ob zum h. Abendmahl geſäuertes oder ungeſäuertes Brot zu verwenden ſei;
4. die Vorrangſtellung des Papſtes.

Man einigte ſich nach endloſen Verhandlungen dahin, daß der h. Geiſt vom Vater und vom Sohne ausgehe; daß die Gerechten zwar gleich ſelig werden, die Sünder aber zunächſt ins Fegfeuer kommen; daß man beim Abendmahl ſowohl geſäuerte als nicht geſäuerte Brote benutzen dürfe; daß der Papſt das Oberhaupt der Chriſtenheit ſei. Am 6. Juli 1439 wurde in Florenz feierlich erklärt, daß die Vereinigung der beiden großen chriſtlichen Gemeinſchaften nunmehr vollzogen ſei.

Es erwies ſich aber ſehr ſchnell, daß das ein Irrtum war. Die Griechen wollten von der Vereinigung nichts wiſſen und das um ſo mehr, als die vom Abendlande erhoffte Waffenhilfe ausblieb, und auch Iſidor, der zum päpſtlichen Legaten für ganz Oſteuropa ernannt worden war, fand in Moskau einen rauhen Empfang. Er wurde verhaftet und in das Tſchudowkloſter gebracht, aus dem man ihn nach einigen Monaten abſichtlich entweichen ließ (1440). Jonas verwaltete nun acht Jahre lang das Metropolitenamt interimiſtiſch, während die ſüdruſſiſchen Biſchöfe der griechiſchen Kirche einen von Rom beſtätigten Metropoliten mit dem Sitz in Kiew bekamen und auch anerkannten. In Moskau aber war der Gegenſatz gegen die römiſche Kirche und damit gegen das Abendland und ſeine Kultur durch die von Iſidor herbeigeführte Epiſode nur noch ſehr verſtärkt worden.

Im übrigen hinderte die Dogmentreue der Moskowiter ſie nicht, in ihren inneren Händeln mit der unchriſtlichſten Härte gegeneinander vorzugehen.

Im Jahre 1438 floh der Khan Ulu-Machmet, der ſich ſeinerzeit für Waſſili erklärt hatte und jetzt von Kutſchuk-Machmet vertrieben war, mit großer Gefolgſchaft nach Rußland und hoffte, von Waſſili unterſtützt zu werden. Als er ſich darin getäuſcht ſah, ſetzte er ſich in der Gegend von Niſchni-Nowgorod feſt, nahm den gegen ihn anrückenden Großfürſten in einem Treffen gefangen und entließ ihn erſt gegen ein ſehr großes Löſegeld. Um dieſes aufzutreiben, mußten beſondere drückende Steuern erhoben werden, und dieſe erregten um ſo mehr böſes Blut, als man auch ſonſt mit dem Regiment Waſſilis unzufrieden war. Es kam jetzt oft vor, daß vornehme Tataren, die durch die Unruhen in der Horde aus dieſer vertrieben waren, nach Moskau zogen, und Waſſili verlieh ihnen gern in den Grenzmarken Ländereien, um ſie als Wachen gegen ihre Landsleute zu benutzen. Das erregte das Mißfallen der Bojaren.

Auf Grund dieſer allgemeinen Unzufriedenheit hoffte Demetrius Schemjaka den Vetter vom Thron verdrängen und ſelbſt Großfürſt werden zu können.

Er ließ Waſſili, als dieſer mit kleinem Gefolge in dem Sſergius-kloſter weilte, gefangen nehmen, nach Moskau bringen und blenden (14. Februar 1446). Demetrius erklärte ſich nun zum Großfürſten und verbannte Waſſili nach Uglitſch. Es war aber dem Fürſten Rjapolowski gelungen, die Söhnchen Waſſilis, Iwan und Juri, nach Murom zu retten, und die Moskauer Bojaren wollten von Schemjaka nichts wiſſen. Auch erregten die von dieſem mitgebrachten Bojaren durch ihre parteiiſche Rechtspflege den Zorn der Moskowiter.

Schemjaka hoffte die ſteigende Unzufriedenheit dadurch zu ſtillen, daß er Waſſili, nachdem er eidlich verſprochen hatte, ſich nicht zu rächen, nach Wologda entließ. Kaum war das aber geſchehen, ſo begab ſich Waſſili in das Kirilowkloſter in Bjeloſersk, ließ ſich von deſſen Abt von den Eiden entbinden und ſammelte ſeine Anhänger um ſich. Bald war er wieder in Moskau. Er verzieh zwar zunächſt Schemjaka, ein wirklich freundſchaftliches Verhältnis mit ihm war aber natürlich nicht möglich. Man griff noch einmal zu den Waffen, die (1450) gegen Schemjaka entſchieden. Er floh nach Nowgorod, wo er ſchließlich auf Betrieb Waſſilis vergiftet wurde (1453).

Waſſili regierte nun mit äußerſter Härte und einer bisher in Rußland unerhörten Grauſamkeit. Alle Greuel der Tataren brachte er gegen ſeine Feinde in Anwendung, ließ ſie knuten, ihnen Hände und Füße abſchlagen uſw. Wer von ſeinen Gegnern konnte, entwich nach Litauen, die anderen fügten ſich. Von den oſtruſſiſchen Teilfürſtentümern blieben nur Twer und Rjaſan noch beſtehen.

Waſſili berief 1448 ein Konzil der oſtruſſiſchen Geiſtlichkeit und ließ von dieſem Jonas als Metropoliten beſtätigen. Damit war die kirchliche Emanzipation von Konſtantinopel vollzogen.

Eine wie große Stütze die Großfürſten von Moskau an der Geiſtlichkeit hatten, war während des Bürgerkrieges wieder klar zutage getreten. Sie war in der ganzen Zeit mit aller Energie für Waſſili eingetreten und hatte alle ihre Machtmittel rückſichtslos in ſeinen Dienſt geſtellt. Im Jahre 1447 ſprach eine Kirchenverſammlung Schemjaka in aller Form in den Bann, falls er ſich nicht dem Großfürſten unterwarf.

Die Nowgoroder hatten Schemjaka bei ſich aufgenommen und auch ſonſt noch Waſſili gereizt. Im Jahre 1456 zog er gegen die

Stadt, die ſich nach einer verlorenen Schlacht ihm unterwarf. Sie behielt zwar noch ihre Selbſtändigkeit, mußte aber eine große Summe zahlen, ſich verpflichten, regelmäßig den Ertrag einer Steuer nach Moskau abzuliefern und keine Feinde Waſſilis mehr bei ſich aufzunehmen.

Während der Regierung Waſſilis brach die Große Horde mehr und mehr auseinander und zerfiel in eine Anzahl Khanate, die ſich untereinander nicht ſelten bekämpften. An der Wolga entſtand im Lande der alten Bolgaren, über Tſcheremiſſen, Mordwinen und Tſchuwaſchen das Khanat Kaſan und ſüdlich von ihm das Khanat Aſtrachan. Die Nogaiſche Horde nomadiſierte in der Steppe, in der Krim hatte Edigei ein Khanat errichtet, und ein Enkel von Tochtamyſch, Azi-Girei, nach dem alle ſpäteren Khane ſich auch Girei nannten, es endgültig begründet. Dieſes Khanat gelangte ſpäter zu großer Macht und wurde durch Jahrhunderte eine furchtbare Geißel für Litauen und Moskau.

Waſſili war erſt 47 Jahre alt, als er 1462 ſtarb. Er hatte ſchon vorher ſeinen älteſten Sohn Iwan zum Mitregenten ernannt (1449), hinterließ aber teſtamentariſch auch den vier jüngeren Söhnen beträchtliche Landesteile als Teilfürſtentümer. In dieſer Beziehung handelten die Moskauer Großfürſten immer wieder unglaublich inkonſequent.

In Polen war 1434 der junge Wladiſlaw ſeinem Vater Jagiello gefolgt. Als Kaiſer Albrecht, der zugleich König von Böhmen und Ungarn war, ſtarb, wurde Wladiſlaw auch zum Könige von Ungarn gewählt, weil die Ungarn dadurch ihre Widerſtandsfähigkeit gegen den Anſturm der Türken zu ſtärken hofften (1440). Der junge Wladiſlaw ſah in dem Kampf gegen dieſe zunächſt ſeine wichtigſte Aufgabe. Die vereinigten Polen und Ungarn zwangen dann auch den Sultan Murad zu dem für ihn höchſt ungünſtigen Frieden von Szegedin (1444), wurden aber, als ſie dieſen auf Betrieb des päpſtlichen Legaten leichtfertig brachen, bei Varna aufs Haupt geſchlagen. Wladiſlaw fiel in dieſer Schlacht.

In Litauen war bis 1440 der Sohn Keiſtuts, Sigmund, Großfürſt geweſen, wurde aber in dieſem Jahre von den über ſeine Grauſamkeit erbitterten Großen ermordet. Ihm folgte der dreizehnjährige Bruder Wladiſlaws, Kaſimir, deſſen Erbrecht auf Polen noch bei Lebzeiten ſeines Vaters Jagiello anerkannt worden war (1447 bis 1492). Er wurde dann auch 1447 als König von Polen ge-

krönt, geriet aber zunächst dadurch in eine schwierige Lage, daß die Polen Wolhynien und Podolien beanspruchten, während die Litauer diese Landschaften als zu ihrem Reich gehörig betrachteten. Die Polen trugen schließlich den Sieg davon.

Kasimir wurde durch die Kriege mit dem Deutschen Orden, die zur Eroberung Westpreußens durch Polen führten, so in Anspruch genommen, daß er sich um die Händel, die Moskau damals erschütterten, verhältnismäßig wenig kümmerte und sich törichterweise darauf beschränkte, sowohl die Nowgoroder wie die Tataren gegen Moskau aufzureizen, um sie aber in der Stunde der Entscheidung immer wieder schmählich im Stich zu lassen, eine Politik, die sich bitter an Litauen-Polen rächen sollte.

Kasimir ließ übrigens nicht zu, daß die griechisch-katholischen Litauer, die jetzt auch staatsrechtlich Gleichstellung mit den römisch-katholischen erlangten, allzusehr bedrückt wurden. Er behielt sein Leben lang eine Vorliebe für dieses Land seiner Väter.

Iwan III. (1462—1505) war 22 Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Die Unruhen, die dazu geführt hatten, daß der Vater geblendet worden war, die Erinnerung an die Flucht als Kind, der verzweifelte Widerstand Schemjakas hatten ihn mit einem unauslöschlichen Widerwillen gegen die Teilfürsten erfüllt. Er hatte ferner als Jüngling gesehen, daß das grausame Regiment, das Wassili in den letzten Jahren seiner Regierung führte, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Ordnung wiederherstellte. Und diesen Eindrücken kamen angeborene Anlagen entgegen, eine herrische Natur und ein kaltes Temperament. Persönliche Feigheit unterstützte seine Neigung, jeden Schlag sorgfältig vorzubereiten, ehe er geführt wurde, und geduldig die rechte Stunde abzuwarten.

Es war lange her, seit die Bojaren noch die Kameraden der Großfürsten waren, aber diese hatten sie bisher doch immerhin noch als Ratgeber herangezogen und sich in ihrer Gesellschaft bewegt. Das wurde nun anders. Der junge Großfürst stand jetzt in einsamer Größe hoch über ihnen, und es war eine große Ehre, wenn er diesen oder jenen als Ratgeber heranzog. Seine Haltung war voll Majestät, sein Blick durchdringend. Contarini, der ihn 1475 oft sah, sagt von ihm: „Er ist hohen Wuchses und hager, aber trotzdem ein schöner Mann.“ Frauen und nervenschwache Männer fielen wohl in Ohnmacht, wenn Iwan sie scharf ansah.

Das Großfürstentum Moskau war, als Iwan zur Regierung kam, immer noch verhältnismäßig klein.

„Der ganze Nordwesten des heutigen Rußland," sagt Kljutschewski, „bildete das Gebiet der Republik Nowgorod, an das südwestlich die Republik Pskow grenzte. Das ganze westliche Rußland — Weißrußland — mit dem zu Großrußland gehörenden Smolensk und Kleinrußland mit an dieses grenzenden großrussischen Teilen der heutigen Gouvernements Kursk, Orel, Tula und Kaluga gehörten zu Litauen-Polen. Hinter Tula und Rjasan, zum Asowschen und Schwarzen Meer hin, an der unteren Wolga und in der Krim nomadisierten Tataren. Im Osten an der mittleren und oberen Wolga herrschten die Tataren von Kasan. Im Zentrum Rußlands gab es eine Anzahl russischer Fürstentümer und unter ihnen Moskau. Der nördliche Teil des heutigen Gouvernement Moskau gehörte zu Twer. Weiter nach Norden und Nordosten, jenseits der Wolga liefen Besitzungen Moskaus bis zum Zusammenfluß von Sjuchona und Jug durcheinander mit solchen von Nowgorod, Jaroslaw und Rostow. Im Südwesten lief die Grenze gegen Litauen die Ugra entlang im Gouvernement Kaluga. Kaluga aber war nur 170 Werst von Moskau entfernt. An der mittleren Oka grenzte zwischen Kaluga und Kolomna Moskau an Rjasan und der untere Lauf der Oka, sowie die Wolga zwischen Nischni-Nowgorod und den Einmündungen der Sjura und Wetluga trennten es von Kasan. Die Stadt Moskau lag um die Mitte des 15. Jahrhunderts 100 Werst von der Grenze mit den Tataren, etwas über 100 Werst von der Grenze mit Litauen, 80 Werst von der mit Twer. Der Feind konnte es immer durch ein paar Tagemärsche erreichen. Das Großfürstentum umfaßte schwerlich mehr als 15000 Quadratmeilen."

Iwans Lage war immerhin sehr viel günstiger als die seiner Vorgänger. Der Erbfeind, die Tataren, bildeten nicht mehr ein einheitliches Reich, sondern mehrere einander feindliche Gemeinwesen, Während Litauen unter Olgerd eine große Anziehungskraft auf die Teilfürsten Westrußlands ausgeübt hatte, gewannen diese jetzt durch den konfessionellen Gegensatz zu Polen Sympathie für Moskau; in Nowgorod hatten die wilden Parteikämpfe innerhalb des Patriziats die von ihm bedrückten Massen gegen dasselbe aufgebracht und sie neigten wie die einflußreiche Geistlichkeit zu einem engeren Anschluß an den Großfürsten, der der Stadt das Hinterland nach seinem Belieben öffnen oder verschließen konnte.

Iwan war der Mann dazu, diese Verhältnisse nach allen Richtungen auszunutzen.

Sein erster Feldzug galt Nowgorod. Hier hatte sich unter dem Patriziat eine starke Partei gebildet, die die Selbständigkeit der Stadt durch ein enges Bündnis mit Litauen-Polen erhalten wollte. Die Seele dieser Partei war die Witwe des Possadnik Isak

Borezki, Marfa, eine überaus kluge und energiſche Frau. Sie und ihre Söhne, Demetrius und Feodor, von denen Demetrius auch ſchon Poſſadnik geweſen war, ſammelten in ihrem am Wolchow liegenden Hauſe alle Feinde Moskaus um ſich und machten ihren großen Einfluß auf das Volk in dieſem Sinne geltend. Als nun der Erzbiſchof Jonas ſtarb, ſtellten die Borezkis einen ihnen genehmen Kandidaten auf. Er ſollte, zum Erzbiſchof gewählt, ſich nicht dem Metropoliten von Moskau, ſondern dem von Kiew unterordnen.

Die Gegenpartei ſah in den Plänen der Borezkis einen Abfall vom reinen Glauben, denn der Großfürſt von Litauen war der katholiſche König von Polen, Kaſimir IV.

Über drei Kandidaten wurde das Los geworfen, und es entſchied für den der Partei, die zu Moskau hielt, den Mönch Theophil. Auch beſchloß die Wjetſch, daß dieſer ſich vom Metropoliten von Moskau beſtätigen laſſen ſollte und erbat für ihn einen Geleitbrief. Die Borezkis aber führten allerlei Reibereien mit dem Statthalter Iwans herbei und ſetzten es dann in der Wjetſch durch, daß die Stadt ſich unter den Schutz Kaſimirs begab.

Iwan gab dem Streit von vornherein eine konfeſſionelle Wendung und betonte in erſter Reihe den angeblichen Abfall vom griechiſch-katholiſchen Glauben, der in dem Anſchluß Nowgorods an Litauen-Polen liegen ſollte. In dieſem Sinne erließen er und der Metropolit von Moskau Ermahnungen, die in Nowgorod nicht ohne Wirkungen blieben. Doch hatten die Borezkis noch die Oberhand, und der Krieg war unvermeidlich.

Iwan berief zunächſt einen aus den vornehmſten Bojaren und Geiſtlichen beſtehenden Rat, der ſein Unternehmen gewiſſermaßen legitimierte. Dann ſandte er ein Heer in das Dwinagebiet, das hier ſelbſtändig vorgehen ſollte. Gegen Nowgorod ſelbſt aber marſchierten zwei Heere, von denen eins es von Oſten, das andere mit Umgehung des Ilmenſees von Weſten angreifen ſollte. Iwan ſelbſt folgte mit dem Hauptheer, dem ſich auch der Fürſt von Twer und zahlreiche tatariſche Hilfstruppen angeſchloſſen hatten. Auch Pſkow war gezwungen worden, gegen Nowgorod zu Felde zu ziehen.

In Nowgorod beſchloß man, womöglich die einzelnen Heerſäulen vor ihrer Vereinigung zu ſchlagen und warf ſich zunächſt der vom Süduſer des Ilmenſees heranziehenden entgegen. Und zwar ſollte dieſe womöglich beſiegt werden, ehe das Aufgebot von Pſkow

zu ihr ſtieß. Darüber geriet zunächſt nur ein Teil des ſtädtiſchen Heeres an den Feind und wurde von ihm geworfen. Dann kam es am 14. Juli 1471 am Ufer der Schelona zur Schlacht, in der die Nowgoroder aufs Haupt geſchlagen wurden. Ihre in Gefangenſchaft geratenen Führer, und unter ihnen Demetrius Borezki, ließ Iwan hinrichten. Die Moskowiter, die die nur ſchlecht befeſtigte Stadt jetzt von allen Seiten einſchloſſen, führten den Krieg abſichtlich mit der größten Grauſamkeit und ſchickten die entſetzlich verſtümmelten Gefangenen in die Stadt, um ihre Bürger zu erſchrecken.

Unter dieſen Umſtänden gewannen die Anhänger Moskaus in der Wjetſch die Oberhand, und die Stadt unterwarf ſich. Der Großfürſt, dem der Widerſtand, den er gefunden, imponiert hatte, begnügte ſich aber damit, die bisherige Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen, und erſt bei einer anderen Gelegenheit, die nicht ausbleiben konnte, der Selbſtändigkeit der in ihren Grundfeſten erſchütterten Republik ein Ende zu machen.

In dieſer Zeit eröffneten ſich dem Ehrgeiz Iwans glänzende Ausſichten. Nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken war der Patriarch abhängig von dem mohammedaniſchen Sultan geworden, und es ſtanden nur noch zwei Metropoliten der griechiſchen Kirche außerhalb ſeines Machtbereichs, der von Kiew und der von Moskau. Da aber der Metropolit von Kiew, ein Schüler Iſidors, von angezweifelter Rechtgläubigkeit war, ſo wandten ſich aller Augen nach Moskau, das nun in jeder Beziehung als der Hort der morgenländiſchen Kirche galt.

Nach dem Fall Konſtantinopels war ein jüngerer Bruder des letzten Kaiſers, Thomas, nach Rom geflohen und war dort freundlich aufgenommen worden. Hier lebte jetzt Iſidor als Titular-Patriarch von Konſtantinopel und von ihm ging vielleicht der Plan aus, die Tochter von Thomas, Zoë, die ſpäter Sophie genannt wurde, mit Iwan, deſſen erſte Frau Marie von Twer 1467 geſtorben war, zu vermählen. Da jede Ausſicht, zu einer Vereinigung der beiden Konfeſſionen zu gelangen, von den Päpſten freudig begrüßt wurde und man überdies in dem Großfürſten einen Mitkämpfer gegen die Türken zu gewinnen hoffte, fand der Plan Iſidors Anklang. Zumal ſein Nachfolger, der Kardinal Wiſſarion, ebenfalls einer der Begründer der Union, nahm die Angelegenheit in die Hand.

Es lebte damals am Hofe Iwans ein italieniſcher Münzmeiſter Jean Baptiſt Wolpe aus Vicenza, den die Ruſſen Iwan Frjaſin

(d. h. der Franke, der Abendländer) nannten. Dieſer machte Iwan auf Sophie aufmerkſam, und Iwan erkannte ſofort, wie wichtig es für ſeine Stellung werden mußte, wenn Sophie ſeine Gemahlin wurde. Sein Haus war überdies mit den Paläologen ſchon verwandt, eine Tante von ihm war Kaiſerin geweſen. Als Gemahl Sophiens trat er gewiſſermaßen die Erbſchaft der byzantiniſchen Kaiſer an.

Es gingen nun Geſandte nach Rom, die über Sophie günſtig berichteten. Die Zwanzigjährige ſollte geſcheidt und dem orientaliſchen Geſchmack entſprechend von üppiger Leibesbeſchaffenheit ſein. So begab ſich denn Frjaſin 1472 an der Spitze einer großen Geſandtſchaft als Brautwerber nach Rom, wo man auf die im Geiſte der Union erzogene Sophie große Hoffnungen ſetzte. Als ſie nach der Vermählung per procura nach Moskau aufbrach, gab man ihr einen katholiſchen Biſchof Antonius mit, der zugleich mit Sophie Iwan für die Union gewinnen ſollte. Die Reiſe ging durch Deutſchland und von Lübeck zu Schiff nach Reval. Über Pſkow und Nowgorod wurde dann Moskau erreicht.

Hier erwartete den Legaten Antonius eine große Enttäuſchung. Ob Sophie nun in ihrem Herzen immer eine Gegnerin der Union geweſen war oder ob ſie nur ſchon unterwegs erkannte, daß gar nicht daran zu denken war, Iwan für ſie zu gewinnen, jedenfalls wandte ſie ſich kurzerhand ganz dem griechiſchen Bekenntnis zu, und Antonius wurde, nachdem, um ihm den Rückzug zu erleichtern, eine Disputation mit ihm ſtattgefunden hatte, in Ehren, aber ohne etwas erreicht zu haben, entlaſſen.

Im Gefolge Sophiens waren zahlreiche Griechen mit nach Moskau gekommen und unterſtützten ſie in dem Beſtreben, am Moskauer Hof die Sitten des Byzantiniſchen einzuführen. Iwan nahm jetzt den doppelten Reichsadler als Wappen an, es entſtand eine Hierarchie der Hofbeamten, eine ſtreng durchgeführte Hofetikette. Die Griechen halfen auch das Kanzleiweſen noch weiter ausbilden. Ein Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften wie im Abendlande aber brachten ſie nicht. Dazu war der Boden hier noch nicht genügend vorbereitet. Die Saat, die hier aufging, ſtammte aus Byzanz, was auf Griechenland zurückging, fand ein unfruchtbares Erdreich.

Die Partei der Borezki in Nowgorod hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Freiheit des Gemeinweſens wieder herzuſtellen. Anderſeits fand von Moskau aus eine geheime Verhetzung ſtatt.

Darüber kam es wieder zu wilden Parteikämpfen, und die Anhänger Moskaus riefen die Hilfe des Großfürsten an. Dieser begab sich 1475 nach Nowgorod und trat als Richter auf. Er fand die Häupter der ihm feindlichen Partei und unter ihnen Feodor Borezki schuldig und ließ sie nach Moskau schaffen. Da er keinen Widerstand fand, glaubte er nun seine Stunde gekommen, doch galt es zunächst, die Nowgoroder ins Unrecht zu setzen. Das wurde so in Szene gesetzt. Im Jahre 1477 erschien eine Gesandtschaft von Nowgorod in Moskau und redete Iwan nicht wie üblich mit „Gospodin", sondern mit „Gossudar", d. h. „Majestät" an. Darauf sandte Iwan Gesandte nach Nowgorod und ließ fragen, in welchem Umfang sie ihm denn künftig die Herrschaft einräumen wollten.

Als die Wjetsch von dem unerhörten Vorgehen ihrer Gesandten hörte, wurden diese erschlagen. Ihre Angehörigen und andere Mitglieder der moskauischen Partei flohen nun schutzsuchend zum Großfürsten, dem Gesandte Nowgorods mitteilten, Nowgorod hätte nie den Auftrag gegeben, ihn mit Gossudar anzureden. Iwan erklärte jetzt, man habe ihn einer Lüge geziehen und das Blut seiner unschuldigen Anhänger vergossen. Wieder mußten Twer und Pskow Hilfstruppen stellen, und wieder zogen die Heere unter furchtbaren Verwüstungen gegen die Stadt, deren Bürger sich in wildem Hader gegenüber standen. Die Nowgoroder beschränkten sich diesmal auf die Verteidigung ihrer Mauern, mußten sich aber, als die Lebensmittel zu Ende gingen, unterwerfen. Nun machte Iwan allen Freiheiten der Stadt ein Ende und verleibte sie und ihr ganzes großes Gebiet einfach seinem Reich ein. Die Häupter der Gegenpartei und unter ihnen Marfa Borezki gingen als Gefangene nach Moskau, und ihre Güter wurden konfisziert. Die Glocke, die die Wjetsch zusammenberief, wanderte ebenfalls nach Moskau. Vier Moskauer Statthalter schalteten künftig in der Stadt.

Nach einem Aufstand im Jahre 1479 wurde auch der Erzbischof Theophil durch einen zuverlässigen Moskowiter ersetzt. Mehr als tausend Familien aus dem Landadel und der Kaufmannschaft und 7000 geringere Einwohner wurden nach Moskau abgeführt und an ihrer Statt Moskowiter in die Stadt gebracht, deren Bevölkerung nun ihre Überlieferungen und damit ihren Charakter verlor. Iwan hatte hier sein Ziel erreicht.

Pskow, das infolge seiner Vorpostenstellung gegen die Livländer immer engere Fühlung mit Moskau behalten hatte und stets füg-

ſamer geweſen war als Nowgorod, blieb zunächſt noch im Beſitz einer immerhin ſehr eingeſchränkten Freiheit.

Wie Nowgorod gegenüber, ſo verfuhr Iwan auch im Kampf gegen die Horde mit großer Vorſicht. Noch gab es im Kreml von Moskau eine ſtändige Reſidenz eines tatariſchen Baskaken, der den Großfürſten zu überwachen hatte. Dieſe wurde nun unter dem Vorwand in Anſpruch genommen, Sophie habe infolge eines Traumgeſichts gelobt, hier eine Kirche zu bauen. An Stelle dieſes Hauſes ſollte dem Baskaken ein anderes eingeräumt werden, was aber unterblieb. Trafen tatariſche Geſandte ein, ſo empfing Iwan ſie unter dem Vorwand, krank zu ſein, nicht mehr perſönlich, und er unterließ es auch, den Tribut zu entrichten.

Das mußte und ſollte ſchließlich zum Bruch führen. Iwan fühlte ſich dieſem Kampf um ſo mehr gewachſen, als er in Mengli-Girei, dem Khan der Krimhorde, einen zuverläſſigen Bundesgenoſſen hatte, der König Kaſimir jederzeit mit Krieg überziehen konnte. Dieſer hatte die Nowgoroder zwar in ihrem Widerſtand gegen Moskau beſtärkt, ſie aber dann ſchmählich im Stich gelaſſen. Er verfehlte auch jetzt den richtigen Augenblick, um in Gemeinſchaft mit dem von ihm zum Kriege gereizten Khan über Moskau herzufallen, während der Großfürſt noch mit Nowgorod kämpfte. Dieſes war ſchon beſiegt, als Khan Achmat 1480 gegen Moskau zog.

Iwan hatte Sophie und ſeinen Schatz nach Norden geſchickt und ließ durch ſein Heer alle Übergänge über die Oka bewachen, konnte ſich aber nicht entſchließen, ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen zu treten, obgleich die öffentliche Meinung es dringend verlangte. Als das Volk dieſem Verlangen kräftigen Ausdruck gab, und auch der Metropolit kein Blatt vor den Mund nahm, verließ er zwar den Kreml, blieb aber im Vorort Kraßnoje Sſelo. Er befahl ſogar ſeinem Sohn, das Heer zu verlaſſen, fand aber bei ihm keinen Gehorſam. Iwan entſchloß ſich nun doch, ſich in die Nähe ſeines Heeres zu begeben, das die jetzt die litauiſche Grenze entlang heranziehenden Tataren an der Ugra erwartete.

Hier ſtanden ſich nun bald die beiden Heere gegenüber. Achmat erwartete ein litauiſches Heer, das aber nicht kam, weil es Mengli-Girei abwehren mußte. Auch er war kein Held, und es gab ein Hin und Her, das der Komik nicht entbehrt. Iwan kam dem Khan in jeder Weiſe entgegen, bat ihn um Gnade und ſcheute ſich nicht, ſich ſelbſt als ſeinen Vaſallen (Ulußnik) zu bezeichnen,

aber dieſer beſtand darauf, daß Iwan ſelbſt in ſein Lager kam, und darauf konnte der Großfürſt aus Rückſicht auf die Stimmung ſeines Heeres nicht eingehen. Nach einiger Zeit erklärte ſich Achmat zufrieden, wenn nur Iwans Sohn bei ihm erſchien. Auch das mußte abgeſchlagen werden. Mittlerweile erfuhr der Khan, daß Truppen Mengli-Gireis gegen Sſarai marſchierten, und trat den Rückzug an. Er wurde bald darauf im Kampf mit einer anderen Horde erſchlagen und ſchließlich Sſarai von Mengli-Girei zerſtört.

Nicht durch eine ſiegreiche Schlacht, ſondern durch die merkwürdige Komödie an der Ugra wurde dem Tatarenjoch, das durch ſo lange Zeit auf Rußland laſtete, ein Ende gemacht. Immerhin iſt die hier gefallene Entſcheidung inſofern von größter Bedeutung, als mit ihr die Zurückdrängung der Aſiaten und der Vorſtoß der Europäer gegen ſie beginnt, der erſt in unſeren Tagen im japaniſch-ruſſiſchen Kriege einen vorläufigen Abſchluß gefunden hat.

Twer hatte Iwan während ſeiner Feldzüge gegen Nowgorod Heerfolge geleiſtet. Der Großfürſt von Twer, Michael, fügte ſich eine Zeitlang in das Unvermeidliche mit Anſtand und ſah es ruhig mit an, daß ſein Adel mehr und mehr zu Moskau überging. Als er ſich ſchließlich aber doch zum Widerſtand entſchloß und ſich mit Kaſimir verbündete, eroberte Iwan (1485) Twer mit leichter Mühe, und Michael beſchloß ſeine Tage als Flüchtling in Litauen.

Auch einen Teil von Rjaſan erwarb Iwan. Der Fürſt dieſes Teilfürſtentums, Waſſili, ſtarb 1483, und ſeine Witwe Anna, eine Schweſter Iwans, hielt treu zu dieſem. Sie hatte zwei Söhne, Iwan und Feodor, von denen Iwan, der 1500 ſtarb, zwar ein Söhnchen gleichen Namens hinterließ, Feodor aber unbeerbt ſtarb und ſeinen Anteil Iwan von Moskau teſtamentariſch hinterließ.

So war denn faſt der ganze großruſſiſche Stamm jetzt moskowitiſch geworden. Aber Iwan war weit davon entfernt, ſich damit zu begnügen, war vielmehr überzeugt, daß er einen Anſpruch auf die Herrſchaft über alle Slawen griechiſcher Konfeſſion hatte und handelte danach.

In Litauen-Polen waren nach dem Tode Kaſimirs IV. die beiden Beſtandteile wieder auseinandergefallen. Der älteſte Sohn Kaſimirs, Wladiſlaw, war König von Ungarn. Die Litauer wählten nun, kurz entſchloſſen, den dritten Sohn Alexander zum Großfürſten und überließen es den Polen, ob ſie ihn auch zum König wählen wollten. Dieſe aber wählten nach einigem Schwanken

den zweiten Sohn Kaſimirs, Johann Albrecht. Das war ein großes Glück für Iwan, der es jetzt nur mit Litauen und ſeinem charakterſchwachen, unentſchloſſenen und treuloſen Großfürſten, der überdies ganz in den Händen der katholiſchen Geiſtlichkeit war, zu tun hatte.

Es gab im ganzen Grenzgebiet zwiſchen Moskau und Litauen zahlreiche kleine Fürſten aus dem Hauſe Rurik oder dem Hauſe Gedimin, die Vaſallen Litauens waren. Sie hielten bisher getreulich zu ihm, weil ſie ſich als Litauer einer größeren Unabhängigkeit erfreuten als unter der Herrſchaft Moskaus, das überdies noch das Joch der Tataren trug. Nun aber ſahen ſie ſich als Bekenner der griechiſchen Konfeſſion von dem katholiſchen Großfürſten zurückgeſetzt und richteten ihre Augen nach Moskau. Iwan kam ihnen in jeder Weiſe entgegen und ſtellte ihnen dieſelbe Stellung in Ausſicht, die ſie bisher genoſſen hatten. Da ſchloſſen ſie ſich denn, zumal die Teilfürſten von Sſewerien, einer nach dem anderen Moskau an, und Iwan geſtattete ihnen, ihre litauiſch geſinnten Verwandten zu bekämpfen. Alexander proteſtierte, Iwan aber erklärte es für das gute Recht der Herren, ſich anzuſchließen, wem ſie wollten. Da konnte denn nur ein Krieg dieſer Abbröckelung Litauens ein Ende machen. Zu dieſem Mittel konnte ſich aber Alexander nicht entſchließen, er verſuchte vielmehr Iwan dadurch zu gewinnen, daß er um deſſen Tochter Helene warb, eine unglückliche Idee, denn Iwan war der letzte, der ſich durch eine ſolche Verbindung die Hände binden ließ. Es war ihm aber ganz willkommen, ſo enge Fühlung mit dem Hof in Wilna zu gewinnen. Er willigte alſo unter der Bedingung ein, daß Helene unter allen Umſtänden bei ihrem Glauben gelaſſen werden ſollte, und die Vermählung fand 1495 ſtatt. Wenn aber Alexander und die Großen Litauens gehofft hatten, nun von dieſer Seite Ruhe zu haben, ſo irrten ſie ſich. Die Abbröckelung an der Grenze nahm ihren Fortgang, und Iwan hatte nun auch noch einen erwünſchten Anlaß, den litauiſchen Hof zu überwachen. Als Alexander die Helene mitgegebenen Hofchargen, die ihm läſtig waren, auswies, nahm Iwan das ſehr übel und hatte immer wieder aus Anlaß der Behandlung, die Helene widerfuhr, zu nörgeln und zu tadeln.

Iwan ſtand im engſten Bunde mit Mengli-Girei von der Krim und dem unabhängigen Gospodaren der Moldau, Stephan, deſſen Tochter Helene die Frau ſeines älteſten Sohnes Iwan war. Er

nannte ſich jetzt „Großfürſt von ganz Rußland“ und beanſpruchte dieſen Titel auch von Litauen anerkannt zu ſehen, was dieſes verweigerte. Auch gingen immer neue Kleinfürſten, zumal im Stromgebiet der Desna, zu ihm über. Im Juli 1499 kam es zum offenen Kriege, in dem die Litauer, die zugleich im Süden von Mengli-Girei und Stephan angegriffen wurden, in der Schlacht an der Wedroſcha, in der Nähe von Dorogobuſch, aufs Haupt geſchlagen wurden. Ihr Feldherr, der Fürſt Oſtroſchski, wurde gefangen und trat zunächſt in Iwans Dienſte, floh aber dann nach Litauen. Bundesgenoſſen Alexanders waren in dieſem Kriege die Livländer. Iwan hatte 1492 Narwa gegenüber ein feſtes Schloß Iwangorod erbaut und vertrat überhaupt die Intereſſen Pſkows mit aller Energie. Nun hatte man in Reval einen ruſſiſchen Falſchmünzer und einen bei Sodomie betroffenen Ruſſen hingerichtet. Iwan erklärte, dazu hätten die Livländer kein Recht gehabt, und verlangte, daß die Richter ihm ausgeliefert würden. Als das verweigert wurde, ließ er plötzlich alle in Nowgorod weilenden Hanſeaten, obgleich ſie mit der Sache nicht das mindeſte zu tun hatten, verhaften, ihrer Habe berauben und ins Gefängnis werfen. Es ſoll das zum Teil auf Betrieb der Dänen geſchehen ſein, mit denen Iwan kurz vorher ein Bündnis gegen die Schweden geſchloſſen hatte. Jedenfalls wurde dadurch der Blüte des Handels von Nowgorod endgültig ein Ende gemacht. Der Orden, an deſſen Spitze damals der tüchtige Walther von Plettenberg ſtand, hatte unter dieſen Umſtänden den Krieg zwiſchen Litauen und Rußland nur freudig begrüßen können. Plettenberg drang mit ſeinem kleinen Heer in das Gebiet von Pſkow ein und ſchlug bei Isborsk 1501 ein an Zahl weit überlegenes ruſſiſches, konnte aber nicht verhindern, daß ein anderes ruſſiſches Heer das nördliche Livland verheerte. Trotzdem drang Plettenberg im folgenden Jahre bis Pſkow vor und ſchlug ein ruſſiſches Entſatzheer, konnte aber, da die verſprochene litauiſche Hilfe ausblieb, die überaus feſte Stadt nicht nehmen. Alexander war ganz mit den Ausſichten beſchäftigt, die ſich ihm durch den im Juni 1501 erfolgten Tod ſeines Bruders Johann Albrecht eröffneten. Es gelang ihm, ſeine Wahl zum König von Polen durchzuſetzen, die Polen kamen aber auch jetzt den Litauern nicht zu Hilfe, ſo daß Alexander einen ſechsjährigen Frieden mit Moskau ſchließen mußte, nach dem Sſewerien und eine Anzahl Städte im nördlichen Grenzgebiet moskowitiſch blieben. Die Livländer ließ er ſchnöde

im Stich, und es gelang ihnen nur ſchwer, einen vierzehnjährigen Frieden mit Moskau zu erlangen.

Im Abendlande hatte man, während das Tatarenjoch auf Rußland laſtete, es ganz aus den Augen verloren. Erſt die Unionsbeſtrebungen in Florenz und die Heirat Sophiens hatten darauf aufmerkſam gemacht, daß hinter Polen noch ein großes ruſſiſches Volk lebte, dem ein mächtiger Herrſcher gebot. Anderſeits mußten die abendländiſch gebildete Sophie und die mit ihr aus dem hochkultivierten Italien kommenden Griechen wieder Iwans Geſichtskreis erweitern und ihm verſtändlich machen, welche Hilfskräfte ihm die abendländiſche Bildung bieten konnte. Frjaſin war nicht der einzige Weſteuropäer, der an ſeinem Hofe lebte, ein aus Bologna ſtammender Architekt Ariſtoteles Fioraventi baute ihm ſteinerne Kirchen im Kreml und eine ſteinerne Mauer um den Kreml und leitete zugleich ſeine Artillerie. Eine ganze Anzahl anderer Italiener unterſtützte Fioraventi. Auch gab es in Moskau ſchon viele deutſche Handwerker, die zum Teil aus Livland oder Polen ſtammten, in dem die Städte ja noch meiſt deutſch waren. So war denn von ſeiten des Abendlandes ſowohl wie von ſeiten des Großfürſten der Wunſch vorhanden, in nähere Beziehung zu einander zu treten.

In den Jahren 1486 und 1489 erſchien ein Geſandter Kaiſer Friedrich III., der Ritter Niklas Poppel — wohl ein Slawe — in Moskau und ſuchte eine Verbindung mit dem Großfürſten herzuſtellen. Er warb um eine Tochter Iwans für einen Neffen des Kaiſers, den Markgrafen von Baden, und ſtellte Iwan die Verleihung der Königswürde in Ausſicht. Iwan erklärte den Markgrafen für nicht vornehm genug und wies den Vorſchlag, vom Kaiſer die Königswürde zu empfangen, mit ſtolzer Entrüſtung ab. Er ſei von Gottes Gnaden, was er ſei. Immerhin ſetzte er den Verkehr fort und ſchickte eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der Grieche Trachaniotes ſtand, an den kaiſerlichen Hof. Er ſollte dort eine Verbindung Maximilians mit einer Tochter Iwans zuſtandebringen.

Es gingen nun noch mehrfach Geſandtſchaften hin und her. Die Verhandlungen führten zu keinem Ziel, die Beziehungen blieben aber freundliche, und Iwan erreichte, daß eine ganze Anzahl abendländiſcher Techniker für ſeinen Dienſt angeworben wurde. Auch mit Dänemark trat Iwan, wie wir ſchon ſahen, in Beziehungen.

Während Iwan ſo ſeine Macht nach außen hin ſtändig erhöhte und im Inneren unbeſchränkter Selbſtherrſcher war, wurde ſein

Lebensabend durch arge Wirren in seiner Familie getrübt. Er hatte seinen ältesten, aus seiner ersten Ehe stammenden Sohn Iwan zum Mitregenten und damit zum Nachfolger ernannt, dieser Sohn starb aber, erst 32 Jahre alt, 1490. Er hinterließ eine Witwe, Helene, die Tochter Stephans von der Moldau, und einen Sohn Demetrius (geb. 1483). Nun hatte Iwan III. aber auch von Sophie einen Sohn Wassili (geb. 1479), und es entstand nun die Frage, ob er oder Demetrius der Nachfolger Iwans werden sollte. In diese Frage spielten auch religiöse Dinge hinein. Der Verlauf der Ereignisse ist uns leider nur sehr unvollkommen überliefert, so daß wir zum Teil auf Vermutungen angewiesen sind.

In den siebziger Jahren hatte sich in Nowgorod unter litauischem Einfluß eine freireligiöse Gemeinschaft gebildet, die die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi leugnete und ein Christentum auf rationalistischer Grundlage lehrte. Diese Lehre verbreitete sich unter der Geistlichkeit Nowgorods, und ihre Anhänger fanden sogar Zutritt zum Großfürsten, der ihnen nicht abgeneigt war, und zur Großfürstin Helene, die mit ihnen sympathisierte. Der Liebling Iwans, der Djak Feodor Kurizyn, schloß sich ihnen an. Er setzte wohl auch durch, daß, als eine Neuwahl stattfand, zum Metropoliten der milde Ssossima gewählt wurde. Der Erzbischof von Nowgorod, Genadius, aber trat mit aller Energie gegen die Neuerer auf und fand, da diese die Verdienstlichkeit des Mönchstums leugneten, bei den Mönchen die wärmste Unterstützung. Auch Sophie ergriff die Partei der Anhänger des Alten.

Nach der Rechnung der orientalischen Kirche schloß das siebente Jahrtausend seit Erschaffung der Welt im Jahre 1492 und man erwartete deshalb in weiten Kreisen ihren Untergang, wie man ihn im Jahre 1000 im Abendlande erwartet hatte. Die Bekenner der neuen Lehre verspotteten diese Besorgnis und fanden, da sie recht behielten, noch mehr Anklang.

Genadius wandte sich nun an die Mönche, deren Führer der Abt von Wolokolamsk, Josef Ssanin, wurde. Man beschuldigte die Ketzer judaisierender Lehren und griff sie in der heftigsten Weise an. Die Mönche zwangen den Metropoliten, abzudanken, aber auch dessen Nachfolger Simon verhielt sich zunächst abwartend.

Sophie war den Bojaren in hohem Grade verhaßt. Sie behaupteten nun, ihr Sohn Wassili habe die Absicht gehabt, nach Wologda zu entfliehen und sich sein Anrecht auf den Thron zu er-

kämpfen. Iwan ließ daraufhin Waſſili verhaften und ſechs ſeiner Anhänger hinrichten. Sophie fiel in Ungnade, und Demetrius wurde feierlich als Großfürſt gekrönt (1498).

Der Sieg der Reformer konnte indeſſen nur von kurzer Dauer ſein. Wir kennen ihre Lehren ja nur aus den Schriften ihrer von Haß erfüllten Gegner, aber ſie legten doch wohl jedenfalls die Axt an die Wurzeln des Chriſtentums, wie es im Lande beſtand, und konnten nur in den Kreiſen der Höchſtgebildeten Jünger gewinnen. Sie mochten in der nüchternen Sinnesart Iwans ein ſympathiſches Echo finden, und der Großfürſt ſcheint auch als Staatsmann die maßloſe Vermehrung der Klöſter und ihrer Beſitzungen mit Sorge betrachtet zu haben, er konnte aber nicht daran denken, auf die Dauer in einen Gegenſatz zur Landeskirche zu treten. Seine ganze innere und äußere Politik war ja darauf begründet, daß er der Hort der Rechtgläubigkeit war. Sophie wird hier wohl auch den Hebel angeſetzt haben, und die Mönche gingen mit rückſichtsloſer Energie vor. Es gelang Sophie und ihrem Anhang überdies, Iwan davon zu überzeugen, daß er von den Freunden Helenens getäuſcht worden wäre. Dieſe wurden nun teils hingerichtet, teils gezwungen, ins Kloſter zu treten, Helene aber und ihr Sohn wurden in Gefangenſchaft gehalten, Waſſili die Nachfolge zugeſichert. Nun ging es auch den Reformern ans Leben, zumal ihre einflußreichſte Stütze am Hof, Feodor Kurizyn, eben damals ſtarb. Iwan machte noch einen ſchwachen Verſuch, wenigſtens ihr Leben zu retten, Abt Joſef bewies ihm aber aus dem Alten Teſtament, daß man Ketzer hinrichten müſſe. Das geſchah denn auch, ſo weit man ihrer habhaft werden konnte. Eine Kirchenverſammlung, die 1503 im Beiſein Iwans und Waſſilis in Moskau tagte, wurde ganz vom Geiſte des Mönchtums beherrſcht. Sie wandte ſich mit größter Energie wider alle Verſuche, die Vermehrung der Kloſtergüter einzuſchränken, und beſtimmte ferner, daß verwitwete Weltgeiſtliche entweder aus dem geiſtlichen Amt ausſcheiden oder Mönche werden mußten. Das war ſchon bisher Vorſchrift geweſen, eine Partei innerhalb der Weltgeiſtlichkeit hatte ſich aber hiergegen aufgelehnt.

Damit war die Herrſchaft des Mönchtums innerhalb der griechiſchen Kirche auf lange hinaus beſiegelt. Das aber war ein großes Unglück für Rußland, denn die Mönche waren, bewußt und unbewußt, die Todfeinde jeder wirklichen Kultur. In den Augen dieſer Asketen war das Weib weſentlich nur ein Werkzeug des

Satans, um den Mann in Versuchung zu führen; war „die Welt" ein Tummelplatz der Sünder, der sich der Fromme gar nicht früh genug durch die Flucht ins Kloster entziehen konnte; war jede weltliche Freude, auch die harmloseste, eine Sünde. Wie eine schwarze Wolke lag der von ihnen ausgehende Geist über dem russischen Volk. Mit der Nichtachtung des Weibes, das von jedem Verkehr mit anderen Männern als dem Ehemann möglichst abgeschlossen wurde, war ein reiches Familienleben und die Entwicklung edler Sitten unmöglich gemacht worden, mit der Nichtachtung der Welt die Religion als Leitstern im Alltagsleben ausgeschaltet. Der fromme Russe ging ins Kloster, der nicht fromme fand sich nun mit der Religion ab, indem er ängstlich die von ihr verlangten Bräuche befolgte, ließ sich aber in seinem Handeln nicht weiter von ihr beeinflussen und suchte und fand Erholung von den Geschäften ausschließlich in rohen Trinkgelagen. Wir werden sehen, wie furchtbar schnelle Fortschritte die sittliche Verwilderung der Russen im 16. Jahrhundert machte.

Wie groß die Unwissenheit der Weltgeistlichkeit damals war, geht aus einem Schreiben von Genadius an den Metropoliten hervor.

„Da bringt man mir einen Kerl," schreibt er, „dem ich die Weihen geben soll. Ich reiche ihm die Apostelgeschichte — er hat keinen Begriff von ihr; ich gebe ihm die Psalmen zu lesen — er kommt kaum von der Stelle. Ich jage ihn davon, und er klagt über meine Strenge. Man sagt, das Land sei nun einmal so, wir hätten nicht genug Leute, die lesen könnten. Ich sage dir, daß ich das ganze Land auf und ab gesucht habe und keinen fand, den ich zum Geistlichen hätte machen mögen ... Nicht einmal das Abc wollen sie ordentlich lernen." Genadius bittet den Metropoliten, sich beim Großfürsten für die Errichtung von Schulen zu verwenden. „Mein Rat ist, daß man in der Schule zuerst das Abc lehren und es ordentlich erklären soll; dann muß der Psalter und alles übrige folgen, damit die Schüler nachher jedes Buch lesen können(!). Jetzt haben wir nur unwissende Leute, die die Kinder, statt sie zu belehren, nur verderben. Erst lehren sie sie die Vesper auswendig hersagen und erhalten dafür Grütze und eine Griwna; für die Frühmesse wird etwas mehr gezahlt; für die Horen wieder besonders; außerdem ein Trinkgeld."

Die zahlreichen Eroberungen Iwans ließen eine neue Kodifikation der in Moskau geltenden Prozeßordnungen und Gesetze wünschenswert erscheinen. Sie erfolgte im Jahre 1497 im Sjudebnik Iwans III. und war eine Fortbildung der alten Rußkaja Prawda.

Iwan führte ferner das staatliche Monopol für den Verkauf geistiger Getränke ein, eine Maßregel, die getroffen wurde, um ihren Gebrauch zu beschränken, die sich aber als äußerst verhängnis-

voll erwies, indem sie den Staat an ihm interessierte. Und sie war um so verderblicher, als eben damals der Branntwein sich anschickte, seinen Siegeszug durch Rußland anzutreten.

Iwan gab sich viel Mühe, für seinen Sohn Wassili eine ebenbürtige Gemahlin zu finden, wurde aber überall abgewiesen, weil er verlangte, daß die Prinzessin zur griechischen Kirche übertreten müsse. Schließlich entschloß er sich, wohl auf den Rat der an seinem Hof weilenden Griechen, nach dem Beispiel einiger byzantinischer Kaiser, die schönsten Jungfrauen des Landes nach Moskau zu berufen und unter ihnen die Wahl zu treffen. Sie fiel auf Salome Ssaburow, die von dem unter Iwan Kalita nach Moskau gekommenen Tataren Tschet abstammte. Mit den Ssaburows rückten nun auch die anderen von Tschet stammenden Familien Godunow und Weljaminow in die erste Reihe der Bojarengeschlechter.

Auch diese Maßregel Iwans, die nun am russischen Hof Sitte wurde, erwies sich als äußerst verhängnisvoll, denn sie brachte immer wieder neue Familien an die Staatskrippe und wurde die Ursache immer neuer Intrigen und Parteikämpfe. Welch eine Lebensgefährtin konnte auch eine Frau dem Zaren sein, die ausschließlich auf Grund ihrer körperlichen Beschaffenheit gewählt worden war!

Die neue Sitte bestärkte außerdem Rußland in seiner Isolierung vom übrigen Europa und half dazu, daß sein Hof das asiatische Gepräge, das er in der Tatarenzeit erhalten hatte, beibehielt.

Iwan III. starb im Oktober 1505. Es war in Rußland Sitte, daß die sterbenden Fürsten sich auf dem Totenbett unter die Mönche aufnehmen ließen. Iwan machte sie nicht mit und starb nicht als Mönch, sondern als Fürst.

Obgleich Iwan selbst schwere Händel mit seinen Brüdern gehabt hatte, konnte er doch von der alten Unsitte nicht lassen und wies seinen vier jüngeren Söhnen wieder testamentarisch Teilfürstentümer zu, beschränkte aber allerdings ihre Macht, indem er ihnen z. B. das Münzregal nahm.

Waſſili III.

Nicht oft hat ein Fürſt ſo ganz im Sinne ſeines Vaters regiert wie Waſſili III. (1505—1533) in dem Iwans III. Er war noch hochfahrender und ſtolzer als dieſer und in ſeiner Politik ebenſo rückſichtslos und treulos. Seine Ratgeber waren ausſchließlich ſeine Djaks, Leute von geringer Herkunft, die ganz von ihm abhängig waren. Die Bojaren hielt er in ſtrenger Zucht und ging mit furchtbarer Härte gegen ſie vor, wenn ſie ſeinen Zorn oder ſeinen Verdacht erregten. Dabei behielt er ſtets die engſte Fühlung mit dem Metropoliten und den Mönchen und half ihnen jeden Widerſpruch, der ſich gegen die beſtehenden Zuſtände regte, gewaltſam zu unterdrücken. Infolgedeſſen waren auch ſie wieder ihm in allen Stücken gefällig.

Waſſili hielt ſeinen unglücklichen Neffen Demetrius bis zu deſſen Tode (1508) in harter Gefangenſchaft.

Es gab nach dem Tode Iwans innerhalb der unmittelbaren Intereſſenſphäre Moskaus noch zwei Gemeinweſen, die ſich bis zu einem gewiſſen Grade unabhängig erhalten hatten: Pſkow und Rjaſan. Ihnen ging nun Waſſili zu Leibe. Er ernannte zum Statthalter von Pſkow den Fürſten Repnja-Obolenski, der die unglückliche Stadt in jeder Weiſe mißhandelte. Als die Bürger ihn in Moskau anklagten, antwortete Waſſili, er würde demnächſt nach Nowgorod kommen und dann ſelbſt Richter zwiſchen ihnen und dem Fürſten ſein. Im Oktober 1510 erſchien er denn auch mit einem Heer in Nowgorod und ließ den Bürgern von Pſkow ſagen, alle, die ſich über Obolenski beſchweren wollten, ſollten zu ihm kommen und ihre Klagen vorbringen. Infolgedeſſen begab ſich faſt das ganze Patriziat der Stadt nach Nowgorod und erhielt dort die Mitteilung, der Großfürſt würde am Tage der Waſſerweihe (6. Januar

1510) seine Entscheidung treffen. Als dann alle im Palast versammelt waren, wurden sie gefangen genommen und durch Drohungen dazu bewogen, ihrerseits auf die bisherige Freiheit zu verzichten. Dann erschien ein Beamter Wassilis in der Stadt und teilte den Bürgern mit, daß sie sich dem Großfürsten rückhaltlos zu unterwerfen hätten. Obgleich die unglücklichen, aller ihrer Führer beraubten Bürger das taten, wurden zunächst die Patrizier — mehr als 300 Familien — nach Moskau abgeführt und dort über das Land verteilt. Ihre Güter erhielten Moskowiter. Dann wurde auch hier die Glocke, die zur Wjetsch rief, fortgebracht, und wurden zahlreiche Kaufleute aus Moskau nach Pskow versetzt, um auch in den unteren Klassen mit allen bisherigen Überlieferungen aufzuräumen. Pskow war nun eine moskowitische Stadt wie andere auch, d. h. ein ummauertes großes Dorf, in dem die Statthalter des Großfürsten nach ihrem Willen geboten. Die Zeit, in der die Städte die Führung im russischen Leben hatten, war endgültig vorüber.

In dem noch selbständigen Teil von Rjasan regierte der junge Iwan und versuchte sich mit Hilfe der Tataren und Litauer gegen Moskau zu behaupten. Wassili lockte ihn nach Moskau und nahm ihn treulos gefangen. Es gelang Iwan zwar, nach Litauen zu entkommen, sein Land aber wurde eine Provinz Moskaus.

Iwan III. und Wassili III. betrachteten es so als ihre Pflicht wie als ihr Recht, das an Litauen gekommene Westrußland mit ihrem Reich zu vereinigen, und sahen, solange dieses Ziel noch nicht erreicht war, jeden Frieden mit Litauen nur als einen provisorischen an. Anderseits konnten die Litauer es nicht verschmerzen, daß die kleinen Fürstentümer in Sewerien an Moskau gekommen waren. Sie suchten deshalb zunächst Mengli-Girei von der Krim, den alten Bundesgenossen Iwans, zu gewinnen, und es gelang ihnen das, obgleich auch Wassili alles aufbot, den Freund seines Vaters im Bündnis mit Moskau zu erhalten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Die Söhne Mengli-Gireis waren Moskau feindlich gesinnt. Zunächst zeigte sich Wassili eine Aussicht, auf friedlichem Wege in den Besitz des Erbes seiner Väter, wie er Westrußland nannte, zu gelangen. Im August 1506 starb Alexander, und Wassili bewarb sich um den Thron von Litauen. Er unterlag aber gegen den jüngsten Sohn Jagiellos, Sigismund, den auch die Polen zum König wählten und der ein viel gefährlicherer Gegner Moskaus wurde,

als es der willensschwache, verschwenderische Alexander gewesen war. Immerhin fand Wassili in Litauen einen vielversprechenden Anhänger.

Unter Alexander war der mächtigste Mann in diesem Lande der Fürst Michael Glinski. Er stammte von einem tatarischen Fürsten ab, der zu Witowts Zeiten nach Litauen gekommen war, und dessen Nachkommen zu großem Grundbesitz gelangt waren. Michael war im Auslande erzogen und hatte dort das römisch-katholische Bekenntnis angenommen. Er hatte am Hof Maximilians gelebt, dann dem Kurfürsten von Sachsen gedient und sich abendländische Bildung und Kriegskunst zu eigen gemacht. Er hatte später in seinem Vaterlande die Tataren besiegt und war der ausgesprochene Günstling Alexanders geworden.

Mit Sigismund stellte sich aber kein Verhältnis her, und die zahlreichen Gegner des hochfahrenden Glinski traten ihm nun energischer entgegen. Da nahm Glinski den Führer seiner Feinde, den Magnaten Sabereſinski, gefangen und ließ ihn enthaupten. Er trat dann zu Wassili über, der ihm in Aussicht gestellt hatte, ihn zum Teilfürsten von Smolensk zu machen, falls es ihm gelang, diese wichtige Stadt einzunehmen.

Es kam zum Kriege, aber er wurde ohne rechte Energie geführt und fand 1509 in einem Waffenstillstand einen vorläufigen Abschluß. Glinski ruhte aber nicht und war eifrig und mit Erfolg bemüht, kriegskundige Abendländer für den Dienst Moskaus zu gewinnen. Er behauptete auch, daß die Schwester Wassilis, Helene, die Witwe Alexanders, die damals starb, vergiftet worden sei, und er suchte auch eine Koalition Moskaus mit abendländischen Fürsten gegen Sigismund zu schließen. Wußte er doch auch in ihren Verhältnissen Bescheid.

In Ungarn und Böhmen regierte damals der älteste Bruder Sigismunds, Wladislaw, und Maximilian suchte mit ihm eine Erbverbrüderung herbeizuführen. Davon wollte aber eine Adelspartei in Ungarn unter der Führung des Grafen Johann Zapolja, einem Schwager Sigismunds, nichts wissen. Maximilian suchte nun Moskau in sein Interesse zu ziehen und verbündete sich mit ihm gegen Sigismund. Auch der Ordensmeister Albrecht von Preußen, der Westpreußen wiederzugewinnen und wieder unabhängig zu werden hoffte, schloß sich dieser Koalition an.

Nun schlug Wassili los und erschien im Sommer 1514 wieder

vor Smolensk, das er mit Hilfe seiner zahlreichen Artillerie einnahm. Er behandelte die Einwohner sehr gütig und bewirkte, daß auch die umliegenden Städte sich ihm unterwarfen, aber es fehlte wenig, und er wäre um alle seine Erfolge gekommen. Glinski, der sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, machte seinen Frieden mit Sigismund und war im Begriff, zu diesem überzugehen, als Wassili davon erfuhr und ihn gefangen nahm. Er verlor mit ihm aber nicht nur einen geschickten Diplomaten, sondern auch einen ausgezeichneten Feldherrn. Infolgedessen wurde sein Heer bei Orscha von den vom Fürsten Ostroschski geführten Litauern aufs Haupt geschlagen. Ostroschski konnte aber Smolensk nicht nehmen.

Der Krieg währte nun noch bis 1522, ohne daß es im Verlauf desselben zu entscheidenden Kämpfen kam. Maximilian ließ Wassili schmählich im Stich, sobald Sigismund ihm entgegenkam und einwilligte, daß der einzige Sohn Wladislaws, Ludwig, mit des Kaisers Enkelin Marie und seine Tochter Anna mit einem der Enkel Karl oder Ferdinand verlobt werde (in Wien 1515). Als die Gemahlin Sigismunds starb, heiratete er durch Vermittelung Maximilians die reiche Bona Sforza (1518). Maximilian suchte nun den Frieden zwischen Wassili und Sigismund zu vermitteln und sandte zu diesem Zweck 1517 Herberstein, dem wir ein klassisches Buch über Rußland verdanken, nach Moskau.

Man war auf beiden Seiten kriegsmüde, konnte sich aber über Smolensk nicht einigen. Wassili wollte die so schwer eroberte Stadt um jeden Preis behalten, Sigismund sie nicht hergeben. Erst das Jahr 1525 brachte einen Frieden auf fünf Jahre. Herberstein kam 1526 noch einmal nach Moskau, konnte aber auch jetzt den Abschluß eines sogenannten „ewigen Friedens" nicht erreichen. Der Frieden wurde nur auf sechs Jahre verlängert.

Die Tataren blieben auch, nachdem sie in eine Anzahl Khanate zerfielen, sehr gefährliche Feinde Moskaus, denn ihre Raubzüge entvölkerten die Grenzmarken, und es bestand doch immer die Gefahr, daß ein neuer Timur unter ihnen erstand und sie wieder einigte. Sie wurden überdies von Litauen möglichst gegen Moskau ausgespielt, mußten also auch von diesem umworben werden. Zahlte der Großfürst ihnen auch nicht mehr einen regelmäßigen Tribut, so war er doch gezwungen, sie durch reiche Geschenke von ihren Plünderungszügen abzuhalten.

In Kasan starb mit Machmed-Amin (1518) die Dynastie des

Begründers dieſes Reiches aus. Der Letzte dieſes Stammes war in Moskau Chriſt und als Zarewitſch Peter ein Schwager Waſſilis geworden, kam alſo für die Nachfolge nicht in Frage.

Nun war in der Krim auf Mengli-Girei, der 1515 ſtarb, deſſen älteſter Sohn Machmed-Girei gefolgt. Dieſer wünſchte ſeinen Bruder Sahib-Girei zum Khan von Kaſan zu machen, Waſſili aber unterſtützte als Prätendenten den unter moskowitiſchem Schutz in Kaſſimow lebenden Zarewitſch Schig-alei, der dann auch die Witwe des letzten Khans heiratete und den Thron beſtieg (1519). Als aber Sahib-Girei 1521 vor Kaſan erſchien, wurde Schig-alei vertrieben. Sahib-Girei und Machmed-Girei von der Krim überfielen nun Moskau, und es erneuten ſich in dieſem alle Schrecken der Vergangenheit. Waſſili floh, wie einſt ſeine Vorfahren, nach Norden, um dort ein Heer zu ſammeln, und in der Stadt, in der der Zarewitſch Peter kommandierte, herrſchte Anarchie. Machmed-Girei verlangte, daß Waſſili ſich verpflichten ſollte, wieder regelmäßig Tribut zu entrichten, und die Bojaren gaben im Namen Waſſilis dieſem Verlangen nach. Der Khan erhielt ein unterſiegeltes Dokument hierüber und zog mit ihm und ungeheurer Beute ab. Als er aber auf dem Rückwege den Kommandanten einer Stadt im Rjaſanſchen durch Überſendung dieſes Dokumentes bewegen wollte, die Feſtung zu übergeben, behielt dieſer es zurück, und der Khan mußte in die Krim zurückkehren, weil dort ein Einfall der Tataren von Aſtrachan drohte.

Waſſili führte nun das von ihm geſammelte Heer gegen Kaſan und gründete am Einfluß der Sſura in die Wolga eine Feſtung Waſſilßursk, als Stützpunkt für künftige Feldzüge. Es gelang Waſſili, Kaſan tatſächlich von ſich abhängig zu machen, zumal er ſeinen Untertanen verbot, den Markt von Kaſan zu beſuchen und dieſen nach Waſſilßursk verlegte, die Khane blieben aber immerhin ſehr unzuverläſſige Vaſallen.

In den Kämpfen mit den Tataren ſowohl wie mit den Litauern ſpielten ſchon die Koſaken eine große Rolle. Von jeher hatte es in den an die Steppen grenzenden Landſchaften Banden verwegener Männer gegeben, die mit Weib und Kind in den ſchwer zugänglichen Wäldern und Schluchten oder auf den Inſeln der großen Ströme ſiedelten und von Fiſchfang und Jagd, von Raub und Plünderung lebten. Seit die Tataren die Steppe beherrſchten, waren ſie meiſt Chriſten, hatten aber von ihren Vorgängern den Namen Koſaken, d. h. „Räuber“ behalten. Als nun Wolhynien und Podolien polniſch

Digitized by Google

wurden und die polnischen Magnaten die russischen Bauern zu Knechten machen wollten wie die Bauern Polens, entwichen diese in immer größerer Zahl in die Steppen und schlossen sich den Kosaken an. Sie wohnten nun in großen Dörfern in den Grenzmarken, ihre Vorposten aber, die aus ledigen Leuten bestanden, hausten in Weilern und Lagern in der Steppe oder auf den Inseln der Stromschnellen des Dnjepr, weshalb sie Saporoger Kosaken genannt wurden, und kämpften meist gegen die Tataren, schlossen sich aber gelegentlich auch ihnen gegen die Polen, Litauer und Russen an. Diese ebenso kriegerischen wie zuchtlosen Scharen bildeten eine große Plage für die an die Steppe grenzenden Staaten.

Die Ehe Wassilis mit Salome Ssaburow blieb kinderlos, und da Wassili seinen Brüdern nicht erlaubte zu heiraten, ehe er selbst einen Sohn bekam, schien die Zukunft der Dynastie in Frage gestellt zu sein. Noch maßgebender aber war für Wassili, daß er sich in die schöne Nichte Michael Glinskis, Helene, verliebt hatte. Helene hatte eine abendländische Erziehung erhalten und mußte deshalb auf den Großfürsten einen ungewöhnlichen Eindruck machen. Er begann nun auf eine Scheidung von Salome zu sinnen, die aber, da diese sich nichts hatte zuschulden kommen lassen, nicht leicht herbeizuführen war. Es fand sich aber ein gefälliger Geistlicher, Daniel, der zum Metropoliten ernannt wurde und aus eigener Machtvollkommenheit die Ehescheidung aussprach. Die arme Salome wurde wider ihren Willen zur Nonne geschoren und ins Kloster gesteckt, in der die Unglückliche noch 17 Jahre lebte. Dann heiratete Wassili Helene Glinski (1526), hatte aber den Kummer, daß auch diese Ehe zunächst kinderlos blieb. Erst im August 1530 wurde ihm ein Sohn Iwan geboren und im folgenden Jahr ein zweiter, Juri. Nun durfte auch ein Bruder Wassilis, Andreas, heiraten.

Wassili, der Helene zuliebe sogar seinen Bart kürzte — was bei den Frommen großes Ärgernis erregte —, wurde seines Glückes nicht lange froh.

Er starb am 4. Dezember 1533, nachdem er auf dem Sterbebett Mönch geworden war.

Er wird wohl mit schwerer Sorge an die Zukunft der Seinigen gedacht haben, denn seine Frau war eine Fremde, der kleine Iwan, den er zu seinem Nachfolger ernannte, ein dreijähriges Kind, und der von ihm wieder zu Gnaden angenommene Michael

Glinski hatte unter den Bojaren keinen verwandtschaftlichen Anhang. Wassilis Brüder aber hatten keinen Grund, seine Angehörigen zu lieben, denn er war ihnen ein harter Herr gewesen.

Aus diesen Sorgen heraus sprach er zu den um sein Sterbebett versammelten Bojaren also: „Ihr wißt selbst, daß unsere Herrschaft von Wladimir von Kiew her stammt; wir sind eure geborenen Herren, ihr seid von Anbeginn an unsere Bojaren. Sorgt dafür, daß mein Sohn ein rechter Herrscher wird, daß im Lande Gerechtigkeit waltet und unter euch keine Intrigen aufkommen. Ich empfehle euch Michael Glinski; er ist zwar ein Fremder, aber begegnet ihr ihm nicht als solchem, sondern wie einem Einheimischen, denn er war mir ein rechtschaffener Diener. Haltet alle zusammen und dient dem Reich und meinem Sohn. Du aber, Michael Glinski, sei bereit, für meinen Sohn Iwan, die Großfürstin Helene und meinen Sohn Juri dein Blut zu vergießen."

Mit Wassili III. endet eine lange Reihe von Fürsten, die in merkwürdiger Übereinstimmung den gleichen Zielen zustrebten. Es galt, im ganzen Gebiet des großrussischen Stammes die Teilfürstentümer zu beseitigen und ihre Herren in unterwürfige Hofleute zu verwandeln. Es galt ferner, das Joch der Tataren abzuschütteln und die Großfürsten zu absoluten Herrschern über ihr Reich zu machen. Obgleich diese in ihren jüngeren Söhnen immer wieder Teilfürsten schufen, wurden beide Ziele in engstem Anschluß an die Kirche doch erreicht, wobei, wie wir sahen, das Glück dem Streben der Großfürsten sehr zu Hilfe kam, denn es war nicht ihr Verdienst, daß die Seitenlinien des großfürstlichen Hauses keinen bedeutenden ehrgeizigen Mann hervorbrachten, und daß die goldene Horde sich in viele kleine Horden auflöste. Aber sie wußten ihr Glück immerhin geschickt zu benutzen.

In dem Großfürstentum Moskau war der Großfürst jetzt unbestritten ein Alleinherrscher in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er selbst fühlte sich nur Gott verantwortlich, und auch seine Untertanen sahen in ihm den Stellvertreter Gottes auf Erden, dem unbedingt zu gehorchen so bürgerliche wie religiöse Pflicht war. Schon ein im Privatgespräch über ihn ausgesprochener Tadel war ein todeswürdiges Verbrechen.

Eine strenge Etikette regelte das Leben am Hof, an dem es jetzt zahlreiche Hofämter gab. Die Bojaren lebten, sofern sie nicht an der Spitze der Heere oder der Verwaltungen in den Provinzen

tätig waren, in Moskau und erschienen täglich bei Hof. Wollten sie sich auch nur auf einen Tag entfernen, so bedurfte es eines Urlaubs. Sahen sie „die hellen Augen des Zaren", das heißt erschienen sie vor ihm, so verneigten sie sich tief und berührten mit den Fingern der rechten Hand den Boden oder warfen sich nieder und legten die Stirn an ihn. Wassili verlangte in wichtigen Dingen nur selten ihren Rat und erteilte in ihnen meist nur Befehle; der Bojarenrat, die „gossudarstwennaja Duma" war aber immerhin die beratende Instanz für die Verwaltung wie für die Gesetzgebung. Ihr Bestand schwankte zwischen 18 und 30 Personen, und ihr gehörten außer den vornehmsten Bojaren, die in zwei Klassen, Bojaren und Okolnitschi, zerfielen, unter dem Titel „Dumnije Bojaren" auch Angehörige der Bojaren wieder an. Dumnije Djaken waren die Sekretäre. Die Mitglieder der Bojarenduma waren zugleich die Präsidenten der verschiedenen Verwaltungsbehörden, die „Prikase" hießen und in denen die ganz zentralisierte Verwaltung ihre Organe fand. Der Dworzowi-Prikas war das Hofmarschallamt, der Kasenni das Finanzministerium, der Rasrjadni das Kriegsministerium, der Possolski das Auswärtige Amt. Anderen Prikasen unterstanden die Post, die Polizei, die Gutsbesitzer, die Sklaven. Zahlreiche Unter-Djaks füllten hier die Kanzleien, führten Listen und nahmen Protokolle auf.

Schon im Morgengrauen versammelten sich die zur Bojarenduma gehörenden Herren im Kreml und begleiteten den Großfürsten in die Kirche. Nach dem Gottesdienst traf der Fürst seine Anordnungen, erteilte Audienzen, empfing Bittsteller. Während dieser ganzen Zeit standen die Bojaren. Gegen 11 Uhr begaben sich alle nach Hause, um zu Mittag zu essen und ein paar Stunden zu schlafen; dann aber rief die Pflicht sie wieder an das Hoflager. Über alle Verhandlungen wurden von den Djaken Protokolle aufgenommen und in Archiven niedergelegt.

Besuche der Klöster oder Jagden, auf denen Hasen mit Windhunden gehetzt oder Schwäne und Kraniche mit Falken gebeizt wurden, unterbrachen den regelmäßigen Verlauf der Tage.

Erschien der Großfürst öffentlich, so gingen vier schöne weißgekleidete Jünglinge mit silbernen Äxten auf den Schultern, die Ryndi hießen, vor ihm her, zwei Bojaren stützten ihn unter den Armen, und in seiner Rechten hielt er einen Hirtenstab mit eiserner Spitze, den Possoch.

Traf eine Gesandtschaft an der Grenze ein, so wurde ihr ein Reisemarschall — ein Pristaw — zugeordnet, der sich möglichst über ihren Bestand und ihre Absichten zu unterrichten hatte. Was er erkundete, meldete er durch einen Kurier nach Moskau, wo nun eifrig in den Archiven nachgeforscht wurde, wie früher Vertreter des betreffenden Landes empfangen, respektive wie moskowitische Gesandte in ihm behandelt worden waren. Danach wurde das Zeremoniell geregelt. Die Gesandtschaft war immer Gast des Großfürsten, man hielt sie aber von jedem Verkehr mit dem Volk möglichst fern. Hielt sie ihren Einzug in Moskau, so waren alle Läden und Märkte geschlossen, damit möglichst große Menschenmassen die Straßen füllten. Die Truppen und in Moskau anwesenden Edelleute erhielten für diesen Tag Galakleider, die sie später wieder abliefern mußten. An die Stelle des Reisemarschalls trat nun ein anderer Pristaw, der die Gesandtschaft in ihr Absteigequartier zu geleiten und für sie zu sorgen hatte.

Am Tage der Audienz füllten wieder Menschenmassen die Straßen, um einen möglichst großen Eindruck von der Wohlhabenheit der Residenz hervorzurufen. Die im Hofdienst stehenden Bojarenkinder, die Dworjane, füllten in prächtigen Gewändern die Höfe und Korridore des Palastes. Im Audienzsaal saßen auf an der Wand befestigten mit kostbaren Kissen belegten Bänken die Bojaren. Der Großfürst saß auf einem Thron, den rechts und links je zwei Ryndi flankierten. Neben ihm stand ein Waschbecken, damit er sich die durch den Kuß eines „Ungläubigen" verunreinigte Hand waschen konnte. Nachdem der Gesandte dem Fürsten die Hand geküßt und seine Bestallung überreicht hatte, fragte der Großfürst nach dem Befinden des betreffenden Monarchen. Die Gesandten wurden dann zu einem Prunkmahl geladen. Am Abend überbrachten Hofleute den Gesandten noch Speise und Trank, und es fand in ihrer Wohnung ein Bankett statt, bei dem versucht wurde, die Gesandten betrunken zu machen, um sie ausforschen zu können. Die eigentlichen Verhandlungen fanden in besonderen Konferenzen statt. Die Abschiedsaudienz verlief ähnlich wie der Antrittsempfang.

Die ins Ausland gehenden russischen Gesandten erhielten schriftliche Instruktionen mit, nach denen sie sich sorgfältig zu richten hatten. Sie mußten nach ihrer Rückkehr einen schriftlichen Bericht über ihre Erlebnisse und alles, was sie in der Fremde in Erfahrung gebracht hatten, einreichen. Da sie die Kosten der weiten Reisen

tragen mußten, ſuchten die Großen ſich dieſer Pflicht möglichſt zu entziehen, wurden aber ſtreng beſtraft, wenn ſie eine nicht vorhandene Mittelloſigkeit vorſchützten. Waſſili nahm ſeinen nach Hauſe zurückgekehrten Geſandten ſogar die Geſchenke, die fremde Fürſten ihnen perſönlich gemacht hatten, erregte aber dadurch großes Ärgernis.

Die Großfürſten waren bemüht, einen möglichſt großen Schatz an Edelmetallen, Edelſteinen, koſtbarem Pelzwerk und Prachtgewändern zu ſammeln, und bewahrten ihn in den Gewölben unter den ſteinernen Kirchen auf.

Die vom Großfürſten verhängten Strafen beſtanden vielfach in körperlichen Züchtigungen, die in Moskau nicht als entehrend galten, und denen deshalb auch die vornehmſten Leute anſtandslos unterworfen wurden.

Den erſten Stand bildeten die Bojaren, die eine Kaſte bildeten und ſehr eigenartige Privilegien genoſſen. Zur Zeit der Teilfürſtentümer hatten ſie nach ihrem Belieben den Herrn wechſeln können, die Moskauer Großfürſten hatten das aber immer höchſt ungern geſehen, und jetzt hatte ja auch jede Möglichkeit eines ſolchen Wechſels aufgehört, denn die Flucht nach Litauen galt als Hochverrat. Zu den Moskauer Bojaren waren nun, wie die Teilfürſtentümer aufgeſogen wurden, die Nachkommen Ruriks oder Gedimins gekommen, die in dieſen herrſchten. Als Herrſcher hatten ſie teils den großfürſtlichen, teils den fürſtlichen Titel geführt, und den letzteren hatten alle behalten. Zu ihnen hatten ſich dann noch die tatariſchen Fürſten geſellt, die ſich unter den Schutz der Großfürſten begaben und Chriſten geworden waren. Die Bojarenklaſſe bildeten alſo Nachkommen der alten Bojaren Moskaus, der ehemaligen Großfürſten von Smolensk, Twer uſw. und regierender Fürſten ſowie der tatariſchen Fürſten. Sie nahmen nun, je nach ihrer Abſtammung, eine beſondere Stelle, Mjeſto, zunächſt an der großfürſtlichen Tafel, dann auch im Range überhaupt ein, und alle leitenden Stellungen im Heer und in der Verwaltung waren ihnen vorbehalten. Und zwar ſo, daß ſie einen Anſpruch nur auf die „Stelle“ hatten, die ſchon ein Vorfahr von ihnen eingenommen hatte. Daraus bildete ſich das Recht, daß niemand gezwungen werden durfte, unter einem anderen zu dienen, deſſen Vorfahren im Staatsdienſt ein geringeres Amt bekleidet hatten als die eigenen. An erſter Stelle ſtanden die Nachkommen früherer Großfürſten, die noch Großfürſten waren, als

ihr Land von Moskau annektiert wurde; an zweiter solche Familien, die in gleichem Fall noch regierende Fürsten waren; an dritter Geschlechter, die nur von solchen abstammten, deren Vorfahren aber nicht mehr regierten, als sie Diener Moskaus wurden, sondern schon Untertanen anderer Großfürsten gewesen waren. Dann kamen die Bojarenfamilien, auch sie geordnet, je nachdem sie, ehe sie nach Moskau kamen, einem Großfürsten oder nur einem regierenden Fürsten dienten. Die Stellung, die eine Familie innerhalb der Bojarenklasse einnahm, hieß ihr Otetschestwo, und es war die Pflicht jedes einzelnen, darauf zu achten, daß ihre Stellung nicht etwa erschüttert wurde, indem er duldete, daß der Angehörige einer im Range unter der seinigen stehenden Familie sein Vorgesetzter wurde.

Über die Besetzung der hohen Staatsstellungen wurden seit 1475 Verzeichnisse geführt, Gossudarewi Rasrjädi, und nach ihnen wurden nun die Ämter vergeben, und zwar so, daß innerhalb derselben Familie, nur die drei ältesten Söhne als eine Generation gerechnet, die übrigen aber ihren Neffen zugezählt wurden.

Das war das System der Mjestnitschestwo, das hier nur in großen Zügen geschildert ist, und das auch von den bojarenfeindlichsten Großfürsten, selbst von Iwan dem Schrecklichen, als zu Recht bestehend anerkannt wurde. Es brachte großes Unheil über Moskau, weil es die Quelle ewigen Haders wurde. Nur zu oft geschah es, daß die Feldherren, statt den Feind anzugreifen, über ihr Otetschestwo stritten und darüber den Feldzug verloren. Wurden doch die Führer der einzelnen Teile, in die das Heer zerfiel, nach den Gesetzen der Mjestnitschestwo bestimmt: das Hauptheer führte der Vornehmste, den rechten Flügel der Zweitvornehmste, die Avantgarde und die Arriergarde, die gleich rangierten, führten Drittvornehmste, den linken Flügel der Viertvornehmste. In Fällen der Not entschloß sich zwar der Großfürst anzuordnen, daß in einem bestimmten Feldzug die Stellen ohne Rücksicht auf die Gesetze der Mjestnitschestwo vergeben werden sollten, aber das geschah doch nur ausnahmsweise, und das verhängnisvolle System konnte erst von dem Vater Peters des Großen beseitigt werden.

Die Bojarenfamilien besaßen noch vielfach großen ererbten Grundbesitz, hatten aber alle auch Lehngüter, und ihre Habe wie ihr Leben hingen schließlich doch von der Gnade des Großfürsten ab.

Neben den Bojaren waren die Bojarenkinder die Inhaber der

Landgüter. Sie waren, solange sie kriegstüchtig waren, auch zum Kriegsdienst verpflichtet und bildeten mit ihren Dienern die Aufgebote der Großfürsten. Sie dienten alle zu Pferde. Sie trugen als Schutzwaffen Panzerhemd oder auch nur gesteppte dicke Gewänder, als Trutzwaffen kleine Schilde, Säbel, Streitäxte, durch kleine Ketten an Stielen befestigte Morgensterne, Bogen und Pfeile. Sie ritten in kurzen Steigbügeln und bedienten sich nicht der Sporen. Das Fußvolk bestand unter Wassili nur aus etwa 1500 Mann, meist kriegsgefangenen Litauern oder Livländern, die wohl oder übel in Moskau hatten Kriegsdienste nehmen müssen. Eine Artillerie gab es nur in den Festungen, und die Geschütze wurden von geworbenen deutschen und italienischen Geschützmeistern bedient.

Eine Intendantur gab es nicht, die Krieger mußten sich selbst erhalten und führten zu diesem Zweck Hirse oder Hafermehl und Zwieback auf Packpferden mit sich.

Da der Feind, der meist bekämpft wurde, die Tataren waren, hatten sich auch die Moskowiter ihre Kriegsweise angeeignet. Man suchte durch einen gewaltigen Vorstoß der Reitermassen — Wassili verfügte über gegen 300 000 Bojarenkinder — den Gegner zu überrennen. Gelang das nicht, so ergriff man leicht die Flucht.

Die zum Heeresdienst Verpflichteten wurden bei den in den Städten kommandierenden Wojewoden in Listen verzeichnet und gelegentlich gemustert. Die in Moskau garnisonierenden Bojarenkinder hießen Hofleute, Dworjane, ein Namen, der auf den Adel übergegangen ist.

Die Kriegerklasse war sehr stolz auf ihren Beruf und sah voll Verachtung auf den Kaufmann und den Bürger herab. Wer ihr angehörte, ging unter keiner Bedingung zu Fuß. Die Ehren, die jedem zukamen, waren überhaupt durch die Sitte streng geregelt; sie schrieb vor, ob der Gast schon vor dem Tor oder am Eingang des Hofes oder vor der Haustür vom Pferde zu steigen hatte, ob der Wirt ihn, wenn er schied, nur bis zur Schwelle des Wohnzimmers oder der Haustür oder vor das Haus zu begleiten hatte. Vom Hof des Großfürsten aus drang ein steifes, schwerfälliges Zeremonienwesen in alle Kreise.

Die Landesgrenze, die meist von beiden Seiten an ausgedehnte Wüsteneien stieß, wurde streng bewacht.

Der Metropolit von Moskau war ein großer Herr, der über eigene Bojaren verfügte, war aber ganz abhängig vom Großfürsten.

Er, die Erzbischöfe und die Äbte der großen Klöster standen in hohem Ansehen, während die nicht dem Mönchsstande angehörenden verheirateten Weltgeistlichen ebenso arm wie unwissend waren und sich nur geringer Achtung erfreuten.

Eine ganz eigenartige Stellung nahmen die Geisteskranken, die Jurodiwije ein, die in allen russischen Städten sehr zahlreich waren. Sie trieben sich, fast oder auch ganz nackt und nicht selten mit Ketten beladen, vor den Kirchentüren oder in den Straßen umher und galten dem Volk für heilig. Man schrieb ihnen auch die Gabe zu, die Zukunft erkennen zu können. Es gab unter ihnen neben wirklich Kranken auch Leute, die glaubten, in dieser Weise ein Gott besonders wohlgefälliges Leben zu führen, und viele Tagediebe, die sich nur blödsinnig stellten.

Wassili versuchte, den Handel in Nowgorod wieder zu beleben, hatte damit aber keinen Erfolg. Er ging nun meist durch Litauen und von da zu Lande nach Moskau, in das auch der Handel mit dem Orient mündete. Die Kaufleute waren verpflichtet, ihre Waren zunächst Beamten des Großfürsten vorzulegen. Erst wenn diese ihre Einkäufe gemacht hatten, wurden sie für den Handel frei. Der wichtigste Verkäufer war der Fiskus, bei dem die Steuern ja vielfach in Naturalien, zumal in Pelzwerk, eingingen. Die Moskauer Kaufleute galten bei den Ausländern für viel unzuverlässiger als die von Nowgorod und Pskow und waren zu jeder Art von Betrug geneigt. Der bankerotte Kaufmann wurde seinen Gläubigern in der Weise preisgegeben, daß man ihn täglich auf den Markt führte und die Gläubiger ihn dort auf die entblößten Beine schlugen, bis Zahlung geleistet wurde. Das hieß „Praweſch".

Der Bauer war noch persönlich frei und durfte sich einmal jährlich eine neue Stelle suchen, wurde aber daran widerrechtlich schon oft von seinem Herrn gehindert.

Wie gedrückt die Lage der Bauern schon war, ersieht man daraus, daß sie oft sich selbst oder ihre Kinder in die Sklaverei verkauften. Der Sklave aber war rechtlos, wenn er auch nicht mehr von seinem Herrn getötet werden durfte. Wurde er aber gar zu schlecht behandelt, so schloß er sich einer der zahlreichen Räuberbanden an, die in den sumpfigen Wäldern hausten, oder suchte zu den Kosaken in die Steppe zu entkommen.

Der Kreml von Moskau war von einer steinernen Mauer umgeben. In ihm lagen außer den Palästen des Großfürsten und des

Metropoliten auch die hölzernen Häuſer der Bojaren. Die Stadt ſelbſt dehnte ſich, aus lauter Holzhäuſern beſtehend, weit aus, denn ſie umfaßte außer großen Höfen und Gärten noch Wieſen und Felder. Da auch die meiſten der zahlloſen Kirchen noch aus Holz errichtet waren, richtete das Feuer oft furchtbare Verheerungen an. Die wertvolle Habe wurde deshalb in Kellern auf den Höfen verwahrt. Die Straßen hatten ein aus halbrunden Balken, über die man eine Lage Kies ſchüttete, beſtehendes Pflaſter und wurden nachts durch Schlagbäume abgeſperrt, waren aber ſehr unſicher.

Nur wenige Städte, wie z. B. Pſkow und Smolensk, hatten ſteinerne Mauern und Mauertürme. Meiſt beſtand ihre Befeſtigung aus doppelten in die Erde gerammten Balken, deren Zwiſchenraum mit Steinen ausgefüllt war. Aus dieſen Mauern ragten dann wohl ſteinerne Tortürme hervor.

Bei allen Klaſſen der Bevölkerung hatte ſich ſchon ein ſtarkes Nationalgefühl gebildet. Da der Moskowiter vom Abendlande und ſeiner Kultur vollſtändig abgeſchloſſen war, ſah er voll Verachtung auf jeden Fremden herab. War doch auch der Weſteuropäer in ſeinen Augen ein Heide und wenig beſſer als ein Muſelmann.

Trunkſucht und die von den Tataren angenommenen Laſter Aſiens waren allgemein verbreitet. Das Weib wurde vom gemeinen Mann verachtet und ſchlecht behandelt, die Kinder wurden in harter, oft grauſamer Zucht gehalten.

Der Moskowiter war in jeder Beziehung mehr Aſiate als Europäer.

Iwan, der Schreckliche.

Wassili war nicht ohne Grund in schwerer Sorge um das Schicksal der Seinigen und des Reiches gestorben. Der nur durch ihn gezügelte Ehrgeiz der Bojaren, die sich zum Teil in wildem Familienhaß gegenüberstanden, führte bald zu schweren Erschütterungen der Regierung. Liebling und Liebhaber der Großfürstin Helene war der Fürst Iwan Owtschina-Telepnew-Obolenski, ein schöner und tatkräftiger junger Mann, der aber vor keiner Gewalttat zurückschreckte. Seine Schwester Agrafjana Tscheljadnin war die Erzieherin des kleinen Großfürsten. Helenens Onkel, Fürst Michael Glinski, stand Obolenski feindlich gegenüber und suchte Helene zum Bruch mit ihm zu veranlassen. Im Bojarenrat waren die Familien der Fürsten Schuiski und der Fürsten Bjelski die einflußreichsten. Die Schuiskis stammten aus dem Hause Ssusdal, waren aber eine Weile in Nowgorod ansässig gewesen und hatten dorthin noch viele alte Verbindungen; die Bjelskis, aus dem Hause Tschernigow, waren aus Litauen nach Moskau gekommen.

Der Haß der Bojaren wandte sich zunächst gegen einen der beiden überlebenden Brüder Wassilis, Juri, von dem sie fürchteten, daß er einen maßgebenden Einfluß auf die Regierung beanspruchen und durchsetzen könnte. Man beschuldigte ihn politischer Umtriebe, bemächtigte sich seiner und ließ ihn im Gefängnis den Hungertod sterben. Gleich darauf kam es zum Zusammenstoß zwischen Michael Glinski und Obolenski, der Glinski auf dieselbe Weise das Leben kostete. Dann kam die Reihe an den jüngsten Bruder Wassilis, Andreas, der in Staritza residierte. Man verlangte, er solle nach Moskau kommen. Da er wußte, was ihn dort erwartete, machte er einen Versuch, Großfürst zu werden und fand auch einige Anhänger, unterlag aber bald und wurde im Kerker umgebracht.

Die Litauer glaubten diese Wirren benutzen zu können, um sich wieder in den Besitz von Smolensk zu setzen, und griffen zu den

Waffen, die Bojaren handelten aber nach außen einmütig, und Obolenski erwies sich als ein tüchtiger Feldherr. Er drang bis in die Nähe von Wilna vor, und ein Angriff der Litauer auf Smolensk scheiterte. Schließlich wurde wieder ein Frieden auf fünf Jahre geschlossen (1537). Auch den Tataren gegenüber handelten die Bojaren umsichtig und energisch. Um eine größere Sicherheit gegen sie zu gewinnen, wurde der dem Kreml zunächst liegende Teil Moskaus mit einer steinernen Mauer umgeben (der Stadtteil Kitai-Gorod) und wurden eine Anzahl Grenzfestungen angelegt.

Aber die Bojaren waren nicht geneigt, sich dauernd unter die Herrschaft Obolenskis zu beugen. Da sie sahen, daß sie Helene nicht von ihm trennen konnten, vergifteten sie sie (15. April 1538) und ließen sieben Tage später auch Obolenski verhaften und den Hungertod erleiden. Seine Schwester, die Erzieherin Iwans, wurde gezwungen Nonne zu werden.

Das anerkannte Haupt der Bojaren war jetzt Fürst Wassili Schuiski. Er war nach der Einnahme von Smolensk durch Wassili III. Kommandant der Stadt geworden. Als ein Teil der Einwohner wieder mit Litauen in Verbindung trat, ließ Schuiski sie kurzerhand in den ihnen vom Großfürsten verliehenen Prachtgewändern über die Mauern hängen. Seine harte Hand lag nun schwer auf dem ganzen Lande. Er vermählte sich mit einer Kusine des jungen Großfürsten, einer Tochter des Zarewitsch Peter, befreite den von Obolenski in den Kerker geworfenen Iwan Bjelski, den er aber bald wieder gefangen setzte, und nahm an seinen Feinden furchtbare Rache. Er starb aber plötzlich, und seine Macht ging zunächst auf Iwan Schuiski über, einen Mann, der ihm wohl an Härte, aber nicht an Klugheit gleichkam. Er besetzte alle bedeutenden Staatsämter mit seinen Anhängern und duldete es, daß sie ihre Macht in der schamlosesten Weise zu Erpressungen mißbrauchten. Er zwang den Metropoliten Daniel, auf sein Amt zu verzichten und ersetzte ihn durch Joasaf, auf den er sich verlassen zu können glaubte. Den kleinen Großfürsten überließ er sich selbst und nahm nicht einmal die äußerlichsten Rücksichten auf ihn. Noch viele Jahre später erinnerte sich Iwan mit äußerstem Ingrimme, daß Schuiski, wenn er zu ihm kam, während Iwan und sein Bruder im Schlafzimmer ihres verstorbenen Vaters spielten, wohl die Füße auf dessen Bett streckte.

Der Metropolit Joasaf täuschte die Hoffnung der Schuiskis,

hielt es mit den Bjelskis und setzte durch, daß ihr Haupt, Iwan, freigelassen wurde. Dieser drängte nun für eine Weile den Einfluß der Schuiskis zurück, sie überfielen ihn aber unerwartet (3. Januar 1542), verbannten ihn nach Bjelosero und ließen ihn dann umbringen. Der Metropolit Joasaf, der im Zimmer des Großfürsten eine Zuflucht suchte, wurde abgesetzt, und an seiner Statt der Erzbischof Makarius von Nowgorod zum Metropoliten gemacht.

Iwan Schuiski starb noch in demselben Jahr, und das Haupt der Familie wurde nun Andreas Schuiski, ein Mann, der sich als Statthalter von Pskow durch seine Erpressungen im höchsten Grade verhaßt gemacht hatte und von keinen anderen Gesichtspunkten geleitet wurde, als sich und seine Geschlechtsgenossen zu bereichern.

Unter diesen Verhältnissen erwuchs der kleine Großfürst. Als seine Geburt in Aussicht stand, hatte ein Blödsinniger, der sich in Moskau besonderen Ansehens erfreute, prophezeit, die Großfürstin würde einen „Titus" gebären, und er hatte insofern richtig gewahrsagt, als der Prinz in der Tat ungewöhnliche Gaben mit auf die Welt brachte. Er war klug, willensstark und hatte eine lebhafte Phantasie. Unter günstigen Verhältnissen hätte er in der Tat ein großer Monarch werden können. Aber wie wurde von Jugend auf mit ihm umgegangen! Er war erst acht Jahre alt, als nach dem jähen Tode seiner Mutter die heißgeliebte Erzieherin von seiner Seite gerissen, der Freund der Mutter in Ketten geschlagen und ermordet wurde.

Dann wurde der Knabe bald in mit Edelsteinen bedeckten Gewändern zu Audienzen geführt, in denen alle Großen des Reiches ihm sklavisch huldigten, bald so vernachlässigt, daß er und sein Bruder kaum ihren Hunger stillen konnten. Kein Strahl aufrichtiger, uneigennütziger Liebe erhellte diese trübe Jugend, kein weiser Ratgeber leitete des jungen Fürsten wissensdurstigen Geist. In unglaublicher Verblendung förderten die Schuiskis die schlechten Triebe seiner leidenschaftlichen Seele, sahen lachend zu, wenn er Tiere quälte und später seine Freude daran fand, unter die Volksmassen zu sprengen und sich an ihrem Entsetzen zu weiden. Sie hofften, ihn auf diese Weise nur um so sicherer beherrschen zu können. Der kluge Knabe, den die Verhältnisse weit über seine Jahre reif machten, durchschaute sie aber, wie er auch die anderen durchschaute, die sich ihm schmeichelnd nahten, die Bjelskis und die Metropoliten, und es setzte sich in ihm ein wilder Haß gegen die Bojaren fest. Er vergaß

auch die Stunde nie, in der die gegen Iwan Bjelski Verschworenen in sein Zimmer drangen und ihre Gegner von seiner Seite rissen. Diese Vorgänge hatten seine ohnehin zarten Nerven zerrüttet und ihn mit einem unausrottbaren Mißtrauen gegen alle Menschen erfüllt. Er hat keinem je wieder ganz getraut, hat sich sein Lebenlang immer von Feinden bedroht geglaubt. Aus dieser Sinnesart heraus hat er eine ihm widerfahrene Kränkung nie vergessen, aber für ihm erwiesene Dienste kein Gedenken gehabt.

In seiner Einsamkeit las der wißbegierige Knabe alles, was er sich irgend verschaffen konnte, die Heilige Schrift, Leben der Heiligen, die Chroniken seines Landes, und er schöpfte aus diesen Büchern die höchste Vorstellung von der Würde eines Monarchen. Der Monarch war der Stellvertreter Gottes auf Erden, wer sich seinem Willen widersetzte, war ein Sünder, der Monarch aber war einzig Gott verantwortlich für sein Tun. Man hatte damals in Moskau die Theorie aufgestellt, daß Rurik von einem Bruder des Kaisers Augustus, namens Pruß, abstammte. So glaubte Iwan ein direkter Nachkomme der römischen Zäsaren zu sein, eine Vorstellung, die sein fürstliches Selbstgefühl auf den Gipfel brachte.

Iwan las auch später viel und speicherte, kraft seines vorzüglichen Gedächtnisses, ein großes, aber ganz ungeordnetes Wissen in sich auf.

Während die Schuiskis ihre Macht rücksichtslos mißbrauchten, gewannen zwei Onkel Iwans, zwei Fürsten Glinski, Juri und Michael, seine Gunst und stachelten ihn an, die Schuiskis zu stürzen. Auch der Metropolit wirkte in diesem Sinn auf den Großfürsten, der sich zu einem entscheidenden Schritt entschloß. Der Dreizehnjährige erklärte (am 29. Dezember 1543) in einer Sitzung der Duma die Schuiskis für Hochverräter und ließ den Fürsten Andreas von Hunden zerreißen.

Die Bojaren fügten sich ohne weiteres, und die Glinskis traten nun an die Stelle der Schuiskis. Sie hüteten sich wohl, den jungen Fürsten zu reizen, ließen ihn aber in jeder Weise gewähren und seine Tage mit Wallfahrten in ferne Klöster und Jagden verbringen.

Iwan war 17 Jahre alt, als er sich feierlich krönen ließ (1547) und zugleich den Titel „Zar" annahm. Sein Vater hatte ihn nur im Verkehr mit ausländischen Fürsten gebraucht und sich im Lande mit dem Titel eines Großfürsten von ganz Rußland begnügt. Der

neue ſollte in erſter Reihe der Unabhängigkeit von den Tataren Ausdruck geben.

Gleich nach der Krönung heiratete Iwan auch. Er wählte aus der Zahl der wieder aus dem ganzen Reich zuſammengebrachten Jungfrauen Anaſtaſia Sacharjin-Jurjew, die Tochter eines verſtorbenen Okolnitſchi Roman Sacharjin-Jurjew, d. h. eines Beamten, deſſen Würde gleich nach der der Bojaren rangierte. Die Familie ſtammte von Andreas Kobyla ab, der angeblich aus Preußen nach Moskau gekommen und unter Simeon dem Stolzen Bojar geworden war. Ein Enkel von ihm, Iwan Koſchkin, war ein Günſtling Waſſili I., und nach ſeinem Sohn Sachari nannte ſich einer von deſſen Söhnen Juri Sacharjew, wie ſeine Kinder wieder Sacharjin-Jurjew. Die Nachkommen Romans ſollten als Romanows einmal den ruſſiſchen Thron einnehmen. Die Familie war zurzeit die weitaus angeſehenſte unter den nicht fürſtlichen Bojarengeſchlechtern.

Anaſtaſia war ſanfter Gemütsart und flößte ihrem Gatten eine ſtarke Zuneigung ein, ohne daß er ſich indeſſen jetzt ſchon einer ernſteren Auffaſſung ſeiner Pflichten zugewandt hätte.

Das geſchah erſt unter dem Eindruck, den eine furchtbare Kataſtrophe hervorrief. Im Juni 1547 brach in Moskau eine Feuersbrunſt aus, die alle früheren an Furchtbarkeit übertraf. Faſt die ganze Stadt ging in Flammen auf, der Sturmwind trug die Funken auch über die Mauern von Kitaigorod und des Kreml, der ja auch von Holzpaläſten angefüllt war. Mehr als 1700 Menſchen verbrannten, ſelbſt der Metropolit konnte nur mit der größten Mühe gerettet werden.

Der Hof befand ſich, als das geſchah, im Sommerpalaſt in Worobjewo auf den Sperlingsbergen, und es geſchah nichts, um das Elend der verzweifelten Bevölkerung zu lindern. Darüber geriet dieſe in die äußerſte Wut, und die Feinde der Glinskis, die Brüder Anaſtaſias, die jetzt Romanows hießen, die noch am Hof lebenden Schuiskis, die Nagois und andere benutzten die Gelegenheit, um den Zorn des Volkes auf ſie zu richten. Sie verbreiteten das Gerücht, die Großmutter des Zaren, die Fürſtin Anna Glinski, und ihre Söhne hätten Menſchenherzen in Waſſer gelegt und mit dieſem die Straßen beſprengen laſſen. Infolgedeſſen hätte das Feuer nicht gelöſcht werden können.

Als der Zar Juri Glinski nach Moskau ſchickte, um das Volk zu beruhigen, wurde der Fürſt erſchlagen und wurden alle ermordet,

die den kleinruſſiſchen Dialekt ſprachen und dadurch in Verdacht gerieten, zum Gefolge der Glinskis zu gehören. Dann ſtrömte das Volk nach Worobjewo und verlangte die Auslieferung der Fürſtin Anna und ihres Sohnes Michael. Iwans Garde zerſtreute zwar die Maſſen in kurzer Zeit, der Vorgang hatte aber doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und dieſer wurde von einem Geiſtlichen, Sylveſter, der dem Großfürſten damals beſonders nahe-ſtand, geſchickt vertieft.

Sylveſter ſtammte aus Nowgorod und ſcheint ſich weniger durch große geiſtige Gaben als durch Willensſtärke und aufrichtige Frömmigkeit ausgezeichnet zu haben. Ein von ihm verfaßtes Buch, der „Domoſtroi", das eine Art Ethik iſt, läßt annehmen, daß er ſich in keiner Weiſe über die Anſchauungen ſeiner moskowitiſchen Zeitgenoſſen erhob. Aber er verſtand es, Iwan zu behandeln und ſcheint dabei, wie Kurbski andeutet, in beſter Abſicht vor bedenklichen Mitteln nicht zurückgeſchreckt zu ſein. Er trat Iwan gegenüber als Prophet und Wundertäter auf und ſicherte ſich dadurch einen Einfluß auf ihn, der zwar zunächſt groß war, ſich dem durchdringenden Scharfſinn und dem Mißtrauen des jungen Zaren gegenüber aber nicht dauernd behaupten ließ.

Sylveſter nun ſtellte Iwan die Kataſtrophe von Moskau als eine wohlverdiente Strafe für ſein leichtfertiges Leben dar, uud der Zar entſchloß ſich, ſich ganz ſeinem Herrſcherberuf zu widmen. Sylveſter empfahl ihm einen noch jungen, aber bedeutenden Mann, Alexei Adaſchew, und dieſer war Iwan um ſo willkommener, als er nicht aus den Bojarenfamilien, ſondern aus dem Landadel hervorgegangen war. Iwan duldete aber auch, daß hervorragende Bojaren, wie die Fürſten Kurbski, Gorbatý-Schuiski, Worotinski und mehrere Scheremetjews die wichtigſten Staatsämter einnahmen.

Man darf wohl annehmen, daß dieſe neue Kamarilla aus den beſten Männern beſtand, die es damals in Moskau gab. Auf ihren Betrieb wurde 1550 ein allgemeiner Landtag (Semski Sſobor) einberufen, auf dem das Geſetzbuch Iwans III., das auch die Prozeßordnung enthielt, zeitgemäß ausgearbeitet wurde, und 1551 eine Kirchenverſammlung, die auch die kirchlichen Verhältniſſe neu ordnete. Die Beſchlüſſe dieſes Konzils, die 100 Punkte behandeln, heißen danach der Stoglaw.

Man hat ſich dieſen „Landtag" nicht etwa als ein Parlament zu denken, er war vielmehr eine auf Befehl des Zaren zuſammen-

tretende Verſammlung der höchſten Geiſtlichen und Beamten des Reiches, zu dem als Sachverſtändige auch verhältnismäßig wenige Vertreter der erwerbenden Klaſſen zugezogen wurden. Der Zar wollte den Rat der Männer entgegennehmen, die durch ihren Beruf als Regierende in enger Fühlung mit dem Volk ſtanden und zugleich ſich vergewiſſern, daß er bei Durchführung der von ihm erlaſſenen Geſetze oder Verordnungen auf ihre willige Unterſtützung rechnen konnte. Die geiſtliche wie die weltliche Duma des Zaren gehörten dem Landtage ohne weiteres an und ſpielten in ihm eine maßgebende Rolle. Die dem Landtag zur Beantwortung übergebenen Fragen wurden von den einzelnen ſozialen Gruppen beantwortet, alſo von den Geiſtlichen, den Bojarenkindern, den Großkaufleuten geſondert, und jede Gruppe äußerte ſich vom Standpunkt ihrer Intereſſen aus.

Dieſen Charakter trugen auch die ſpäter bis zur Begründung der Dynaſtie Romanow einberufenen Landtage.

Auch das Heerweſen wurde neu geordnet. Die Landgüter von Moskau wurden unter die verdienteſten Familien als kriegspflichtige Lehen verteilt und im ganzen Lande feſtgeſetzt, wie viele Krieger jeder Lehnspflichtige, der nun auch Gutsbeſitzer, Pomjeſchtſchik hieß, aufzuſtellen hatte und wie ſie bewaffnet ſein mußten. Im Kriegsfall wurden die Truppen nun regelmäßig beſoldet. Neben der Reiterei wurde auch ein Fußvolk geſchaffen, die Strelitzen (Schützen), die mit Feuergewehren bewaffnet wurden und gegen Sold berufsmäßig dienten. Sie bildeten die Beſatzung der Städte, waren in Moskau die Garde und die Polizei des Zaren und bewachten die Landesgrenzen.

Alle dieſe Maßregeln knüpften in verſtändiger Weiſe an das Beſtehende an und bedeuteten deshalb wirkliche Fortſchritte.

In ſeiner äußeren Politik waren Rußland, um Moskau künftig ſo zu nennen, drei Aufgaben geſtellt: es galt zunächſt, mit den noch beſtehenden tatariſchen Khanaten aufzuräumen; es galt ferner, die noch zu Litauen gehörenden ruſſiſchen Landesteile zurückzugewinnen, und es galt drittens, Rußland einen Zugang zum Meer zu ſchaffen.

Die Tataren waren noch immer eine furchtbare Plage und eine große Gefahr für das Land. In den Grenzmarken fielen immer wieder plündernde Tatarenhaufen ein und ſchleppten die Einwohner fort, um ſie als Knechte zu benutzen oder auf den Sklavenmärkten in Kaſan, Aſtrachan, Aſow oder Kaffa zu verkaufen. Auf ihnen verſorgten ſich die Türken mit Ruderknechten für ihre Galeeren,

ſie und andere Aſiaten mit Frauen und Eunuchen für ihre Harems. Wohl hatten ſich auch in den oſtruſſiſchen Steppen Koſakengemeinſchaften gebildet und wurden von Moskau aus unterſtützt, ſie konnten aber das Übel nur lindern, nicht beſeitigen. Und es blieb die Gefahr einer Vereinigung der Tataren unter einem Khan im Stile Dſchingiſchans oder Timurs.

In Kaſan lagen immer zwei Parteien im Streit, die Anhänger der Krimtataren und die Freunde Rußlands. Erſtere ſiegten ſchließlich und riefen den aus der Nogaiſchen Horde ſtammenden ruſſenfeindlichen Ediger zum Khan aus. Im Jahre 1545 wurde infolge eines Feldzuges, der die Ruſſen bis an die Mauern der Stadt führte, der aus der Krim ſtammende Saffa-Girei geſtürzt und wieder einmal durch Schig-Alei erſetzt, aber dieſer konnte ſich kaum einen Monat lang auf dem Thron halten und mußte ſeinem Vorgänger wieder Platz machen. Saffa-Girei ſtarb aber 1549. Er hinterließ als Nachfolger einen zweijährigen Sohn. Nun erſchien ein von Iwan perſönlich geführtes ruſſiſches Heer vor Kaſan, konnte aber die Stadt nicht einnehmen und mußte, weil Tauwetter eintrat, zurückgehen (1550). Im folgenden Jahr aber wurde nur 20 km von Kaſan an der Mündung der Sſwjaga eine ſtarke Grenzfeſtung, Sſwjaſchsk, errichtet, was zur Folge hatte, daß ſich ein Teil der unter der Herrſchaft der Tataren lebenden Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Mordwinen den Ruſſen unterwarf. Bald darauf erſchien auch eine tatariſche Geſandtſchaft in Moskau und erbat ſich wieder Schig-Alei als Khan. Die Witwe Saffa-Gireis wurde an Moskau ausgeliefert, alle ruſſiſchen Gefangenen ſollten befreit werden. Aber Schig-Alei konnte nicht durchſetzen, daß das geſchah und konnte ſich überhaupt nicht als Khan behaupten. Er begab ſich wieder zu den Ruſſen. Die meiſten tatariſchen Fürſten erklärten ſich jetzt bereit, ſtatt eines Khans einen ruſſiſchen Statthalter aus Moskau zu empfangen, und ruſſiſche Bojaren waren ſchon im Begriff, mit geringer Begleitmannſchaft in die Stadt einzurücken, als in ihr ein Ausbruch des muſelmänniſchen Fanatismus erfolgte. Man ſchloß die Tore und rüſtete ſich zu verzweifeltem Widerſtand. Ein der Nogaiſchen Horde angehörender Prinz, Ediger, der vorher in ruſſiſchen Kriegsdienſten geſtanden hatte, wurde als Khan ausgerufen, und auch die Berg-Tſcheremiſſen fielen ihm zu.

In Moskau aber beſchloß man, nun unter allen Umſtänden ein Ende zu machen. Iwan ſcheint wenig Luſt gehabt zu haben,

den Feldzug persönlich mitzumachen, fügte sich aber dem Drängen seiner Ratgeber und zog an der Spitze eines großen Heeres, bei dem sich auch viele ausländische Ingenieure befanden, gegen Kasan.

Ein Angriff Dewlet-Gireis von der Krim, der bis nach Tula vordrang, wurde zurückgeschlagen, die Nogaische Horde war in sich zerspalten, die von Astrachan ohnmächtig. Die Kasaner blieben ganz auf sich angewiesen, wehrten sich aber mit dem Mut der Verzweiflung.

Das russische Heer, das die Stadt von allen Seiten einschloß, hatte 150 Kanonen verschiedenen Kalibers mit sich und schoß die Stadt zum Teil in Brand. Zugleich trieb man Minen bis unter die Mauern und zerstörte die unterirdische Wasserleitung. Am 2. Oktober 1551 fand, nachdem eine auffliegende Mine eine große Bresche geschaffen hatte, der Sturm statt. Iwan, der wie so viele seiner Vorfahren persönlich kein Held war, wollte während desselben in der Zeltkirche bleiben, seine Umgebung drang aber so lange in ihn, sich den Truppen zu zeigen, daß er sich schließlich fügte und sogar, als der Sturm zu mißglücken schien, nicht die Flucht ergriff, sondern auf seinem Platz aushielt. Er hat das seiner Umgebung nie vergessen und gedachte dieses Erlebnisses noch viele Jahre später mit äußerster Erbitterung.

Mit der Einnahme der Stadt war die Unterwerfung des Khanates noch keineswegs erreicht, und die Feldherren Iwans wünschten dringend, daß er noch beim Heer blieb, er eilte aber nach Moskau zurück und feierte dort den Triumph.

Während seiner Abwesenheit hatte seine Gemahlin ihm einen Sohn geboren, der den Namen Demetrius erhielt.

Iwan war jetzt ein mit Recht von seinem ganzen Volk verehrter und geliebter Fürst, aber er sollte es nicht bleiben. Seine herrische Seele litt schwer darunter, daß er sich den Wünschen seiner Ratgeber fügen mußte, und die diesen feindliche Bojarenpartei mit den Romanows an der Spitze reizte ihn gegen sie auf. Es war Sylvester nicht gelungen, die Zarin zu gewinnen, er hatte sie sich vielmehr durch taktlose Einmischung in ihr Eheleben zur erbitterten Feindin gemacht. Und das war um so schlimmer, als Iwan auch Verdacht gegen die „Wunder" und Prophezeiungen seines Beichtvaters schöpfte.

So lagen die Dinge, als ein Ereignis eintrat, das Iwan mit der äußersten Erbitterung gegen seine Ratgeber erfüllen mußte. Er

erkrankte im Winter 1553 an einem schweren Fieber, das sein Leben zu bedrohen schien. Er machte sein Testament, in dem er sein Söhnchen Demetrius zu seinem Nachfolger ernannte, und forderte die Bojaren auf, diesem Treue zu schwören. Dieses Verlangen stieß bei der Mehrheit der Bojaren auf Widerstand, denn es bedeutete die Vormundschaft der Romanows. Alexei Adaschew leistete den Eid, aber sein Vater Feodor sagte dem Zaren ins Gesicht: „Dir und deinem Sohne schwören wir Treue, aber den Romanows wollen wir nicht dienen. Da dein Sohn noch in den Windeln liegt, würden sie für ihn herrschen. Wir aber haben während deiner Minderjährigkeit genug unter der Bojarenherrschaft gelitten."

Da der Bruder Iwans sehr unbedeutend war, richteten die Bojaren ihr Augenmerk auf den Sohn des ermordeten Onkels Iwans Andreas, Wladimir, und dieser und seine ehrgeizige Mutter Euphrosyne, eine geborene Chowanski, unterstützten die Opposition und suchten sich unter dem Landadel einen Anhang zu schaffen.

Man vergegenwärtige sich Iwans Lage: es unterlag keinem Zweifel, daß, wenn Wladimir sein Nachfolger wurde, Anastasia und ihr Söhnchen schnell beseitigt werden würden. Vergeblich beschwor er die eidweigernden Bojaren, nachzugeben, er mußte sich auf das Schlimmste gefaßt machen und flehte die Romanows an, nach seinem Tode Anastasia und ihr Kind ins Ausland zu retten.

Zwei Tage vergingen so in furchtbarer Aufregung, dann erwies es sich, daß Iwan die Krankheit überwinden würde. Er genas, aber die Seele des erst dreiundzwanzigjährigen Fürsten hatte unheilbaren Schaden erlitten. Wie sollte er denen je wieder trauen, die ihn in solcher Stunde im Stich ließen!

Alexei Adaschew hatte den Eid anstandslos geleistet, aber sein Vater nicht, und Sylvester hatte sich in diesen Tagen Wladimir genähert. Wie sollte Iwan das je vergessen, und wie Anastasia!

Aber Iwan hielt zunächst noch an sich. Alle wichtigen Ämter waren mit Anhängern der Kamarilla besetzt, es wäre immerhin gewagt gewesen, sie jetzt schon zu stürzen.

Iwan beschloß, nach seiner Genesung eine größere Wallfahrt zu verschiedenen Klöstern zu unternehmen. Da die Ordnung der Verhältnisse in Kasan es wünschenswert erscheinen ließen, daß er in Moskau blieb, drangen seine Ratgeber in ihn, die Wallfahrt zu verschieben. Als er auf ihr bestand, griff Sylvester zu seinen alten Mitteln und prophezeite, daß, falls der Zar abreiste, der kleine

Demetrius ſterben würde. Aber Iwan ließ es darauf ankommen. In einem der von ihm beſuchten Klöſter begegnete er dem Mönch Waſſian, der früher Biſchof von Kolomna geweſen und während der Bojarenherrſchaft abgeſetzt worden war. Den fragte er, wie er die Bojaren im Zaum halten könne. „Willſt du Selbſtherrſcher ſein," war die Antwort, „ſo halte dir keinen Ratgeber, der klüger iſt als du." Das war Waſſer auf Iwans Mühle.

Der kleine Demetrius ſtarb wirklich unterwegs, aber Iwan glaubte nicht, daß er ſeinen Tod verſchuldet habe.

Nach dem Fall Kaſans wurde auch Aſtrachan erobert, und es entſtand nun die Frage, ob Rußland ſich mit ganzer Kraft gegen die Krim wenden ſollte. Iwans Ratgeber drangen darauf. Sie wieſen darauf hin, daß die Krimtataren durch den Fall von Kaſan und Aſtrachan entmutigt wären, die Ruſſen voll Begeiſterung in dieſen Kampf gehen würden. Eine ſolche Gelegenheit, den Erbfeind niederzuwerfen, würde ſobald nicht wiederkehren.

Iwan war anderer Meinung. Hinter den Krimtataren ſtanden die Türken, die furchtbarſte Militärmacht jener Zeit.

Da die alte Heerſtraße Olegs nach dem Süden, der Dnjepr, noch litauiſch war, war die Krim von Moskau durch ungeheure menſchenleere Steppen getrennt. War ein ruſſiſches Heer, nachdem es ſie durchzogen hatte, vorausſichtlich noch imſtande, die von den Türken unterſtützten Tataren zu überwinden?

Erwägt man, welcher Anſtrengungen es bedurfte, bis es Rußland nach Jahrhunderten gelang, die Krim zu erobern, ſo wird man ſich der Berechtigung dieſes Einwandes nicht verſchließen können.

Viel ausſichtsvoller erſchien die Eroberung Livlands, die größten Gewinn verhieß. Mit ihr gewann Rußland freien Zugang zum Meer und zahlreiche Untertanen, die mit der Kultur des Abendlandes ausgerüſtet waren. Beides tat ihm dringend not. Wohl hatte ſich hin und wieder ein ruſſiſches Schiff aus der Mündung der Dwina durch das nebelreiche Weiße Meer nach Norwegen gewagt, aber die Abendländer hatten eben erſt den Zugang zu ihm gefunden. Im Jahre 1553 war eine aus drei Schiffen beſtehende engliſche Flottille, die eine nördliche Durchfahrt nach China ſuchte, ins Weiße Meer gekommen. Eins von ihnen, das Chancellor führte, landete in der Dwinamündung, und Chancellor begab ſich nach Moskau, wo er die freundlichſte Aufnahme fand. Er kehrte 1555 dahin zurück und erhielt von Iwan das Recht für die Engländer,

zollfrei in Rußland handeln zu können, woraus ſich dann ſchnell ein reger Handelsverkehr entwickelte. Aber gerade dieſer Umſtand mußte bei der Unzugänglichkeit des Weißen Meeres in Iwan nur noch den Wunſch verſtärken, ſich in den Beſitz der Oſtſeeküſte zu ſetzen.

Es war das von dem Wunſche aus, an den Gütern der abendländiſchen Kultur teilzunehmen, nicht minder erſtrebenswert. Schon Iwan III. und Waſſili III. hatten ſich in jeder Weiſe bemüht, abendländiſche Techniker aller Art zu gewinnen, und Iwan IV. erſtrebte dasſelbe, die weſtlichen Nachbarn aber, die Litauer-Polen und die Livländer, hatten das größte Intereſſe daran, die gefürchteten „Moskowiter" nicht durch abendländiſche Intelligenz verſtärkt zu ſehen. Als der Deutſche Hans Schlitte in Iwans Auftrag Ärzte, Chirurgen, Apotheker, Ingenieure, Architekten uſw. für Rußland angeworben hatte und mit ihnen — im ganzen 120 Perſonen — von Lübeck aufbrechen wollte, wurde er auf Betreiben des Meiſters von Livland unter nichtigen Vorwänden vom Lübecker Rat verhaftet, worauf ſich die Angeworbenen verliefen. Die Livländer verhinderten auch die Einfuhr von Edelmetallen und Waffen nach Rußland.

War die Eroberung Livlands ſo in jedem Betracht wünſchenswert, ſo erſchien ſie auch nicht allzuſchwer. Seit das Land proteſtantiſch geworden war, lebte es unter ganz unhaltbaren Verhältniſſen, denn die Landesherren waren die Ordensritter und die Biſchöfe, die ſich noch dazu in alter erbitterter Feindſchaft gegenüber ſtanden. Die ſich aus Weſtfalen rekrutierenden Ordensritter waren dem landſäſſigen Adel im höchſten Grade verhaßt, zwiſchen dieſem und den Städtern gab es einen ſcharfen Gegenſatz; es war kaum anzunehmen, daß dieſes morſche Staatengebilde großen Widerſtand leiſten konnte. „Hoch und niedrig," ſo charakteriſiert Schirren die Zeit, „Obrigkeit und Untertan, Herr und Vaſall, Junker und Bürger, alle haben bald jeden Begriff politiſchen Wertes verloren: ihr Recht iſt das Recht, alles Recht anderer iſt Unrecht; ſie ahnen nicht, wie ſie ſich über und gegen alle Geſellſchaft ſetzen, jeder iſt ſich ſelbſt die einzige lebenswürdige Geſellſchaft, in ſeiner Lage umſchreibt ſich für jeden der Horizont des Landes." Gefährlicher war, daß Litauen-Polen eine Eroberung Livlands ſicher nicht ohne weiteres zulaſſen würde, und daß anzunehmen war, daß auch Deutſchland, Dänemark und Schweden den Livländern zu Hilfe kommen würden. Standen doch alle abendländiſchen Staaten noch im ſcharfen Gegenſatz zu den

Russen, die sie als nicht zur europäischen Völkerfamilie gehörig betrachteten.

Darauf wiesen Iwans Ratgeber hin, der Zar meinte aber, durch seine Beziehungen zum Kaiser diesen gewinnen zu können. Schweden erschien ihm nicht furchtbar, und ein neuer Waffengang mit Litauen-Polen war früher oder später doch unvermeidlich. Solange noch so viele russische Lande zu Litauen gehörten, gab es zwischen diesem und Moskau immer nur Waffenstillstände, keinen wirklichen Frieden.

In Litauen-Polen war 1526 der letzte Herzog von Masovien gestorben, und das Land war an Polen gefallen. Sigismund setzte ferner durch, daß sein einziger Sohn, Sigismund August, noch bei seinen Lebzeiten zum Großfürsten von Litauen und König von Polen gewählt wurde. Er starb 1548. Sein Sohn aber war den schwierigen Verhältnissen, denen er gegenüberstand, wenig gewachsen, denn er war sinnlich, arbeitsscheu, unentschlossen und allen Einflüssen zugänglich.

Iwan ging gegen Livland sehr vorsichtig vor. Als 1554 eine livländische Gesandtschaft nach Moskau kam, um den abgelaufenen Waffenstillstand zu verlängern, wurde ihr eröffnet, der Frieden sei nur zu erlangen, wenn das Stift Dorpat einen Tribut von je einer Mark für jeden Einwohner zahle. Dieser Zins, den zu zahlen die Livländer sich einst verpflichtet hätten, sei zwar schon seit 1473 nicht entrichtet worden, würde aber jetzt eingefordert. Die Livländer erklärten, von diesem Zins nichts zu wissen, gaben aber schließlich nach und erhielten nun einen Beifrieden auf 15 Jahre in Aussicht. Die Livländer suchten nun wenigstens die Höhe des geforderten Tributs zu verringern, und eine Gesandtschaft erreichte, daß der jährliche Tribut auf 1000 Dukaten festgesetzt wurde und für die Vergangenheit noch 45 000 Taler gezahlt werden sollten. Das Geld sollte aber gleich bezahlt werden, und die Gesandten verfügten über keins. Nun wurden sie hingehalten, bis ein russisches Heer in Livland eingebrochen war. Dieses Heer bestand hauptsächlich aus Tataren unter Schig-Alei und hatte den Auftrag, nur über die Grenze zu gehen, falls es den Gegner unvorbereitet fand, sich aber zurückzuziehen, falls es auf energischen Widerstand stieß. Da die Livländer in unglaublicher Verblendung gar keine Vorkehrungen für den Krieg getroffen hatten, konnten die Tataren das Stift Dorpat unter den furchtbarsten Verheerungen durchziehen (Januar

1558). Dann gingen ſie, mit Beute beladen, nach Rußland zurück.

Später wurde von einem ruſſiſchen Heer Narwa erobert, wurden Neuhauſen und zahlreiche andere Schlöſſer gewonnen.

Die Livländer beſchickten nun die Höfe von Dänemark und Schweden, ohne doch Hilfe zu erhalten. Im Orden aber bekämpften ſich zwei Parteien, die des Meiſters Fürſtenberg und die des Komthurs Gotthard Kettler, die Kettlers Wahl zum Koadjutor durchſetzte. Kettler aber hoffte mit Hilfe Litauen-Polens ſich zum weltlichen Herrn Großlivlands (man verſtand unter Livland immer Liv-, Eſt- und Kurland) zu machen.

Die Ruſſen eroberten mittlerweile Dorpat und zogen dann vor Riga, das ſie aber nicht einnehmen konnten. Kettler begab ſich nun zu Sigismund Auguſt nach Wilna und verpfändete im Namen des Ordens ihm eine Anzahl Schlöſſer gegen die Verpflichtung, Livland vor den Ruſſen zu ſchützen. Fürſtenberg trat nun zurück, und Kettler wurde Ordensmeiſter. Der Biſchof von Öſel aber verkaufte ſein Bistum an den König Friedrich II. von Dänemark, der mit ihm ſeinen Bruder, den Herzog Magnus, ausſtattete.

Im Jahre 1560 machten die Ruſſen unter dem Fürſten Kurbski weitere Fortſchritte, ſchlugen das kleine Ordensheer bei Ermes und nahmen auch das ſtarke Fellin. Unter dieſen Umſtänden erkannte man in Livland immer mehr, daß die Selbſtändigkeit des Landes ſich nicht länger aufrecht erhalten ließ, es war aber keine Einigung darüber zu erreichen, unter weſſen Schutz man ſich begeben ſollte. Die Bewohner Öſels waren däniſch geworden, die Nordlivländer ſetzten ihre Hoffnung auf Schweden und erkannten deſſen König Erich XIV. als ihren Herrn an. Nun bekämpften ſich in Livland Litauen-Polen und Schweden, gegen die wieder die Ruſſen ſtritten. Die Südlivländer unterwarfen ſich (November 1561) den Litauern-Polen und zwar ſo, daß der ſüdlichſte Teil des Landes, Kurland und Semgallen, ein von Litauen-Polen zu Lehn gehendes Herzogtum mit Kettler als Herzog ſein ſollte, während das eigentliche Livland eine Provinz wurde, der durch mancherlei Privilegien eine gewiſſe Selbſtändigkeit gewahrt blieb.

In Moskau hatte ſich unterdeſſen ein verhängnisvoller Wandel der Dinge vollzogen. Der Gegenſatz zwiſchen dem Zaren und ſeinen Ratgebern hatte ſich mehr und mehr vertieft. Sylveſter und ſeine Freunde erhoben lebhafte Vorſtellungen gegen die barbariſche Krieg-

führung der Tataren in Livland und reizten Iwan, der sich die Eroberung des Landes leichter gedacht hatte, noch mehr. Sie erhoben auch immer wieder Protest gegen seine Neigung, unter dem Vorwand von Wallfahrten in ferne Klöster zwecklos mit seiner ganzen Familie im Lande umherzureisen. Iwan trug ihr Joch nur noch mit steigendem Unwillen, und eine Rotte gewissenloser Höflinge, unter denen Alexei Basmanow und sein Sohn Feodor, ein Fürst Wjasemski, Wassili Grjasnoi und Maljuta Skuratow hervorragten, bestärkten ihn in ihm. Im November 1559 zog sich Anastasia auf der Rückkehr von einer Wallfahrt eine schwere Erkältung zu, und ein durch eine im Kreml ausbrechende Feuersbrunst hervorgerufener Schreck verschlimmerte ihren Zustand so, daß sie am 7. August 1560 starb. Die der Kamarilla feindliche Bojarenpartei und die Höflinge behaupteten nun, die Zarin sei im Auftrage von Sylvester und seinen Freunden verzaubert worden. Daraufhin wurde Sylvester in ein entferntes Kloster verbannt, Adaschew aus Fellin als Gefangener nach Dorpat gebracht, wo er infolge der Aufregung an einem Fieber starb.

Iwan geberdete sich am Totenbett Anastasias wie ein Verzweifelter, und er spricht viele Jahre später noch mit Herzenstönen von ihr, aber sie war kaum begraben, als er sich schon mit einem neuen Eheplan trug. Er warb um eine Schwester Sigismund Augusts, Katharina, wurde aber zu seiner äußersten Entrüstung abgewiesen. Als die Prinzessin später einen Bruder Erich XIV. von Schweden, Johann von Finnland, heiratete, bot Iwan, als dieser bei seinem Bruder in Ungnade fiel, alles auf, um sich der Dame zu bemächtigen. Glücklicherweise vergebens. Zunächst aber vermählte sich der Zar mit der Tochter eines tscherkessischen Häuptlings Temgrjuk, Maria, einer schönen Wilden, die ihn in seinen grausamen Neigungen nur bestärkte. Iwan ergab sich nun einem wüsten Leben, das sein ohnehin nur schwaches Nervensystem noch mehr zerrüttete.

Unter den nichtigsten Vorwänden wurden jetzt die Verwandten Adaschews und seine hervorragendsten Anhänger hingerichtet. Als sich kein Widerstand regte, wurde auch hingemordet, wer immer es wagte, gegen das Treiben des Zaren Vorstellungen zu erheben, auch wenn es sich um die verdienstvollsten Männer handelte. Man kann die sittliche Verwilderung Iwans noch heute schrittweise verfolgen. Er wurde ganz und gar von zwei Trieben beherrscht, von dem der Selbsterhaltung und dem Haß gegen die Bojaren. Der erstere hatte

ihn lange abgehalten, dem letzteren die Zügel schießen zu lassen; jetzt überzeugte er sich aber mehr und mehr davon, daß Bojaren und Volk alles ertrugen, was über sie zu verhängen ihm gefiel, und wütete bald wie ein Unsinniger. Dabei wurde er aber doch die Furcht nicht los, daß sein verruchtes Leben bedroht sei und sann, so lange er lebte, auf Mittel, es zu schützen. Es war doch wohl auch etwas Pathologisches in dieser Entwicklung, ein selbstverschuldeter, intermittierender Wahnsinn, denn Furcht und Rachsucht scheinen doch kaum auszureichen, um Iwans Treiben zu erklären, wenn sie auch als entscheidende Elemente immer festzuhalten sind.

Die angesehensten Bojaren mußten jetzt Bürgen stellen, daß sie nicht nach Litauen entweichen wollten, alle Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die verdächtigt wurden, das gewollt zu haben. Es war ja natürlich genug, daß in der Tat von dem Argwohn des Zaren bedrohte Russen versuchten, sich nach Litauen in Sicherheit zu bringen, und daß Sigismund August sie freundlich aufnahm, was dann wieder Iwans Mißtrauen verstärkte.

In Livland kommandierte der Fürst Andreas Kurbski, einer der tüchtigsten Feldherren Iwans. Obgleich er zu den Freunden Sylvesters gehörte, hatte der Zar sich bisher nicht an ihn gewagt. Kurbski erfuhr aber, daß auch ihm das Verderben drohte. Er floh im Frühling 1564 von Dorpat aus zu den Litauern und fand bei Sigismund August die freundlichste Aufnahme. Von Litauen aus übersandte er dann Iwan einen Absagebrief, in dem er ihm über sein Treiben die heftigsten Vorwürfe machte. Iwan empfing den Boten Kurbskis, den vielbesungenen Wassili Schibanow, auf der Roten Treppe, stieß ihm die Spitze seines Stabes durch den Fuß und ließ sich Kurbskis Brief vorlesen. Dann befahl er, Schibanow lebendig zu schinden und antwortete Kurbski in einem ebenso langen wie wirren Schreiben, das aber immerhin von schriftstellerischem Talent zeugt.

Die ungemein interessante Korrespondenz, die später noch in der Weise fortgesetzt wurde, daß jeder der Korrespondenten dem anderen ein Hohnschreiben schickte, sobald ihn ein Unglück traf, ist uns erhalten. Kurbski besteht darauf, daß der Zar zwar ein absoluter Fürst, aber moralisch an den Rat seiner Bojaren gebunden sei, und rühmt die Verdienste der Sylvesterschen Kamarilla um Iwan und Rußland. Er vertritt ferner das alte Recht der Bojaren, einem Fürsten abzusagen und in den Dienst eines anderen überzugehen. Er macht Iwan endlich sehr begründete Vorwürfe über sein Wüten gegen die Bojaren.

Iwan stellt seinerseits die Theorie auf, daß der Monarch mit seinen Unter-

tanen machen könne, was er wolle, und daß die Untertanen verpflichtet wären, sich von ihm alles gefallen zu lassen. Er sucht diese Theorie durch Zitate aus der heiligen Schrift und den Büchern der Kirchenväter zu begründen, wobei er sich nicht scheut, die Zitate seinen Wünschen entsprechend zu fälschen. Er verweilt immer wieder bei dem Treiben der Bojaren während seiner Unmündigkeit und erklärt, die Kamarilla Sylvesters hätte seine Person in der unzulässigsten Weise eingeschränkt und Gefahren ausgesetzt.

Iwan war durch die Flucht Kurbskis in seinem Mißtrauen gegen die Bojaren nur noch bestärkt worden, und es fraß ihm am Herzen, daß die hohe Geistlichkeit immer wieder für die Opfer seines Argwohns eintrat. Unter dem Einfluß seiner Leidenschaften beschloß er, sich womöglich eine Stellung zu schaffen, die seinen Neigungen ganz freie Bahn ließ. Am 3. Dezember 1565 verließ er mit seinem ganzen Hof ostentativ Moskau und begab sich in ein hinter dem Sergiewschen Kloster inmitten ungeheuerer Waldungen liegendes Dorf, das die Alexandrowskaja Sloboda hieß. Von hier aus sandte er am 3. Januar 1565 zwei Schreiben nach Moskau. Das eine war an die Bojaren gerichtet. In ihm wurden ihnen die heftigsten Vorwürfe über ihr Verhalten während Iwans Minderjährigkeit gemacht und behauptet, sie hätten ihn auch später im Kampf gegen die Tataren, Litauer und Deutschen nicht genügend unterstützt. Die Geistlichkeit aber sollte in unzulässiger Weise gegen die Bestrafung der Verräter unter den Bojaren eingetreten sein. Deshalb habe Iwan sich entschlossen, Moskau zu verlassen, und würde nun dort leben, „wohin Gott ihn weisen würde".

Ein anderes Schreiben war an das Volk gerichtet und wurde auf dem Roten Platz öffentlich verlesen. In ihm wurde versichert, daß der Zorn des Zaren nur den Bojaren gelte.

Iwan hatte in der Tat bisher nur die Bojaren mißhandelt und war beim Volk beliebt, während die Bojarenherrschaft bei diesem noch im schlimmsten Andenken stand. Indem er nun die Bojaren als Verräter denunzierte, konnte er sicher sein, daß das Volk ihm zufallen würde. Es geriet denn auch die ganze Stadt in die wildeste Aufregung und verlangte von den Bojaren, Iwan unter allen Umständen zu versöhnen. Es begab sich nun eine aus den angesehensten Bojaren und vielen hohen Geistlichen bestehende Deputation, der sich zahlreiche Leute aus dem Volk anschlossen, zu Iwan, versicherte, ihm in allem willfahren zu wollen, und flehte ihn an, seinen Zorn fahren zu lassen. Nach einigem Zögern erklärte er sich dazu bereit unter Bedingungen, die er später mitteilen würde.

Als er Anfang Februar nach Moskau zurückkehrte, war er auch in seinem Äußeren ganz verändert. „Er erhob sich in die Moskau," heißt es bei Taube und Kruse, „mit solcher verkerter uñd schleunigen Vorenderungk seiner vorigen Gestalt, das er auch von vielen nicht hat mögen erkannt werden. Auch neben andern mehr Vorenderungk kein Hare auffem Kopfe und im Bartt behalten." Die Neuordnung, die Iwan jetzt vornahm, war von der Art, daß seine entsetzten Untertanen anfangs wohl nicht ihren Ohren getraut haben mögen. Iwan sonderte aus seinem Reich mehr als 20 Städte aus, die mit ihrer Umgebung ihm besonders zu eigen sein sollten. Diese Städte bildeten nicht etwa ein zusammenhängendes Gebiet, sondern lagen zerstreut im Lande, meist im Norden. Auch in Moskau selbst wurde ein Stadtteil von den übrigen abgesondert. Der so zusammengesetzte zarische Sonderbesitz wurde Opritschnina benannt. So hieß früher das Sondereigentum der verwitweten Zarinnen. Zugleich entstand eine anfangs aus 1000 Mann bestehende, dann auf 6000 vermehrte Leibwache des Zaren, die aus den verwegensten, zu allem bereiten Leuten gebildet wurde. Diese Opritschniki bildeten eine Art Orden. Sie mußten bei ihrem Eintritt schwören, daß für sie nur noch der Zar auf der Welt sein würde, daß sie ihm in allen Stücken gehorchen und nur untereinander verkehren würden. Sie trugen auch eine Art Uniform, ritten in schwarzen Rüstungen auf schwarzen Pferden und führten am Sattel einen Hundekopf und einen Besen, als Symbol, daß sie die Verräter beißen und mit dem Besen aus dem Lande kehren würden.

Das nicht zur Opritschnina gehörende Land sollte als „Semstschina" vom Bojarenrat verwaltet werden, doch behielt sich Iwan in wichtigen Dingen auch hier die Entscheidung vor.

Nun wurden die Edelleute in den zur Opritschnina geschlagenen Landschaften oder Stadtteilen, 12000 an der Zahl, einfach in den unwirtlichen Nordosten versetzt, und die Opritschniki nahmen ihre Stellen ein. Iwan ließ sich auch in Moskau einen besonderen, von steinernen Mauern umgebenen Palast bauen, wohnte aber meist in der stark befestigten Alexandrowskaja Sloboda, der „Blutgrube", wie die deutschen Zeitgenossen den Ort nannten. Hier feierte die Tollheit Iwans Orgien. Er hatte aus 300 der wildesten Opritschniki eine Art Mönchsorden gebildet und sich zu ihrem Abt erklärt. Als solcher läutete er morgens persönlich zur Frühmesse und las beim

Mittagsmahl erbauliche Bücher vor. Während des Gottesdienstes ſchlug er ſo oft mit der Stirn gegen den Boden, daß ſie faſt immer blutrünſtig war. Zugleich hielt er aber mit ſeinen Kumpanen die tollſten Gelage ab und war nie heiterer, als wenn er aus der Folterkammer kam. Er ſah es gern, wenn die Opritſchniki in der Semſtſchina alle Unbill verübten und die Bojaren in jeder Weiſe quälten. Gelegentlich zog er ſelbſt an ihrer Spitze aus und überfiel das Gut eines Bojaren. Dann blieb keine Seele in ihm lebendig, die Tiere ſelbſt wurden getötet, die Fiſchteiche abgelaſſen, die Obſtbäume umgehauen. Vor den wechſelnden Launen des Tyrannen waren aber auch ſeine Werkzeuge nicht ſicher; zog ein Opritſchnik ſeinen Zorn auf ſich, ſo wurde er von Iwan höchſteigenhändig ermordet oder zum Fenſter hinausgeſtürzt, wo im Graben eine Meute hungriger Hunde ihn zerriß.

Alle Quellen, die ruſſiſchen ſowohl wie die ausländiſchen, entwerfen das gleiche entſetzliche Bild eines Zäſarenwahnſinns, der in unſchuldigem Blute ſchwelgt und ſich an Läſterungen nicht genug tun kann.

Man hat immer wieder verſucht, ein halbwegs anſtändiges Motiv für die Entſtehung der Opritſchnina zu entdecken, aber es laſſen ſich keine anderen Motive finden, als eine unbegründete Furcht vor Nachſtellungen und eine krankhafte Rachſucht. Soviel wir ſehen können, hat ſich nie eine Verſchwörung gegen das Leben Iwans gebildet. Dem Ruſſen war in der Perſon des Zaren wie ſeine Religion ſo ſein Vaterland verkörpert; Auflehnung gegen ihn war Gotteslästerung und Verrat am Vaterlande. Ein vornehmer Ruſſe, ein Greis, der auf dem Pfahl zwölf furchtbare Stunden verlebte, betete, bis der Tod ihn von ſeinen Qualen erlöſte, für den Zaren; Männer, die wußten, daß ihrer ein entſetzliches Ende harrte und die fliehen konnten, kehrten nach Moskau zurück.

Unedlere Motive mögen zugrunde gelegen haben, wenn ein Tafelgenoſſe Iwans, dem der Zar ein Ohr abſchnitt, ſich bedankte, daß ſein Leben verſchont geblieben ſei; wenn ein anderer Bojar, der bei ſeiner Rückkehr aus dem Palaſt den Leichnam ſeiner Frau über dem Speiſetiſch hängend fand, an ihm aß, bis er durch die Gnade ihres fürſtlichen Mörders von dieſem Anblick befreit wurde. Das ruſſiſche Volk litt mit einer Geduld, die das entſetzte Staunen der Ausländer hervorrief und die es ſchließlich doch in Grund und

Boden verderben mußte. Denn welche andere Waffe blieb den ſolcher Willkür Preisgegebenen als Schmeichelei und Lüge?

Man kann auch nicht annehmen, daß die Opritſchnina, in der es keine Mjeſtnitſcheſtwo gab, als Gegengewicht gegen dieſe entſtand. Iwan pflegte die Mjeſtnitſcheſtwo vielmehr ſorgfältig, weil die aus den Rangſtreitigkeiten hervorgehenden Händel die Bojarenfamilien immer wieder untereinander verfeindeten.

Nein, Aufgabe der Opritſchniki war keine andere, als die Perſon Iwans zu ſchützen und ihm als Mittel zur Befriedigung ſeiner Rachſucht zu dienen. Er verfiel aber vielleicht auf ſie, nachdem er in irgendeiner byzantiniſchen Chronographie geleſen hatte, daß Auguſtus, von deſſen Bruder er ja abzuſtammen wähnte, gewiſſe Provinzen ſich ſelbſt vorbehielt, andere dem Senat zur Verwaltung überließ.

Der Metropolit Makarius hatte es gewagt, für die von Iwans Ungnade Betroffenen fürbittend einzutreten, der Zar hatte ſich aber ausbedungen, daß das künftig nicht mehr geſchehen ſollte, und der Nachfolger von Makarius, Anaſtaſius, wagte es nicht, dieſem Verſprechen untreu zu werden. Unfähig, dem Wüten des Fürſten weiter zuzuſehen, legte er ſein Amt nieder, und Iwan hatte die Laune, zu ſeinem Nachfolger einen der beſten Geiſtlichen zu berufen, den es damals in Rußland gab, den Abt des Sſolowezkikloſters, Philipp, einen Kolytſchew. Als aber geſchah, was geſchehen mußte, als Philipp dem Zaren mutig entgegentrat, ließ er ihn durch ſeine Opritſchniki aus der Kirche ſchleppen und verbannte ihn in ein Kloſter, in dem ihn Maljuta Skuratow im folgenden Jahre eigenhändig erwürgte.

Nun regte ſich auch in der Geiſtlichkeit kein Widerſpruch mehr, und Iwan konnte dazu ſchreiten, auch das Blut ſeiner Angehörigen zu vergießen. Sein Vetter Wladimir und deſſen Frau mußten Giftbecher leeren, Wladimirs Mutter Euphroſyne wurde erſäuft, die Witwe ſeines Bruders Juri ebenfalls getötet.

Aber das alles war nur ein Vorſpiel für Greueltaten ohnegleichen. Iwan wußte aus ſeinen hiſtoriſchen Studien, daß die Großfürſten von Twer durch Generationen Gegner ſeiner Vorfahren geweſen waren; daß die Freiſtaaten Nowgorod und Pſkow ſich lange und erfolgreich der Einverleibung in das Großfürſtentum Moskau widerſetzt hatten. Nowgorod haßte er beſonders, wohl als die Heimat der Schuiskis und Sylveſters.

Und er beſchloß, ſich nachträglich an ihnen allen zu rächen. Ein Schurke verbarg hinter einem Heiligenbilde in der Sophienkathedrale in Nowgorod ein Dokument, aus dem ſich ein Einverſtändnis des Erzbiſchofs mit Sigismund Auguſt zu ergeben ſchien. Das gab den Vorwand ab.

Nun geſchah das Unglaubliche: Iwan zog im Dezember 1569 an der Spitze ſeiner Opritſchniki gegen Twer, ermordete die Einwohner und verbrannte die Stadt. Er umzingelte dann Nowgorod und wütete vier Wochen lang gegen die unglücklichen Einwohner, die doch gar nicht einmal Nachkommen der alten Nowgoroder waren. An 30000 Menſchen jeden Geſchlechts und Alters wurden erwürgt oder im Wolchow erſäuft, die Stadt und die Klöſter ausgeplündert. Nowgorods Wohlſtand wurde vernichtet für immer.

Iwan ſcheint Pſkow weniger gehaßt zu haben als Nowgorod, er und ſeine Mordgeſellen waren vielleicht auch des Mordens müde. Als die Bürgerſchaft ihn auf Rat des Statthalters unter Glockengeläut in Feſtgewändern empfing und ſeinen Söldnern beladene Tiſche darbot, begnügte er ſich mit einigen Hinrichtungen. Es ſoll auch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben ſein, daß ein Blödſinniger ihm ein Stück rohes Fleiſch darbrachte. „Ich eſſe in den Faſten kein Fleiſch," meinte Iwan. „Aber doch Menſchenfleiſch," war die Antwort.

Im Juli 1570 wurden dann an einem Tage nicht weniger als 120 Männer und unter ihnen mehrere der verdienteſten hohen Beamten unter unſagbaren Qualen hingerichtet. Auch die beiden Basmanow wurden um dieſe Zeit getötet, wie denn bis auf Maljuta Skuratow, der in Livland fiel, und Bogdan Bjelski, der Iwan überlebte, auch alle ſeine Günſtlinge früher oder ſpäter Opfer ſeines Mißtrauens wurden.

Im folgenden Jahre drangen die Tataren unter Dewlet-Girei wieder einmal bis Moskau vor, und Iwan floh vor ihnen wie in gleichen Fällen früher ſeine Vorfahren. Die Tataren konnten den ummauerten Teil der Stadt nicht einnehmen, nahmen aber unzählige Gefangene mit ſich.

Iwan aber führte nun eine ganz tolle Komödie auf, ernannte einen getauften Tataren Simeon, Schig-Aleis Nachfolger in Kaſſimow, zum Vorſteher der Semſtſchina und behandelte ihn als Zar. Er „ſchlug vor ihm die Stirn", nannte ſich ſeinen „Knecht" und unterzeichnete die von ihm an Simeon gerichteten Bittſchriften „Iwanlein".

Den Vornamen nur in der Verkleinerungsform dem Zaren gegenüber zu gebrauchen, war nämlich Hofsitte geworden. Diese Posse währte zwei Jahre lang.

Auch in seinem Familienleben setzte sich Iwan über alle Gebote der Kirche und der Sitte einfach hinweg. Nach Marias Tode heiratete er in dritter Ehe die Tochter eines Nowgoroder Kaufmanns, die aber nur kurze Zeit lebte. Obgleich die griechische Kirche nur drei Eheschließungen erlaubt, zwang Iwan die Geistlichkeit, ihm ausnahmsweise noch eine vierte zu gestatten. Später hat er dann noch mehrere geschlossen und die Frauen, wenn er ihrer überdrüssig wurde, ins Kloster gesteckt. Seine letzte Gattin war Maria Nagoi, die ihm am 19. Oktober 1583 einen Sohn gebar, der wieder den Namen Demetrius erhielt und der später durch einen frühen, unnatürlichen Tod unsägliches Unheil über Rußland brachte.

Von Anastasia hatte Iwan zwei Söhne, Iwan und Feodor. Iwan war in allen Dingen der unzertrennliche Genosse seines Vaters, Feodor schwachsinnig, aber gutartig und ganz dem, was er unter Religion verstand, zugewandt.

Höchst verhängnisvoll wirkte die Tyrannei Iwans auf die Verhältnisse Litauens. Die Polen waren eifrig bemüht, dieses Land ganz mit ihrem Reich zu verschmelzen, die Nationallitauer aber sahen mit Recht darin den Untergang ihrer Nationalität, und die russischen Litauer fürchteten für Nationalität sowohl wie Konfession, obgleich letztere noch nicht so bedroht erschien, wie sie später, nachdem die Jesuiten Polen geistig beherrschten, tatsächlich wurde. In Polen wie in Litauen hatte die Reformation schnelle Fortschritte gemacht; es schien, als sollten diese Länder dauernd eine konfessionell gemischte Bevölkerung behalten.

Immerhin wäre die Union von Lublin (1569), die Litauen mit Polen für immer verband und nicht nur Wolhynien, sondern auch Kiew direkt an Polen brachte, nie zustande gekommen, wenn statt Iwan IV. Iwan III. in Moskau regiert hätte.

Iwan hatte Polozk erobert, aber es gelang ihm nicht, in Livland über das Bistum Dorpat hinaus festen Fuß zu fassen. Auch nicht, als er Herzog Magnus eine Tochter seines Vetters Wladimir zur Frau gab und ihn zum König von Livland ernannte. Die Livländer wollten um keinen Preis russisch werden. Das Land wurde zur Wüste gemacht, unzählige Livländer als Gefangene nach Rußland gebracht, aber Reval und Riga konnten nicht erobert

werden, und die Schweden blieben in Eſtland wie die Polen in Livland. Auch Magnus verzichtete ſchließlich auf alle Hoffnungen und rettete ſich nach Pilten.

Als Sigismund Auguſt ſtarb (1572), dachte ein Teil der Litauer daran, einen Sohn Iwans zum König zu wählen, Iwan wollte aber ſelbſt gewählt werden, was natürlich unmöglich war. Er erlebte vielmehr, daß nach der Epiſode Heinrichs von Anjou in der Perſon Stephan Bathorys ein furchtbarer Feind Rußlands König von Litauen-Polen wurde (April 1576).

Bathory faßte die ganze kriegeriſche Kraft Litauen-Polens zuſammen, organiſierte die Koſaken, ſetzte durch, daß eine beſondere Steuer zum Kriege gegen Rußland erhoben wurde und nahm für ihren Ertrag deutſche Söldner an, während ſein Bruder ihm ungariſche zuführte. Er eroberte dann Polozk und eine Anzahl anderer Feſtungen (1579), nahm im folgenden Jahre Welikije Luki. Im Jahre 1581 zog Bathory vor Pſkow, konnte aber die Stadt, in der zwei Fürſten Schuiski, Iwan und Waſſili, kommandierten, nicht einnehmen. Unterdeſſen eroberten aber die mit Bathory verbündeten Schweden Narwa-Iwangorod, von dem aus der ruſſiſche Handel mit dem Abendlande geführt worden war.

Iwan ſelbſt war vor einem litauiſchen Heer unter Radziwil in die Alexandrowskaja Sloboda geflohen und ſuchte nun Hilfe durch diplomatiſche Verhandlungen. Ein Geſandter, Iſtoma Schewrigin, ging durch Livland und Deutſchland nach Rom und rief die Vermittelung des Papſtes an.

In Rom hatte man die Hoffnung, Rußland doch noch für die Union zu gewinnen, nie aufgegeben. Der Papſt ſchickte daher ſofort den Jeſuiten Antonio Poſſevin, der ſein diplomatiſches Geſchick ſchon in Schweden bewieſen hatte, zunächſt zu Bathory. Poſſevin begab ſich dann, als Bathory gegen Pſkow aufbrach, nach Staritza zu Iwan. Im Dezember 1582 begannen im Dorfe Kiwerowa Gorka die Friedensverhandlungen, auf die die von der Belagerung von Pſkow einlaufenden Nachrichten natürlich großen Einfluß hatten. Schließlich gelang es Poſſevin, einen Friedensſchluß auf zehn Jahre herbeizuführen. Iwan trat ganz Livland und Polozk an Litauen-Polen ab, dieſes aber verpflichtete ſich, die Schweden nicht zu unterſtützen. Iwan lag alles daran, Narwa wiederzugewinnen, er mußte ſchließlich aber im Frieden an der Pljuſſa auch auf dieſes verzichten.

Das vierundzwanzigjährige Ringen um Livland endete mit einem vollständigen Mißerfolge.

Possevins Hoffnung, Iwan für die Union zu gewinnen, wurde völlig enttäuscht. Der Zar nahm ihn freundlich auf und gewährte ihm einige Disputationen, er mußte aber unverrichteter Dinge abreisen.

In diese Zeit fällt eine furchtbare Katastrophe am Moskauer Hof. Wir sahen schon, daß Iwans ältester gleichnamiger Sohn sein unzertrennlicher Gefährte wie in der Regierung so in seinen Ausschweifungen war. Der Prinz war zweimal verheiratet, mußte aber seine Frauen immer wieder auf des Vaters Befehl ins Kloster schicken, weil sie unfruchtbar waren. Nun war seine dritte Frau, Helene Scheremetjew, in Umständen. Im November 1582 fand Iwan, der Vater, sie eines Tages im Negligé auf einer Bank liegen, geriet darüber in Zorn und schlug sie. Als der herbeieilende Sohn ihm darüber Vorstellungen machte, schlug er auch nach diesem mit dem Stabe und traf ihn so unglücklich an die Schläfe, daß der Prinz am vierten Tage verschied. Helene aber gebar ein totes Kind.

Als Nachfolger Iwans kam künftig nur noch der schwachsinnige Feodor in Frage, denn der Zar selbst betrachtete seine Ehe mit Maria Nagoi nur als Konkubinat. Während Maria in Umständen war, schickte er einen Gesandten an Elisabeth von England und warb um eine Verwandte von ihr, Maria Hastings, von der ihm sein englischer Leibarzt erzählt hatte. Elisabeth antwortete natürlich ausweichend, und Maria Nagoi gebar als quasi Zarin Demetrius.

In die letzten Lebensjahre Iwans fällt die Eroberung des Khanates Sibirien. Am westlichen Abhang des Urals hatte eine Familie von Großindustriellen Stroganow an der Witschegda große Salzsiedereien und Handelsfaktoreien. Iwan begünstigte diese Familie und erlaubte ihr, zum Schutz ihres Handels ein eigenes kleines Heer zu halten. Als nun der Khan von Sibirien die Besitzungen der Stroganows angriff, nahmen sie eine Anzahl Kosaken in ihren Dienst, deren Anführer Jermak und Kolzo wegen fortgesetzter Räubereien an der Wolga von Iwan zum Tode verurteilt waren. Die beiden brachen nun an der Spitze eines kleinen, zum Teil aus deutschen und litauischen Kriegsgefangenen bestehenden Heeres auf, überstiegen den Ural und schlugen erst am Tobol, dann am Irtysch die Sibirier. Am 26. Oktober 1581 fiel auch die Stadt Sibir in ihre Hände.

Als die Nachricht von diesen Siegen nach Moskau kam, begnadigte Iwan natürlich die Kosaken und ließ das Land durch reguläre Truppen in Besitz nehmen. Jermak aber wurde während eines Feldzuges nachts von den Feinden überfallen, sprang, um sich zu retten, in den Irtysch und ertrank (1584).

Im Winter desselben Jahres erkrankte Iwan und erkannte bald, daß sein Ende nahe war. Er ernannte in seinem Testament Feodor zu seinem Nachfolger, ordnete ihm aber eine aus fünf Personen bestehende „regierende Duma" zu.

Der vornehmste Mann in ihr war der Fürst Iwan Mstislawski, der mütterlicherseits von einer Schwester Wassilis III. abstammte. Er war persönlich unbedeutend und hatte nur eine dekorative Bedeutung. Als militärischer Berater war der Fürst Iwan Schuiski gewählt, der berühmte Verteidiger von Pskow. Nikita Romanow, der Bruder Anastasias, vertrat die Blutsverwandtschaft seines Neffen, des jungen Zaren. Er war beim Volk sehr beliebt, scheint aber kein bedeutender Mann gewesen zu sein. Das vierte Mitglied der regierenden Duma war der langjährige Liebling Iwans, Bogdan Bjelski, ein gewissenloser, von keinerlei politischen Gesichtspunkten geleiteter Intrigant; das fünfte, der Schwager Feodors, Boris Godunow, der weitaus Begabteste in diesem Kreise. Er war mit einer Tochter Maljuta Skuratows, Maria, vermählt, einem hochfahrenden, leidenschaftlichen und ehrgeizigen Weibe, das, wie es scheint, einen großen und verhängnisvollen Einfluß auf ihn ausübte.

Am 15. März 1584 zeigte Iwan noch dem Engländer Horsey seine Schatzkammer, am 18. aber sank er, während er mit Bogdan Bjelski Dame spielte, plötzlich um und starb, nachdem ihn der herbeigeholte Metropolit noch schnell in den Mönchsstand aufgenommen hatte.

Iwan hatte von seinem Volk den Beinamen „Grosni" erhalten. Wir übersetzen das Wort mit „der Schreckliche", es ist aber als ein anerkennendes Beiwort gemeint und wurde auch schon auf Iwan III. angewendet. Es bedeutet so viel wie „der Gewaltige", „der Furcht-einflößende". Iwan IV. war bei den Massen sehr beliebt, und auch die Volkspoesie steht durchaus freundlich zu ihm. Sein Wüten richtete sich ja auch in erster Reihe gegen die Vornehmen, die Bojaren, und diese waren dem Volk in hohem Grade verhaßt.

Das Urteil der Geschichte muß aber ganz anders lauten. Indem Iwan die alte Aristokratie vernichtete und mit den Metropoliten

ſein arges Spiel trieb, zerſtörte er auch alle konſervativen Elemente des Landes, und ſeine zuchtloſe Willkür machte das ganze ruſſiſche Volk zu einer Herde von Sklaven mit allen Eigenſchaften von ſolchen. Die Waffen des Rechtloſen ſind die Intrige und die Lüge, und nie vorher oder nachher war ein Volk ſo verlogen wie das ruſſiſche beim Tode Iwans. Man log mit einer Schamloſigkeit ohnegleichen, und keiner traute dem anderen über den Weg. Und das mit Recht, denn die äußerſte, rückſichtsloſeſte Selbſtſucht beherrſchte jeden. Iwan hatte jedes göttliche und menſchliche Geſetz hohnlachend mit Füßen getreten, ſich um die Gebote der Kirche ebenſowenig gekümmert wie um die der Menſchlichkeit, ſich jedem Laſter offen und mit viehiſcher Brutalität hingegeben. Und ſeine 6000 Opritſchniki waren ſeine gelehrigen Schüler geweſen. Nun war jedermanns Hand gegen jeden. Fletcher, deſſen Buch 1591 erſchien, ſchrieb ſchon damals: „Dieſe elende Politik, Iwans tyranniſche Maßregeln, verwirren, obgleich ſie jetzt aufgehört haben, noch heute das Land und haben es mit Haß und tödlichen Feindſchaften erfüllt, die, wie es ſcheint, erſt im Feuer eines Bürgerkrieges ſich auslöſen können."

Die immerwährenden Kriege und das Wüten Iwans gegen die eigenen Untertanen hatten bewirkt, daß das ganze Land verarmt war. Die Ausfuhr war in hohem Grade zurückgegangen, die Bauern, zumal die Sklaven der von Iwan getöteten Bojaren, flohen zu den Koſaken in die Steppen oder ſchloſſen ſich in den Wäldern zu Räuberbanden zuſammen, die Gutsbeſitzer waren verarmt und verwildert.

Fletcher hatte nur zu richtig geurteilt.

Feodor. – Boris Godunow. – Demetrius. Die Zeit der Wirren.

Der von Iwan zu seinem Nachfolger ernannte Prinz Feodor war 27 Jahre alt. Leo Sapieha sagte, man behaupte von Feodor mit Unrecht, daß er wenig Verstand habe, er habe gar keinen. Petrejus charakterisiert ihn als „ein mittelmeßig Person, weiß von Angesicht, ein frommer, eingezogener Herr". Nach Fletcher war er klein von Wuchs und fett, hatte einen watschelnden Gang und eine stockende Sprache. Er lebte ganz frommen Übungen, zu denen nach seiner und seiner Untertanen Ansicht auch das Läuten von Kirchenglocken gehörte, und verbrachte nur einige Frühabendstunden in Gesellschaft seiner Frau und von Narren und Zwergen.

Man konnte daran zweifeln, ob ein solcher Mann sich als Nachfolger „des Schrecklichen" würde behaupten können, und es scheint, daß noch in der Nacht, die auf Iwans Tod folgte, die Nagois mit Hilfe von Bjelski einen Versuch machten, den Stiefbruder Feodors, den erst einjährigen Demetrius gegen ihn auszuspielen, die regierende Duma aber schritt energisch ein und unterdrückte die Bewegung. Die Mutter des kleinen Demetrius und ihre Brüder wurden in eine ehrenvolle Verbannung nach Uglitsch geschickt, Bjelski zunächst noch geschont, bald darauf aber als Wojewode von Nischni-Nowgorod aus Moskau entfernt. Ein Landtag (Semski Ssobor) bat Feodor ausdrücklich, das Regiment zu übernehmen, und der Prinz wurde mit allem erdenkbaren Glanz gekrönt.

In der regierenden Duma, die tatsächlich die Geschäfte leitete, spielte zunächst Nikita Romanow die erste Rolle, starb aber schon im folgenden Jahre, und nun wuchs der Einfluß von Boris Godunow von Tag zu Tag. Seine kluge, energische Schwester, die Zarin Irene, unterstützte ihn in jeder Weise. Boris erhielt immer neue Würden und immer neue Güter, so daß Fletcher zu der denn doch

wohl sehr übertriebenen Annahme kam, er könne als ihr Herr 100 000 Mann ins Feld stellen.

Von großer Schönheit und hochbegabt, war Boris wohl geeignet, die Regierung des Landes zu führen. Obgleich er weder zu lesen noch zu schreiben verstand, war er doch sehr bildungsfreundlich und erkannte sehr wohl, wie sehr Rußland an Kultur hinter den Staaten des Abendlandes zurückgeblieben war. Er suchte deshalb gebildete Männer nach Rußland zu berufen, schickte eine Anzahl junger Leute zu ihrer Ausbildung ins Ausland und trug sich sogar mit der Absicht, in Moskau eine Universität zu begründen. Es erwies sich aber, daß seine Pläne sich noch nicht verwirklichen ließen. Den Unterricht durch die fremden Gelehrten genossen nur sein eigener Sohn und seine Tochter; die ins Ausland geschickten jungen Leute kehrten nicht wieder in die Heimat zurück; die Geistlichkeit sah in der Errichtung einer Hochschule den Untergang der Glaubenseinheit. So mußte Boris sich darauf beschränken, den Handel mit dem Abendlande möglichst zu fördern.

Boris erkannte überhaupt, daß das russische Volk zurzeit vor allem den Frieden brauchte. Zum Glück Rußlands starb 1586 Stephan Bathory, so daß ein Krieg mit Litauen-Polen nicht in Aussicht stand. Es gab sogar in Litauen eine starke Partei, die Feodor zum König wählen wollte, und Boris bewarb sich auch für diesen um den Thron, aber mit so wenig Nachdruck, daß man nicht recht an den Ernst dieser Bewerbung glauben kann. Er kam mit ihr wohl nur den Wünschen der russischen Partei in Litauen entgegen, ohne einen Erfolg zu erhoffen oder zu erwarten. Es wurden denn auch der schwedische Kronprinz Sigismund, ein Sohn jener Katharina, um die sich einst der „Schreckliche" vergeblich bewarb, und der österreichische Erzherzog Maximilian gewählt, und Sigismund behauptete das Feld. Ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre sicherte Rußland von dieser Seite und machte es ihm möglich, Schweden in zwei Feldzügen Iwangorod, Koporje und Kexholm abzunehmen.

Wäre Boris Zar gewesen, so hätte er vielleicht die dem Lande drohende Katastrophe durch eine weise Regierung abwenden können; er war ja aber nur ein Günstling Feodors. Die Bojaren sahen voll Neid auf den Emporkömmling und waren bemüht, ihn zu stürzen. Die durch ihre alten, sorgfältig gepflegten Beziehungen zur Kaufmannschaft mächtigen Schuiskis standen hierbei in erster Reihe und wurden von dem Metropoliten Dionysius unterstützt. Man plante

eine Maſſenpetition von Geiſtlichkeit und Volk, in der Feodor angefleht werden ſollte, die unfruchtbare Irene ins Kloſter zu ſchicken und eine Schweſter des Fürſten Mſtiſlawski zu heiraten.

Boris erfuhr rechtzeitig von dem Vorhaben. Es gelang ihm mit Hilfe der einflußreichen Dumadjaken Andreas und Waſſili Tſchelkalow, den Metropoliten für ſich zu gewinnen. Er ließ dann die Schuiskis durch einen ihrer Diener des Hochverrats beſchuldigen und die wichtigſten von ihnen erſt verbannen, dann hinrichten. Auch eine Anzahl Kaufleute ſtarben unter dem Beil, und die Fürſtin Mſtiſlawski wurde zur Nonne geſchoren.

Bald darauf wurde auch Dionyſius als Metropolit durch den Boris ganz ergebenen Hiob erſetzt und dieſer auf Betrieb von ihm durch den Patriarchen von Konſtantinopel zum Patriarchen geweiht (1589). Obgleich die ruſſiſche Kirche ſchon vorher autokephal geweſen war, wurde ihr Anſehen dadurch immerhin nach außen hin noch vermehrt und die ruſſiſche Geiſtlichkeit in ihrem Vertrauen auf Boris beſtärkt.

Aber das alles konnte nichts daran ändern, daß mit dem Tode des kränklichen Feodor die Machtſtellung von Boris erloſch und der Neffe ſeiner Todfeinde Nagoi, der kleine Demetrius, Zar wurde.

Dieſe Möglichkeit erſchien Boris — und vielleicht noch mehr ſeinem Weibe — unerträglich und er entſchloß ſich, den kleinen Prinzen zu beſeitigen.

Schon während Fletcher noch in Rußland war, liefen Gerüchte um, nach denen Verſuche gemacht ſein ſollten, den Knaben zu vergiften, andere, nach denen der kleine Demetrius ſchon Züge angeborener Grauſamkeit gezeigt haben ſollte. Dieſe waren offenbar von Boris in Umlauf geſetzt worden.

Der Prinz reſidierte mit ſeiner Mutter und vier Brüdern von ihr in Uglitſch, wo für ſie eine fürſtliche Hofhaltung unterhalten wurde.

Sie leitete als Intendant der Djak Bitjagowski und lag mit den Fürſten Nagoi in ſtetem Streit.

Über den Vorgängen, die ſich nun am 15. Mai 1591 in Uglitſch abſpielten, liegt ein Dunkel, das zu durchdringen bisher allem angewandten Scharfſinn nicht gelungen iſt. Infolge der beiſpielloſen Verlogenheit, die in jener Zeit alle Kreiſe des ruſſiſchen Volkes beherrſchte, hat keine Ausſage der Zeitgenoſſen an ſich irgendwelchen Wert, man iſt daher ganz und gar auf Vermutungen angewieſen.

Feſt ſteht, daß Boris die Nachricht erhielt, der kleine Prinz ſei

am 15. Mai umgekommen, und daraufhin eine Kommiſſion ernannte, die an Ort und Stelle den Tatbeſtand feſtſtellen ſollte. Sie beſtand aus dem Okolnitſchi Kleſchnin und dem Djak Wylusgin — zuverläſſigen Anhängern von Boris, und dem Fürſten Waſſili Schuiski als Vorſitzendem. Die Kommiſſion nahm eine Unterſuchung vor, deren ausführliches Protokoll uns erhalten iſt. Nach ihm ſpielte der kleine Prinz, der an Epilepſie litt, um die Mittagsſtunde in Gegenwart ſeiner Erzieherin Wolochow und ſeiner Amme Tutſchkow-Schdanow mit vier Knaben auf dem zweiten Hof des Palais ein Spiel, in dem man mit Meſſern nach einem Ziel warf. Infolge eines epileptiſchen Anfalles fiel der Prinz ſo unglücklich, daß er ſich mit ſeinem Meſſer die Kehle durchbohrte. Auf die Hilferufe der Amme eilte die Zarin-Mutter herbei und mißhandelte die Wolochow. Irgend jemand befahl auch, die Sturmglocke zu läuten. Ihr Gellen rief zunächſt die Fürſten Nagoi, dann auch große Volksmaſſen herbei, und die Zarin-Mutter beſchuldigte vor ihnen Bitjagowski, ihren Sohn ermordet zu haben. Das empörte Volk fiel nun über den Intendanten und ſeine Angehörigen her und ermordete ſie und ihre Diener, im ganzen elf Perſonen.

Man braucht dieſes Protokoll nur etwas zu prüfen, um ſich davon zu überzeugen, daß es durch und durch erlogen war. Und zwar ſehr ungeſchickt erlogen, denn wie war daran zu denken, daß man einem epileptiſchen Knaben erlaubte, mit Meſſern zu ſpielen. Und wie konnte er ſich mit dem Meſſer die Kehle durchbohren, da er ein breites Perlenhalsband trug, das ſeine Leiche noch umhatte, als man ſie ſpäter ausgrub.

Aber wir haben für die Unwahrheit dieſes Protokolls den denkbar klaſſiſchſten Zeugen, denn derſelbe Waſſili Schuiski, der dieſes Protokoll unterzeichnete, erklärte am 9. Dezember 1606 in einer offiziellen Bekanntmachung, daß der Vorgang ſich folgendermaßen abgeſpielt habe:

Boris hätte Bitjagowski und die Wolochow willig gemacht, den Prinzen zu ermorden, und beide hätten den Sohn Bitjagowskis Daniel, ſeinen Neffen Katſchalow und den Sohn der Wolochow, Oſſip in die Verſchwörung eingeweiht. Da die Zarin ihren Sohn nicht aus den Augen ließ, wurde beſchloſſen, ihn am hellen lichten Tage zu ermorden. An dem betreffenden Tage hatten ſich die Zarin und ihre Brüder zurückgezogen, um zu Mittag zu ſchlafen, während der Prinz in Gegenwart der Wolochow und ſeiner Amme auf dem Hof

spielte. Da traten der junge Bitjagowski, Katschalow und Ossip Wolochow an ihn heran. Einer von ihnen fragte den Prinzen, ob er ein neues Halsgeschmeide umhabe und hob, als der Prinz es verneinte, das Halsband so auf, daß sein Spießgeselle dem Kinde einen Dolch in die Kehle stoßen konnte.

Der dritte schlug die Amme zu Boden. Dann ergriffen alle drei die Flucht. Die Amme kam wieder zu sich, rief um Hilfe und umfing den Prinzen, der in ihren Armen verschied. Die Zarin eilte nun herbei, und die Wolochow erklärte ihr, der Prinz sei in sein eigenes Messer gefallen. Die Sturmglocke rief dann auch die Nagois und das Volk herbei, und auch Bitjagowski der Vater erschien auf dem Schauplatz und nahm die Partei der Wolochow. Darauf wurden er und die Seinigen von dem entrüsteten Volke erschlagen.

So die beiden Aussagen von dem Vorsitzenden der Untersuchungskommission, dem Fürsten Wassili Schuiski.

Es gibt aber noch ganz andere Berichte über die Vorgänge am 15. Mai. Nach ihnen waren — was ja auch sehr wahrscheinlich ist — die Nagois nicht im Zweifel darüber, daß Boris dem Prinzen nach dem Leben trachtete. Nun gab es im Palast — das scheint festzustehen — einen Knaben namens Istom, der durch ein Spiel des Zufalls ebenso wie der kleine Prinz an der rechten Seite der Nase eine Warze und einen kürzeren Arm hatte. Diesen Knaben ließ man immer im Bett des Prinzen schlafen, während dieser selbst die Nacht im Bett seines Lehrers oder Arztes — den die einen Augustinus, die anderen Simon nennen — verbrachte. Nach dem einen Bericht wurde nun der falsche Prinz in seinem Bett ermordet, nach einem anderen auf der Freitreppe des Palastes, auf die man ihn hinausgelockt hatte, um eine in der Stadt ausgebrochene Feuersbrunst zu sehen. Diese Annahme scheint die in Uglitsch fortlebende Überlieferung gewesen zu sein (Paterson). In jedem Falle entfloh Augustinus-Simon mit dem Knaben und verbarg ihn zunächst glücklich vor den Spähern von Boris. Die Mörder aber ließ, so heißt es, Boris, während sie unterwegs nach Moskau waren, umbringen. Dasselbe erzählt auch noch Olearius, doch wohl nach in Moskau fortlebenden Überlieferungen.

So berichten die Anhänger des jungen Mannes, der später der Prinz Demetrius zu sein behauptete.

Unverständlich wie alles, was mit dem Vorgang in Uglitsch zusammenhängt, sind auch die Folgen, die dem ersten Bericht Wassili

Schuiskis gegeben wurden. Ein aus den obersten Beamten und der höchsten Geistlichkeit zusammengesetztes Gericht verurteilte die Zarin zur Verbannung als Nonne in ein entferntes Kloster, ihre Brüder zu schweren Leibesstrafen. Die Amme wurde gefoltert und beseitigt, mehr als 200 Bürger von Uglitsch hingerichtet, der größte Teil der Bewohner nach Sibirien verbannt. Selbst die Glocke, mit der Sturm geläutet worden war, wurde in die Verbannung geschickt und befindet sich noch heute in Tobolsk. Die Witwe Bitjagowskis aber und die Wolochow wurden reich belohnt.

Dieses Strafgericht war, selbst wenn sich alles so verhalten hätte, wie der Bericht der Untersuchungskommission angab, ein auch für jene Zeit unerhört hartes, denn es war doch gewiß zu entschuldigen, wenn die herbeieilenden Bürger, die den Prinzen tot daliegen sahen, der Aussage der Zarin Glauben schenkten. Aber die Strenge des Urteils sollte wohl für die loyalen Empfindungen von Boris zeugen und zeugte jedenfalls von der Furcht, die er schon einflößte. Im Volk aber scheinen damals Gerüchte umgelaufen zu sein, nach denen der kleine Prinz gerettet worden war.

Ein sehr zur rechten Zeit kommender Überfall der Tataren, die erst vor den Toren Moskaus zurückgeschlagen wurden, bewirkte aber, daß die Katastrophe von Uglitsch in den Hintergrund gedrängt wurde.

Es schien übrigens, als ob der Mord vergeblich gewesen sei, denn die angeblich unfruchtbare Irene kam in Umstände, sie gebar aber nur eine Tochter, die bald wieder starb, und Feodor blieb unbeerbt.

Als er am 6. Januar 1598 starb, hatte er über die Nachfolge keinerlei Bestimmungen getroffen. Die Bojaren wünschten nun, daß Irene Herrscherin würde, sie ließ sich aber nicht davon abbringen, den Schleier zu nehmen. Da blieb denn den Bojaren nichts übrig, als Boris zum Zaren zu wählen, der denn auch, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, die Wahl annahm. Ein Landtag bestätigte sie.

Boris war nun Zar, aber er fühlte sich sehr unsicher auf seinem Thron. Die Geistlichkeit war ihm zwar ergeben, und er suchte nicht ohne Erfolg den Dienstadel dadurch zu gewinnen, daß er die Freizügigkeit der Bauern beschränkte, aber der hohe Adel stand ihm in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber, und das Volk verhielt sich ablehnend, so sehr er auch bemüht war, volkstümlich zu werden.

Er fühlte sehr wohl, daß die unbeschränkte Hingebung, die alle Volksklassen der alten Dynastie entgegentrugen, nicht auf ihn übergegangen war, und sein Mißtrauen trug den Sieg über seine Klugheit davon. Indem er seine Untertanen die ungewöhnlichsten Treueide schwören ließ, machte er sie nur immer wieder an seinem Recht auf den Thron zweifeln.

Die volkstümlichste Bojarenfamilie waren noch immer die Romanows. Der älteste von den fünf Brüdern, Feodor, war ein schöner, für seine Zeit gebildeter und sehr eleganter Mann, dessen Ansehen nicht weiter darunter gelitten hatte, daß er auf Befehl von Boris Martha Chestow, die Tochter einer unbedeutenden Familie, geheiratet hatte. Boris scheint angenommen zu haben, daß die Romanows mit den über die Errettung des Prinzen Demetrius umlaufenden Gerüchten in Zusammenhang standen. Er beschloß jedenfalls, die Familie zu vernichten. Einer ihrer Diener sagte aus, daß sie Säcke voll giftiger Kräuter aufbewahrten, und diese Säcke wurden bei ihnen gefunden. Nun wurden Feodor und seine Frau in verschiedene Klöster gesteckt, die vier anderen Romanows in die Verbannung geschickt, wo drei von ihnen bald umkamen. Das Söhnchen Feodors, der als Mönch Philaret hieß, ließ Boris am Leben.

So war von ihm zunächst kein Nebenbuhler zu fürchten, aber er blieb doch voll Unruhe, und ein furchtbares Naturereignis mußte sie noch verstärken.

Das Jahr 1601 brachte eine völlige Mißernte und in ihrem Gefolge eine Hungersnot, die zwei Jahre währte und unsägliches Unheil über das Land brachte. Denn die jedermann beherrschende Selbstsucht steigerte noch künstlich das grauenvolle Elend, die Großgrundbesitzer brachten den Inhalt ihrer Kornspeicher, um die Preise noch mehr in die Höhe zu schnellen, nicht auf den Markt, die Getreidehändler hielten ihre Vorräte aus gleichem Grunde zurück. Die Zeitgenossen entwerfen die ergreifendsten Schilderungen von dieser furchtbaren Zeit, in der der Kannibalismus eine nicht seltene Erscheinung wurde. Boris suchte anfangs dadurch zu helfen, daß er die Hungernden in Moskau aus den staatlichen Vorräten speiste; das hatte aber einen solchen Zudrang in die Residenz zur Folge, daß er seine Absicht bald aufgeben und die Hilfeleistung dezentralisieren mußte. Trotzdem starben Hunderttausende an Hunger. Da die Vornehmen ihr zahlreiches, meist aus Sklaven bestehendes Gesinde, ohne ihm Freilassungsbriefe zu geben — um die Leute später

wieder zurückfordern zu können — einfach entließen, nahm das Räuberunweſen einen ganz unerhörten Umfang an. Gegen eine ſolche Bande unter Chlopko Koſſolap mußte ein Heer aufgeboten werden, deſſen Führer Iwan Basmanow im Kampf gegen ſie fiel.

Das Jahr 1602 brachte Boris auch ſonſt noch eine ſchmerzliche Enttäuſchung. Iſoliert wie er ſich im Lande fühlte, hatte er den heißen Wunſch, ſich mit den abendländiſchen Herrſcherhäuſern zu verſchwägern. Alle Verſuche, für ſeinen Sohn aus dieſen Kreiſen eine Braut zu gewinnen, mußten daran ſcheitern, daß die künftige Zarin griechiſch-katholiſch werden ſollte. Für ſeine Tochter Xenia ſchien aber ein abendländiſcher Gatte eher erreichbar.

Es irrte damals ein Sohn Erichs XIV. und jener Katharina Mansdotter, die der unglückliche Fürſt ſo ſehr geliebt hatte, in Europa umher. Auf dieſen Prinzen Guſtav richtete Boris ſeine Aufmerkſamkeit und berief ihn nach Moskau. Es erwies ſich aber bald, daß der Prinz ein unnormaler, zuchtloſer Menſch war. Nun trat Boris mit Chriſtian IV. von Dänemark in Unterhandlungen, und dieſer ſchickte wirklich ſeinen Bruder Johann nach Moskau. Aber der vielverſprechende junge Prinz war kaum am Hoflager von Boris eingetroffen, als er einer Krankheit erlag.

Das Volk war ſehr geneigt, in allen dieſen Unglücksfällen eine Strafe Gottes für die Ermordung des Prinzen Demetrius, die es inſtinktiv Boris zuſchrieb, zu ſehen, und ſeine Späher mußten ihm immer wieder berichten, daß das Gerücht, Demetrius ſei gerettet worden und werde bald den väterlichen Thron beanſpruchen, nicht aufhöre, im Volk umzugehen.

Es iſt zweifellos, daß der junge Mann, der ſpäter als Demetrius auftrat, ſich bis zum letzten Augenblick für den Prinzen hielt. Er erwuchs alſo jedenfalls unter dieſer Vorſtellung, und es gab mächtige Männer, die über ſeiner Jugend wachten. Zu ihnen ſcheinen in erſter Reihe die Brüder Tſchelkalow gehört zu haben. Vielleicht wußten auch die Romanows um das Geheimnis des Knaben. Dieſer ſelbſt hat ſpäter als Prätendent wie als Zar natürlich oft erzählt, wie ſeine Kinder- und Jünglingsjahre verliefen, aber es iſt ſeinen Nachfolgern gelungen, zu erreichen, daß kein unmittelbar auf ihn zurückzuführender Bericht ſich erhielt. Nach den Annahmen ſeiner Anhänger verbarg ihn ſein Mentor, der ſelbſt Mönch geworden war, in Klöſtern, die er oft wechſelte, damit der Jüngling nicht auch Mönch zu werden brauchte. Doch gibt es auch einen Bericht,

nach dem er in der Tat Mönch wurde, und zwar schon mit vierzehn Jahren.

Es scheint, daß Leo Sapieha, der 1601—1602 lange in Moskau weilte und dort einen zwanzigjährigen Frieden zwischen Polen-Litauen und Rußland schloß, auch schon Fühlung mit den Gönnern des jungen Mannes hatte. Nach anderen Nachrichten soll dieser schon vorher nach Litauen entwichen sein und sich in dem überaus zahlreichen Gefolge des Fürsten befunden haben.

Nun weilte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts im Palast des Patriarchen Hiob ein junger Mönch des Tschudowklosters, Grischka Otrepjew, der aus einer verarmten Adelsfamilie im Jaroslawschen stammte. (Nach Waliszewski waren die Otrepjews ein Zweig der Nelidows.) Er hatte in seiner ersten Jugend nicht gutgetan und war von seinem Großvater, um ihn der Strafe für ein Verbrechen zu entziehen, bewogen worden, Mönch zu werden. Dieser Mönch nun scheint durch unvorsichtige Reden über die Erhaltung des Prinzen Demetrius den Argwohn von Boris erregt zu haben. Er entfloh infolgedessen nach Litauen. Ob er schon vorher die Bekanntschaft des Prätendenten gemacht hatte, oder ob er ihn erst in Litauen kennen lernte, wissen wir nicht. Er hatte, ehe er Mönch wurde, im Dienst einer der Romanows gestanden, was unwillkürlich dazu verlockt, anzunehmen, daß einmal Otrepjew den Prätendenten schon in Moskau kennen lernte und daß ferner die Romanows um dessen Existenz wußten. Jedenfalls nahm sich Otrepjew bald seiner Sache aus allen Kräften an und suchte die Kosaken, die Boris durch mehrere Maßregeln sehr verstimmt hatte, für den Prätendenten zu gewinnen.

Dieser selbst hielt sich in Litauen zunächst in Ostrog auf, wo der Fürst Ostroschski allen Nichtkatholiken ein Asyl bot. Er begab sich von da nach Hoszcza, dessen Besitzer Hoscki eine Schule errichtet hatte, die der Prätendent besucht zu haben scheint. Dann trat er in den Dienst des Fürsten Adam Wisniowiezki in Brahin.

Im Herbst 1603 trat der Flüchtling hier als Prätendent auf, indem er auf dem Krankenlager entweder dem Beichtvater des Fürsten anvertraute, daß er Demetrius sei oder ein Dokument mit dieser Aussage anderweitig dem Fürsten in die Hände spielte. Der Fürst, dessen Herrschaft an Rußland grenzte und der mit Boris in Unfrieden lebte, war sehr geneigt, der Aussage des jungen Mannes Glauben zu schenken, zumal, sobald das Auftreten des Prätendenten bekannt

wurde, eine ganze Anzahl Russen nach Brahin kamen und ihn für echt erklärten. Fürst Adam interessierte nun seinen Vetter Konstantin Wisniowezki für seinen Schützling, und dieser gewann für ihn seinen Schwiegervater, den Palatin von Sandomierz, Juri Mniszech, der meist in Sambor am Dnjestr residierte. Mniszech hatte am Hofe Sigismund Augusts eine große, wenn auch unrühmliche Rolle gespielt und war, nachdem er unter Stephan Bathory in den Hintergrund getreten war, wieder ein in hoher Gunst stehender Höfling Sigismunds, obgleich er den schlechtesten Ruf hatte und tief in Schulden verstrickt war. Mniszech hatte noch eine unverheiratete Tochter Maryna im Hause, die auf den jungen Prätendenten einen großen Eindruck machte, und er wie seine Tochter beschlossen, sich die sich bietende Gelegenheit nicht entgehen zu lassen und Maryna womöglich zur Zarin von Moskau zu machen.

Mniszech machte zunächst einen Versuch, den König in sein Interesse zu ziehen. Man hatte zwar eben erst einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Rußland geschlossen und lag noch im Kriege mit Schweden; das Reich war aber schon so desorganisiert, daß sein König staatsrechtlich Krieg mit einer Macht führen konnte, mit dem Polen-Litauen in Frieden lebte. Nicht nur der König, nein, jeder einzelne Edelmann. Mniszech konnte daher hoffen, daß Sigismund, wenn er von der Echtheit des Prätendenten überzeugt wurde, auch für ihn das Schwert ziehen würde. Der König stand ganz unter dem Einfluß der Jesuiten, und Mniszech wußte diese mit dem Glauben zu erfüllen, daß der Prätendent ein vorzügliches Werkzeug sein würde, um Rußland, wenn nicht für den Katholizismus, so doch für die Union zu gewinnen. Er hatte in der Tat erklärt, daß er den katholischen Lehren gern nähertreten würde.

Mniszech erschien mit dem Prätendenten in Krakau, und dieser fand beim Könige eine freundliche Aufnahme. Da zwei der einflußreichsten Großen, Jan Zamoyski und Chodkiewicz, sich gegen jede Unterstützung des Prätendenten aussprachen, entschloß sich Sigismund, zwar nicht mit den Waffen für ihn einzutreten, empfing ihn aber mehrmals und bewilligte ihm eine Pension.

Der Prätendent, der gesellschaftlich einen vorzüglichen Eindruck machte, trat nun heimlich zum Katholizismus über und verhieß alles zu tun, um diesem auch Eingang in Rußland zu verschaffen. Er warb dann auch um Marynas Hand und versprach auch ihrem Vater und ihr goldene Berge. Maryna sollte Nowgorod und Pskow

zu eigen bekommen, ihr Vater Sſewerien, Smolensk und eine Million Gulden.

Und nun ſammelten Mniſzech und die Wiſniowezkis auf ihre eigene Hand ein Heer, um den Prätendenten auf den Thron ſeiner Väter zurückzuführen, und zahlreiche ruſſiſche Überläufer ſchloſſen ſich ihren Schwadronen an.

Sobald die Nachricht von dem Auftreten des Prätendenten nach Moskau gekommen war, entſtand die Frage, wer er war. Boris und Hiob kamen auf die Idee, ihn für Otrepjew zu erklären und blieben hartnäckig bei dieſer Behauptung. Das iſt erklärlich, aber ganz unerklärlich iſt, daß noch heute Geſchichtsſchreiber an dieſer abſurden Annahme feſthalten.

Otrepjew erſchien ſehr bald im Heerlager des Prätendenten und begleitete ihn nach Moskau, ergab ſich aber dort einem ſo wüſten Leben, daß der Zar ihn nach Jaroſlaw verbannen mußte. Dort hat ihn nach dem Untergange des Zaren Demetrius Margeret noch geſprochen. Später ließ ihn Schuiski verſchwinden. Man hat nun die Vermutung ausgeſprochen, daß der Begleiter des Prätendenten ein falſcher Otrepjew war. Aber dieſen mußten doch in Moskau viele Perſonen kennen, und Demetrius hätte einen falſchen Otrepjew doch gewiß nicht gerade in die Heimat des echten, nach Jaroſlow verbannt.

Boris ließ die Zarin-Witwe nach Moskau kommen und verlangte von ihr, daß ſie öffentlich erkläre, ihr Sohn ſei ermordet worden. Sie war dazu nicht zu bewegen, was in der Tat ſehr auffallend iſt, denn ſie hätte durch eine ſolche Erklärung die traurige Lage, in der ſie und ihre Brüder ſich befanden, beſeitigt. Man hat daraus auf die Echtheit des Prätendenten geſchloſſen, die Weigerung der Zarin kann aber doch wohl auch nur aus Rachſucht erklärt werden.

Alle Verſuche von Boris, die Auslieferung des Prätendenten zu erlangen, ſchlugen fehl. Er zog daher bei Liwny ein Heer zuſammen, das angeblich gegen die Tataren kämpfen ſollte.

Am 31. Oktober ſtand der Prätendent mit einem kleinen Heer, das aus kaum 1000 polniſchen Reitern, etwa 500 Mann Fußvolk und 2000 Koſaken beſtand, vor Morawsk, einer ruſſiſchen Grenzfeſtung. Die Bürger nahmen die Kommandanten gefangen und ſchloſſen ſich Demetrius an. Auch Tſchernigow wurde eingenommen, und von allen Seiter ſtrömten ruſſiſche Freiwillige Demetrius zu,

die oft die Kommandanten der Städte als Gefangene mitbrachten. Der größte Teil von Sſewerien ſchloß ſich ihm an. Aber Nowgorod Sſewersk, in dem Peter Basmanow kommandierte, wehrte ſich hartnäckig, und ein ruſſiſches Heer unter Mſtiſlawski zog zu ſeinem Entſatz herbei. Es gelang Demetrius zwar, dieſes Heer trotz ſeiner ungeheuren Übermacht zurückzuſchlagen, aber nicht, es zu vernichten. Er mußte deshalb die Belagerung aufheben. Ein Teil der Polen, und unter ihnen Mniſzech, gab die Hoffnung auf einen Erfolg des Abenteuers auf und kehrte nach Polen zurück, aber Demetrius blieb unverzagt und ein ſtarker Zuzug von Koſaken bot einigen Erſatz für die polniſchen Herren. Er hatte wohl auch Fühlung mit Freunden ſeiner Sache im ruſſiſchen Heer, das, ſtatt ihn zu verfolgen, ſich darauf beſchränkte, in dem von ihm beſetzten Lande gegen ſeine Anhänger in der unmenſchlichſten Weiſe zu wüten. Dieſes Verfahren ſtach in der unvorteilhafteſten Weiſe gegen die Milde ab, die Demetrius gegen ſeine Gegner an den Tag legte und die Diſziplin, die ſeine Truppen hielten.

Mſtiſlawski war ſchwer verwundet worden, und an ſeiner Statt kommandierte Demetrius Schuiski das ruſſiſche Heer, das 70000 Mann ſtark war, während Demetrius nur über 23000 verfügte. Trotzdem griff er am 21. Januar bei Dobrinitſchi Schuiski an, wurde aber aufs Haupt geſchlagen und war verloren, wenn Schuiski jetzt energiſch vorging. Das geſchah aber nicht, Schuiski belagerte nur kurze Zeit Rylsk und erklärte dann, vor dem Beginn des Frühlings nichts weiter unternehmen zu können.

Einer der Führer der Koſaken, der Kurländer Andreas Korella, hatte ein kleines Fort namens Kromy beſetzt, das durch ſeine Lage ſehr feſt war und den Weg nach Moskau beherrſchte. Dieſe Feſtung ſchloß nun das ruſſiſche Heer auf das Drängen von Boris ein, die Belagerung wurde aber höchſt nachläſſig betrieben.

Boris war in Verzweiflung. Er fühlte, wie der Boden unter ihm ſchwankte, und wagte es doch nicht, gegen die Bojaren im Heer energiſch vorzugehen. Dieſe Erregung hat ihn getötet. Am 13. April 1605 ſtarb er ganz plötzlich, erſt 53 Jahre alt.

Sein Sohn Feodor wurde zunächſt in Moskau anſtandslos als Zar und ſeine Witwe Maria als Mitregentin anerkannt. Beide ſetzten ihre ganze Hoffnung auf Peter Basmanow, der ſich jetzt nach Kromy begab, wo das Heer dem jungen Zaren den Treueid leiſtete, die Bojaren aber großenteils auf Verrat ſannen. Basmanow, der

die Lage Feodors wohl für aussichtslos hielt, schloß sich ihnen an, und am 7. Mai kam die Verschwörung zum Ausbruch. Der größte Teil des Heeres erklärte Demetrius für den allein zur Herrschaft berufenen Zaren. Am 1. Juni erhob sich auch das Volk in Moskau für ihn, setzte Feodor, seine Mutter und seine Schwester gefangen und sperrte alle Godunows ein.

Demetrius, der mittlerweile langsam gegen Moskau gezogen war, empfing in Tula die Moskauer Bojaren und schickte zunächst Basmanow in die Residenz. Feodor und seine Mutter wurden erdrosselt, Xenia wurde gefangen gehalten, die Godunows wurden umgebracht, der Patriarch Hiob wurde abgesetzt. Dann hielt Demetrius am 20. Juni unter ungeheuerem Zulauf des Volkes seinen Einzug in die Stadt und den Kreml.

Der neue Zar war von ganz anderer Art als alle seine Vorgänger, ein ritterlicher junger Mann von feurigem Temperament und ganz erfüllt von abendländischen Ideen in polnischer Färbung. Unschön von Antlitz, wirkte er doch vornehm. Er war körperlich sehr stark, voll kriegerischen Ungestüms und Wagemuts. Er tummelte gern unbändige Rosse, und die Bojaren hielten ihn nur mit Mühe davon ab, Bären nur mit dem Spieß zu bekämpfen. Er beherrschte die russische und die polnische Sprache und war sehr bildungsfreundlich. Tief davon durchdrungen, daß seine Russen in einem barbarischen Zustande lebten, hielt er sich dazu berufen, sie so schnell wie möglich ihm zu entreißen. Er sprengte die steife Etikette des Hofes, verspottete die träge Lebensweise der Bojaren, aß vor aller Welt Kalbfleisch, was nach russischer Anschauung ein todeswürdiges Verbrechen war. Er liebte Glanz und Pracht, schuf sich eine köstlich gekleidete Leibwache von Ausländern und erbaute sich einen neuen Palast, dessen Hallen er mit einem in Moskau unerhörten Leben erfüllte. Er verabscheute die rohe Trunksucht seiner Untertanen, tafelte aber gern mit ihnen. Religiös scheint er ganz indifferent gewesen zu sein.

Er erscheint in jeder Beziehung als ein Vorläufer Peters des Großen.

Als Prätendent hatte Demetrius eine bewunderungswerte Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit an den Tag gelegt. Nun aber, da er, wie er glaubte, den Thron seiner Väter einnahm, ließ er seinem Temperament in jeder Beziehung die Zügel schießen und sich von ihm zu einer Schandtat hinreißen, die eigentlich gar nicht zu

ihm paßt, aber leider gut bezeugt iſt. Er zwang die unglückliche Xenia, ihm zu Willen zu ſein und ließ ſie dann zur Nonne ſcheren.

Demetrius ernannte einen ihm ganz ergebenen Griechen Ignatius zum Patriarchen und rief alle Nagois, Romanows und ſonſt ihm Verwandte aus der Verbannung zurück. Philaret Romanow wurde Erzbiſchof von Roſtow. Die Zarin-Witwe, die ihn als Sohn anerkannte, fand im Frauenkloſter im Kreml eine fürſtliche Hofhaltung und wurde von Demetrius täglich beſucht.

Demetrius erweiterte nach polniſchem Vorbilde die Duma zu einem aus 70 Perſonen beſtehenden Senat und ließ in ihm ſeiner Beredſamkeit gern und oft freien Lauf. Er öffnete das Land den Fremden und geſtattete auch ſeinen Untertanen, in fremde Länder zu reiſen. Er begünſtigte ferner den Handel und erließ auch ſonſt verſtändige Geſetze. So wurde er denn beim Volk ſchnell beliebt, und es nahm an ſeiner Krönung herzlichen Anteil.

Trotzdem war ſeine Regierung von den ſchwerſten Gefahren bedroht, die teils in ſeiner Perſon, teils in den Verhältniſſen lagen, unter denen er auf den Thron gelangt war. Eine Art Größenwahn hatte ſich ſeiner bemächtigt; er hatte gar keine Vorſtellung von dem Wert des Geldes, und er hatte ein ganz ungerechtfertigtes Vertrauen zu den Bojaren. Er träumte davon, als allverehrter Kaiſer an der Spitze ruſſiſcher und abendländiſcher Heere die Türken nach Aſien zurückzuwerfen; er gab das Geld mit vollen Händen aus, als ob der Schatz des Zaren unerſchöpflich wäre, und er vertraute den Bojaren, deren Vorurteile er doch abſichtlich immer wieder verletzte, blind.

Demetrius hatte als Prätendent die leichtfertigſten Verſprechungen gemacht. Nun meldeten ſich die Mniſzechs und die Jeſuiten und wieſen die von ihm ausgeſtellten Wechſel vor. Blieb er beſonnen, ſo mußte er erkennen, daß er ſie gar nicht einlöſen konnte. Aber er war offenbar von einer ihn ganz beherrſchenden Leidenſchaft für Maryna ergriffen und hielt zu ſeinem ſicheren Verderben an dem Bunde mit ihr feſt, obgleich ſie ihrerſeits nur zögernd eine Ehe einging, die ihr zwar eine berauſchende Machtſtellung in Ausſicht ſtellte, ſie aber doch auch leicht ins Verderben ſtürzen konnte.

Demetrius überſchüttete die Braut mit den koſtbarſten Geſchenken und war auch, wenn gleich vergeblich, bemüht, den unerſättlichen Geldhunger ihres Vaters zu ſtillen.

Die Jeſuiten hielt er zunächſt noch mit Verſprechungen hin, und ſie warteten auch gern auf Marynas Eintreffen.

Demetrius war weniger durch die Hilfe der Polen als durch eine Koalition der Bojaren auf den Thron gelangt. Im Haß gegen Boris Godunow waren sie alle einig gewesen, zu dem Prätendenten aber nahmen sie wohl von vornherein eine verschiedene Stellung ein. Wer ihn für den Sohn Iwans hielt, mochte wohl ihm gegenüber loyal empfinden; andere waren nicht abgeneigt, seine Abstammung nicht weiter zu untersuchen, falls er ihnen ein gnädiger und bequemer Zar war; die dritten wollten ihn nur als Sturmbock gegen Boris benutzen und dann beseitigen. An der Spitze dieser stand der Fürst Wassili Schuiski, ein Mann, der selbst in dieser verderbten Welt durch seine jeder Scham bare Schlechtigkeit hervorragte. Er trachtete selbst nach der Zarenkrone und zettelte nun eine Verschwörung an. Sie wurde entdeckt, Schuiski wurde geknutet und zum Tode verurteilt. Der Henker war schon im Begriff, seines Amtes zu warten, als der Zar den Fürsten zur Verbannung begnadigte. Eine unglaubliche Torheit, denn es lag auf der Hand, daß dieser Mann durch Milde nicht zu gewinnen war. Demetrius aber ging noch weiter, er rief Schuiski bald wieder an seinen Hof und vertraute ihm unbedingt.

Die Verschwendungssucht des Zaren und seine phantastischen politischen Pläne mußten auch seine Anhänger unter den Bojaren beunruhigen, wie seine Nichtachtung ihrer Personen und ihrer Sitten sie erbittern mußte. Die Geistlichkeit aber sah mit Unwillen dem Eintreffen der „heidnischen" Braut entgegen. Sie war auch dadurch sehr verstimmt, daß Demetrius die Einziehung der Kirchengüter zu planen schien.

Anfang Mai trafen Maryna und ihr Vater mit einem Gefolge von mehreren tausend Polen in Moskau ein. Wassili Schuiski sorgte dafür, daß die Begleiter über die ganze Stadt verteilt wurden, Maryna selbst wurde zunächst im Wosnessenschen Frauenkloster bei der Zarin-Witwe untergebracht. Am 18. Mai wurde sie Demetrius angetraut und dann, ganz gegen die russische Sitte, feierlich gekrönt.

Demetrius schwamm in Seligkeit und verlor nun erst recht jede Besonnenheit. Er geriet mit den Gesandten Sigismunds, weil sie ihm den Kaisertitel verweigerten, in heftigen Streit und scheint ernsthaft daran gedacht zu haben, ein Heer, das er bei Jelez gegen die Türken zusammenzog, gegen Sigismund zu führen. Es gab da überhaupt geheimnisvolle Unterströmungen: russische Bojaren erklärten sich bereit, Sigismunds Sohn zum Zaren zu machen, wenn

er ihnen half, Demetrius zu ſtürzen; litauiſche Fürſten ermunterten Demetrius, ihr Vaterland für Rußland zu erobern.

Zunächſt aber trat alle Politik zurück hinter Tanz und Spiel. Ein Feſt löſte das andere ab, des Jubelns war kein Ende. Vergebens warnten Basmanow und andere Getreue, Demetrius ſchlug alle Warnungen in den Wind.

Waſſili Schuiski war diesmal vorſichtiger geweſen, und ſeine Verſchwörung war unentdeckt geblieben. Die Verſchworenen waren wenig zahlreich, aber zum Äußerſten entſchloſſen. In der Nacht vom 26. zum 27. Mai befreiten ſie zunächſt die Gefangenen der Zuchthäuſer und riefen dann das Volk zum Schutz des Zaren auf, den die Polen ermorden wollten. Die ganze Stadt geriet in Aufregung, ein Teil der Maſſen fiel über die Polen in der Stadt her, ein anderer folgte Schuiski in den Kreml.

Der Angriff erfolgte völlig überraſchend. Da Schuiski einen Teil der Leibwache vorher nach Hauſe entlaſſen hatte, fanden die Verſchworenen gar keinen Widerſtand. Basmanow wurde ermordet, Demetrius ſuchte zu fliehen, ſprang ſchließlich aus einem hochliegenden Fenſter auf einen Hof und verletzte ſich ſchwer. Herbeieilende Strelitzen wollten für ihn eintreten, fügten ſich aber, als man ihnen mit der Niedermetzelung ihrer Angehörigen drohte. Nun ſchleppte man den Zaren wieder in den Palaſt und ermordete ihn dort.

Das völlig verwirrte Volk ergab ſich in die ſo veränderten Umſtände, da man ihm verſicherte, die Zarin-Witwe habe ſelbſt erklärt, daß Demetrius ein Betrüger geweſen ſei. Drei Tage lang trieb der Pöbel Unfug mit der Leiche des Ermordeten, dann wurde ſie verbrannt und die Aſche aus einer Kanone in alle Winde zerſtreut.

Unter den Polen wurde ein arges Blutbad angerichtet, Maryna aber, Mniſzech und die polniſchen Geſandten wurden durch die Bojaren gerettet und zunächſt als Geißeln gefangen gehalten.

War Demetrius der Sohn Iwans des Schrecklichen oder nicht? Die Frage läßt ſich, ſo viel Scharfſinn auch auf ihre Löſung verwendet wurde, mit Beſtimmtheit nicht beantworten. Ich habe in meiner Monographie: „Der falſche Demetrius“ (Velhagen & Klaſing, 1904) die Gründe aufgeführt, die für das eine oder das andere ſprechen, und bin damals zu der Vermutung gekommen, daß er jener Knabe war, der die Demetrius kennzeichnenden Körperfehler hatte, und den man vergeblich für ihn opfern wollte. Ob er nicht aber doch der Sohn Iwans war?

Er hielt ſich jedenfalls bis zum letzten Atemzuge für ihn.

Waſſili Schuiski ſchmiedete das Eiſen, dieweil es heiß war. Er war damals ungefähr 50 Jahre alt, ſah aber viel älter aus. Seine Geſtalt war hager und gebeugt, der Bart ſpärlich, die Augen Triefaugen. Er war im Grunde bei niemand beliebt, vielen verhaßt, aber er ſtammte von Alexander Newski ab und hatte, da Philaret Romanow als Mönch für die Zarenwürde nicht in Frage kam, nur in dem Fürſten Waſſili Golizyn einen Nebenbuhler. Über dieſen nun gelang es ihm mit Hilfe ſeiner Anhänger den Sieg davonzutragen. Eine Volksverſammlung rief ihn kurzerhand zum Zaren aus, und die Bojaren, denen er verſprochen hatte, nur gemeinſam mit ihnen zu regieren, ſtimmten ihr zu.

Es wurde nun zunächſt ein Manifeſt erlaſſen, nach dem die Zarin-Witwe jetzt erklärt hatte, Demetrius ſei ein Betrüger geweſen, und zugleich behauptet, dieſer habe geplant, während der Hochzeitstage alle Bojaren zu ermorden. Einer der beiden Buczynski, der vertrauteſten Sekretäre von Demetrius, ſollte das angeblich geſtanden haben. Es folgten dann die uns ſchon bekannten Offenbarungen über die Vorgänge in Uglitſch und ein langes Sündenregiſter des Ermordeten. Die Mniſzechs und Maryna wurden nach Jaroſlawl gebracht, die vornehmen Anhänger von Demetrius ſehr milde behandelt. Patriarch wurde der fanatiſche Hermogen, Erzbiſchof von Kaſan. Es wurde ferner eine Kommiſſion unter dem Vorſitz von Philaret nach Uglitſch geſchickt, um den Leichnam des „echten" Demetrius nach Moskau zu bringen. Es erwies ſich, daß alle Vorausſetzungen einer Heiligſprechung nachgewieſen werden konnten: der Leichnam des Prinzen war ſo friſch, als ob er eben begraben worden wäre, und verbreitete einen köſtlichen Duft. Als man ihn nach Moskau brachte, um ihn in der Begräbniskirche der Zaren beizuſetzen, erfolgten durch Berührung des Sarges auch zahlreiche wunderbare Heilungen. Der kleine Demetrius wurde nun ein Heiliger der ruſſiſchen Kirche und blieb ein ſolcher bis heute.

Aber die Feinde Schuiskis behaupteten, man hätte nur eine Komödie aufgeführt und für dieſen Zweck ein Kind erwürgt und friſch begraben.

Auf die Nachricht von der Ermordung von Demetrius erhob ſich ganz Sſewerien in Waffen gegen Schuiski und die Bojaren. Und es lief bald ein Gerücht im Lande um, nach dem Demetrius ſich gerettet haben und bei ſeiner Schwiegermutter in Polen weilen

ſollte. Einer ſeiner Vertrauten, Moltſchanow, war in der Tat aus dem Gemetzel im Kreml entkommen und ſcheint auf der Flucht überall dieſes Gerücht verbreitet zu haben. Der Wojewode von Putivl Fürſt Schachowskoi, ſtellte ſich an die Spitze der Bewegung, und bald trat ein Mann aus dem Volk ihm zur Seite, der es vorzüglich verſtand, die Maſſen zu begeiſtern. Bolotnikow war von den Tataren gefangen worden und als Sklave auf die türkiſchen Galeeren gekommen. Er war dann von Venetianern befreit worden und durch Polen heimgekehrt. In Polen wollte er Demetrius ſelbſt geſprochen haben.

Bolotnikow brachte in die Bewegung ein ganz revolutionäres Element. Er verſprach den Bauern die Freiheit und Rache an den Gutsherren; von allen Seiten ſtrömten ſie nun zu ſeinen Fahnen. Bei Kromy ſchlug er das gegen ihn ausgeſandte Heer Waſſilis aufs Haupt. In Rjaſan war die führende Familie die der Ljapunow. Sie ſchloß ſich Bolotnikow an, und das Revolutionsheer ſchlug nun ein zweites Heer Waſſilis und erſchien im Oktober vor Moskau. Aber die Ljapunows hatten mittlerweile erkannt, wes Geiſtes Kind Bolotnikow war, und ſchloſſen ſich wieder Schuiski an. Deſſen Truppen trieben nun unter dem jungen Fürſten Skopin-Schuiski Bolotnikow bis Kaluga zurück, wo er ſich verſchanzte. Die Führer des Aufſtandes erkannten mehr und mehr, daß ſich ohne einen neuen Demetrius kein bleibender Erfolg erringen ließ.

Man ſuchte in Polen lange vergeblich nach einer geeigneten Perſon, ſchließlich aber im Juni 1607 fand ſich doch ein Mann, der das Abenteuer beſtehen wollte. Wer dieſer zweite Demetrius war, hat ſich nicht ermitteln laſſen, wahrſcheinlich war er ein Volkslehrer aus der Gegend von Witebsk. Er war ein Mann ganz anderen Schlages als der, für den er ſich ausgab, ein roher Ruſſe jener Zeit, mit allen Vorurteilen eines ſolchen, aber auch mit einer inſtinktiven Fühlung mit der ruſſiſchen Volksſeele. Äußerlich hatte er mit Demetrius gar keine Ähnlichkeit.

Bolotnikow, zu dem auch ein Koſak geſtoßen war, der behauptete, ein Sohn Feodors namens Peter zu ſein, war mittlerweile von einem Heer Schuiskis geſchlagen worden und hatte ſich in Tula feſtgeſetzt. Hier mußte er kapitulieren und wurde dann gegen die Kapitulationsbedingungen erſäuft, Peter gehängt.

Während ſo die ſoziale Revolution zunächſt niedergeſchlagen war, erſchienen nun wieder die Polen auf dem Kriegsſchauplatz. Nicht

das polnische Reich, das mit Rußland in Frieden lebte, sondern einzelne Abenteurer, aber ihre Zahl war bald eine Legion. Adam Wisniowiezki, ein Tyszkiewicz, Alexander Lißowsky stießen an der Spitze ihrer Anhänger zum neuen Prätendenten, obgleich sie wußten, daß er ein Betrüger war. Bald wandte sich auch der Fürst Roman Rozynski ihm zu, ein Nachkomme Gedimins, und wurde das Haupt der Polen. Er machte mit dem Prätendenten wenig Umstände und behandelte ihn mit äußerster Nichtachtung. Wurden doch auch die Kosaken jetzt von einem Polen Jan Zaruzki geführt.

Schuiski hatte dem Prätendenten Zeit gelassen, dieses Heer zu sammeln und zu organisieren. Er hatte auch das wiederholte Anerbieten Karls IX. von Schweden, ihn zu unterstützen, immer wieder zurückgewiesen, er ahnte offenbar nicht, wie groß die Gefahr war. Erst im Frühling 1608 suchte ein von seinen Brüdern Iwan und Demetrius geführtes Heer dem Prätendenten den Weg nach Moskau zu verlegen. Es wurde aufs Haupt geschlagen. Am 1. Juni schlug der Prätendent im Dorfe Tuschino, 12 km von Moskau, sein Lager auf. Hier zog ihm wieder ein hochgeborener polnischer Abenteurer, der Fürst Jan Sapieha zu, eine jener Naturen, die das Kriegsgetümmel an sich unwiderstehlich anzog, und die damals in Polen so zahlreich waren. Ein Versuch, Moskau einzunehmen, mißlang, man befestigte aber das Lager in Tuschino und suchte die Stadt auszuhungern, ohne sie doch ganz einschließen zu können.

Mittlerweile war zwischen Schuiski und Sigismund ein Abkommen getroffen worden, nach dem Schuiski alle polnischen Gefangenen entlassen, Sigismund die Polen im Lager des Prätendenten abrufen sollte. Beides geschah, aber die Polen in Tuschino kümmerten sich um die Befehle des Königs nicht.

Mniszech und Maryna wurden, mit oder ohne ihren Willen, auf der Heimreise im Auftrage des Prätendenten gefangen genommen, und Marynas Ehrgeiz ließ sie den „Dieb von Tuschino", so hieß der neue Prätendent jetzt im Volksmunde, als ihren geretteten Gemahl anerkennen.

Zwischen Moskau und Tuschino schwankten nun die Russen hin und her. Ein Teil der Bojaren schloß sich dem Prätendenten an, der noch neue schuf und eine regelrechte Duma organisierte, viele Djaks zogen ebenfalls Tuschino Moskau vor. Wer als Überläufer enttäuscht wurde, kehrte wieder zu seinem früheren Herrn zurück. In manchen Familien hielt es absichtlich der eine Bruder

mit Waſſili, der andere mit dem „Dieb“. Faſt zwei Jahre lang beſtand dieſer Zuſtand. Das Land aber wurde unterdeſſen von polniſchen Freibeutern und zuchtloſen Koſakenhorden in der grauſamſten Weiſe verwüſtet.

Jetzt entſchloß ſich Schuiski endlich, die Hilfe Karls IX. anzunehmen. Er ſchickte ſeinen Neffen Michael Skopin-Schuiski nach Nowgorod, und dieſer ſchloß im Februar 1609 in Wiborg mit Schweden einen Vertrag, nach dem Karl IX. den Ruſſen ein von ihnen zu beſoldendes Hilfskorps von 2000 Reitern und 3000 Mann Infanterie zur Verfügung ſtellte. Dafür trat Schuiski Kexholm an Schweden ab und übertrug ihm alle ſeine Anſprüche auf Livland. Im März traf dieſes Hilfskorps unter dem Kommando von Pontus de la Gardie in Nowgorod ein.

Unterdeſſen war Jan Sapieha vor das Sergiuskloſter gerückt, das den Weg zu den nördlichen Provinzen beherrſchte, konnte aber das feſte Kloſter, das von den Mönchen mit Heldenmut verteidigt wurde, nicht einnehmen. Polniſche Streifſcharen, an deren Spitze ſich Lißowsky hervortat, plünderten unterdeſſen die umliegenden Städte und brachten unter anderem den Erzbiſchof von Roſtow, Philaret Romanow, gefangen nach Tuſchino. Der „Dieb“ nahm ihn mit allen Ehrenbezeugungen auf und ernannte ihn zum Patriarchen.

Pontus de la Gardie und Skopin-Schuiski rückten jetzt langſam heran, ſchlugen Sapieha im Juli bei Kaliazyn und zwangen ihn, im Januar 1610 die Belagerung aufzuheben.

Aber jetzt trat ein neuer Feind auf den Kampfplatz. Der Augenblick erſchien Sigismund günſtig, Rußland zu erobern, nicht für Polen-Litauen, ſondern für ſich perſönlich. Gelang es ihm, die polniſchen Banden, die ja ſchon tatſächlich Herren des Landes waren, an ſich zu ziehen, ſo war in der Tat nicht abzuſehen, wie Schuiski ſich ſeiner erwehren ſollte. Unter den Bojaren gab es eine Partei, die nicht abgeneigt war, den Zaren zu opfern und den Sohn Sigismunds Wladiſlaw an ſeine Stelle zu ſetzen. Sie waren vielleicht auch dafür zu gewinnen, den Vater ſtatt des Sohnes als Zar anzuerkennen. Den „Dieb“ aber zu beſeitigen, erſchien dann leicht.

Sigismund verfügte zwar nur über wenige und ſchlechte Truppen, aber ihm ſtand in der Perſon von Stanislaus Zolkiewski ein ausgezeichneter Feldherr zur Verfügung.

Es entſtand nun die Frage, ob man gleich auf Moskau marſchieren oder erſt das feſte Smolensk einnehmen ſollte. Man ent-

ſchied ſich für Smolensk, ſtieß aber hier auf einen unerwartet hartnäckigen Widerſtand. Auch waren die polniſchen Bandenführer weit davon entfernt, ſich ohne weiteres dem König anzuſchließen, ſie ſchloſſen vielmehr untereinander eine Konföderation, und dieſe verlangte als Erſatz für den beim Prätendenten ausſtehenden Sold 20 Millionen Gulden. Während hierüber verhandelt wurde, floh der „Dieb", der erkannte, daß die Polen ihn im Stich ließen, am 6. Januar 1610 nach Kaluga. Ihm folgte bald darauf Maryna.

Die Ruſſen, die bisher im Dienſt des „Diebes" geſtanden hatten, beſchloſſen nun, den Sohn Sigismunds Wladiſlaw unter der Bedingung zum Zaren zu wählen, daß er griechiſch-katholiſch wurde. Eine Deputation überbrachte dieſen Beſchluß Sigismund, der vor Smolensk ſtand. Sigismund lehnte dieſe Bedingung nicht direkt ab, verlangte aber, daß die Polen in Rußland Kirchen errichten und Landgüter erhalten dürften. Zugleich beſchwor er ſeine Untertanen in der Heimat, ſeine Sache endlich zur Reichsſache zu machen und ihn aus allen Kräften zu unterſtützen. Vergeblich, er blieb auf die unzureichenden eigenen angewieſen. Den Ruſſen bewilligte er, daß die Geſetze nur mit Zuſtimmung der Bojaren und des Landtages erlaſſen werden ſollten, und daß jedermann das Land nach Belieben ſollte verlaſſen können. Den erſt fünfzehnjährigen Wladiſlaw aber behielt er bei ſich.

Mittlerweile konnten die Polen Tuſchino nicht länger halten, und die vorſichtig vorrückenden Truppen Skopin-Schuiskis und de la Gardies erreichten ungehindert Moskau, wo das Volk ſie begeiſtert aufnahm. Aber ebendadurch wurde das Mißtrauen des Zaren und ſeiner Brüder erregt.

Boris hatte Waſſili Schuiski nicht geſtattet zu heiraten; Waſſili hatte nun zwar unter Demetrius eine Ehe geſchloſſen, es war aber nur eine Tochter aus ihr hervorgegangen. So hätte er ſich zur Not damit abfinden können, daß Michael Skopin-Schuiski ſein Nachfolger wurde, aber ſeine Brüder ſtanden dazu anders, und der begabtere von ihnen, Demetrius, hatte eine Schweſter Maria Godunows, eine zweite Tochter Maljuta Skuratows, Katharina, zur Frau. Der junge Held erkrankte plötzlich und ſtarb, wie alle Welt glaubte, vergiftet von Katharina.

Pontus de la Gardie und Skopin-Schuiski hatten ſich vorzüglich verſtanden. Ein ſolches Verhältnis ließ ſich aber zwiſchen ihm und Demetrius Schuiski nicht herſtellen, obgleich ſie ſich nun an der

Spitze eines ruſſiſch-ſchwediſchen Heeres gegen Smolensk, das der König noch immer belagerte, in Bewegung ſetzten. Zolkiewski ſtand mit kaum 10000 Mann vor Zarewo-Saimiſchtſche, zwiſchen Wjasma und Moſchaisk. Er griff am 4. Juli das vierfach ſtärkere ruſſiſch-ſchwediſche Heer beim Dorfe Kluſchin an und warf deſſen Reiterei über den Haufen. Mit der ſchwediſchen Infanterie aber, die aus Söldnern von allen Nationen beſtand, hatte er ſich ſchon vorher in Verbindung geſetzt, und ſie ging jetzt zu den Polen über. Die Niederlage der Ruſſen war eine vollſtändige, Pontus de la Gardie zog mit dem Reſt ſeiner Truppen nach Finnland.

Während bei Kluſchin die Polen ſiegten, zog auch der „Dieb" von Tuſchino wieder gegen Moskau, nahm die Feſtungen an der Oka ein und drang bis Kolomenſkoje in nächſter Nähe der Hauptſtadt vor.

Nun war die Lage Waſſilis unhaltbar geworden. Die Bojaren traten zuſammen und erklärten den Zaren, obgleich der Patriarch Hermogen zu ihm hielt, für abgeſetzt. Bis zur Wahl eines neuen Zaren ſollte der Rat der Bojaren unter dem Vorſitz des Fürſten Mſtiſlawski das Regiment führen.

Aber das genügte ſchließlich den Gegnern Schuiskis nicht, ſie überfielen ihn und ließen ihn gewaltſam zum Mönch ſcheren. Auch ſeine Frau wurde als Nonne ins Kloſter geſteckt.

Es gab im Bojarenrat verſchiedene Strömungen in bezug auf die Wahl des Zaren. Man dachte an Waſſili Golitzin und an den kleinen Sohn Philarets, der nun nicht mehr Gegenpatriarch war und irgendwie ſeinen Frieden mit Hermogen gemacht hatte, aber die meiſten entſchieden ſich doch für Wladiſlaw von Polen. Man war nicht umſonſt in ſo enge Berührung mit den Polen gekommen; manchem Bojaren mochte die polniſche Freiheit doch als ein erſtrebenswertes Ziel erſcheinen. Freilich, der griechiſch-katholiſchen Kirche mußte der neue Zar unter allen Umſtänden angehören. Man einigte ſich zunächſt dahin, keinen Ruſſen zu wählen und die Führung der Geſchäfte einem aus ſieben Perſonen beſtehenden Ausſchuß anzuvertrauen. Mit dieſem Ausſchuß verhandelte Zolkiewski und verſprach ihm, ohne dazu vom König bevollmächtigt zu ſein, daß Wladiſlaw die griechiſch-katholiſche Konfeſſion annehmen würde. Nun wurde der Prinz gewählt.

Ruſſen und Polen wandten ſich jetzt gegen den „Dieb von Tuſchino", der nach Kaluga zurückwich. Ihm ſchloß ſich Zaruzki

an, den Zolkiewski dadurch beleidigt hatte, daß er ihm ein erbetenes Kommando abschlug. Zolkiewski aber drang darauf, daß eine Gesandtschaft an Sigismund geschickt wurde, um mit ihm endgültig abzuschließen. An ihrer Spitze standen Wassili Golizyn und Philaret. Sie sollte folgendes verlangen: Wladislaw sollte, womöglich noch vor Smolensk, zur griechisch-katholischen Konfession übertreten und eine Russin heiraten. Der König sollte die Belagerung von Smolensk aufheben und nach Polen zurückkehren. Wassili Schuiski und seine Brüder sollten ihm ausgeliefert werden.

Die Polen besetzten nun im Einverständnis mit den Bojaren den Kreml und die angrenzenden Stadtteile Kitaigorod und Bjelgorod, das Boris auch mit einer steinernen Mauer umgeben hatte, und Zolkiewski hielt so strenge Disziplin, daß es seinem großen diplomatischen Geschick gelang, ein leidliches Verhältnis zum Patriarchen und zum Volk zu erhalten.

Sigismund war weit davon entfernt, auf die ihm gestellten Bedingungen einzugehen, hoffte vielmehr selbst Zar zu werden. Da Zolkiewski sich persönlich engagiert hatte, übergab er das Kommando an Gonsiewski und begab sich selbst in das Lager vor Smolensk, in dem die tapfere Besatzung unter Schein noch immer verzweifelten Widerstand leistete. Die Verhandlungen mit der Gesandtschaft kamen nicht von der Stelle, Golizyn und Philaret bestanden hartnäckig auf den in ihrer Instruktion gestellten Forderungen. Aber Sigismund gebärdete sich anderseits schon als Zar, ernannte Beamte und verfügte über die Kassen.

Der „Dieb von Tuschino" hatte mittlerweile Kasan für sich gewonnen und sich mit einer Anzahl Tataren umgeben. Er hatte einen ihrer Häuptlinge hinrichten lassen und dadurch ihren Zorn auf sich gezogen. Infolgedessen wurde er von ihnen am 11. Dezember 1610 auf der Jagd ermordet. Maryna aber gebar bald darauf einen Sohn Iwan, und Zaruzki vertrat nun dessen Rechte.

Wenn die Russen bisher immer wieder auf die Kandidatur Wladislaws zurückkamen, so geschah das, weil sie von ihm Schutz gegen den „Dieb von Tuschino" erwarteten. Nun aber war der tot und nicht weiter zu fürchten. Die Abneigung gegen die Polen mußte sich jetzt viel stärker geltend machen als vorher, und Sigismund tat alles, um sie zu verstärken. Er erklärte Golizyn und Philaret für Gefangene und behandelte, als Smolensk endlich erobert wurde, die Verteidiger als Rebellen. Anstatt dann sofort auf

Moskau zu marſchieren, wo die Lage Gonſiewskis eine immer bedenklichere wurde, begab er ſich im Triumph nach Warſchau, ließ ſich dort durch Zolkiewski Waſſili Schuiski und ſeine Brüder feierlich vorführen und wurde nicht müde, Reden anzuhören, die die Ruſſen empören mußten. Waſſili Schuiski, ſeine Frau und ſein Bruder Demetrius ſtarben bald, Iwan Schuiski kehrte erſt ſpät nach Rußland zurück. Golizyn und Philaret wurden nach Marienburg in Preußen gebracht und dort gefangen gehalten.

Man erkannte jetzt in ganz Rußland, wohinaus Sigismund wollte, und der nationale Gegenſatz machte ſich mit aller Kraft geltend. Der Übermut und die Zuchtloſigkeit der Polen riefen alle Stände gegen ſie in die Waffen, und der alte Hermogen ſchürte in Sendſchreiben nach Kräften das Feuer. Und nun tritt eine höchſt merkwürdige Erſcheinung zutage. Wir ſahen, wie die Städte im alten Rußland eine maßgebende Rolle ſpielten, wie ſie dann aber, unter dem Einfluß der Großfürſten von Moskau, herabſanken zu bedeutungsloſen Mittelpunkten der Verwaltung. Sie erwachten jetzt zu neuem Leben, traten untereinander in Briefwechſel und rüſteten Landwehren aus. Der Landadel ſchloß ſich dieſen an, es bildete ſich ein Heer — Opoltſchenie und die Koſaken unter Zaruzki ſtießen zu ihm. Prokop Ljapunow, ein Fürſt Trubezkoi und Zaruzki wurden die Anführer. In Moskau erhob ſich im April das Volk gegen die Polen, die zwar die Stadt in Flammen aufgehen ließen, aber dann doch auf den Kreml beſchränkt blieben.

Aber das Triumvirat blieb nicht einig, Ljapunow wurde von den Koſaken ermordet, und dieſe plünderten nun eben ſo zuchtlos wie vorher die Polen.

In Iwangorod im Nordweſten war unterdeſſen ein neuer Demetrius aufgetaucht, und in Nowgorod plante man, einen der Söhne Karls IX. Guſtav Adolf oder Karl Philipp, zum Zaren zu machen. Der erſte Verſuch, wieder Ordnung zu ſchaffen im Lande, war mißglückt.

Aber es folgte ein zweiter, denn das ruſſiſche Volk war viel zu groß und zu national geſinnt, um dauernd eine Fremdherrſchaft zu ertragen. Und wie einſt in der Tatarenzeit, ſo erwies ſich auch jetzt die Kirche als das feſte Band, das ſchließlich doch alle Ruſſen verband und ihrem Zuſammenwirken eine unwiderſtehliche Kraft gab.

Die Polen hatten Hermogen im Kerker verhungern laſſen, aber die Geiſtlichkeit fuhr fort, in ſeinem Sinne zu wirken.

Diesmal ging die Bewegung von Niſchni-Nowgorod aus, wo

ein schlichter Mann, ein Fleischer namens Minin, im Oktober 1611 die Bürger zum äußersten Widerstand aufrief. Er schlug vor, den Fürsten Demetrius Poscharski zum Feldherrn zu wählen, einen Mann, der bis zuletzt treu zu Schuiski gehalten hatte. Im Namen eines künftig zu erwählenden Zaren riefen nun Minin und Poscharski das ganze Land zu Hilfe gegen die Polen und die Kosaken. Der Aufruf fand überall Gehör, die Patrioten strömten von allen Seiten nach Jaroslawl, wo ein Landesrat — ein Semski Ssowjet — zusammentrat.

Zaruzki konnte sich nun nicht mehr länger vor Moskau halten und zog mit einem Teil der Kosaken nach Süden. Ein anderer Teil unter Trubezkoi schloß sich den in Jaroslawl Versammelten an, die endlich vor Moskau erschienen und die Polen im Kreml, von denen ein Teil schon in ihre Heimat zurückgekehrt war, eng einschlossen. Der Hunger zwang sie, sich am 26. Oktober zu ergeben.

Sigismund, der jetzt zum Entsatz herbeieilte, kam zu spät und kehrte nach Polen zurück.

Zaruzki wurde zu gleicher Zeit von einem Heer unter Buturlin geschlagen.

Rußland war endlich sich selbst wiedergegeben. Nun galt es, auch einen Zaren zu wählen. Zu diesem Zweck wurde wieder ein Landtag (Ssobor) einberufen, der im Januar 1613 in Moskau zusammentrat. Wie seine Mitglieder gewählt wurden, ist nicht bekannt, jedenfalls gehörten sie meist dem Dienstadel an.

Unter den Bojaren soll es noch einen kleinen Kreis gegeben haben, der an Wladislaw als Thronkandidaten festhielt, die große Mehrzahl der Deputierten wollte aber von ihm ebensowenig wissen wie von einem schwedischen Prinzen.

Unter den einheimischen Geschlechtern kamen die Schuiskis nicht in Frage; der Kandidat unter den Golizyns, Fürst Wassili, war in polnischer Gefangenschaft — es blieben nur die Romanows, deren Volkstümlichkeit durch den mannhaften Widerstand, den Philaret den Polen geleistet hatte, wieder aufgefrischt war. Philaret selbst konnte als Mönch nicht gewählt werden, aber er hatte einen jetzt siebenzehnjährigen Sohn Michail, der eben erst zugleich mit seiner Mutter Marfa die Schreckenstage im Kreml durchlebt hatte.

Für die Wahl dieses Knaben sprach manches. Es gab in Rußland keinen vornehmen Mann, der in der Zeit der Wirren sich nicht allerlei hatte zuschulden kommen lassen, das seinen Ruf befleckte; auch

keinen, der ſich nicht erbitterte Feindſchaft zugezogen hatte. Das kam bei dem ſiebenzehnjährigen Michail nicht in Frage. Die Bojaren wußten auch, daß er ſanften Temperaments, nicht hervorragend begabt und ganz ungebildet war; ſie konnten daher hoffen, einen maßgebenden Einfluß auf ihn zu gewinnen. Auch wurde die Kandidatur Michails durch einen Neffen ſeines Vaters, Feodor Scheremetjew, ſehr geſchickt unterſtützt.

Am 21. Februar 1613 wurde Michail zum Zaren gewählt.

Michail und ſeine Mutter weilten in einem Kloſter bei Koſtroma, das einſt der Vorfahr der Godunows, der Tatare Tſchet, gegründet hatte. Dahin überbrachte nun eine zahlreiche Deputation die Nachricht von der Wahl des jungen Mannes. Seine Mutter ſträubte ſich lange, ihre Einwilligung zur Annahme der Zarenkrone zu geben, und trug damit wohl nicht nur der Sitte Rechnung, denn es war doch ſehr fraglich, ob ſich der junge Zar als ſolcher würde behaupten können, zumal da ſein als Gefangener in Polen weilender Vater ihn nicht durch ſeinen Rat unterſtützen konnte. Marfa fügte ſich aber ſchließlich doch, und Michail wurde am 11. Juli 1613 zum Zaren gekrönt.

Michail Feodorowitsch.

Die Lage, in der sich der junge Zar befand, war zunächst eine überaus schwierige. Er selbst war wenig begabt und hatte in der wüsten Zeit, in der er erwuchs, eine ausschließlich religiöse Erziehung erhalten. Er fühlte sich am wohlsten, wenn er den glanzvollen Gottesdiensten seiner Kirche beiwohnte oder nach der Weise der alten Zaren Wallfahrten in eins der zahlreichen Klöster des Landes unternahm. Weich und nachgiebig von Natur, fügte er sich gern den Ratschlägen der Personen, die ihm imponierten. Sein Vater schmachtete noch immer in polnischer Gefangenschaft, seine Mutter, die Nonne Marfa, aber lebte jetzt im Kreml. Diese Frau war in ihrer Jugend von der Seite eines geliebten Mannes gerissen und wider ihren Willen ins Kloster gesteckt worden. Man hatte ihr anfangs auch das einzige Kind genommen und sie in einem der nördlichsten Klöster lebendig begraben. Später bekam sie zwar den Sohn zurück und erhielt auch in einem anderen Kloster einen standesgemäßen Aufenthalt, aber es blieb ihr verwehrt, wieder die Gefährtin ihres ja zum Mönch gewordenen Gemahls zu werden, und ihr und ihres Kindes Leben blieb unter den wechselnden Regierungen immer bedroht. Hatte sie doch noch zuletzt als Gefangene der Polen die Schrecken der Belagerung des Kreml mit durchleben müssen. Darüber war sie ein herbes, herrschsüchtiges Weib geworden, das ihren Lieblingen einen mehr als billigen Einfluß auf die Regierung gestattete. Wer immer ihr in den Tagen der Not Freundliches erwiesen hatte, der wurde jetzt reichlich belohnt. Ein an sich erfreulicher Charakterzug, der aber dazu führte, daß Personen durch ihn in Stellungen kamen, denen sie in keiner Weise gewachsen waren.

Da man das Patriarchat für Philaret aufbewahrte, stand Michail auch kein Patriarch zur Seite.

Philaret hatte seinen Freunden in dem Wahllandtag selbst geraten, dem neu zu wählenden Zaren gewisse, seine Macht beschränkende Verpflichtungen aufzuerlegen. Das war auch geschehen, wir wissen aber nicht, worin diese Bedingungen bestanden, da die sie enthaltende Urkunde im 18. Jahrhundert beseitigt worden ist. Jedenfalls blieb der Wahllandtag noch drei Jahre lang beisammen und wurde dann bald durch andere Landtage, deren Zustimmung in allen wichtigen Fragen erbeten wurde, ersetzt. Dadurch wurde eine Solidarität zwischen Zar und Volk hergestellt, die sich als sehr nötig erwies, denn es gab zunächst noch drei Kronprätendenten: Marynas Söhnchen Iwan, den Prinzen Wladislaw von Polen und den Prinzen Karl Philipp von Schweden. Außerdem wimmelte das Land von Räuberbanden jeder Art, verlaufenen Bauern, raubenden Kosakenhorden, polnischen Parteigängern, und seine wirtschaftlichen Hilfsmittel waren völlig erschöpft.

Es ist ein Beweis für die außerordentliche staatenbildende Kraft des russischen Volkes, daß es den leitenden Männern in Moskau trotzdem gelang, mit den äußeren wie den inneren Feinden in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig zu werden.

Man wandte sich zunächst gegen Maryna, die sich mit Zaruzki vermählt hatte und zugleich mit ihm den Zarenthron für ihren kleinen Sohn in Anspruch nahm. Zaruzki, der Typus eines polnischen Abenteurers jener Zeit: schön, beredt, von tollkühner Tapferkeit, aber ohne alle Grundsätze, ja Ziele, grausam und roh, hatte sich Astrachans bemächtigt, seine zuchtlosen Kosaken übten aber hier ein solches Schreckensregiment, daß die Bürger das Heranrücken eines russischen Heeres unter Odojewski als eine Wohltat empfanden. Zaruzki setzte seine Hoffnung auf den Schah von Persien, den er für sich zu gewinnen hoffte; diese Hoffnung schlug aber fehl. Zaruzki und Maryna flohen nun in das Kaspische Meer und von ihm aus den Uralfluß aufwärts, fielen aber im Juni 1614 in die Hände der sie verfolgenden Russen und wurden gefangen nach Moskau gebracht. Dort wurden Zaruzki gepfählt, der kleine Iwan gehängt. Maryna starb im Gefängnis.

Nicht so leicht wurde die Auseinandersetzung mit Schweden und Polen.

Wir sahen schon, daß in Iwangorod noch ein falscher Demetrius aufgetreten war. Dieser hatte in Pskow Anhänger gefunden, machte sich aber dort bald unmöglich und wurde in Ketten nach Moskau

gebracht und gehängt. Die Eroberungen der Schweden aber und die Leiden, die polnische Parteigänger und raubende Kosaken über die unglückliche Bevölkerung brachten, hatten in dieser den Wunsch erregt, durch die Wahl eines schwedischen Prinzen zum Zaren sich und dem ganzen Lande den Frieden wiederzugeben. Als de la Gardie im Juli 1611 Nowgorod mit stürmender Hand eingenommen hatte, schickten die Nowgoroder eine Gesandtschaft nach Stockholm und erbaten sich einen der Söhne Karls IX. zum Zaren. Karl starb eben damals, aber Gustav Adolf trat dem Angebot im Interesse seines Bruders Karl Philipp näher. Im Juni 1612 schickten die Nowgoroder eine Gesandtschaft nach Jaroslawl, um dort die Wahl ihres Kandidaten durchzusetzen. Der Semski-Ssowjet dort behandelte den Antrag zunächst dilatorisch und wies ihn erst endgültig ab, als Poscharski sich Moskaus bemächtigt hatte. Der schwedische Prinz, der schon unterwegs nach Nowgorod war, ging nun nach Schweden zurück, obgleich die Nowgoroder ihn als ihren eigenen Zaren anerkennen wollten, und Gustav Adolf blieb zunächst auf Grund des Kriegsrechts im Besitz der Stadt.

Sobald Michail Zar geworden war, wurde ein russisches Heer gegen die Schweden geschickt und kämpfte anfangs auch erfolgreich, wurde aber, als Gustav Adolf die Schweden selbst führte, zurückgedrängt.

Die Russen riefen nun die Vermittelung der am russischen Handel so sehr interessierten Holländer und Engländer an, und Gustav Adolf, der einsah, daß er Nowgorod doch nicht auf die Dauer behaupten konnte, nahm auch seinerseits diese Vermittelung an. Nach langen Verhandlungen einigte man sich im Frieden von Stolbowo (Februar 1617) dahin, daß Iwangorod und Ingermannland schwedisch blieben. Die Russen waren dadurch ganz von der Ostsee abgedrängt, erhielten aber Nowgorod zurück und hatten nun von schwedischer Seite Ruhe.

Sie hatten während des Krieges mit Schweden vollauf damit zu tun, mit den polnischen Parteigängern und den Kosaken aufzuräumen. Unter den Polen war der gefürchtetste der Pan Lißowski, der an der Spitze verwegener Abenteurer plündernd und raubend das ganze Land durchzog, bald vor Pskow lag, bald im Nordosten oder im Südwesten Stadt und Land heimsuchte, bald vordringend, bald fliehend, immer gleich furchtbar. Erst sein durch einen Sturz mit dem Pferde erfolgender Tod (im Oktober 1616) befreite die Russen von diesem Feinde.

Allmählich gelang es Poscharski auch, die Kosaken zur Ruhe zu bringen und der anderen Räuberbanden Herr zu werden. Aber Polen erschien jetzt gefährlicher denn je, denn das Reich hatte sich endlich entschlossen, die Ansprüche des Prinzen Wladislaw auf den Zarenthron offiziell zu unterstützen (1616).

Ein Angriff der Russen auf Smolensk wurde zurückgewiesen, und Wladislaw brach im Frühling 1617 mit einem von Chodkiewicz geführten Heer von Mohilew aus auf und nahm Wjasma. Ein anderes polnisches Heer drang bis vor Kaluga vor, konnte aber die von Poscharski verteidigte Stadt nicht einnehmen.

Im folgenden Jahr gelang es den Polen, zu denen 20000 Kosaken unter dem Hetmann Sagaidatschni stießen, bis Tuschino vorzudringen. Am 1. Oktober (1618) versuchten sie Moskau mit stürmender Hand einzunehmen, wurden aber zurückgeschlagen. Immerhin waren die Russen jetzt zu Friedensunterhandlungen geneigt. Als diese zu keinem Abschluß führten, wandte sich Wladislaw gegen das Sergiewkloster, ohne indessen auch hier etwas ausrichten zu können. Darüber kam es dann zu neuen Verhandlungen, die endlich zum Abschluß des Waffenstillstandes von Deulino — so hieß ein Dorf in der Nähe des Klosters — führten. Er sollte auf 14 Jahre von 1618—1632 gelten. Wladislaw verzichtete auf den Zarenthron, Michail auf Livland, Smolensk und Sewerien. Der Vater des Zaren, Philaret, und die übrigen gefangenen Russen erhielten die Freiheit zurück.

So war denn endlich, wenn auch mit großen Opfern an Land und Leuten, der Frieden wieder hergestellt, und man konnte in Rußland daran gehen, die völlig zerrütteten inneren Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Hier erwies sich nun die Rückkehr des energischen Philaret, der sogleich zum Patriarchen erwählt wurde, von großem Wert. Er wurde von vornherein gleichsam Mitregent des Sohnes. Die Befehle des Zaren wurden gezeichnet: „Der Gossudar, Zar und Großfürst Michail Feodorowitsch von ganz Rußland und der Große Goßudar, der allerheiligste Patriarch Philaret Nikititsch von Moskau und ganz Rußland." Michail fügte sich willig der überlegenen Einsicht seines Vaters, und auch der Einfluß Marfas wurde nun, wenn auch in rücksichtsvoller Weise, in Schranken gehalten. Wie wünschenswert das war, beweist folgender Vorfall.

Als Marfa die Erlaubnis erhielt, aus dem Kloster im Norden des Onega-Sees, in das sie zuerst verbannt war, in ein anderes in

Klin überzusiedeln, war ihr als Intendant (Pristaw) ein Landedelmann Iwan Chlopow beigesellt und hatte sich ihr in dieser schweren Zeit als ein treuer Freund erwiesen.

Sie beschloß, ihn jetzt dadurch zu belohnen, daß sie seine Tochter Marie Michail zur Frau gab. Sie nahm das junge Mädchen an den Hof, und die Heirat sollte bald stattfinden, als die Angehörigen der Zarenbraut mit den allmächtigen Günstlingen Marfas, zwei Brüdern Ssaltykow, in Streit gerieten und sich dadurch ihre Feindschaft zuzogen. Diese benutzten nun eine Magenverstimmung des jungen Mädchens, um sie für verzaubert zu erklären. Obgleich die abendländischen Hofärzte Marie für ganz gesund erklärten, setzten die Ssaltykows bei Marfa durch, daß erklärt wurde, „die Zarenbraut sei zur Freude des Zaren nicht geeignet". Daraufhin wurden alle Chlopows, einschließlich der Braut, nach Tobolsk verbannt, obgleich Michail sie schon sehr lieb gewonnen hatte. Erst Philaret setzte durch, daß Marie aus der Verbannung zurückkehren, nicht aber, daß Michail sie heiraten durfte, denn dem widersetzte sich Marfa hartnäckig.

Philaret hatte während seiner langen Gefangenschaft Gelegenheit gehabt, sich mit den abendländischen Verhältnissen vertraut zu machen. Er erkannte auch, wie sehr die Vermählung seines Sohnes mit der Tochter einer alten regierenden Familie der neuen Dynastie zustatten kommen mußte. Er ließ daher erst in Dresden, dann in Dänemark, endlich in Berlin Unterhandlungen anknüpfen. Sie scheiterten aber alle daran, daß man dem Bestande der neuen Dynastie nicht traute. Hatte doch das Auftreten des falschen Demetrius in ganz Europa großes Aufsehen erregt und aller Welt Aufmerksamkeit auf die Vorgänge in Rußland gerichtet. So mußte sich denn Philaret schließlich bescheiden und Michail mit Eudoxia Streschnew vermählen (1626).

Philaret erkannte auch, daß Rußland sich Polen gegenüber nur behaupten konnte, wenn es sein Heer auf die Höhe der damaligen europäischen Armeen brachte.

Er ließ daher im Abendlande Truppen anwerben und bestellte dort große Mengen Munition. Fremde Offiziere bildeten ferner russische Regimenter nach abendländischer Weise aus, und fremde Ingenieure richteten Anstalten ein, in denen Kanonen und Kugeln gegossen, Pulver hergestellt wurde. Man zog ferner Bergbaubeflissene und Handwerker jeder Art ins Land und hielt nur darauf,

daß sie keine Katholiken waren. Den Protestanten war erlaubt, in der „deutschen Sslobode", einem Vorort von Moskau, in dem die Fremden meist wohnten, eine eigene Kirche zu haben und auch in ihren Häusern evangelischen Gottesdienst abzuhalten.

Philaret hatte immer einen Revanchekrieg gegen Polen im Auge, es währte aber noch eine ganze Weile, ehe es zu ihm kam, denn die finanzielle Lage des Reiches war eine trostlose.

Die freien Bauern waren schon im Rußland der Teilfürstentümer nicht Eigentümer des von ihnen bebauten Grund und Bodens gewesen, der entweder dem Staat oder der Kirche oder Grundherren gehörte. Wie wir schon sahen, hatten die Großfürsten einen Teil der Staatsländereien unter die Bojarenkinder als Lehn verteilt, und der Unterschied zwischen den Lehn- und den Allodialgütern hatte sich im Laufe der Zeit mehr und mehr verwischt, die Allodbesitzer und die Lehnbesitzer waren allmählich alle zu Gutsbesitzern geworden, die das Heeresaufgebot bildeten. Die Bauern siedelten also auf Staats-, Kirchen- oder Herrenland und zahlten dafür anfangs in Naturalien, später in Geld. Die Staatsländereien zerfielen wieder in solche, die sich die Fürsten zu ihrem Unterhalt vorbehalten hatten — hier wurden immer Naturalien geliefert —, und in eigentliche Staatsländereien. Erstere hießen Hofesländereien, letztere „schwarze".

Auf den Ländereien der Gutsherren konnte der Bauer, wenn er wollte, seinen Hof verlassen und auf den eines anderen übersiedeln; es durfte das aber seit dem Ssudebnik Iwans III. nur in den zwei Wochen um den 26. November, den St. Georgstag, geschehen. Beim Antritt wurde zwischen dem Bauer und dem Gutsherrn ein Vertrag geschlossen. In diesem verpflichtete er sich entweder nur zu einer Pachtzahlung oder übernahm neben ihr noch Leistungen in der Art der Fron, also z. B. einen Teil des Herrenackers zu bestellen. Bekam der Bauer, was gewöhnlich der Fall war, beim Eintritt in die neue Stellung einen Vorschuß (Ssuda) an Geräten, Vieh, Saatkorn usw., so blieb er diesen dem Herrn schuldig und mußte ihn, ehe er zu einem anderen Herrn überging, bezahlen. Diese Zahlung hieß Isdjelje.

Die Staatssteuern, Tjagla, wurden nicht von den Bauern als Personen, sondern vom Lande erhoben, gleichviel, wer es bebaute. Sie wurden auch nicht von den einzelnen Bebauern bezahlt, sondern von ganzen Steuerkreisen — Stany oder Wolosti, deren Bewohner sämtlich für ihren Eingang hafteten (Krugowaja poruka). Sie

hatten daher das größte Interesse daran, daß die Zahl der Steuerzahler sich nicht dadurch verminderte, daß Bauern oder Gutsbesitzer weniger Land bebauten als bisher, denn sie hatten ja für den leergelassenen Hof die auf ihm liegenden Steuern zu zahlen.

Hält man nun fest, daß der Grund und Boden in dem so dünn bevölkerten Lande an sich wertlos war, so wird man verstehen, daß der Bauer ein sehr gesuchter Mann war. Die Grundbesitzer waren daher bemüht, ihn durch ihm gewährte Darlehn so in Schulden zu verstricken, daß er ihr Land nicht verlassen konnte. Sie hatten aber damit zu rechnen, daß die großen Grundherren, die Klöster und die Bojaren ihnen die Bauern auf jede Weise auszuspannen und auf ihre Güter hinüberzulocken suchten. Geschah das, indem sie den Bauer in den Stand setzten, seine Schulden zu bezahlen, so hatte der kleine Grundbesitzer das Nachsehen. Noch schlimmer aber war es, wenn ihnen die Bauern, was oft geschah, mit Gewalt entführt wurden.

Um sich ihre Arbeitskräfte zu sichern, suchten die Besitzer sie auf jede Weise dazu zu bewegen, daß sie sich freiwillig in die Sklaverei begaben, und mancher von ihnen entschloß sich in der Tat, auf diese Weise den ewigen Schikanen durch die Herren und bestechliche Richter zu entgehen. Es gab ja neben den Bauern noch viele Unfreie, Kriegsgefangene und ihre Nachkommen und Leute, die sich wirklich oder angeblich freiwillig in die Sklaverei begeben hatten. Sie bildeten die Dienerschaft des Adels oder bestellten auch die von den Edelleuten selbst bewirtschafteten Felder.

Das alles führte zu Unzuträglichkeiten, die allmählich ein Einschreiten der Staatsgewalt verlangten. Da der Staat ein starkes Interesse daran hatte, seine Miliz wehrpflichtig und die Steuerzahler zahlungsfähig zu erhalten, so richteten sich die von ihm getroffenen Maßregeln unwillkürlich dahin, die Bauern an den Boden zu binden und sie zu zwingen, ihn, der ja allein die Steuern trug, auch zu bearbeiten. Ein Gesetz vom Jahre 1597 bestimmte, daß die Gutsherren entflohene Bauern zurückverlangen konnten, wenn seit ihrer Flucht nicht mehr als fünf Jahre vergangen waren. Es folgten Verbote an Bauern, die länger als zehn Jahre einer Gemeinde angehört hatten, sie zu verlassen; es wurde bestimmt (1601), daß die Gutsherren ihren Standesgenossen nicht mehr als zwei Bauern abwendig machen durften; der Übergang der freien Bauern in die Sklaverei wurde verboten, weil die Bauern dadurch aufhörten, steuerpflichtig zu sein.

In dieſer Zeit bildete ſich auch die Gemeindeverfaſſung aus, die bis in die Gegenwart ſich erhalten hat, und nach der das der Gemeinde zur Verfügung ſtehende Land in gewiſſen Zeiträumen unter die einzelnen Gemeindemitglieder verteilt wurde. Es war für die Grundbeſitzer jeder Art bequemer und vorteilhafter, es mit einer ſolidariſch haftenden Gemeinde zu tun zu haben als mit den einzelnen Bauern.

Man hat die Entſtehung dieſer Art Gemeinde, des Mir, weiter zurückverlegt, aber mit Unrecht, denn die Siedelungen der Bauern beſtanden im Moskauer Kolonialgebiet noch bis in die Zeit der Wirren großenteils aus einzelnen Höfen oder kleinen Weilern, wie das in dieſem von Wald bedeckten Lande ja auch natürlich war. Erſt der Staat ſchuf größere Steuereinheiten, und erſt aus der Zunahme der Bevölkerung ergaben ſich größere Dörfer, deren Bewohner eine Gemeinde im Sinne des Mir bilden konnten. In der Urzeit hatte es allerdings vielfach einen Mir gegeben wie bei allen Völkern.

Es leuchtet ein, wie ſehr die Zeit der Wirren dazu beitragen mußte, den Wunſch der Beſitzer, die Bauern an den Boden gebunden zu ſehen, zu vermehren. Flohen ſie doch zu vielen Tauſenden in die Steppen und füllten die Reihen der Koſaken. Die Gutsherren ſtellten nun ſelbſt bei der Aufnahme der Bauern die Bedingung, daß ſie ſich verpflichteten, für alle Zeit auf ihrem Grund und Boden zu bleiben. Und ſo entſtand die Leibeigenſchaft.

Aber das alles war erſt im Werden und befand ſich in einer Zeit in größter Unordnung, in der an die Leiſtungsfähigkeit des Staates die höchſten Anforderungen geſtellt werden mußten.

Es galt daher zunächſt Ordnung in die Steuerverhältniſſe zu bringen. Zu dieſem Zweck beſchloß ein Landtag vom Jahre 1619, daß beſondere Beamte alle Städte beſichtigen, ein genaues Verzeichnis ihrer Bewohner aufnehmen und ihre wirtſchaftlichen Verhältniſſe feſtſtellen ſollten. Wer von den Einwohnern ſie verlaſſen hatte, ſollte zwangsweiſe in ſie zurückgebracht werden. Dasſelbe galt von den Mitgliedern der Bauerngemeinden. In beiden Fällen wurde aber eine zehnjährige Verjährungsfriſt zugelaſſen. Auf Grund dieſer Unterſuchungen entſtanden nun die neuen Steuerkataſter.

Es galt auch Ordnung in die Beſitzverhältniſſe zu bringen, denn jeder der zeitweiligen Regenten hatte unter ſeine Anhänger Güter verliehen, auf die ſchließlich eine ganze Anzahl Leute Anſpruch erhoben. Auch hier ordnete ſich allmählich alles.

So ließen ſich denn die großen Mittel aufbringen, die der Staatshaushalt und insbeſondere die Armee beanſpruchte, ja Philaret konnte daran denken, nach Ablauf des Waffenſtillſtandes mit Polen dieſem die ruſſiſchen Provinzen, insbeſondere das viel umkämpfte Smolensk, mit Waffengewalt wieder abzunehmen. Rußland verfügte jetzt neben dem Aufgebot der Bojarenkinder über vier Regimenter ausländiſchen Fußvolkes und über ruſſiſche von ausländiſchen Offizieren ausgebildete Infanterie- und Kavallerie-(Dragoner-) Regimenter. Dazu kamen die Koſaken und die Tataren als leichte Truppen. Um die Koſten des Krieges zu beſtreiten, kaufte der Staat 1631 alles handelbare Korn auf und verkaufte es mit großem Vorteil an die Ausländer. Philaret ſcheute auch nicht davor zurück, die Klöſter an den Kriegskoſten teilnehmen zu laſſen. Man hatte endlich auch ſchon einen Oberbefehlshaber im Auge, der vorzüglich geeignet ſchien, Operationen gegen Smolensk zu leiten, denſelben Scheïn, der dieſe Stadt einſt ſo tapfer und ſo erfolgreich gegen Sigismund verteidigt hatte.

Der Tod Sigismunds (April 1632) bewirkte, daß Rußland noch vor Ablauf des Waffenſtillſtandes zu den Waffen griff, um die königsloſe Zeit in Polen mit ihren unvermeidlichen Parteikämpfen auszunutzen. Die Hauptarmee, die Smolensk erobern ſollte, führten Scheïn und Ismailow. Scheïn wurde ſchon jetzt mit Ehrenbezeigungen überſchüttet, und ſein Selbſtgefühl entſprach dieſen vorzeitigen Ehrungen. Ein zweites Heer wurde bei Rſchew zuſammengezogen, ein drittes bei Kaluga. Die ausländiſchen und die europäiſch ausgebildeten Truppen befanden ſich bei dem Hauptheer, das gegen 40000 Mann ſtark war.

Es ſtellte ſich bald heraus, daß Scheïn nicht mehr der Mann war, der einſt Smolensk ſo geſchickt verteidigt hatte. Der Aufmarſch vollzog ſich unendlich langſam, das Heer traf erſt im Dezember vor Smolensk ein, in dem Gonſiewski Kommandant war. Obgleich die Polen in ihrer leichtfertigen Art keinerlei Vorbereitungen für den doch ſichtlich bevorſtehenden Krieg getroffen hatten, war es Gonſiewski doch gelungen, die Feſtung in Verteidigungszuſtand zu ſetzen, und da Scheïn die Stadt nicht einſchloß, ſondern nur ein feſtes Lager vor ihr bezog, konnten die allmählich eintreffenden Verſtärkungen in die Stadt gelangen. Erſt im Februar wurde ſie von allen Seiten belagert.

Mittlerweile war der Sohn Sigismunds, Wladiſlaw, zum König gewählt worden (November 1632) und bot alles auf, um rechtzeitig

vor Smolensk zu erſcheinen. Trotzdem konnte er erſt im Auguſt 1632 mit einem nur etwa 15000 Mann zählenden Heer von Orſcha aus aufbrechen und Smolensk erreichen. Hier ſtießen im September noch 15000 Saporager-Koſaken zu ihm, denn Wladiſlaw war bei den Koſaken ſehr beliebt. Nun wurde eine ruſſiſche Schanze nach der anderen genommen, und bald war Scheïn nicht mehr Belagerer, ſondern Belagerter.

Die Kunde von dieſer Lage der Dinge brachte Philaret, der auf dieſen Feldzug ſo große Hoffnungen geſetzt hatte und ſich nun ſo bitter enttäuſcht ſah, den Tod. Er ſtarb am 1. Oktober 1633.

Philaret gehörte, obgleich auch ſein Schild manchen Flecken aufweiſt, immerhin zu den Beſten aus der Generation der Männer, die noch den „Schrecklichen" gekannt hatte. In ſeiner Jugend war er der eleganteſte junge Mann Moskaus und zeigte zugleich einen bei ſeinen Standesgenoſſen damals ungewöhnlichen Bildungstrieb. Nach dem Tode des Vater war er das Haupt der Romanows, und eine glänzende Laufbahn ſchien vor ihm zu liegen. Da ſtürzte ihn plötzlich das Mißtrauen Boris Godunows in das äußerſte Elend. Er wurde zwangsweiſe zum Mönch geſchoren, ſeine geliebte Frau zur Nonne, ihr Söhnchen Verwandten übergeben. Ein Schmerzensſchrei des Unglücklichen iſt uns in einem Bericht des ihn überwachenden Priſtaws erhalten. Als die Kunde vom Auftreten von Demetrius zu ihm drang, warf er die Dumpfheit, in die er verſunken war, ab, jagte die ihm als Geſellſchaft aufgedrungenen Mönche aus ſeiner Zelle und träumte davon, wieder Roſſe tummeln und Falken fliegen laſſen zu können. Der Arme vergaß, daß, wer einmal Mönch geworden war, nie wieder ein Laie werden konnte.

Der Tag der Freiheit kam, und Demetrius ernannte Philaret zum Erzbiſchof von Roſtow. Nach ſeinem Sturz mußte Philaret Waſſili Schuiski bezeugen helfen, daß der echte Demetrius unverweſt und Wohlgerüche aushauchend in ſeiner Gruft in Uglitſch lag. Er tat es, aber er war kein Freund des Lügens. Als ihn die Polen in das Lager von Tuſchino brachten, erkannte er den „Dieb" als Demetrius an, nahm aus ſeinen Händen die Patriarchenwürde entgegen. Er ſetzte wohl von vornherein ſeine Hoffnung auf Wladiſlaw. Wir ſahen ihn dann als Geſandten in das Lager Sigismunds vor Smolensk gehen. Hier bewies er große Charakterſtärke, war auf keine Weiſe dazu zu bewegen, auf die Wünſche des Königs einzugehen. Er wanderte dann als Gefangener der Polen nach Marien-

burg und verlebte dort die Jahre, in denen Rußland faſt zu Grunde ging, ſich aber in letzter Stunde noch aufraffte und ſeine Selbſtändigkeit wieder errang. Um ein Haar gingen ſein Weib und ſein Sohn, die als Gefangene mit den Polen im Kreml eingeſchloſſen waren, mit dieſen zugrunde. Dann wurde Philarets Sohn Zar, aber das brachte ihm noch nicht die Freiheit. Er ſelbſt beſchwor Michail, um ſeiner Befreiung willen keinerlei Konzeſſionen an Polen zu machen. Es vergingen nun noch ſechs lange Jahre, ehe Philaret nach Moskau zurückkehren konnte. Jetzt war er freilich im Grunde der Zar. Sein ganzes Dichten und Trachten war nun darauf gerichtet, endlich einmal mit den Polen abzurechnen, ihnen all das Elend heimzuzahlen, das ſie über Rußland brachten, ihnen Smolensk, Sſewerien abzunehmen. Dazu hatte er ein auf das beſte ausgerüſtetes Heer geſchaffen und unter einem Feldherrn vor Smolensk geſchickt, dem er unbedingt vertraute. Aber dieſer Feldherr verſagte vollſtändig, und das Heer wurde von den Polen zu Paaren getrieben.

Das brach dem ſtolzen Greiſe das Herz.

War Philaret in die Intrige verſtrickt, die den Sturz von Boris Godunow und damit die Zeit der Wirren herbeiführte, ſo hat er das, wie ſein Verhalten in Tuſchino, in langem Elend hart gebüßt. In ſeinem Alter hat er ſich jedenfalls um Rußland große Verdienſte erworben, und es war nicht ſeine Schuld, wenn ſein Verſuch, Smolensk und Sſewerien für Rußland zurückzuerobern, kläglich ſcheiterte.

In Moskau machte man die größten Anſtrengungen, nun ein Erſatzheer aufzuſtellen. Der Zar ſchickte ſeine Leibſtrelitzen ins Feld, der Landtag, der ſeit dem Beginn des Krieges zuſammengeblieben war, bewilligte neue Steuern. Aber das von den Fürſten Tſcherkaski und Poſcharski geführte Heer kam über Moſchaisk nicht hinaus, wagte es nicht, ein polniſches, das ihm den Weg nach Smolensk verſperrte, anzugreifen.

Am 16. Februar 1634 ergab ſich das ruſſiſche Heer vor dieſer Stadt gegen freien Abzug den Polen. Es ließ ſeine ganze Artillerie zurück und gelobte, ſich vor Ablauf von vier Monaten nicht wider Polen gebrauchen zu laſſen.

Die Entrüſtung in Moskau war groß. Scheïn und Ismailow nebſt Sohn wurden hingerichtet. Wie aſiatiſch die Verhältniſſe doch noch waren, ergibt ſich daraus, daß auch die Angehörigen der unglücklichen Feldherren in die Verbannung wandern mußten.

Aber an eine Fortſetzung des Krieges konnte nun nicht mehr

gedacht werden. Am Ufer der Poljanowka, dem alten Grenzfluß von Moskau und Litauen, zwischen Wjasma und Dorogobusch, kamen die Gesandten Rußlands und Polens zusammen und schlossen am 3. Mai 1634 den Frieden von Poljanowo. Wladislaw entsagte allen Ansprüchen auf den Zarenthron, Polen blieb aber im Besitz von Smolensk und Sjewerien.

Auf Wunsch Michails gestatteten die Polen, daß die Leichen von Wassili Schuiski und Demetrius Schuiski und Frau nach Moskau gebracht wurden, wo Wassili in der Begräbniskirche der Zaren die letzte Ruhestätte fand.

Es lag die Gefahr vor, daß die Ausnahmestellung, die Philaret als Patriarch eingenommen hatte, in seinem Nachfolger hierarchische Ansprüche erweckte. Aber Philaret selbst hatte dafür gesorgt, daß der von ihm für die Nachfolge bestimmte Joasaf ein Mann war, dem solche ehrgeizige Anwandlungen ganz fremd blieben. Er war, nach der Aussage eines Chronisten, „dem Zaren gegenüber nicht frech".

Die Jahre, in denen Michail selbständig regierte, verliefen friedlich. Die Erfahrungen, die man vor Smolensk gemacht hatte, bewiesen, daß auch das neu organisierte russische Heer den Polen nicht gewachsen war, und diese Erkenntnis bewirkte, daß Michail auch darauf verzichtete, sich am Schwarzen Meer festzusetzen, wozu sich ihm eine unerwartete Gelegenheit bot.

Man suchte sich russischerseits gegen die Überfälle der Tataren schon seit lange in der Weise zu schützen, daß man am Rande der Steppen Befestigungen anlegte. In den Wäldern geschah es durch Verhaue, im offenen Lande durch Wälle, die einzelne Schanzen verbanden. Auch an den Furten wurden solche Schanzen errichtet. Diese Schanzen erhielten entweder eine ständige Besatzung und erwuchsen dann zu Städten oder nur wechselnde Garnisonen.

Außerhalb dieser Linien hausten an den Ufern der Flüsse oder in den Schluchten der Steppen die Kosaken, die vom Zaren als Untertanen in Anspruch genommen und auch von ihm mit Kriegsmunition versehen wurden, aber nur in einem lockeren Verhältnis zu ihm standen. Wir sahen schon, welch eine verhängnisvolle Rolle diese zuchtlosen Leute in der Zeit der Wirren spielten. Sie nun erhielten jetzt dadurch noch ein besonders unruhiges Element, daß infolge der religiösen Verfolgungen, denen die polnischen Kosaken in den letzten Regierungsjahren Sigismunds und unter Wladislaw

ausgesetzt waren, viele Kosaken vom Dnjepr sich den Kameraden am Don anschlossen. Diese unternahmen nun auch Plünderungszüge über das Meer nach Kleinasien und erregten dadurch den äußersten Unwillen der Türkei, mit der der Zar als mit dem Todfeinde der Polen gern in Freundschaft lebte. Er gab daher die Kosaken immer preis und erklärte, sie seien nicht seine Untertanen. Die Türken sollten mit ihnen verfahren nach ihrem Belieben.

Nun war den Kosaken seit lange das feste Asow, das die Mündung des Don sperrte, ein Dorn im Auge, und sie beschlossen, es zu erobern. Sie erschienen im Frühling 1637 vor der Stadt und schlossen sie eng ein. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gesandter des Sultans, Cantacuzen, in ihre Hände und wurde von ihnen als angeblicher Spion ermordet. Es gelang ihnen dann, Asow einzunehmen und unter den muhammedanischen Bewohnern ein furchtbares Blutbad anzurichten.

Als die Nachricht davon nach Moskau kam, schickte man sogleich einen Boten nach Konstantinopel und versicherte, die Ermordung des Gesandten und die Einnahme Asows wären nur von den Kosaken geschehen und würden vom Zaren durchaus mißbilligt.

Der Sultan Murad war empört, aber innere Wirren, denen er selbst zum Opfer fiel, verhinderten ihn, ein Heer nach Asow zu schicken. Erst sein Nachfolger Ibrahim sandte zur See eine Armee ab und bot zugleich die Krimschen und Nogaischen Tataren auf. Aber Stürme zerstörten die Flotte, und die Tataren waren wenig geeignet, eine feste Stadt einzunehmen. Sie hoben deshalb, nachdem sie große Verluste erlitten hatten, die Belagerung auf (September 1641).

Die Kosaken schickten nun eine Deputation nach Moskau und forderten den Zaren auf, von Asow Besitz zu ergreifen.

Das Anerbieten war verlockend, aber es mußte voraussichtlich zu einem langwierigen Kriege mit der Türkei führen, und die Finanzlage des Reiches ließ einen solchen wenig wünschenswert erscheinen. So entschloß man sich dazu, einen Landtag über Krieg und Frieden entscheiden zu lassen, und dieser trat im Januar 1642 zusammen. Die einzelnen Bevölkerungsgruppen gaben, wie üblich, besondere Gutachten ab, und diese lassen uns interessante Blicke in die Lage der Dinge tun.

Alle Stände erklärten sich zwar bereit, Gut und Leben für den Zaren zu lassen, die meisten aber fanden, daß beides in erster Reihe von anderen herzugeben sei. Der Dienstadel des Nordostens meinte,

daß dieser Krieg Sache seiner Standesgenossen im Süden sei, die an die Kämpfe mit den Tataren gewohnt wären. Andere Schichten dieses Standes wiesen darauf hin, daß zu diesem Kriege vor allem die großen Herren herangezogen werden müßten, die sich immer dem Dienst entzögen. Sie selbst wären völlig verarmt. Die Geldmittel sollten die Kirche und die Klöster hergeben. Die Kaufleute jammerten darüber, daß sie durch den unbezahlten Dienst als Zollkontrolleure und Steuererheber und durch die Konkurrenz der Fremden ruiniert wären. Alle Stände waren darin einig, daß die Zentralisation der gesamten Verwaltung in Moskau zu ganz unerträglichen Zuständen führe. Die Richter und die Djaks in den Kanzleien seien dort gleich sehr bestechlich und verschleppten absichtlich jede an sie aus der Provinz kommende Angelegenheit ins Endlose. Die Djaks, erklärten die Edelleute, kauften immer mehr Güter an und erbauten sich steinerne Paläste, wie sie früher auch die vornehmsten Leute nicht besessen hätten. Die Steuerkataster wären vielfach infolge von Bestechungen ganz unzuverlässig und müßten durch neue ersetzt werden.

Man hatte für das Treiben der Djaks ein besonderes Wort gebildet, das sogar in offizielle Dokumente überging: Moskowskaja Wolokyta, d. h. etwa „Moskauer Quertreibereien". Wir sehen, die leidige russische Bureaukratie, das Tschinowniktum, gegen das sich in unseren Tagen der Ansturm der öffentlichen Meinung richtete, blühte schon unter Michail. Aber auch noch andere Leiden, die 300 Jahre lang über Rußland verhängt waren, wurzeln in dieser Zeit. Unter Michail begann man damit, die Verbrecher nach Sibirien zu schicken, nachdem man sie im Gesicht gebrandmarkt hatte. Unter ihm wurde auch das Branntweinmonopol eines der wichtigsten Einkommen des Staates. Der Branntweinverkauf wurde entweder verpachtet oder durch Kaufleute vertrieben, die die Regierung mit dem Verkauf beauftragte und die einen bestimmten Gewinn erzielen mußten. Infolgedessen wurde die Trunksucht mit allen Mitteln gefördert. Suchte hier oder da ein Wojewode ihr entgegenzuwirken, so bekam er von der Zentralbehörde, der er unterstand, einen scharfen Verweis. Die Trunksucht fand deshalb bald die weiteste Verbreitung, und die ausländischen Reisenden können nicht genug von ihren entsetzlichen Folgen erzählen. „Der Trunkenheit," sagt Olearius, „sind die Russen so sehr wie keine andere Nation der Welt ergeben." „Nicht allein Gemeine," sage ich, „sondern auch fürnehme Herren, ja zarische große Gesandte wissen, wenn ihnen

ſtark Getränke vorgeſetzt wird, kein Maß, ſondern, wenn es nur etwas lieblich, als Waſſer gießen ſie es in ſich, daß man ſie als des Verſtandes beraubte Leute handthiren, ja bisweilen wohl gar todt aufheben muß. Zu unſerer Zeit waren allenthalben öffentliche Kabaken und Krüge, daß jeder, wer nur wollte, ſich hineinſetzen und für ſein Geld trinken mochte. Da denn die gemeinen Leute, was ſie nur erwerben konnten, in den Krug trugen, ſaßen ſo feſte, bis ſie nach ausgeleertem Beutel ihre Kleider, ja das Hemd gar auszogen und dem Wirt hingaben und hernach nackt nach Hauſe gingen." „Auch achtens die Weiber allerdings nicht ſchande ſein, ſich vollſaufen und neben den Männern niederfallen." „Es wird ſobald ein Pope und Mönch als ein Weltlicher und Bauer trunken angetroffen."

Auch die Trunkſucht iſt durch 300 Jahre das herrſchende Laſter des ruſſiſchen Volkes geblieben.

Michail entſchloß ſich ſchließlich doch, Aſow aufzugeben, und die Koſaken begnügten ſich damit, die Stadt dem Erdboden gleichzumachen. So wurden die Beziehungen zur Türkei wieder freundliche.

So ſehr auch die Regierung Michails bemüht war, Ausländer ins Land zu ziehen, ſo geſchah doch für die Bildung des Volkes nichts. Die Kenntniſſe der Abendländer wurden nur im Intereſſe der kriegeriſchen Ausbildung oder der Einnahmen des Fiskus verwandt. Philaret war in ſeiner Jugend bildungsfreundlich geweſen, aber der langjährige intime Verkehr mit den Mönchen war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er hatte im Intereſſe ſeiner Konfeſſion viele Jahre Gefangenſchaft ertragen und war darüber ein Fanatiker geworden. Er ſetzte (1620) durch, daß Chriſten anderer Konfeſſion, die zum griechiſch-orthodoxen Bekenntnis übertraten, neu getauft wurden, und führte eine ſtrenge Zenſur der religiöſen Schriften ein. Obgleich ein Prozeß gegen den um Rußland hochverdienten Abt des Sergiusklоſters, Dionyſius, die unglaubliche Unwiſſenheit der Geiſtlichkeit wieder einmal an den Tag legte, tat Philaret doch nichts, um ihre Bildung zu heben. Auch hierin blieb das Regiment der erſten Romanows auf lange hinaus typiſch. Wohl drangen von den Fremden her Bildungselemente in den hohen Adel, aber auch dieſer Kreis blieb noch lange ſo roh, daß die fremden Geſandten ſich nur mit dem äußerſten Widerwillen in ihm bewegen konnten, und der Dienſtadel, die Kaufleute und das Volk kannten erſt recht keine anderen Freuden als Trinkgelage, den Dienſt der Venus und

die ſcheußlichen Laſter Aſiens, von denen zum Ekel der Abendländer ganz offen die Rede war. „Große Höflichkeit und ehrbare Sitten," heißt es bei Olearius, „kann man bei den Ruſſen nicht ſuchen." „Weil ſie viel Knoblauch und Zwiebeln genießen, fällt einem, der es nicht gewöhnt, ihre Gegenwart gar beſchwerlich." „Ihre meiſten Reden ſind dahin gerichtet, wozu ſie ihre Natur und gemeine Lebensart veranlaßt; nämlich von Üppigkeiten, ſchändlichen Laſtern, Geilheiten und Unzucht ſo theils von ihnen ſelbſt, theils von anderen begangen. Wer die gröbſten Zoten und Schandpoſſen dabei zu reißen und mit leichtfertigen Geberden herauszulaſſen weiß, der iſt der beſte und angenehmſte."

Auch unter der Geiſtlichkeit war die Trunkſucht weit verbreitet, und wer von den Mönchen höher hinaus wollte, der zerbrach ſich den Kopf über dogmatiſchen Haarſpaltereien, die um ſo ſinnloſer waren, als die Kenntnis des Griechiſchen faſt ganz verloren gegangen war, die Unterſuchungen daher auf Überſetzungen fußten, deren Wortlaut durch die Abſchreiber im Laufe der Zeit oft in unglaublicher Weiſe verſtümmelt war.

Das neue Rußland, das aus der Zeit der Wirren hervorging, war, trotz der Friedfertigkeit des erſten Zaren, ganz auf den Kampf geſtellt, denn alle die alten Aufgaben waren noch ungelöſt, ja ſie waren dringender und ſchwieriger denn je.

Rußland war jetzt ganz von der Oſtſee abgedrängt; Polen beſaß mehr urruſſiſches Land als zu irgendeiner Zeit vorher; die Krimtataren und die Tatarenhorden des Südoſtens plünderten die Grenzmarken wie nur immer ihre Vorfahren. Sollte das anders werden, ſo bedurfte es der Anſpannung aller finanziellen Kräfte. Dann aber blieb für Bildungszwecke nichts übrig. Die Grenzen des Landes dehnten ſich weiter und immer weiter, aber das Volk blieb ſo arm, unwiſſend und elend wie es war.

So geſchah es.

Wir ſahen, daß Philaret bemüht war, für ſeinen Sohn eine Prinzeſſin aus einem regierenden Hauſe zu gewinnen. Das war nicht geglückt, aber Michail hielt an dem Wunſch feſt, mit den abendländiſchen Fürſtenfamilien in verwandtſchaftliche Verbindung zu treten. Er hatte einen Sohn und drei Töchter. Die älteſte von dieſen ſollte mit einem abendländiſchen Prinzen vermählt werden, und Michail wandte ſich um einen ſolchen an den däniſchen Hof, der ja ſchon den Bräutigam der unglücklichen Xenia Godunow ge-

liefert hatte. Chriſtian IV. hatte aus der morganatiſchen Ehe mit einer Gräfin Munk einen Sohn Waldemar, dem er den Namen Güldenlöwe verlieh, und war nicht abgeneigt, ihn nach Rußland zu ſchicken. Der junge Herr ging an der Spitze einer Geſandtſchaft, die über einen Handelsvertrag verhandeln ſollte, nach Moskau und gefiel. Es begannen nun Verhandlungen, die aber gleich anfangs daran zu ſcheitern drohten, daß der Zar den Übertritt Waldemars zur griechiſch-orthodoxen Konfeſſion verlangte. Erſt als man dieſe Forderung fallen ließ, begab ſich Waldemar, der jetzt den Titel eines Grafen von Schleswig-Holſtein führte, nach Moskau. Hier ließ ſich alles erfreulich an, bis der Zar doch wieder mit dem Verlangen des Übertritts hervortrat. Als Waldemar ſich weigerte, ſuchte Michail, für den das Scheitern des nun ſchon ſo weit vorgeſchrittenen Eheprojekts im höchſten Grade peinlich war, ihn durch Disputationen für ſeine Konfeſſion zu gewinnen, aber der evangeliſche Feldprediger behauptete in ihnen nach Waldemars Meinung das Feld gegen die ruſſiſchen Theologen, die einige Griechen zu ihrer Unterſtützung herbeigezogen hatten, und er war nicht zum Übertritt zu bewegen. Man hielt ihn lange in Moskau feſt, mußte ihn aber ſchließlich doch in ſein Vaterland entlaſſen.

Für die ruſſiſchen Prinzeſſinnen hatte das Scheitern dieſes Eheprojekts die traurige Folge, daß ſie bis zur Zeit Peters des Großen ledig bleiben mußten, denn ihre Väter meinten, ſie nicht an Untertanen verheiraten zu dürfen. Die armen Damen verbrachten daher ihr Leben in Geſellſchaft von Nonnen, Mönchen, Zwerginnen und Närrinnen, indem ſie, wie man damals in Rußland ſagte, „gottesfürchtig ihre Jungfrauenſchaft beweinten“.

In der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1645 verſchied Michail ſo ſanft, wie er gelebt hatte. Olearius ſagt von ihm: „Er regierte ſanftmütig und erzeigte ſich ſowohl gegen Ausländiſche als Einheimiſche glimpflich, ſo daß jedermann dafür hielt, das Land habe wider Gewohnheit in vielen hundert Jahren nicht einen ſo frommen Herrn gehabt.“

Alexei Michailowitsch.

Der einzige Sohn Michails, Alexei, war 1629 geboren, beim Tode des Vaters also erst 16 Jahre alt. Das war insofern ein Glück für ihn, als er dadurch früher der Stickluft des Terems entkam und sich als leidenschaftlicher Jäger körperlich kräftigen konnte, aber er war natürlich noch nicht fähig, selbständig zu regieren, und darüber entbrannten wieder die alten Kämpfe der Bojaren untereinander. Zunächst wurde der bisherige Erzieher Alexeis, der Bojar Boris Morosow, allmächtig und mißbrauchte seine Stellung, wie einst in den Jugendjahren des Schrecklichen die Schuiskis die ihrige mißbraucht hatten. Morosow wurde einer jener Günstlinge, an denen die russische Geschichte der späteren Zeit so reich ist, und für die die Russen die Bezeichnung „Wremenschtschik" haben, von „Wremja, die Zeit". Sie bedeutet also: „der zeitweilige Günstling und Gewalthaber". Morosow und seine Freunde, Pleschtschejew, der Vorsteher des Semski-Prikas, der Polizeibehörde, und Peter Trachoniatow, Präsident des Puschkarski-Prikas, des Zeughauses, plünderten die Bevölkerung in einer selbst in Moskau unerhörten Weise. Morosow fühlte sich in seiner Stellung ganz sicher, denn er hatte den Zaren mit der älteren Tochter einer seiner Kreaturen Ilja Miloslawski verheiratet und selbst ihre jüngere Schwester gefreit. Aber die fortgesetzten Erpressungen bewirkten schließlich einen furchtbaren Aufstand des Moskauer Pöbels. Am 1. Juni 1648 wurden die Häuser Morosows und seiner Genossen geplündert, und am folgenden Tage verlangte das Volk ihre Köpfe. Der Zar gab Pleschtschejew preis, und er wurde vom Pöbel zerrissen, Trachoniatow wurde hingerichtet, Morosow aber wurde versteckt, bis die Wut des Volkes sich gelegt hatte und es ihm auf die persönliche Fürsprache des Zaren hin verzieh. Auch in Pskow und Nowgorod gab es

1650 wilde Tumulte, die nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten. In Nowgorod zeichnete sich bei dieser Gelegenheit der Erzbischof Nikon durch die Furchtlosigkeit aus, mit der er dem Pöbel entgegentrat, und erregte die Aufmerksamkeit des Zaren.

Diese Unruhen waren zum Teil die Ursache, daß eine Kommission mit der Abfassung eines neuen Landrechts betraut wurde. Es hieß die „Uloschenije" und wurde 1649 von einer dazu einberufenen Versammlung von Notabeln als künftig geltendes Recht anerkannt. Diese Uloschenije war bürgerliches und Kriminalrecht, ordnete den Zivil- und den Kriminalprozeß und enthielt überdies Bestimmungen über den Lehndienst, den Dienst im Heer und die gesetzliche Lage der Bauern. Sie ist für ihre Zeit von humanem Geist durchweht, konnte aber die Menschen, die sie anwenden sollten, nicht anders machen, als sie waren. Sie waren aber unwissend, gewissenlos, roh und aus unersättlicher Geldgier bestechlich im höchsten Grade.

Alexei war, wie schon sein Vater, bemüht, sich die technischen Fortschritte des Abendlandes dienstbar zu machen, indem er fremde Offiziere, Ingenieure usw. ins Land zog. Konnte er doch nur dadurch hoffen, bei dem nächsten Waffengang mit Polen, dessen Beginn immer nur eine Frage der Zeit blieb, besser bestehen zu können als das Heer seines Vaters vor Smolensk.

Diesmal entzündete sich das kriegerische Feuer in Kleinrußland, wo die Kosaken von den zu Polen gewordenen großen Herren mehr und mehr bedrückt wurden.

Wir sahen schon, wie die bäuerliche Bevölkerung, die vor den Tataren in der Steppe mehr und mehr in das Innere des Landes zurückgewichen war, wieder in die alten Sitze am Rande der Steppe zurückkehrte, als die Macht der Krimtataren nicht mehr eine überwältigende war. Immerhin konnte nur eine so kriegerische Bevölkerung wie die Kosaken sich ihrer auf Menschenraub gerichteten Einfälle einigermaßen erwehren. Sie erhielt aber, je stärker der auf den Bauern lastende Druck im Innern Polens wurde, einen um so stärkeren Zulauf von energischen Elementen, die hier Land und Freiheit suchten.

Nun hatte sich gerade in diesen Grenzmarken ein auf ungeheueren Landbesitz gegründetes Herrentum entwickelt. Die meisten dieser Magnatenfamilien waren selbst ursprünglich russischer Herkunft, hatten aber mit dem römischen Katholizismus auch die polnische Nationalität angenommen und sich der griechisch-orthodox gebliebenen Land-

bevölkerung ganz entfremdet. Diese Herren nun sahen mit steigendem Unwillen ihre Bauern von ihrem Lande entlaufen und sich den freien Kosaken anschließen. Sie waren daher bemüht, sich diese zu unterwerfen, stießen aber dabei auf den Widerstand nicht nur der Kosaken, sondern auch ihrer eigenen Könige, die in dieser kriegerischen Bevölkerung einen vortrefflichen Schutz gegen die Tataren sahen. Zumal Stephan Bathory hat das erkannt und den Kosaken eine militärische Organisation gegeben, die sie zu einer bedeutenden Kriegsmacht machte. Er teilte sie in zehn Regimenter, entsprechend zehn Kreisen, und verlieh dem Hetmann als Amtskleinodien eine königliche Fahne, den Hetmannstab (Buntschak), eine Keule (Bulawa) als Feldherrnstab und ein Petschaft (Woiskowaja petschat). Die Grenzwache bestand aus 6000 „registrierten Kosaken", denen 20000 weitere als Reserven dienten. Residenz des Hetmanns wurde Baturin.

Außerhalb dieser Organisation blieben die Saporoger Kosaken, die auf den Inseln des Dnjepr ein wildes Abenteurerleben führten. Ihre Gemeinschaft bestand nur aus Männern, die sich in Friedenszeiten durch Jagd und Fischfang nährten, so oft es ihnen beliebte aber Plünderungszüge auf dem Schwarzen Meer unternahmen. Sie lebten in zehn Sjjetschi und 38 Kurenji. Sjjetsch hieß eine Gemeinschaft von Häusern und Lehmhütten, die eine Kirche umschlossen. Ein solcher Ort war von einem Erdwall umgeben. Ein Kurenj bestand aus einem großen und mehreren kleinen Häusern. Der Kommandant der Sjjetsch hieß Koschewoi-Atamann, des Kurenj Kurenny-Atamann. Der Woiskowoi Sjudja war der Richter, die Hauptleute hießen Jessauly, die Schreiber Pissary. Beschlüsse wurden auf dem Woiskowoi-Krug, dem Thing, gefaßt. Während es in Friedenszeiten gar keine Disziplin gab, war sie im Felde außerordentlich streng.

Ihre Plünderungszüge unternahmen die Kosaken meist in 60 Fuß langen, 10—12 Fuß breiten Booten, die einen Tiefgang von 12 Fuß hatten und Tschaiki hießen. Sie wurden bei gutem Wetter durch ein Segel, bei schlechtem durch 20—30 Ruder fortbewegt. Jedes Boot faßte 50—70 Mann, und die Flotte bestand aus 80—100 Fahrzeugen (Beauplan). Sperrte eine türkische Flotte die Mündung des Dnjepr, so zog man die Boote über Land bis ans Meer, durchkreuzte es und plünderte die Küstenstädte.

Man muß immer im Auge behalten, daß die Saporoger Kosaken, die sich selbst gern „Ritter" nannten, zwar verwegene Krieger, aber

sonst meist ein gewissenloses Gesindel waren, das mit Vorliebe vom Raub lebte und das Erbeutete in wüster Trunksucht vertat. Mißfiel diesen Leuten der von ihnen selbst gewählte Atamann, so wurde er einfach in Stücke gehauen. Bei dem engen Zusammenhang, der zwischen den „registrierten" und den „Saporoger" Kosaken bestand, färbte die Zuchtlosigkeit dieser auch auf jene ab, und zwischen beiden und den Kosaken am Don bestand ein lebhafter Zusammenhang.

Man versteht sehr wohl, daß das ganze Kosakentum den polnischen Magnaten ein Dorn im Auge war, denn die Kosaken lieferten die Läuflinge, die bei ihnen Zuflucht vor ihren Herren suchten, nicht aus, und die Kriegszüge, die sie ohne jede Rücksicht auf die politische Lage unternahmen, verwickelten Polen immer wieder in Händel mit den Tataren und der Türkei. Anderseits leisteten sie auch wieder Stephan Bathory und Wladislaw in ihren Kriegen die größten Dienste und bildeten eine wertvolle Grenzwache gegen die Tataren.

Seit fast alle Magnaten römisch-katholisch geworden waren, hatte sich der Gegensatz zwischen ihnen und den Kosaken noch sehr verschärft. Sie bezeugten ihnen in jeder Weise ihre Nichtachtung, suchten sie unter allen möglichen Vorwänden erbuntertänig zu machen und scheuten schließlich nicht davor zurück, die griechischen Kirchen an Juden zu verpachten, die für jede in ihnen vorgenommene geistliche Handlung einen Tribut erhoben. Mehrere Aufstände wurden gewaltsam und grausam unterdrückt, es gelang den Polen aber nicht, der Kosaken Herr zu werden.

Um die Mitte des Jahrhunderts war einer der angesehensten Kosaken der Feldschreiber Bogdan Chmelniczki, der Sohn eines zum Kosaken gewordenen adligen Polen. Er hatte von dem Kronfeldherrn ein bei Tschigirin liegendes Gut erhalten und dadurch den Neid des Unterstarosten Tschaplinski erregt. Dieser verfuhr nun mit dem ganzen Übermut des polnischen Schljachtizen jener Zeit, er vertrieb nicht nur wider alles Recht Chmelniczki von seinem Gut, sondern entführte ihm auch die Frau und ließ seinen Sohn öffentlich auspeitschen. Chmelniczki suchte vergeblich Hilfe beim Reichstage und beim Könige. Wladislaw soll ihm selbst geraten haben, sich sein Recht mit Gewalt zu schaffen. Chmelniczki begab sich nun zu den Tataren in der Krim, erbat und erhielt ihre Hilfe und rief die Kosaken zu den Waffen. Ein polnisches Heer unter Stephan Potocki wurde gefangen genommen, ein zweites unter Nikolaus Potocki vernichtet.

Als auch ein drittes geschlagen worden war, meinten die polnischen Herren Friedensunterhandlungen anknüpfen zu müssen, zumal Wladislaw im Mai 1648 gestorben war und eine königslose Zeit mit allen ihren unvermeidlichen Wirren bevorstand. Man konnte sich aber nicht einigen, und der mit äußerster Grausamkeit geführte Kampf tobte weiter, bis es den Kosaken und Tataren gelang, ein großes polnisches Heer in Zborow einzuschließen und zur Kapitulation zu zwingen. Nun wurde ein Vertrag geschlossen, nach dem die Zahl der registrierten Kosaken auf 40000 erhöht und ihr Gebiet räumlich festgelegt wurde. Alle Privilegien der Kosaken wurden aufs neue bestätigt, völlige Gewissensfreiheit versprochen, eine Amnestie zugesagt.

Der polnische Adel war ebensowenig geneigt, den Frieden von Zborow zu halten wie die Kosaken. Chmelniczki bat den Zaren, die Kosaken in seinen Schutz zu nehmen, aber Alexei konnte sich nicht recht entschließen, schon mit Polen zu brechen. Er kam aber den Kosaken dadurch entgegen, daß er ihnen auf russischem Gebiet um Bjelgorod Land zur Ansiedelung anwies (1652).

Die Polen hatten unterdessen die Krimtataren auf ihre Seite gebracht und wüteten gegen die Kosaken in alter Weise. Da nahm denn Alexei sie in die Zahl seiner Untertanen auf, und ein Landtag erklärte den Krieg für gerecht und unvermeidlich. Im April 1654 zogen zwei russische Heere ins Feld, eins, bei dem sich Alexei selbst befand, auf Smolensk, das andere in die Ukraine. Joh Radziwil wurde bei Schklow geschlagen, Dorogobusch und Polozk eingenommen. Am 10. September ergab sich auch das viel umkämpfte Smolensk, um nun für immer russisch zu bleiben. Leider verließ Alexei jetzt das Heer, und seine Feldherren begannen wieder miteinander zu hadern. Darüber gerieten die Fortschritte der Russen hier ins Stocken. In der Ukraine aber hatten sie überhaupt kein Glück. Sie wurden von den Polen und Tataren mehrfach geschlagen.

Nun hatten sich aber die Polen durch die Torheit ihres neuen Königs Johann Kasimir noch einen furchtbaren Feind erworben. Als nach der Abdankung Christinens von Schweden Karl Gustav König wurde, weigerte sich Johann Kasimir, ihn als solchen anzuerkennen. Infolgedessen brach Karl Gustav in Polen ein, nahm Warschau und Krakau und zwang Johann Kasimir, nach Schlesien zu fliehen.

In Moskau hielt man die Gelegenheit für günstig, sich Livlands,

das von Truppen entblößt war, zu bemächtigen. Kaiser Ferdinand III. hetzte nach Kräften, und seine Gesandten boten alles auf, Rußland in den Krieg mit Schweden zu treiben. Auch der Patriarch wirkte in diesem Sinne. Da entschloß sich denn Alexei, wieder persönlich in den Krieg zu gehen und zog an der Spitze eines großen Heeres, das Alexander Leslie führte, vor Riga. Wir verdanken Kelch eine sehr interessante Schilderung dieser Belagerung, bei der auf beiden Seiten Offiziere aus allen Ländern fochten. Die Bürger Rigas hielten treu zu Schweden, und die Russen sahen sich schließlich genötigt, ihr Lager zu verbrennen und die Belagerung aufzuheben. Dorpat aber und Kokenhusen blieben in ihren Händen, und Livland und Estland wurden von diesen Städten aus beständig beunruhigt.

Die Polen machten Alexei Aussicht, ihn zum Nachfolger Johann Kasimirs zu wählen, und der Zar schloß daraufhin mit ihnen den Waffenstillstand von Wilna (1656), aber er mußte sich bald davon überzeugen, daß man ihn nur hinhielt, und daß auch der Kaiser nur bemüht war, die polnische Krone an ein Glied seines Hauses zu bringen. Der Zar näherte sich daher wieder Schweden. Nach langen Verhandlungen, die nur zu Waffenstillständen führten, kam es endlich zum Frieden von Kardis, der ganz Livland an Schweden zurückgab (Juni 1661). Alle Anstrengungen Alexeis hatten hier zu nichts geführt.

Die Kosaken hatten sich, als sie sich unter den Schutz Alexeis begaben, nicht klar gemacht, daß der Anschluß an eine so zentralisierte Monarchie wie Rußland ihrer wilden Freiheit gefährlicher war, als das zuchtlose polnische Reich. Sobald sie Bekanntschaft mit dem moskowitischen Beamtentum gemacht hatten, wurden sie stutzig. Sie wählten zwar nach Bogdan Chmelniczkis Tode (August 1657) seinen Sohn Georg, aber eine polnisch gesinnte Partei unter Wigowski unterhandelte mit Warschau, und als die Polen im Vertrage von Hadiatsch (September 1658) den Kosaken versprachen, daß die Wojewodschaften Kiew, Tschernigow und Braclaw als Herzogtum selbständig neben Polen-Litauen treten sollten, neigten sich die Führer der Kosaken um so mehr Polen zu, als sie in einem geheimen Vertrage zu einer Art Aristokratie gemacht wurden. Als Alexei 1658 den Krieg wieder aufnahm, wurden im folgenden Jahre zwei russische Heere in der Ukraine vernichtet. Georg Chmelniczki stützte sich aber jetzt auf die demokratischen Instinkte der Kosaken, und es gelang ihm, Wigowski zu vertreiben und den Anschluß an Rußland wiederherzustellen.

Es gab nun in der Ukraine ein wildes Hin und Her, bei dem bald die Russen, bald die Polen die Oberhand gewannen. Im allgemeinen behaupteten sich erstere im Osten, letztere im Westen des Dnjepr, und Anhänger von ihnen wurden dann Hetmanne und sonstige Führer der Kosaken. Im Jahre 1660 mußte eine russische Armee unter Scheremetjew vor den Polen kapitulieren.

Zum Glück Alexeis machte unterdessen der innere Zersetzungsprozeß Polens reißende Fortschritte. Es ist die Zeit, die uns die Erinnerungen Passeks so lebhaft schildern. Die Königin will den Herzog von Enghien zum Nachfolger Johann Kasimirs gewählt sehen; die Lubomirskis stemmen sich dem mit aller Kraft entgegen. Es gelingt zwar dem König, mit Hilfe des tapferen Czarnecki den russischen Feldherrn Chowanski bei Gluboki zu schlagen und die Russen fast ganz aus Litauen zu verdrängen. Aber nun bildete die Armee eine Konföderation, und in Polen kam es zwischen dem König und Lubomirski zu einem hartnäckigen Kampf, der bis zum Juli 1666 währte. Unter diesen Umständen konnte Rußland schließlich den Waffenstillstand von Andrussowo schließen (Februar 1667), der 13 Jahre und 6 Monate währen sollte und nach dem Smolensk, Sewerien, die Ukraine, soweit sie auf dem linken Ufer des Dnjepr lag, an Rußland kamen. Damit waren immerhin große und wichtige altrussische Landschaften zurückgewonnen, wenn auch der Erfolg den ungeheueren Anstrengungen Rußlands nicht ganz entsprach. Das russische Heer war eben trotz aller Bemühungen Michails und Alexeis hinter den westeuropäischen Armeen allzusehr zurückgeblieben, um die Schweden und Polen niederzwingen zu können, und der durch die leidige Mjestnitschestwo immer wieder wachgerufene Hader unter den russischen Feldherren tat das übrige, um dauernde Erfolge zu verhindern.

Die Kriege gegen Polen und Schweden verschlangen ungeheuere Summen, denn neben dem alten Aufgebot der Bojarenkinder ging nun eine geworbene Armee her, die aus 40 000 Mann Strelitzen und aus zahlreichen „Soldaten- und Reiter"-Regimentern bestand, die von hochbezahlten ausländischen Offizieren befehligt wurden. Diese Offiziere bildeten eine äußerst gemischte Gesellschaft, denn wenn auch nicht wenige unter ihnen Veteranen waren, die sich in den Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges oder in anderen Feldzügen große Erfahrungen im Kriegshandwerk erworben hatten, so fehlte es auch nicht an Abenteurern jeder Art, die es in Westeuropa

nicht über den Korporal hinaus gebracht hatten. Grimmelshausen läßt ja auch Simplicius Simplicissimus zu ihnen stoßen.

Auch die Beschaffung der modernen Waffen, besonders der Kanonen, erforderte bisher unerhörte Aufwendungen.

Diesen Anforderungen war die russische Finanzverwaltung nicht gewachsen. Man versuchte nun die erforderlichen Mittel durch eine Finanzoperation zu beschaffen, die gewissermaßen den Charakter einer Anleihe trug. Die Zölle mußten in ausländischen Münzen bezahlt werden, und ein holländischer Dukaten wurde gleich einem Rubel = 100 Kopeken gerechnet. Taler galten als halbe Dukaten. Man schlug nun auf diese ein neues Gepräge, das ihnen den Wert eines Dukaten, also den doppelten des Münzwertes, gab. Diese Münze, die später wieder eingezogen werden sollte, wurde einstweilen anstandslos genommen, auch als man sich darauf beschränkte, auf die alte Prägung nur zwei kleine Stempel zu drücken.

Dieser Erfolg rief nun in dem Vorsteher des Münzwesens Rtischtschew die Idee wach, die herrschende Silbermünze, die Kopeken, durch Kupfergeld zu ersetzen, das den gleichen Wert wie silbernes haben sollte (1655). Natürlich ließ sich das nicht durchsetzen, zumal eine Falschmünzerei im größten Stil begann und trotz der furchtbarsten Strafen nicht zu unterdrücken war, und außerdem der Schwiegervater des Zaren Ilja Miloslawski und seine Genossen das Silbergeld künstlich zurückhielten. Im Jahre 1659 galten 100 Silberkopeken 104 kupferne, 1661 200, 1662 300—900, 1663 1500. Das Volk geriet in Verzweiflung. Im Juli 1662 begab sich ein Pöbelhaufen nach Kolomenskoje, dem Sommerpalast des Zaren, und verlangte von ihm die Auslieferung Rtischtschews, Ilja Miloslawskis und anderer Bojaren, die eines geheimen Einverständnisses mit Polen beschuldigt wurden. Unterdessen plünderte der Pöbel in Moskau.

Alexei ließ die Angeschuldigten in seinem Palast verbergen und empfing die Aufrührer freundlich. Er versprach, sofort nach Moskau zu kommen und die Anklage zu untersuchen. Als die Leute aber immer trotziger auftraten, riß ihm schließlich die Geduld, und er befahl den ihn umgebenden Edelleuten, das Volk auseinander zu treiben. Das geschah denn auch ohne weiteres. Es folgte ein furchtbares Strafgericht, die Kupfermünzen aber wurden nun aus dem Verkehr gezogen und zwar so, daß der Rubel Kupfergeld mit 10 Kopeken Silber bezahlt wurde.

Die unſelige Maßregel hatte die allgemeine Verarmung des Volkes nur noch vermehrt und die herrſchende Unzufriedenheit noch geſteigert. Sie fand neue Nahrung auf religiöſem Gebiet.

Die dem Kultus dienenden Bücher waren in Rußland wie überall ſonſt bis zur Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Abſchriften vervielfältigt worden. Als unter Iwan dem Schrecklichen in Moskau die erſte Druckerei entſtand, wurden die Drucker der Häreſie beſchuldigt und mußten ſich nach Litauen retten, wo die nationalruſſiſchen Bojaren ſie im Dienſt ihres Kampfes gegen den römiſchen Katholizismus verwandten. Schließlich hatte ſich aber das Intereſſe der Abſchreiber doch nicht gegen die neue Erfindung behaupten können, und die der Kirche dienenden Schriften wurden gedruckt. Da traten denn bald die Abweichungen grell zutage, die ſich unter den Abſchriften fanden und die mehr oder weniger Anhänger fanden. Da die ruſſiſche Kirche in der Praxis das Schwergewicht auf ihre äußeren Bräuche legte und die völlig unwiſſende niedere Geiſtlichkeit wie die Laienwelt eigentlich nur in dieſen die Religion ſah, bezogen ſich dieſe Abweichungen auch faſt nur auf ſie. Es entſtanden die Fragen: ob man das Kreuzeszeichen mit zwei oder drei Fingern zu machen hatte; ob das Halleluja zwei- oder dreimal zu wiederholen ſei; ob man den Heiland Iſſus oder Jeſus zu nennen habe und dergleichen mehr.

Der Patriarch Joſef, ein friedliebender Greis, ließ die Dinge gehen, wie ſie gingen. Er wußte auch von den Erlebniſſen des Abtes Dionyſius her, wie gefährlich es war, ihnen näher zu treten. Aber die Gegenſätze ſpitzten ſich mehr und mehr zu, die Anhänger der neuen Bräuche ſchmuggelten Anweiſungen zu ihrer Anwendung in die neuen Ausgaben alter Bücher und verlangten, ſie in den Kultus aufgenommen zu ſehen. An ihrer Spitze ſtanden die Erzprieſter Habakuk und Neronow und der Vorſteher der Druckerei Fürſt Lwow, ſehr angeſehene Leute, die das Ohr des Zaren hatten. Aber ſie ſtießen auf einen unerwarteten Widerſtand. Wir erwähnten ſchon, daß ſich während der Unruhen in Nowgorod der Metropolit Nikon durch die Furchtloſigkeit, mit denen er den Aufrührern entgegentrat, hervortat. Er nahm auch jetzt den Kampf mit Habakuk und ſeinen Freunden auf.

Nikon war ein Bauernſohn aus der Gegend von Niſchni-Nowgorod und war erſt Weltgeiſtlicher. Als ihm aber ſeine Kinder ſtarben, beredete er ſeine Frau, Nonne zu werden, und wurde ſelbſt

Mönch an der Küste des Weißen Meeres. Alexei, der von ihm hörte, machte ihn erst zum Abt eines Klosters in Moskau, dann zum Metropoliten von Nowgorod. Als Josef starb, wurde Nikon zum Patriarchen gewählt. Er weigerte sich lange, die Wahl anzunehmen und fügte sich erst den Bitten des Zaren, als dieser und die Bojaren ihm feierlich gelobten, ihn als Oberhirten gewähren zu lassen.

Der neue Patriarch war ein Mann von stählernem Willen und großen Gaben, aber auch voll geistlicher Herrschsucht und übertriebener Härte. Er stieß bald überall an, bei Geistlichen wie bei Weltlichen, und hielt sich nur durch die Verehrung, die der Zar ihm zollte. Nikon schwebte eine Stellung vor, wie sie einst Philaret eingenommen hatte; er nannte sich „Großer Herr" wie dieser. Aber er sollte bald erfahren, daß in Rußland für einen Papst kein Platz war.

Nikon war noch nicht Patriarch, als der Patriarch Paisius von Jerusalem, der 1649 nach Moskau kam, die Neuerungen mit Unwillen bemerkte. Er und Nikon machten nun Josef Vorstellungen, und dieser entschloß sich, den Mönch des Sergiewschen Klosters Arsenius Sjuchanow zum Studium der gottesdienstlichen Ordnungen in den Orient zu schicken. Darüber starb Josef, und Nikon folgte ihm (1652). Arsenius besuchte Jerusalem, Konstantinopel, Alexandrien und berichtete, die Griechen sängen drei Halleluja und bekreuzigten sich mit drei Fingern.

Der Zar und Nikon beriefen nun eine Kirchenversammlung und fragten sie, ob die neuen Bücher verbessert werden müßten. Als die Versammlung die Frage bejahte, wurde Arsenius abermals in den Orient geschickt und erhielt den Auftrag, dort möglichst viele griechische und slavonische Handschriften zu sammeln. Nicht ohne Erfolg, denn Arsenius brachte allein auf dem Athos 505 gottesdienstliche Bücher zusammen.

Zu einer wissenschaftlichen Verarbeitung dieser Bücher fehlten alle Voraussetzungen, aber man entnahm aus ihnen den Beweis, daß die Neuerungen auf Schreibfehlern oder Fälschungen beruhten, und verwarf sie deshalb nochmals auf einem geistlichen Konzil, dem auch die in Moskau anwesenden Patriarchen von Antiochien und Serbien und die Metropoliten von Nicäa und der Moldau beiwohnten. Habakuk wurde an den Baikalsee, Fürst Lwow in das Sjolowetzkikloster verbannt, Neronow machte seinen Frieden mit

Nikon. Dieſer gab nun neue emendierte Bücher heraus und konnte hoffen, daß ſein Unternehmen auf keinen allzu großen Widerſtand mehr ſtoßen würde. Aber mittlerweile trat in ſeinem Leben die entſcheidende Kriſis ein. Seine Herrſchſucht wurde allmählich dem Zaren läſtig, und die Bojaren hetzten nach Kräften wider ihn. Darüber kam es zu einer Kataſtrophe, die ſeine Leidenſchaftlichkeit zu ſeinem Verhängnis machte.

Als Nikon zu einer Galatafel, die zu Ehren eines gruſiniſchen Fürſten bei Hofe abgehalten wurde, keine Einladung erhielt, ließ er beim Bojaren Chitrowo anfragen, warum ſie ausgeblieben ſei. Der Bojar jagte den Boten mit Stockſchlägen aus dem Palaſt. Nikon verlangte nun ſchriftlich Genugtuung, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Nun wollte er ſeine Beſchwerde während der Morgenmeſſe dem Zaren perſönlich vortragen, konnte das aber nicht, weil Alexei nicht kam. Da übermannte Nikon der Zorn. Er legte ſeinen Patriarchenſtab nieder, vertauſchte das Kleid des Patriarchen mit einem ſchlichten Mönchsgewand und bat den Zaren brieflich, ihm ein Kloſter anzuweiſen. Alexei ſuchte ihn zu beſchwichtigen, kam aber nicht, wie Nikon gehofft hatte, zu ihm, ſondern ließ ihm ſchließlich ſagen, er möge ſich ſelbſt ein Kloſter zum Wohnſitz wählen. Nikon wählte ein von ihm gegründetes und Jeruſalem genanntes Kloſter und hoffte immer noch darauf, daß Alexei reuig zu ihm zurückkehren würde. Aber er hoffte vergebens.

Nikons Sturz belebte natürlich die Bewegung, die ſeine Energie eben erſt unterdrückt hatte. Seine geiſtlichen Gegner behaupteten, die Chriſten des Orients hätten unter der Herrſchaft der Türken ihren Glauben eingebüßt, Nikons Emendationen ſeien eitel Ketzereien. Sie verlangten, daß die Gottesdienſte nach den noch nicht emendierten Büchern gehalten würden; beſtanden darauf, daß der dritte Glaubensartikel hieß: „und an den Heiligen Geiſt, den wahrhaftigen und Leben bringenden Herrn“; daß bei kirchlichen Prozeſſionen mit dem Laufe der Sonne gegangen würde. Das Halleluja ſollte dreimal wiederholt, ein achtarmiges Kreuz gebraucht, der Name des Heilandes Jeſus ausgeſprochen werden. Man ſollte beim Bekreuzigen nur Zeige- und Mittelfinger benutzen und nur alte oder von dieſen kopierte Bilder verehren.

Dieſe Forderungen haben tatſächlich zu einer bis auf den heutigen Tag währenden Spaltung, einem Raſkol, innerhalb der ruſſiſchen Kirche geführt und bilden die Grundlagen, auf denen die

noch sehr zahlreichen Raskolniken ihre kirchlichen Gemeinwesen errichteten. Für sie sind nur die vor den Emendationen Nikons veröffentlichten Bücher maßgebend.

Zwischen dem Zaren und Nikon mußte es schließlich zu einer Entscheidung kommen. Sie erfolgte auf einem 1666 in Moskau zusammentretenden Konzil, das Nikon zwar absetzte, seine Emendationen aber aufrecht erhielt und über ihre Gegner den Kirchenfluch aussprach. Nikon selbst wurde in ein Kloster in Bjelosero verbannt und dort in strenger Haft gehalten. Der Zar Feodor gab ihm die Patriarchenwürde zurück und gestattete ihm, den Lebensabend in seinem Lieblingskloster zu verbringen, aber Nikon starb auf der Reise dahin.

Zum Nachfolger Nikons war auf dem Konzil Joasaf II. gewählt worden. Er ging mit aller Energie gegen die „Altgläubigen" vor und goß damit Öl ins Feuer. Die Mönche des Ssolowetzkiklosters lehnten sich offen auch gegen den Zaren auf, und alle Bemühungen Alexeis, sie mit der Kirche zu versöhnen, blieben vergeblich. Sie mußten schließlich nach durch acht Jahre währendem Hin und Her mit Waffengewalt unterworfen werden. Weite Kreise des Volkes sahen in den aufsässigen Priestern Märtyrer des reinen Glaubens und flohen lieber in die Wälder, als daß sie sich den Forderungen der Kirche fügten.

Zu diesen Unruhen gesellten sich bald noch andere, noch gefährlichere.

Wir sahen schon, wie sich die Leibeigenschaft durch die Macht der Verhältnisse mehr und mehr ausbreitete. Die Uloschenije tat nun noch das ihrige, sie zu befestigen. Sie hob jede Frist für das Recht, Läuflinge zurückzufordern, auf und ließ keine Verjährung mehr eintreten. Sie gab den Gutsherren das Recht, über ihre Hörigen Körperstrafen zu verhängen, und verbot den Gerichten, Denunziationen der Bauern gegen ihre Herren anzunehmen, falls es sich nicht um Hochverrat handelte. Ein Gesetz vom Jahre 1658 bestimmte, daß der Läufling nicht mehr wie bisher nur zurückgefordert, sondern mit der Knute bestraft werden sollte; ein anderes von 1661 ordnete an: „Nimmt ein Herr einen Läufling an, so muß er ihn auf seine Kosten zurückschaffen und dazu noch einen Bauer mit seiner ganzen Familie und später vier abtreten; handelt es sich um einen Aufseher oder Gemeindeältesten, so ist er mit der Knute zu bestrafen." Im Jahre 1664 wird im ganzen Reich ein all-

gemeines Treiben auf Läuflinge angesagt und festgesetzt, daß, wer seit 1661 einen Läufling aufgenommen hat, ihn und außer ihm noch vier Bauern mit Weib und Kind und aller Habe verlieren soll. (Engelmann: Die Leibeigenschaft.)

Die durch die langjährigen Kriege und die Münzexperimente herbeigeführte allgemeine Verarmung, die religiösen Wirren und die sich immer härter gestaltende Leibeigenschaft hatten in allen Teilen des Reiches nur zu viel Zündstoff angehäuft, ganz besonders aber in den an die Steppe stoßenden Landschaften, wo die Kosaken den Läuflingen jederzeit eine Zuflucht boten und wo sozialistische Ideen sich aus der Natur der Verhältnisse ergaben. Auch unter den Kosaken am Don bildete sich ein Gegensatz zwischen den seßhaft und wohlhabend gewordenen (den domowitygen) und den arm gebliebenen (den golutwennygen) heraus und verschärfte sich mehr und mehr. Die neu hinzukommenden Läuflinge schlossen sich naturgemäß dem Proletariat an. Dieses fand einen Führer in Stenko Rasin, einem Kosaken, dessen Bruder im Feldzug gegen Polen wegen eines Vergehens gegen die Disziplin gehängt worden und der seitdem ein Todfeind der Regierung geworden war.

Stenko Rasin begann damit, daß er die auf der Wolga nach Süden ziehenden Schiffskarawanen plünderte und sich der am Fluß Ural liegenden Stadt Jaik bemächtigte (1667). Er nahm dann Astrachan ein, ließ den Wojewoden vom Glockenturm herabstürzen und alle Offiziere ermorden (1670). Dann zog er die Wolga aufwärts, Ssaratow, Ssamara, Ssimbirsk wurden erobert. Von allen Seiten strömte das raublustige Gesindel der Steppen Rasin zu, überall erhoben sich die Bauern gegen ihre Gutsherren und brachten sie um. Es war, als ob die Zeit des zweiten falschen Demetrius wiedergekehrt wäre. Rasin griff auch auf die Methode zurück, die damals so großen Erfolg hatte; er behauptete, der im Januar 1670 gestorbene älteste Sohn des Zaren, der wie sein Vater Alexei hieß, und der Patriarch Nikon befänden sich in seinem Lager und billigten den Kampf gegen die Bojaren und Beamten. Da sich auch die Tscheremissen und Mordwinen erhoben, so stand bald das ganze Wolgagebiet im Aufruhr. Aber dieser war im Grunde ganz planlos und mußte erliegen, sobald ein Heer zusammengebracht war. Die Bojaren Dolgoruki und Schtscherbatow trieben die Aufrührer auseinander und räumten mit Galgen und Rad furchtbar unter ihnen auf. Stenko Rasin selbst wurde gefangen und in Moskau

grauſam hingerichtet (1671), aber ſein Andenken lebt im Volk noch heute fort als das eines Mannes, der als Held für die Rechte der Bauern eintrat.

In die letzten Regierungsjahre Alexeis fällt der erſte Zuſammenſtoß Rußlands mit dem Feinde, der ihm in den nächſten zwei Jahrhunderten am meiſten zu ſchaffen machen ſollte, mit der Türkei. Unter den Koſaken beſtand die natürliche Neigung, ihr durch den Frieden von Andruſſowo in zwei Teile geteiltes Land ſo oder ſo wieder zu vereinigen. Das gelang auch dem Hetmann des weſtlichen Teiles, Doroſchenko, für kurze Zeit, aber bald gewannen die Anhänger Rußlands im öſtlichen wieder die Oberhand und wählten Sſamoilowitſch zum Hetmann. Die Türken wollten dieſe Wirren benutzen, um ſich der Ukraine zu bemächtigen. Im Jahre 1672 verlangte der Sultan kategoriſch ihre Abtretung. Da Rußland nicht wünſchen konnte, die Türken zu Nachbarn zu bekommen und außerdem durch den Frieden von Andruſſowo verpflichtet war, den Polen zu Hilfe zu kommen, wenn ſie von den Türken angegriffen würden, erklärte es ſich bereit, Polen zu unterſtützen, tat es aber nicht. Die Polen mußten nun im Frieden von Budziak Podolien abtreten (September 1672), griffen aber bald wieder zu den Waffen und ſchlugen unter Sobieski bei Chocim die Türken auf das Haupt (November 1673). Am Tage vorher war aber König Michael Wiſchnewecki geſtorben und während des Zwiſchenreichs bemächtigte ſich Sſamoilowitſch auch des weſtlichen Teils des Koſakenlandes. Rußland unterſtützte ihn dabei durch ein von Romodanowski geführtes Heer. Die Türken und Tataren fielen nun in die Ukraine ein und verwüſteten alles Land bis zum Dnjepr, gingen aber dann zurück, und die Ruſſen gewannen das Land wieder und belagerten Doroſchenko, der es mit den Türken hielt, in Tſchigirin.

So lagen die Dinge, als Alexei am 29. Januar 1676 ſtarb. Er war perſönlich ein friedliebender Mann, führte aber trotzdem faſt ſeine ganze Regierung hindurch Krieg und hatte darüber die finanziellen Kräfte des Landes auf das äußerſte angeſpannt. Mayerberg ſchildert ihn ſo: „Alexei iſt von unterſetzter Geſtalt, hat einen ſanften Geſichtsausdruck, eine weiße Haut, rote Wangen, blonde Haare und einen ſchönen Bart. Er iſt von kräftigem Körper, dürfte aber an Kraft einbüßen, falls die ſchon beginnende Korpulenz mit dem Alter zunehmen ſollte. Sein Geiſt iſt von der Natur mit ſo reichen Gaben ausgeſtattet, daß man bedauern muß, ihn nicht

durch die Wissenschaften ausgebildet zu sehen. Er ist sanft und gütig und wünschte mehr, daß nicht gesündigt würde, als die Schuldigen zu strafen. Seine natürliche Anlage ist eine friedfertige. Er ist den irrigen Dogmen seiner Religion sehr ergeben und von ganzer Seele fromm. Er ist oft in den Kirchen und wohnt dem Gottesdienst mit tiefer Frömmigkeit bei, und er erhebt sich oft nachts nach dem Beispiel Davids, um, auf dem Boden liegend, bis zum Morgengrauen zu beten und Gott zu preisen. Und was das Überraschendste ist, er hat, obgleich er über ein Volk, das gewohnt ist, von seinen Herrschern alles zu ertragen, die höchste Macht besitzt, niemand je an Gut, Leben oder Ehre geschädigt. Obgleich ihn, wie alle zartbesaiteten Heroen, mitunter der Zorn hinreißt, so läßt er sich doch nur zu Faustschlägen und Fußtritten verleiten."

In ähnlicher Weise äußern sich auch die anderen Fremden, die Gelegenheit hatten, Alexei näher zu treten.

Alexei hinterließ aus seiner ersten Ehe mit Maria Miloslawski zwei Söhne: Feodor und Iwan, von denen der ältere wenig, der jüngere gar nicht begabt war, und sechs Töchter. Nach dem Tode seiner ersten Frau († März 1669) fesselte ihn ein junges Mädchen, das er im Hause des Vorstehers des Possolski Prikas oder Ministers des Auswärtigen, wie wir heute sagen würden, Artemon Matwejew kennen gelernt hatte.

Matwejew war ein Freund des Abendlandes, verstand Lateinisch, besaß eine Bibliothek und trieb in einem Laboratorium chemische Studien. Er war mit einer Hamilton verheiratet, und sein Haus war auf westeuropäische Weise eingerichtet. Bei ihm nun lebte eine schöne Verwandte, Natalie Naryschkin, die Tochter des Wojewoden Kyrill Naryschkin in Smolensk. Wie einst Helene Glinski Wassili III. dadurch bezaubert hatte, daß sie eben anders war als die russischen Frauen ihrer Zeit, so gewann jetzt Natalie Alexei. Es wurde zwar noch in der üblichen Weise eine Brautwahl veranstaltet, aber nur um des Herkommens willen. Am 22. Januar (a. St.) 1671 fand die Hochzeit statt, und am 30. Mai 1672 gebar Natalie einen Sohn Peter, der einmal als Peter der Große eine der vielumstrittensten Personen der Weltgeschichte werden sollte. Als sein Vater starb, war er vier Jahre alt.

Die Organisation der Verwaltung bot unter Alexei das Bild eines alten Hauses, das von vielen Generationen bewohnt war und in dem eine jede durch Anbauten dem Bedürfnis des Tages gerecht

zu werden ſuchte. Es lag ihr keinerlei Prinzip zugrunde. Es gab 35 Prikaſe oder Kammern, die für den größten Teil des Landes den Mittelpunkt der Verwaltung bildeten und eigene Einkünfte hatten, aber neben ihnen noch 7 andere, denen beſtimmte Landesteile unterſtellt waren, nämlich Nowgorod, Uſtjug, Koſtroma, Galitſch, Kaſan, Sibirien und Kleinrußland.

Zu den 35 gehörten ebenſo der Poſſolsi Prikas, das Miniſterium des Auswärtigen, der Stſchetnoi Prikas, die Oberrechnungskammer, der Bolſchoi-Prichod und der Prikas bolſchie Kaſny, die Finanzminiſterien, die beiden Sſudnije Prikaſi, die Juſtizminiſterien wie die Zarskaja Maſterskaja Palata, die kaiſerliche Garderobenkammer und der Panichidnoi Prikas, die Kammer für Seelenmeſſen der zariſchen Familie.

Jede dieſer Kammern hatte einen Direktor, dem eine Anzahl Djaks unterſtellt waren, in jeder floß die Tinte in Strömen, in jeder herrſchte die Moskauer „Wolokyta", d. h. die Neigung, die Dinge zu verſchleppen und ſich beſtechen zu laſſen. Sie wurden alle von dem Prikas tainych djel, der Geheimpolizei, überwacht, ließen ſich aber dadurch nicht ſtören.

Kotoſchichin, der ſelbſt Djak geweſen war und dieſe Verhältniſſe gut kannte, erzählt, daß die Djaks „ihre Augen und ihre Gedanken dem Reiz (des Geldes) nicht verſchließen konnten und ihre Hände ſchnell zur Beſtechung offen hielten, wenn nicht in eigener Perſon ſo auf der Hintertreppe durch ihre Frau, ihre Kinder oder Verwandten, und ſie meinten, ſich dadurch nicht zu vergehen, weil ſie angeblich davon nichts wußten".

Aber auch der ehrliche Djak beurteilte alle Dinge nur vom fiskaliſchen Standpunkt aus und erkannte ein privates Recht im Gegenſatz zum ſtaatlichen Intereſſe nicht an. Von dieſer Sinnesart war das Beamtentum ſo durchtränkt, daß ſie ſich bis auf den heutigen Tag in der ruſſiſchen Beamtenwelt erhalten hat. Noch im Jahre 1867 ſprach ein Senateur in einer Geſellſchaft mit Stolz aus, daß er in einem Prozeß zwiſchen Privaten und dem Staat immer für letzteren entſcheide und ihm dadurch zu vielen Millionen verholfen habe.

Das ganze Beamtentum war mit dem Hof aufs innigſte verbunden. Es gab Familien, deren Angehörige gleich Bojaren, andere, die teils Bojaren, teils Okolnitſchi, dritte, die entweder Dumnyje dworjane oder Okolnitſchi wurden. Aus den Bojaren, den Okol-

nitſchi und den Dumnyje Dworjane beſtand die Goſſudarſtwennaja duma, der auch drei oder vier Dumnyje djaken angehörten.

Spalniki — etwa Kammerherren — hießen die Kavaliere, die zeitweiſe und ſich abwechſelnd zu je vieren im Zimmer des Zaren ſchliefen. Sie waren meiſt Söhne von Bojaren und Okolnitſchi. Stolniki — Truchſeſſe — bedienten den Zaren bei Tiſch. Es waren ihrer an 500. Spalniki und Stolniki begleiteten auch die Geſandten oder Wojewoden, dienten den fremden Geſandten als Begleiter, Priſtaws oder wurden Vorſteher von Prikaſen.

Die Strjaptſchie, deren an 800 waren, lieferten die tägliche Begleitung des Zaren, entſprachen etwa den heutigen Adjutanten. Die Dworjane moſkowskie wurden als Wojewoden, Oberſten und überhaupt höhere Offiziere verwendet. Die Schilzi bildeten die Leibwache des Zaren, wurden aber auch Offiziere der einheimiſchen Truppen wie der Soldaten- und Reiterregimenter.

Von allen, die Zutritt zum Hofe hatten, wurde verlangt, daß ſie auch täglich erſchienen. Eine ſtrenge Etikette beſtimmte, wo die Angehörigen jeder Klaſſe vom Pferde zu ſteigen, wo ſie ſich aufzuhalten hatten. Wer einmal dem Hof fernbleiben wollte, mußte ſich dazu Urlaub erbitten. Niemand durfte den Kreml bewaffnet betreten, und es wurde eine ſtrenge Kontrolle darüber geübt, daß auch kein Unbefugter Zutritt zu ihm fand. Der Hofdienſt war nicht leicht, denn er währte mit Ausnahme der Mittagsſtunden den ganzen Tag über und wurde faſt immer ſtehend verrichtet.

Die Unbildung der Hofgeſellſchaft war noch erſtaunlich groß, obgleich ihr ſchon als ganz vereinzelte Erſcheinungen Männer wie Ordyn-Naſchtſchokin, Matwejew und Waſſili Golitzin angehörten, Leute, die ſich die abendländiſche Bildung bis zu einem gewiſſen Grade angeeignet hatten. So hießen z. B. die beiden Fürſten Dolgoruki Juri und Peter, obgleich ſie Savon und Cyrus getauft waren. Es ſollte dadurch verhindert werden, daß Übelwollende ſie behexten. Der Zauber war, wie man glaubte, an den Namen gebunden und wurde unwirkſam, wenn er auf einen Peter ſein Abſehen hatte, während der Betreffende Cyrus hieß (Mayerberg). Man färbte ſich die Zähne und die Augenlider ſchwarz und bot alles auf, um recht fett zu werden (Collins). Die Frauen raſierten ſich die Augenbrauen weg und ſchminkten ſich ſo ſtark, daß man kaum ihre Geſichtszüge erkennen konnte. Nach Neuville gab es nur vier Herren, die Latein verſtanden, und nur einen, der des

Franzöſiſchen mächtig war. Nach ihm waren auch die Equipagen, deren ſich die Vornehmen in der Stadt bedienten, „bemitleidenswert".

Und was für ſeltſame Dinge kamen am ruſſiſchen Hof noch vor! Eine zur unrechten Zeit geläutete Glocke hatte die erſte Gemahlin Alexeis im Schlaf geſtört. Dafür wurde ſie verurteilt, geknutet und nach Sibirien verſchickt zu werden. Die hohe Dame ſtarb, ehe das Urteil ausgeführt wurde, und ihre Nachfolgerin bewirkte durch ihre Fürbitte, daß es gemildert wurde. Die ſchuldige Glocke bekam jetzt nur ſtatt eines ehernen Klöpfels einen eiſernen, wurde in einem Turm aufgehängt, der niedriger war, als in dem ſie bisher hing, und durfte nie wieder geläutet werden.

So erzählt Lyſek. Da ja einſt die Glocke von Uglitſch nach Sibirien verbannt wurde und ſich noch heute, trotz mehrfacher Petitionen der Bürger von Uglitſch, dort befindet, erſcheint die Anekdote nicht unglaubwürdig.

Ruſſiſche Diners jener Zeit beſchreibt Mayerberg ſo:

„Auf einen langen und ſchmalen mit grober Leinwand bedeckten Tiſch ſtellt man eine Phiole mit Eſſig, eine Salz- und eine Pfefferbüchſe. Jeder Anweſende erhält Brot und einen Löffel; letzteren nicht immer. Nur beſonders geſchätzte Gäſte bekommen Teller, Meſſer, Gabeln und Servietten. Nun werden die Speiſen hereingebracht. Das Gerät beſteht auch bei Vornehmen und Reichen meiſt aus Zinn und iſt durch die Nachläſſigkeit der Diener ekelhaft ſchwarz. Man beginnt die Mahlzeit mit Branntwein. Der erſte Gang beſteht in kaltem Rindfleiſch in Eſſig und Zwiebeln, und dann folgen Bouillon, Braten uſw., alles angerichtet mit Öl und Zwiebeln, die die Ruſſen ſehr ſchätzen. Man ſieht keinerlei Delikateſſen einer feinen Küche, die in Moskau unbekannt iſt. Die Ruſſen verzehren aber ihr Fleiſch trotzdem mit einer ſo großen Gier, daß ſie es mehr zu verſchlingen als zu eſſen ſcheinen. Haben ſie einen Knochen abgenagt, ſo werfen ſie ihn mit einer Unbefangenheit in die Schüſſel zurück, daß auch nicht Verwöhnte zurückſchaudern. Wein und Bier iſt wenig in Gebrauch, aber ſie haben viele Getränke anderer Art, und Branntwein ſchließt die Mahlzeit, wie er ſie eröffnete. Alle ihre verſchiedenen Getränke werden aus beſonderen Gefäßen getrunken, wie Bechern, Taſſen, Gläſern, Töpfen — alle meiſt aus Zinn oder Holz, ſelten aus Silber, das dann immer ſehr ſchwarz und häßlich iſt, weil die Moskowiter es nicht putzen laſſen, um es nicht abzunutzen. Zur Feſttafel gehören neben Fleiſch und Geflügel auch Fiſche, die ſehr ſchlecht zubereitet ſind, und die ſie auch genießen, wenn ſie verdorben ſind. Sie ſchenken dem Deſſert wenig Beachtung, denn ſie haben ſich ſchon vor ſeinem Erſcheinen den Magen ſo angefüllt, daß in ihm kein Platz mehr blieb. Nur die Trunkenheit macht dem Gelage ein Ende und niemand verläßt den Speiſeſaal, als indem man ihn hinausträgt. Während der Mahlzeit verbindet ſich der Geruch ihres Külpſens mit dem von Schnaps, Zwiebeln und der Luft, die ſie ſonſt noch von ſich geben

so daß man fast umkommt. Sie tragen ihre Taschentücher unter der Mütze, sitzen aber ohne diese bei Tisch. Wollen sie sich nun schneuzen, so tun sie das mit Hilfe der Finger und wischen dann diese und die Nase am Tischtuch ab. Da sie keinerlei Kenntnisse haben, besteht ihre Unterhaltung nur aus Nichtigkeiten und Zoten. Meist hört man Nachreden über den Nächsten und Erzählungen von erlogenen Schandtaten. Diese Feste haben aber auch etwas Angenehmes. Die Hausfrau tritt in ihren besten Gewändern und mit Schmuck bedeckt zugleich mit mehreren Dienerinnen in den Saal und reicht dem Angesehensten der Gäste ein Glas Branntwein, nachdem sie ihre Lippen an den Rand des Glases gesetzt hat. Während er trinkt, zieht sie sich zurück, kleidet sich um und wendet sich nun dem nächsten Gast zu. Hat sie alle bedacht, so stellt sie sich am Ende der Tafel an die Wand. Hier empfängt sie mit gesenkten Augen und herabhängenden Armen geduldig die Küsse der Anwesenden, die sich hierbei dem Range nach folgen."

So roh und unwissend die Russen jener Zeit auch waren, so bildeten sie doch ein ganz einheitliches Volk. Bojar und Bauer, Edelmann und Kaufmann hatten im Grunde dieselben Anschauungen und Sitten, verstanden sich jederzeit. Sie waren alle von gleicher Hingebung an den im Zaren verkörperten Staat erfüllt, sahen in ihrer Kirche das Palladium ihrer Nationalität und waren felsenfest davon überzeugt, das auserwählte Volk Gottes zu sein. Es ist charakteristisch, daß sie den Umgang einer russischen Frau mit einem Ausländer für zulässig hielten, weil die aus ihm etwa hervorgehenden Kinder ja doch einmal „rechtgläubig" wurden, während der Verkehr eines Russen mit einer Ausländerin für ein schweres Vergehen galt. Sein Kind konnte ja vielleicht in der Fremde als Protestant erwachsen.

Und dieses russische Volk hatte eine unglaubliche Zähigkeit in der Selbsterhaltung. Hunderttausende fielen in den nie aufhörenden Kriegen, Hunderttausende gingen infolge von Pest und Hungersnot zugrunde, Hunderttausende wurden von den Tataren als Gefangene fortgeschleppt oder verdarben auf den Plünderungszügen der Kosaken oder als besiegte Aufrührer — aber in wenigen Jahren waren andere an ihre Stelle getreten. Das Volk vermehrte sich auf eine uns heute ganz unverständliche Weise, und die einzelnen waren von unverwüstlicher Gesundheit und Kraft. Die Ausländer staunten immer wieder, wenn sie Männer und Frauen bei starker Kälte aus den heißen Badestuben hervorstürzen und sich im Schnee wälzen sahen, und es erregte mehrfach ihre Verwunderung, wie viele uralte Leute man in diesem Lande fand. Man hatte in ihm keine Nerven.

Stenko Rasin ließ, als er in Moskau auf die schrecklichste Weise

zu Tode gequält wurde, keinen Schmerzenslaut hören. Ein Räuber, der in Gegenwart Peters des Großen auf das äußerste gefoltert wurde, benahm sich so standhaft, daß der Zar ihn verwundert fragte, wie er solche Schmerzen so gelassen ertragen könne. „In unsere Bande," antwortete der Räuber, „konnte niemand aufgenommen werden, ehe er von uns gefoltert worden war, und wer das am besten ertrug, genoß das größte Ansehen. Jede Beförderung unter uns war mit neuen Foltern verbunden. Ich bin von meinen Kameraden sechsmal gefoltert worden, ehe ich Hauptmann meiner Bande wurde. Wer von uns die Folter nicht aushielt, wurde von uns vergiftet oder sonst beseitigt, damit er uns, falls er in die Hände der Obrigkeit fiel, nicht etwa unter der Folter verriet. So viel ich mich erinnere, haben meine Kameraden und ich an 400 Mann solcher für uns ungeeigneter Kameraden umgebracht."

So erzählt Korb und fügt hinzu, daß Peter den Mann begnadigte und daß er Oberst in Sibirien wurde.

Es lag eine unverwüstliche Kraft in diesem leidgewohnten Volk, und man versteht es, daß es sich einen Weltteil unterwerfen konnte.

Feodor Alexejewitsch. – Peter der Große bis zum Ausbruch des Nordischen Krieges.

Der Nachfolger Alexeis, Feodor, war ein vierzehnjähriger, sehr kränklicher und wenig begabter Knabe. Der Terem, in dem er unter Frauen, Geistlichen und Zwergen erwuchs, hatte ihm seinen Stempel aufgedrückt; wie sein Namensvetter, der Sohn des „Schrecklichen", fühlte er sich am wohlsten im Dunkel der Kirchen, wo er sich persönlich am Chorgesang beteiligte, oder vor den Heiligenbildern seiner Privatkapelle. Um die Macht im Staate aber rangen die Miloslawskis und die Naryschkins miteinander. Zunächst siegten die Miloslawskis. Sobald Alexei gestorben war, wurde Matwejew angeklagt, verurteilt und nach Pustosersk verbannt. Die Zarin-Witwe Natalie sollte zur Nonne geschoren werden; man begnügte sich aber zunächst damit, ihr ein Landhaus in Preobraschenskoje als Aufenthalt anzuweisen. Dorthin siedelte sie mit dem kleinen Peter über. Unter Feodor entstand in Moskau die slawisch-griechisch-römische Akademie, die der Kirche gelehrte Diener ausbilden sollte und ihren Zweck auch erreichte.

Die Miloslawskis nahmen übrigens das Interesse des Staates auch sonst nicht schlecht wahr. Der Krieg gegen die Türken wurde mit Energie weiter und schließlich zu einem guten Ausgang geführt. Obgleich es den Türken gelang, Tschigirin einzunehmen, behauptete sich Romodanowski doch im Felde, und der zwanzigjährige Waffenstillstand von Bachtschissarei sprach die ganze Ukraine Rußland zu (1681). Noch wichtiger war die Aufhebung der Mjestnitschestwo, die so viel Unheil über Rußland gebracht hatte. Im Januar 1682 berief der Zar eine Notablenversammlung, die einstimmig beschloß, daß die öffentlichen Ämter nicht mehr nach ihren Grundsätzen vergeben werden sollten. Die Rasrjadnija Knigi wurden verbrannt und an ihrer Stelle ein Adelsbuch angelegt — Rodoslownaja kniga —, das aber nur die Bedeutung einer Adelsmatrikel hatte.

Digitized by Google

Bald darauf, am 27. April 1682, ſtarb der Zar, der zweimal verheiratet war, aber keine Kinder hinterließ.

Wir ſahen ſchon, wie traurig ſich das Schickſal der Zarentöchter aus dem Hauſe Romanow geſtaltete. Ebenbürtige Gatten ließen ſich für ſie nicht gewinnen, und an Untertanen wollten ihre Väter ſie nicht verheiraten. So verbrachten ſie denn ihre Tage, abgeſchloſſen von der Welt, im Müßiggang der Terems. Die meiſten fügten ſich wohl oder übel in ihr trauriges Los, aber eine Tochter Alexeis, Sophie, wollte höher hinaus. Sie war von dem Schlage der Frauen, die ſich auch im Orient durchzuſetzen wiſſen: klug, verſchlagen, rückſichtslos und ehrgeizig. Sie hatte es durchgeſetzt, daß ſie den hinſiechenden Bruder pflegen durfte, und hatte dabei Gelegenheit gefunden, mit den leitenden Staatsmännern Fühlung zu gewinnen. Unter dieſen war Waſſili Golizyn der hervorragendſte. Er war, was man im 19. Jahrhundert einen Sapadnik nannte, ein ausgeſprochener Freund der abendländiſchen Bildung und ein kluger Mann, aber von unentſchloſſenem Charakter, ehrgeizig genug, um nach der Macht zu verlangen, aber zu wenig rückſichtslos, um ſie zu erringen und zu behaupten. Ihn nun, der eine Frau und erwachſene Kinder hatte, hatte Sophie liebgewonnen und hing an ihm mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihres Charakters, während er in der unſchönen, dicken Prinzeſſin nur ein Werkzeug zur Erhöhung ſeiner Machtſtellung ſah.

Sophie hatte aber auch noch ganz andere Eiſen im Feuer. Die Strelitzen hatten ſich allmählich zu einer Art Kaſte ausgewachſen, trieben im Frieden Handel und Gewerbe und wurden mehr und mehr Prätorianer. In ihnen verkörperte ſich vielfach der Geiſt des alten Moskowitertums, ſie hielten es mit den Gegnern Nikons und blickten voll Unwillen auf die von Ausländern geführten, nach abendländiſcher Weiſe geſchulten „Soldaten“- und „Reiter“-Regimenter.

Auch mit ihnen gewann Sophie Fühlung. Sie waren zurzeit ſehr unzufrieden, denn ihre Oberſten unterſchlugen den Sold und zwangen die Strelitzen, für ſie private Arbeiten zu verrichten.

Die Thronfolge war fraglich. Sophiens leiblicher Bruder, der ſechzehnjährige Iwan, war regierungsunfähig, ein Idiot, der kaum die ſchweren Augenlider heben konnte, der Stiefbruder Peter dagegen ein kerngeſunder, lebhafter, zehnjähriger Knabe. Sophie wollte trotzdem Iwan Zar werden ſehen, aber ihre Minierarbeit war noch

nicht zum Ziel gelangt, als Feodor ſtarb. Zunächſt wurde Peter Zar, ſeine Mutter Regentin.

Die Naryſchkins riefen nun Matwejew zurück und ſuchten die Strelitzen dadurch zu gewinnen, daß ſie ihnen die Oberſten preisgaben; aber ihr Übermut wurde dadurch nur verſtärkt, und Sophie hetzte unter der Hand. Sie berief auch eine Notablenverſammlung und verlangte, Iwan ſolle mit Peter zuſammen regieren. Als ſie nicht durchdrang, ließ ſie unter den Strelitzen die Nachricht verbreiten, die Naryſchkins hätten Iwan ermordet. Am 15. Mai zogen ſie tumultuariſch vor den Palaſt und verlangten, obgleich Natalie mit Iwan und Peter auf die Rote Treppe traten, die Auslieferung von Iwan Naryſchkin, der angeblich nach der Zarenkrone trachtete. Als Matwejew und der Fürſt Dolgoruki, ihr Chef, ihnen ihr Beginnen verwieſen, wurden ſie ermordet. Dann drangen die Strelitzen in den Palaſt und töteten auch noch andere ihnen mißliebige Bojaren. Iwan Naryſchkin wurde eine Weile verſteckt, dann aber von Sophie preisgegeben und ermordet. Dann wurden Iwan und Peter zu Zaren, Natalie und Sophie zu Regentinnen ernannt. Sophie wurde nun auch als ſolche im Titel der Zaren genannt, während Natalie und Peter ihren Wohnſitz im Dorfe Preobraſchenskoje nahmen. Waſſili Golizyn wurde nun Chef der Verwaltung, der Bojar Chowanski Kommandeur der Strelitzen.

Die grauſigen Szenen, die dieſen Wandel bewirkten, machten auf Peter einen furchtbaren Eindruck. Er war bisher ein ſchöner, ſehr kräftiger Knabe geweſen, bräunlich von Angeſicht, ungemein lebhaften Temperaments. Engelbert Kämpfer, der ihn 1683 ſah, hielt den Elfjährigen für ſechzehnjährig und ſagt von den beiden Brüdern: „Der Älteſte ſaß ohne ſondere Bewegung mit niedergeſchlagenen Augen und dieſelben mit heruntergezogener Mütze mehrentheils bedeckt. Der Jüngere mit aufgerichtetem freiem Geſicht ließ ſeine wundere Schönheit durch angenehme Geberden mit dem Purpur des Geblüts, der ihm bei Anrede ſtets unter die Augen lief, bei allen Umb- und Vorſtehenden dermaßen verhaften, daß, wenn ſie eine gemeine Jungfrau und nicht Kaiſerliche Perſohn vor ſich hätten gehabt, ſie ſich alle verliebt bekannt hätten.“

Die Ermordung ſeiner Verwandten erſchütterte die Geſundheit Peters dauernd. Er blieb zwar ein kräftiger Knabe und wurde ein bärenſtarker Mann, aber er behielt ſein Lebenlang ein nervöſes Zucken im Geſicht, und ein ſtarkes unerwartetes Geräuſch zog ihm

einen Anfall zu, der ihn für kurze Zeit seiner Vernunft beraubte. Und auch seine Seele erlitt bleibenden Schaden, denn er haßte fortan die Stätte seiner Väter, die Sitten seines Volkes und vor allem die Strelitzen, in denen sie sich ihm zu verkörpern schienen. Und er war von nun an eine schüchterne Natur, so sehr er auch zugleich ein Gewaltmensch war. Diese Schüchternheit überkam ihn manchmal ganz plötzlich und erklärt vielfach sein absonderliches Benehmen.

Die Mutter überließ den Knaben in schwer verständlicher Weise ganz sich selbst. Er verkehrte mit Vorliebe mit den Stalljungen und bildete sich zunächst aus ihnen eine Truppe, mit der er Soldaten spielte. Aber er fand auch noch anderen, für einen jungen Zaren unerhörten Verkehr.

Preobraschenskoje grenzte fast an die deutsche Slobode, eine Vorstadt, in der ursprünglich die deutschen Kriegsgefangenen des Schrecklichen gelebt hatten und in der nun alle Ausländer wohnten. Sie hatten hier zwei lutherische und eine reformierte Kirche und hausten in steinernen Häusern, die von freundlichen Gärten umgeben waren. Sie waren keineswegs nur Deutsche; die Aristokratie der Kolonie bildeten vielmehr jetzt die Schotten, die infolge der Wirren, die ihr Vaterland erschütterten, in immer größerer Zahl nach Rußland kamen. Es waren unter ihnen Angehörige der vornehmsten Geschlechter: Hamiltons und Gordons, Ogilvies und Leslies. Unter den Bürgerlichen überwogen die Holländer. Alle Bewohner der Slobode hielten meist getreulich zusammen und lebten sehr gesellig.

Peter hatte von klein auf ein reges Interesse für alles, was mit Mechanik zusammenhing, und überhaupt den Trieb, alles Handwerkmäßige selbst zu erlernen und auszuüben. Nun hatte er ein Astrolabium bekommen, wußte aber damit nichts anzufangen, bis man ihn an den Holländer Timmermann verwies, der in der Slobode lebte. Dieser unterrichtete ihn nun in der Mathematik, und so kam er in die Slobode. Hier tat sich ihm eine neue Welt auf. Er lernte abendländische Ordnung und Sauberkeit kennen, sah ungeschminkte Frauen unbefangen mit Männern verkehren und wurde Zeuge einer durch geistige Interessen belebten Geselligkeit. Aber ein merkwürdiger Charakterzug Peters tritt schon hier zutage: die Vorliebe für den Verkehr mit den unteren Volksklassen. Die Timmermanns sind ihm sympathischer als die Hamiltons. Auch das bleibt so, so lange er lebt, sehr zu seinem und Rußlands Schaden. Peter behält immer eine Vorliebe für die Kneipe und die in ihr herrschenden Sitten.

In dieſer Zeit äußert ſich auch ſchon noch ein anderer Trieb, der Peter ganz beherrſchen ſollte: die Freude am Waſſer, an der Schiffahrt. Im Dorf Ismailowo fand er ein altes, halbverfaultes Boot, das einmal ſeinem Großonkel Nikita Romanow gehört hatte und von dem es hieß, man habe mit ihm auch gegen den Wind ſegeln können. Peter ruhte nicht, bis er zwei holländiſche Zimmerleute auftrieb, die es wieder inſtand ſetzten. Auf ihren Rat wurde das Boot auf den See von Perejaſlawl geſchafft, und nun konnte Peter ſich nicht genug tun im Segeln. Auch in dieſem Fall eignet er ſich gleich wieder die Technik an, zimmert in eigener Perſon Boote.

Noch iſt alles Spiel, das Exerzieren ſeiner Vergnügungstruppe wie das Segeln, aber aus den Stalljungen werden die erſten Garderegimenter Rußlands, das Preobraſchenskſche, das Sſemenowſche, das Ismailowſche hervorgehen und aus den Booten auf dem See von Perejaſlawl die Flotten, die die Oſtſee beherrſchen werden. In dieſen Spielen waltet ein Genius, der ſeinen Weg ſucht.

Sophie hatte zunächſt freie Hand; aber ſie ſah ſich bald in der Lage des Zauberlehrlings: die Strelitzen, die ſie rief, ward ſie nicht wieder los. Sie wollten zunächſt den Sieg der Altgläubigen über die Ordnungen Nikons durchſetzen. Der Prieſter Nikita Puſtoſwät war ihr Führer; Chowanski ſympathiſierte mit ihm. Sie verlangten eine öffentliche Diſputation mit dem Patriarchen und ſetzten durch, daß eine ſolche in der Granowitaja Palata ſtattfand. Sophie, mehrere ihrer Schweſtern, der Patriarch, ſieben Metropoliten, ebenſoviele Erzbiſchöfe und Biſchöfe waren anweſend. Es kam zu einem argen Tumult, und die Verhandlungen mußten abgebrochen werden. Sophie aber ſchritt nun energiſch ein, ließ Puſtoſwät hinrichten; andere ihm anhängende Prieſter wurden in entfernte Klöſter geſteckt.

Die Strelitzen fügten ſich, aber blieben unruhig und aufſäſſig.

Iwan Chowanski, der in ſeinem Herzen „altgläubige", der Vertreter des alten Moskowitertums, und Waſſili Golizyn konnten unmöglich lange zuſammen regieren. Und Chowanskis Ehrgeiz war groß. Er plante, ſeinen Sohn mit der Großfürſtin Katharina zu vermählen, und er hegte vielleicht auch noch weitergehende Pläne, denn Iwan war ein Idiot, Peter lebte ganz ſeinen Spielen, und Sophie war ein Weib. Warum ſollten ſchließlich nicht die Chowanskis an die Stelle der Romanows treten können?

Aber Sophie handelte entſchloſſen. Sie begab ſich nach Wosdwi-

ſchensk und berief das Adelsaufgebot in das Troizkikloſter. Dann lockte ſie die beiden Chowanski zu ſich und ließ beide hinrichten. Ihres Führers beraubt, unterwarfen ſich die Strelitzen und erhielten in der Perſon des Dumadjaken Feodor Schaklowity einen Sophie ganz ergebenen Kommandeur.

Sophie ſagte ſich, daß ihre und ihres Günſtlings Stellung ſich nur behaupten ließ, wenn er ſich kriegeriſche Lorbeeren errang. Es kam ihr daher das Anerbieten Kaiſer Leopolds und Johann Sobieskis, gemeinſam mit den Ruſſen die Türkei anzugreifen, ſehr gelegen. Die Öſterreicher ſollten in Ungarn, die Polen gegen den Dnjeſtr hin, die Ruſſen gegen die Krim vorgehen. Aber Golizyn war kein Feldherr und wußte das, er weigerte ſich daher, das Kommando über das Heer zu übernehmen. Seine Feinde zwangen ihn aber moraliſch dazu, und ſo zog er denn im Frühling 1687 mit einem großen Heer in die Ukraine, wo die Koſaken unter Sſamoilowitſch zu ihm ſtießen. Man war zu ſpät aufgebrochen; die Pferde der Reiterei, der Artillerie und des Troſſes ließen ſich in den Steppen, in denen das Gras ſchon vertrocknet und von den Tataren verbrannt war, nicht mehr ernähren. Die Ruſſen mußten umkehren, ohne irgendetwas ausgerichtet zu haben.

Man ſuchte nach einem Sündenbock und fand ihn in Sſamoilowitſch.

Seine rechte Hand war Mazeppa, dem er ganz und gar vertraute und der ihn jetzt, um an ſeine Stelle treten zu können, in der tückiſchſten Weiſe verriet. Er behauptete, Sſamoilowitſch plane den Abfall von Rußland und die Errichtung eines ſelbſtändigen Koſakenreichs. Daraufhin wurden Sſamoilowitſch und ſein Sohn verhaftet und nach Sibirien verbannt, Mazeppa aber zum Hetmann ernannt.

Jedermann kennt die Sage, wie Mazeppa angeblich unter die Koſaken gekommen ſein ſoll. Ein polniſcher Edelmann, mit deſſen Frau er ein Verhältnis hatte, ließ ihn auf ein wildes Pferd binden, und dieſes trug ihn zu den Koſaken. Der Handel verlief etwas weniger romantiſch. Paſſek, der allerdings ein geſchworener Feind Mazeppas war und mit ihm am Hofe Johann Kaſimirs ärgerliche Händel hatte, erzählt, Mazeppa, den er einen friſch geadelten Koſaken nennt, habe in Wolhynien ein Dörfchen beſeſſen, das neben dem Herrenſitz eines Magnaten Falibowski lag. Er hatte mit deſſen Frau ein Verhältnis, von dem Falibowski erfuhr. Falibowski

lauerte ihm auf, ließ ihn nackt rittlings auf sein eigenes sehr wildes Pferd binden und setzte es dann in Freiheit. Das Tier jagte nun durch den dichten Wald nach Hause. „Mazeppa, der fast umgekommen war, verließ Polen aus Scham" (1663).

Sophie tat, als kehrte das Heer nach einem glänzenden Siege nach Hause zurück. Sie überhäufte Offiziere und Soldaten mit Ehrenzeichen und die Generale mit Verleihung von Gütern. Golizyn bekam eine besondere Denkmünze und tausend Bauernhöfe. Aber Golizyn selbst fühlte, daß die Scharte ausgewetzt werden mußte, und zog nach großen Vorbereitungen 1689 wieder ins Feld. Man kam bis vor Perekop, dem Zugang zur Krim, mußte aber wieder umkehren, ohne es genommen zu haben. Als Sophie auch jetzt die Komödie von 1687 wiederholen wollte, protestierte Peter energisch.

Peter war nun schon 17 Jahre alt, und aus der Kindertruppe in Preobraschenskoje waren zwei ernsthafte Regimenter geworden, die durch ein besonderes Bureau angeworben wurden. Und in ihnen dienten schon junge Leute aus den vornehmsten Familien und zwar hauptsächlich aus konservativen, im Gegensatz zu Golizyn stehenden. Gerade sie erhofften von Peter Schutz der alten Ordnungen. Eine seltsame Täuschung.

Natalie, die nun doch durch das ungewöhnliche Treiben ihres Sohnes beunruhigt wurde, hatte ihn im Januar 1689 mit Eudoxia Lapuchin, der Tochter eines reichen Bojaren, verheiratet. Er wurde sichtlich zum Manne.

Sophie erkannte, daß die Entscheidung jetzt fallen mußte. Sie hielt an ihrem Plan fest, Golizyns Frau sollte ins Kloster gesteckt und er Sophiens Gemahl werden. Dann sollten beide gemeinsam regieren. Zu diesem Zweck wurde eine weit ausschauende Intrige gesponnen. Iwan sollte verheiratet und seiner Frau irgendwie zu einem Sohn verholfen werden. Dann konnte man Peter beseitigen. Sophie wollte nun dem Papst eine Vereinigung der russischen mit der römisch-katholischen Kirche vorschlagen und ihn dadurch bewegen, Iwans Kinder für unehelich zu erklären.

So unsinnig das alles war, so trug sich Sophie doch eine Weile mit solchen Phantasien. Sie scheint aber schließlich ihrem Ziel auf kürzerem Wege zugestrebt zu haben. In der Nacht vom 7. zum 8. August 1689 sollte eine Truppe unter Schaklowity Peter in Preobraschenskoje überfallen. Peter wurde aber rechtzeitig gewarnt und floh ins Troizkikloster, wo sich bald auch seine Mutter und

ſeine Frau einfanden. Es kam darauf an, wie ſich die ausländiſchen Offiziere entſchieden. Als ſie zu Peter hielten, war Sophie verloren.

Über ſie wurde Kloſterhaft verhängt, Schaklowity gefoltert und hingerichtet, Waſſili Golizyn mit Rückſicht auf einen Peter naheſtehenden Vetter Boris Golizyn mit ſeiner Familie nur nach Kargopol verbannt, wo er bis 1715 lebte. Iwan aber blieb bis zu ſeinem Tode (1697) in der Stellung, in der er war, ein offiziell mit Peter gleichberechtigter Zar. Er wurde ſpäter mit einer Sſaltikow vermählt, die ihm drei Töchter gebar, Katharina, ſpäter Herzogin von Mecklenburg, Anna, ſpäter Herzogin von Kurland und Kaiſerin von Rußland, und die unverheiratet gebliebene Praßkowja.

Peter kümmerte ſich zunächſt auch jetzt nicht um die Verwaltung, die er Boris Golizyn und den Naryſchkins überließ. Die nächſten Jahre über lebte er in einem Strudel von Vergnügungen, meiſt in der Slobode, wo ihm Lefort als Führer und Freund diente. Lefort, der aus Genf ſtammte, war 1675 nach Moskau gekommen, wo er 1678 eine reiche Witwe heiratete und nun ein großes Haus machte. Er war ein ausgeſprochener Lebemann, und Peter gewann ihn, ſobald er ihn kennen gelernt hatte, ſchnell lieb. Das blieb auch ſo bis zu Leforts Tode (1699), obgleich dieſer ſich weder als Soldat noch als Staatsmann bewährte. Er war aber ein ſchöner, in allen körperlichen Übungen gewandter Mann, ein nicht zu ermüdender Zecher und ein vorzüglicher Geſellſchafter. Peter ließ ihm einen ſteinernen Palaſt errichten und gab gewiſſermaßen durch ihn die eigenen Feſte. So hielt er es auch ſpäter mit Menſchtſchikow.

Im Palaſte Leforts jagte nun ein Feſt das andere; man tanzte, erfreute ſich an Maskeraden und brannte Feuerwerke ab, an denen Peter ſein Lebenlang beſonderes Gefallen fand. Zugleich wurde aber auch in Preobraſchenskoje fleißig manövriert. Peter hatte dort ein kleines Fort errichtet, das er „Preßburg“ nannte und abwechſelnd erſtürmte und verteidigte.

In allem, was Peter trieb, herrſchte überhaupt ein grotesker Humor vor. Es konnte nie laut und bunt genug um ihn hergehen, und es war ihm gerade recht, wenn alle Genoſſen der Tafelrunde betrunken waren. Er ſelbſt konnte ungeheure Maſſen Alkohol vertragen und nahm ſie zu ſich. Im Sommer zimmerte er am See von Perejaſlawl eigenhändig Boote und ſegelte nach Herzensluſt. Um die Frau kümmerte er ſich gar nicht, um die Mutter wenig.

Peter verlebte gewiſſermaßen in Saus und Braus ſeine Studenten-

jahre. Im Jahre 1693 reiſte er nach Archangel und lernte die See kennen. Hier wurde der Kiel zum erſten ruſſiſchen Handelsſchiff gelegt und manche verwegene Fahrt unternommen. Im folgenden Sommer war er wieder da, mit den Gefühlen einer jungen Ente, die endlich ihr natürliches Element erreicht hat.

Aber Peter wurde dieſes Treiben überdrüſſig wie jeder tüchtige junge Mann, und er entſchloß ſich, den Kampf gegen die Türkei wieder aufzunehmen. Der Feldzug ſollte diesmal Aſow gelten und den Ruſſen den Zugang zum Schwarzen Meer öffnen. In Woroneſch war eine Schiffswerft angelegt und die auf ihr erbauten Schiffe ſollten den Don abwärts fahren. Peter ſelbſt zog (1695) mit 100000 Mann vor die Feſtung, konnte ſie aber zunächſt nicht einnehmen. Erſt als ihm auf ſeine Bitte der Kaiſer, der Kurfürſt von Brandenburg und Holland Ingenieure geſchickt hatten, gelang in einem zweiten Feldzuge (1696) die Eroberung der Stadt. Es war ein ſchöner Erfolg.

Peter beſchloß jetzt, ſich ſelbſt in das Abendland zu begeben und die Wunder ſeiner Kultur an Ort und Stelle kennen zu lernen. Eine Verſchwörung gegen ſein Leben wurde noch rechtzeitig entdeckt.

Die Verwaltung des Reiches während ſeiner Abweſenheit vertraute Peter dem Fürſten Feodor Romodanowski an, Kommandant von Moskau wurden Scheïn als Generaliſſimus und Patrik Gordon, die ſchon Führer in den Feldzügen gegen Aſow geweſen waren. In der Ukraine befehligte Jakob Dolgoruki; die Grenzwacht gegen Litauen hielt Michail Romodanowski mit vier Strelitzenregimentern. So glaubte Perer das Reich während ſeiner Abweſenheit gut behütet.

Offiziell ging eine Geſandtſchaft an die weſteuropäiſchen Höfe. An ihrer Spitze ſtand der General und Admiral Lefort; zweiter Geſandter war Feodor Golowin, Dumadjak Prokop Wosnizin. Peter ſelbſt wahrte ſein Inkognito und hieß nur Unteroffizier Peter Michailow. Die Geſandtſchaft beſtand aus 270 Perſonen: Edelleuten, Kanzliſten, Dolmetſchern, Offizieren, Soldaten, Narren, Zwergen und vornehmen jungen Leuten, die im Auslande ſtudieren ſollten.

Die Reiſe, die am 10. März 1697 begann, ging zunächſt nach Riga. Der Kommandant der Stadt, Graf Dahlberg, geriet in einige Verlegenheit, wie er ſich der Geſandtſchaft gegenüber verhalten ſollte; denn es verlautete zwar, daß der Zar ſich unter dem Gefolge befand, man wußte aber nichts Beſtimmtes. Er nahm ſie daher mit allen

äußeren Ehren auf und „befahl auch allen Obriſten und anderen vornehmen Kriegesbedienten, daß ſie täglich denen Ambaſſadeuren wechſelsweiſe aufwarteten und ſie zu erluſtigen ſuchen ſollten, welches auch die ganze Zeit über geſchah", machte ihnen aber ſelbſt keinen Beſuch, ſondern beſchränkte ſich darauf, „ſelber alle Tage durch beſondere Abgeordnete nach der Ambaſſadeuren Zuſtand und Zufriedenheit zu fragen und ſeine Dienſtgefliſſenheit ihnen anzubieten. Da auch unterſchiedliche von ihrer Suite ſo kühn waren, daß ſie umb die Stadt ritten und auf allen Höhen dieſelbe nicht allein durch Perſpektiven genau beſichtigten, ſondern auch beide Feſtungen mit der Situation des Ortes abzeichneten und der Graben Tiefe zu meſſen ſucheten, auch ſonſten auf den Wällen und Außenwerken alles in Augenſchein zu nehmen auf und ab gingen, begehrte der Generalgouverneur von dem Generale Lefort mit aller Beſcheidenheit, daß ihnen ſolches möchte verboten werden, weil ihm als einem großen Generale nicht könnte unbekannt ſein, daß ſolches bei keiner Feſtung in Europa geduldet und zugelaſſen würde; wie denn auch mehrgedachter Ambaſſadeur ſich hierauf ſehr höflich entſchuldigte, daß ſolches ohne ſein Vorwiſſen geſchehen wäre, mit der Verſicherung, daß er ſolches hinfüro ſeinen tölpiſchen Ruſſen (dieſes waren ſeine eigenen Worte) wohl verbieten wollte." So berichtet Kelch. Nun war es aber gerade Peter Michailow geweſen, der ſeine Wißbegierde ſo naiv befriedigte, und der Zar Peter vergaß die dieſem widerfahrene Demütigung nie, ja motivierte ſpäter ſeine Kriegserklärung durch ſie.

Der Herzog von Kurland und der Kurfürſt von Brandenburg nahmen die Geſandtſchaft in Mitau reſp. Königsberg mit allen Ehren auf und feierten auch den Unteroffizier Peter Michailow gebührend. Dieſer war kein leicht zu behandelnder Gaſt, denn er gab ſich je nach ſeiner Laune bald als Unteroffizier, bald als Zar. In beiden Fällen war er nicht ſelten betrunken und benahm ſich entſprechend. Im übrigen befriedigte er raſtlos ſeine alles umfaſſende Wißbegierde, und der Kurfürſt ließ ihn klug gewähren.

Die Geſandtſchaft ging nun über Berlin nach Hannover, und Peter beſuchte in Koppenbrügge die Kurfürſtin Sophie Charlotte, die den fürſtlichen jungen Wilden mit lebhaftem Intereſſe kennen lernte. Sie und ihre Mutter, die Kurfürſtin Sophie, urteilen nicht ungünſtig über ihn, obgleich er ſich wunderlich genug benahm und mit Europens übertünchter Höflichkeit wenig vertraut erſchien.

Peter begab ſich von Koppenbrügge nach Saardam, das wegen ſeiner Werften bekannt war, und arbeitete dort kurze Zeit als Zimmermann. Die Holländer, die in lebhaften Handelsbeziehungen zu Rußland ſtanden, boten alles auf, ihm den Aufenthalt in ihrem Lande angenehm zu machen, und ſparten keine Koſten. Der Bürgermeiſter von Amſterdam Witſen war ſelbſt in Rußland geweſen und ſtand ſchon ſeit geraumer Zeit in regem Briefwechſel mit Peter. Er ging ihm nun in jeder Weiſe zur Hand. Und Peter war raſtlos bemüht zu lernen, ohne gerade zwiſchen Wichtigem und Unwichtigem zu unterſcheiden. So erlernte er z. B. auch das Zähneziehen, eine Kunſtfertigkeit, die für einen Fürſten immerhin entbehrlich iſt. Peter nahm hier eine große Anzahl Fachleute jeder Art in ſeinen Dienſt und ſchickte ſie nach Rußland.

Wilhelm III. empfing ihn im Haag und forderte ihn auf, nach England zu kommen. Peter folgte der Einladung und trieb es in England wie in Holland. Er war drei Monate dort und verbrachte die Hälfte der Zeit in Deptford, wo er auf den Werften arbeitete. Auch hier wurden wieder Fachleute aller Art zur Überſiedelung nach Rußland veranlaßt.

Am April 1698 begab ſich Peter nach Wien, wo Leopold I. ihn ehrenvoll aufnahm, ſein Inkognito aber reſpektierte. Von Wien aus wollte er nach Venedig, mußte aber dieſe Reiſe aufgeben, weil er aus Rußland höchſt beunruhigende Nachrichten erhielt. Die an der litauiſchen Grenze ſtehenden Strelitzen hatten ſich empört und zogen auf Moskau. Peter eilte nun heimwärts, erfuhr aber ſchon in Krakau, daß die Strelitzen beſiegt wären, und verbrachte nun noch drei vergnügte Tage mit dem zum König von Polen gewordenen Auguſt dem Starken in Rawa. Auguſt der Starke war ein Mann nach dem Herzen Peters und verſtand ſich darauf, einen Mann ſeines Schlages zu unterhalten. Es wurden hier aber auch politiſche Fragen beſprochen, auf die wir noch zurückkommen werden.

Das Treiben Peters mußte unter den Ruſſen die äußerſte Erbitterung erregen, denn ſie ſtanden ihm völlig verſtändnislos gegenüber. Sie waren gewohnt, den Zaren nur bei feierlichen Gelegenheiten zu ſehen. Dann ſchritt er, rechts und links von Bojaren geſtützt, wie ein Märchenkönig einher, die Krone auf dem Haupt, in von Edelſteinen glitzerndem Gewande aus Goldbrokat. War er zu Hauſe, ſo verbrachte er den größten Teil ſeiner Zeit, wie ſie wußten, vor den Heiligenbildern in den Kirchen. War er gezwungen,

Digitized by Google

Ausländer in Audienzen zu empfangen und sie zum Handkuß zuzulassen, so standen neben dem Thron Waschkrug und Handtuch, um die verunreinigte Hand des Zaren gleich zu säubern.

Nun aber schritt der Zar im abendländischen Gewande oder gar, wie in Archangel, in ausländischer Schiffertracht durch die Straßen, zimmerte eigenhändig Boote oder handhabte die Schaufel beim Schanzenbauen. In den wilden Kriegsspielen in Preobraschenskoje, bei denen gar nicht selten Menschen umkamen, brachte er seine geheiligte Person in Gefahr. Er zechte in der Slobode mit den Ausländern, tanzte — er, ein Zar — mit ihren Frauen und trieb in „Preßburg" den ausgelassensten Unfug, bei dem ein Narrenmetropolit eine große Rolle spielte. Er schickte zahlreiche junge Russen ins Ausland und setzte dadurch ihre Rechtgläubigkeit den größten Gefahren aus und er verführte die Söhne der ältesten Geschlechter, es zu treiben wie er. Konnte er wirklich ein Sohn des frommen Alexei sein? Es lief das Gerücht um, sein Vater wäre ein holländischer Schiffer gewesen.

Und nun hatte Peter alles Bisherige übertroffen und war ins Ausland gereist. Doch gewiß nur, um auch dort sein schandbares Treiben fortzusetzen. Nun sollte er, so flüsterte man sich zu, mit einem Heer von Ausländern heranziehen, um den Russen die abendländische Tracht aufzuzwingen, ihnen die Bärte zu nehmen und sie zu Rauchern zu machen.

Besonders erbittert waren die Strelitzen, die ja großenteils Altgläubige waren. Sie sahen sich überall hinter den europäisch ausgebildeten Truppen zurückgesetzt und wußten, daß der Zar sie haßte. Auch unterhielt Sophie von ihrem Kloster aus geheime Verbindungen mit ihnen. Boten gingen zwischen den verschiedenen Garnisonen hin und her, und man verabredete, die Anhänger Peters und die Ausländer zu töten und den Zarewitsch Alexei, den Eudoxia ihrem Gatten geboren hatte, zum Zaren auszurufen.

Die an der litauischen Grenze stehenden Strelitzen meuterten, jagten ihre Offiziere fort, wählten sich aus ihrer Mitte andere und zogen 8000 Mann stark gegen Moskau. Scheïn und Gordon konnten ihnen nur 3000 Mann Infanterie und das Aufgebot des Moskauer Adels entgegensetzen, aber sie verfügten über eine starke Artillerie. Bei dem einst von Nikon gegründeten Kloster Jerusalem, 50 Kilometer von Moskau, begegneten sie den Strelitzen. Vergeblich suchte Gordon sie zur Unterwerfung zu bereden; es kam zum Kampf, und

die Strelitzen wurden schnell besiegt. Die Gefangenen — es waren ihrer 4500 — wurden nach Moskau gebracht und sollten von Peter gerichtet werden.

Peter war in furchtbarer Stimmung und entschlossen, mit den Strelitzen ein- für allemal aufzuräumen. Sie wurden gefoltert, gehängt, geköpft, die für schuldig befundenen Frauen bis zur Brust lebendig in die Erde gegraben und dem Hungertode preisgegeben. Eine Abbildung bei Korb zeigt uns, wie es bei diesem Strafgericht herging. Peter beteiligte sich persönlich an diesen Hinrichtungen, zwang auch die Bojaren, es zu tun, und soll gekränkt gewesen sein, als die abendländischen Gesandten die Zumutung zurückwiesen, auch zu köpfen. Die Strelitzen als solche wurden aufgehoben, sie, ihre Frauen und Kinder dem äußersten Elend überliefert.

Und nun begann Peter mit den Reformen in seiner gewaltsamen burlesken Weise. Als sich die Bojaren ihm nach seiner Rückkehr vorstellten, wurden ihnen die Bärte abgeschnitten. Nur der Patriarch und der greise Fürst Tscherkaski wurden verschont. Am Neujahrstage (1. September) wurde die Prozedur wiederholt. Als der Patriarch mit einem Heiligenbilde zum Zaren kam und für die Strelitzen Fürbitte tat, fuhr Peter ihn an: „Wozu kommst du mit dem Bilde hierher? Und inwiefern zwingt dich dein Beruf, hier zu erscheinen? Mach, daß du fortkommst, und hänge das Bild da auf, wo man ihm mit den gebührenden Ehren begegnen wird. Wisse, daß ich Gott und die Heilige Jungfrau vielleicht mehr ehre als du." Die Palmsonntagprozession, bei der der Zar das Pferd des Patriarchen am Zügel führte, unterblieb wie die Festsitzung am Neujahrstage, bei der Patriarch und Zar auf Thronen saßen. Bei Hofe aber wurde in tollem Mummenschanz die Geistlichkeit in jeder Weise verhöhnt. Es gab da einen Narrenpatriarchen, Narrenmetropoliten, Popen, Diakone. In 80 Schlitten fuhr diese Maskerade durch die Stadt in die Slobode, Peter im Gewande eines Diakons. Am 21. Februar fand im neuerbauten Palast Leforts ein „Bachusfest" statt, das eine feierliche Prozession des Narrenpatriarchen und seines Gefolges eröffnete. Seine Mitra zeigte den nackten Bachus. Den Patriarchenstab krönten Amor und Venus. Sein Gefolge trug Krüge voll Wein, Bier, Met und Branntwein. Den Weihrauch vertrat glimmender Tabak. Der Segen wurde mit gekreuzten Tabakspfeifen erteilt.

Am 1. März fand wieder ein Fest statt, zu dem alle Gesandten

und der ganze Hof geladen war. Sobald der Narrenpatriarch einen Toaſt ausbrachte, mußte jedermann vor ihm niederknien und ſich von ihm mit zwei Pfeifenrohren ſegnen laſſen. Er eröffnete auch den Tanz. Und dieſer Orgie wohnten im Nebenzimmer die Lieblingsſchweſter Peters, Natalie, ſein Söhnchen Alexei und die Hofdamen der Prinzeſſin bei und ſahen ihr durch eine Spalte im Türvorhang zu. Schon weiter vorgeſchrittene vornehme Damen aber ſaßen bereits unter den Zechenden.

Dieſe Feſte wurden gefeiert, während alle Plätze angefüllt waren mit den Leichen der hingerichteten Strelitzen und drei von dieſen noch vor dem Fenſter Sophiens hingen, der mittelſte mit einer Bittſchrift in der Hand. Und wie ging es bei dieſen Feſten her! Einmal wollte der trunkene Zar den Generaliſſimus Scheïn, den er im Verdacht hatte, Offizierspatente für Geld vergeben zu haben, erſtechen. Lefort und Menſchtſchikow verhinderten das mit eigener Lebensgefahr. Ein anderes Mal wurde Lefort von Peter zu Boden geworfen und mit Füßen getreten.

Dabei währte der Türkenkrieg fort, und die in Woroneſch erbauten Kriegsſchiffe verſchlangen große Summen. Zu den alten Steuern geſellten ſich neue, die Peter im Auslande kennen gelernt hatte, z. B. eine Stempelſteuer. Und immer neue Projekte beſchäftigten den raſtloſen Geiſt des Zaren. Der engliſche Ingenieur Perry ſollte die Wolga und den Don durch einen Kanal verbinden und nahm das Werk auch in Angriff. Es ſcheiterte aber daran, daß der Fürſt Dolgoruki, der die Arbeiter zu liefern hatte, ihm feindlich geſinnt war. Er hielt es für gottlos, den Waſſerläufen einen anderen Weg zu weiſen, als Gott es getan hatte.

Aber alle dieſe Widerſtrebenden riß die Energie Peters mit ſich fort. Unzähliges Begonnene blieb unvollendet liegen; unzählige Menſchen verdarben darüber; aber aus dem alten aſiatiſchen Moskowien wurde doch ein europäiſches Reich, wenn auch zunächſt nur ein ſehr barbariſches.

So roh Peter auch war, ſo war er doch fähig, eine ſtarke Zuneigung zu empfinden. Er zerfloß in Tränen, als Lefort ſtarb (12. März 1699) und wurde auch durch den Tod Patrik Gordons tief erſchüttert.

Der Türkenkrieg fand im Dezember 1698 durch einen zweijährigen Waffenſtillſtand ein vorläufiges Ende; aber Peter trug ſich jetzt mit einem Plan, deſſen Ausführung noch ungleich größere An-

forderungen stellte als der Kampf gegen die Türkei. Er hoffte, sich einen Zugang zur Ostsee schaffen zu können.

Livland gehörte nun schon seit lange zu Schweden, und das Land konnte im allgemeinen mit der schwedischen Herrschaft zufrieden sein. Wohl hatten die Schweden wie vorher die Polen und nachher die Russen die natürliche Tendenz, Livland auch national enger mit Schweden zu verbinden als den Livländern lieb war, und wohl bestand ein Gegensatz in der Auffassung des beiderseitigen Verhältnisses, indem die Schweden Livland als Provinz, die Livländer aber ihr Land als einen an Schweden angegliederten Landesstaat betrachteten; aber unter günstigen Verhältnissen ließ sich hier immerhin ein Ausgleich der Interessen finden. Leider gestalteten sich aber die Verhältnisse denkbar ungünstig.

Schweden wurde durch die Kriege Karl X. Gustavs (1654 bis 1660) und Karls XI. (1660—1695) finanziell vollständig zerrüttet, und das Regiment Christinens hatte insofern schon den Grund dazu gelegt, als unter ihm ein großer Teil der Domänen, die eine Haupteinnahmequelle bildeten, an die Geschlechter des hohen Adels verschenkt oder verpfändet worden war. Die Ländereien waren als Mannlehn vergeben worden, ihre neuen Besitzer hatten sie aber vielfach als Allode aufgefaßt und verkauft oder verpfändet wie freies Eigentum.

Unter diesen Umständen hatten schon auf dem Reichstage von 1650 die Geistlichkeit, der Bürger- und der Bauernstand beantragt, alle dem Staat entfremdeten Domänen wieder einzuziehen. Auf dem Reichstag von 1655 wiederholten sie den Antrag. Die „Reduktion", so nannte man die geplante Operation, sollte bis zum Reichstagsschluß von Norköping zurückgreifen. Der Adel setzte indessen durch, daß sie nur bis zum Todestage Gustav Adolfs 6./16. November 1632 sich erstrecken sollte. Wer seit der Zeit sich auf unredliche Weise in den Besitz von Krongütern gesetzt hatte, sollte sie zurückgeben. War das durch Scheinkauf geschehen, so war Schadenersatz zu leisten. Die als Allode behandelten Lehngüter sollten wieder als solche angesehen werden.

Es war das eine harte Maßregel, aber sie ließ sich durch die verzweifelte Lage, in der sich der Staat befand, immerhin rechtfertigen und wenn sie besonnen und maßvoll ausgeführt wurde, auch ertragen. Daran fehlte es aber sehr, man dehnte später die

Reduktion mehr und mehr aus und schuf schließlich eine ganz unleidliche Unsicherheit der ländlichen Eigentumsverhältnisse.

Es entstand die Frage, ob die Reduktion auch in Est- und Livland stattfinden sollte. Auch hier waren für die schwedischen Großen ausgedehnte Herrschaften geschaffen worden, aber Est- und Livland waren im schwedischen Reichstage nicht vertreten und lebten nach eigenem durch Privilegien geschützten Recht. Der Reichstag von 1655 hatte deshalb auch die Frage dem König zur Entscheidung überwiesen. Als der Generalgouverneur sie im livländischen Landtag zur Sprache brachte (1662), lehnte dieser die Reduktion ab.

In Schweden trat nach dem Tode Karl Gustavs eine vormundschaftliche Regierung ein, die bis 1672 währte und die Reduktion zunächst zurückstellte.

Die unglücklichen Kriege Schwedens, die zur Schlacht bei Fehrbellin, zum Verlust von Stettin und dem Zuge des Großen Kurfürsten über das Haff führten, hatten die Finanzen Schwedens wieder völlig zerrüttet. Hatten sie doch an 50 Millionen Taler beansprucht. Unter diesen Umständen gelang es Karl XI., die Macht der Stände zu brechen und absoluter König zu werden (1680).

Zwei Jahre früher, 1678, hatte Karl den Livländern durch drei Resolutionen die Versicherung gegeben, daß bei einer Reduktion in Livland die Privilegien des Adels beachtet werden sollten. Geschah das, so konnte sie sich nur auf die schwedischen Herrschaften im Lande beziehen.

Nun nahm aber die Reduktion in Schweden einen immer größeren Umfang an. Im Jahre 1680 wurden 10 Grafschaften, 70 Freiherrnschaften eingezogen. Alle Lehngüter und selbst die Allodialschenkungen wurden der Reduktion unterworfen und diese auch zeitlich ganz willkürlich ausgedehnt. „Nicht nur verliehene, sondern auch von der Krone verkaufte, vertauschte und verpfändete Güter wurden wieder eingelöst. Gegen Rentenzahlung und unfruchtbare Kapitalien oder zum Ersatz von Gehalt veräußerte Güter wurden ohne Entschädigung eingezogen, wenn die Besitzer sich durch den Ertrag bezahlt gemacht hatten; desgleichen Güter, bei deren Verkauf oder Tausch die Krone übervorteilt worden war. Bei den verpfändeten Gütern wurde im Jahre 1686 der von der Krone bis dahin mit 8 % gezahlte Zins auf 5 % reduziert und die übrigen 3 % als Amortisation angesehen und von der zurückzuzahlenden

Pfandsumme abgezogen, so daß sie bisweilen ganz hinschwand." (Richter: Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen.)

In dieser Weise ausgeführt, wurde die Reduktion zu einer Ungeheuerlichkeit. Man denke sich eine deutsche Regierung, die Friedrichsruhe und Kreisau kurzerhand für Domänen erklärte.

Und in dieser Weise sollte nun auch in Est- und Livland vorgegangen werden. Von der Reduktion sollten nur die Güter ausgenommen werden, die schon zu herrmeisterlichen Zeiten, also vor 1561, Privateigentum gewesen waren. Nun vergegenwärtige man sich, wie diese Länder seit 1561 von Polen, Schweden, Russen verheert und abwechselnd besessen worden waren. Wie unzählige Urkunden waren in dieser Zeit vernichtet worden, wie wenige Familien konnten den Nachweis führen, daß sie ihre Güter schon in der herrmeisterlichen Zeit besessen hatten. Der ganze Besitzstand wurde in Frage gestellt. Man begreift, daß die Est- und Livländer protestierten, aber die Regierung blieb fest. Sie verfuhr aber immerhin humaner als in Schweden, indem sie die früheren Besitzer Pächter der Güter werden ließ.

Die Estländer fügten sich in das unvermeidlich Erscheinende; die Livländer aber beriefen sich auf ihre Privilegien und die Resolutionen von 1678. Sie erreichten auch, daß den nunmehrigen Pächtern ihrer Güter ein Drittel der Pachtsumme erlassen wurde, aber der König erklärte, die Resolutionen hätten sich nur auf den Reichstagsbeschluß von 1655 bezogen, mit dem Livland verschont bleiben sollte. Fünf Sechstel der adligen Güter in Livland wurden nach und nach eingezogen und dabei mit äußerster Willkür verfahren. Zugleich wurde die Ritterschaft aufgefordert, ihre Privilegien durch zwei Deputierte, die ihre Entstehung und Bedeutung erläutern sollten, nach Stockholm zu schicken.

Bei dieser Gelegenheit trat zum ersten Male der Mann als Vertreter der Ritterschaft auf, der so unsägliches Unheil über Livland bringen sollte: Johann Reinhold von Patkul.

Die Familie Patkul, die ihrer Familientradition nach aus Westfalen stammte und dort Patdorf hieß, war schon im 15. Jahrhundert in Livland ansässig. Reinholds Vater, Friedrich Wilhelm, besaß einen Güterkomplex im Kirchspiel Papendorf, dessen Mittelpunkt das seit 1453 im Besitz der Familie befindliche Kegeln war. Die Güter waren aber, während Polen und Schweden um den Besitz von Livland kämpften, vielfach von ersterem an andere vergeben worden,

und es bedurfte endloſer Prozeſſe ſeitens Patkuls, der zu Schweden hielt, um ſie wieder zu erlangen. Er fand darüber Gefallen am Prozeſſieren und betrieb es ſein Leben lang eifrig, war aber trotzdem ein ſehr angeſehener Mann. Er war in zweiter Ehe mit Gertrud Holſtfer verheiratet, einer Frau, die in ihren Witwenjahren der Schrecken ihrer Nachbarn wurde. Ihrem Pächter, einem Tiefenhauſen, rückte ſie, mit dem Degen an der Seite und Piſtolen im Halfter, zugleich mit fünf polniſchen Dienern auf den Hof und ſchoß mit Piſtolen, drohte ihm auch, „ihm eine Kugel durch die Haut zu jagen, da er am ſicherſten wäre“. Ihren Paſtor überfiel ſie, richtete ihn, ſeine Frau und ſein Geſinde mit Prügeln erbärmlich zu und nahm Flinten, ſilberne Löffel uſw. mit. Der Vormund ihrer Kinder, ein Dietinghoff, ſchrieb über ſie in einer Beſchwerde, ihre Natur, ihr Wandel vor und nach ihres Mannes Tode wäre der Welt zwar nicht unbekannt geweſen, ihr wahrhaftes inneres und äußeres Bild hätte aber ihr eigener Sohn Johann Reinhold gemalt, wenn er in einem Briefe an ihn darüber klage, daß das Fluchen, Schwören und Maladeien bei ihr kein Ende nehme, und daß ſie ihren Kindern den Teufel und allen deſſen Anhang ſamt Galgen und Rad wünſche“. (Anton Buchholtz.)

Mit dieſer Frau und acht Kindern floh Fr. W. Patkul 1657 beim Einfall der Polen unter Gonſiewski nach Wolmar. Die Stadt kapitulierte Ende Oktober, und Patkul, dem ſämtliche Kinder an der Peſt ſtarben, war in Gefahr, ſeine Güter zu verlieren, wenn er nicht Polen den Treueid leiſtete. Er ließ ſich unter dem Drang der Umſtände dazu bewegen, wurde aber infolgedeſſen, als Wolmar 1658 wieder von den Schweden erobert wurde, als Hochverräter verhaftet und nach Stockholm gebracht. Die Unterſuchung zog ſich durch mehrere Jahre, und der Frieden von Oliva brachte ihm die Freiheit wieder. Während ſeiner Gefangenſchaft hatte ihm ſeine Frau Johann Reinhold geboren (27. Juli 1660 getauft).

Fr. Wilh. Patkul ſtarb 1666 und hinterließ ſehr verwickelte Vermögensverhältniſſe, die zu den heftigſten Kämpfen zwiſchen dem Vormund Dietinghoff und der Witwe führten. Dieſe gab übrigens ihren Kindern eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Sie vermählte ſich 1675 zum zweiten Male mit dem Rittmeiſter Möller.

Johann Reinhold beſuchte 1677 die Univerſität Kiel. Ob er auch noch auf anderen Hochſchulen ſtudierte, hat Buchholtz nicht ermitteln können. Im Oktober 1680 kehrte er nach Livland zurück

und brachte gründliche juriſtiſche Kenntniſſe und eine ungewöhnliche allgemeine Bildung mit.

Es begannen nun gleich hartnäckige Prozeſſe mit Vietinghoff, die die vom Vater ererbte Anlage zum Prozeſſieren nur zu ſehr nährten, und an die ſich bald auch eben ſo leidenſchaftlich geführte Prozeſſe mit dem Bruder Karl ſchloſſen. Sie führten Johann Reinhold mehrfach nach Stockholm, wo er die Verhältniſſe und die ſchwediſche Sprache gründlich kennen lernte, und verſtrickten ihn in eine ſich ſtetig vermehrende Schuldenlaſt. Er wurde aber durch dieſe Prozeſſe mit allen rabuliſtiſchen Künſten wohl vertraut und verfuhr überdies gelegentlich mit einer Gewalttätigkeit, die bei dem Sohn ſeiner Mutter nicht überraſchen kann, die aber durch die Roheit der Zeit nur zum Teil entſchuldigt wird.

Im Mai 1687 trat Patkul als Kapitän in das in Riga liegende eſtniſche Infanterieregiment, und ſchon im folgenden Jahr reichte die ganze Kompanie eine Beſchwerde gegen ihn ein.

Wieder ein Jahr ſpäter klagte Patkul über ſeinen Kommandeur Obriſt von Campenhauſen. Wo der Mann hinkommt, gibt es ſofort die ärgerlichſten Händel. Seinen Hauptgläubiger, einen mit Recht hochangeſehenen Großkaufmann in Riga, dem Patkul viel Dank ſchuldig war, ergreift er nach einem Diner in Gegenwart von Damen „hinterrücks und unvermutet“ bei den Haaren und wirft ihn zu Boden.

Trotzdem will ihn die livländiſche Ritterſchaft 1690 zum Landmarſchall wählen, wohl auf Grund ſeiner Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen in Stockholm und ſeiner Übung im Prozeſſieren. Patkul lehnte die Wahl ab, erbot ſich aber, als Delegierter nach Schweden zu gehen, und begab ſich zugleich mit Baron Guſtav Mengden als ſolcher im Oktober 1690 nach Stockholm.

Die Delegierten vertraten anfangs vor dem König den Standpunkt, daß Livland nur durch Perſonalunion mit Schweden verbunden ſei, die Reduktion daher in ihm nur mit Zuſtimmung der Livländer durchgeführt werden könne. Später proteſtierten ſie nur gegen ihre Ausdehnung auf die polniſchen und herrmeiſterlichen Zeiten. Der König aber nahm das Recht in Anſpruch, die Privilegien nur ſo weit für geltend anzuerkennen, als ihm gut ſchien. Die abſolute Königsgewalt und die ſich auf die erhaltenen Privilegien ſtützenden Stände ſtanden ſich hier ſchroff gegenüber. Die Delegierten kehrten unverrichteter Dinge nach Livland zurück, und der Gegenſatz

zwiſchen dem Generalgouverneur Haſtfer und der Ritterſchaft ſpitzte ſich immer mehr zu.

Auf dem Landtag in Wenden (1692) wurde eine Bittſchrift an den König verfaßt, die ſich in ſehr ſcharfen Ausdrücken gegen die Regierung wandte. Haſtfer nahm an, ſie ſei von Patkul verfaßt und ſah in ihm den Urheber aller ſich der Regierung entgegenſtellenden Widerſtände. Da kam es ihm denn ſehr gelegen, daß die Kapitäne des Regiments, in dem Patkul diente, geſchloſſen über ihren Kommandeur, den Obriſtleutnant von Helmerſen, klagten.

Ein Kriegsgericht trat zuſammen, Patkul aber weigerte ſich, ohne Zuſicherung ſicheren Geleits vor ihm zu erſcheinen, und entfloh nach Kurland. Alle Kapitäne wurden nun zu ſechs Monaten Gefängnis und zum Verluſt des Gehaltes für drei Monate, Patkul außerdem zu 100 Talern und zu öffentlicher Abbitte verurteilt.

Der Generalgouverneur Haſtfer löſte nun den Landtag auf und erwirkte einen königlichen Befehl, nach dem der Landmarſchall, zwei Landräte, Baron Mengden und Patkul nach Stockholm kommen ſollten, um ſich dort wegen der Bittſchrift zu verantworten. Patkul erhielt dazu freies Geleit.

Ende März 1694 begannen in Stockholm die Verhandlungen, die am 12. Dezember 1694 dahin führten, daß Patkul zum Verluſt der rechten Hand, von Ehre, Leib und Gut verurteilt wurde. Über drei Landräte wurde das Todesurteil ausgeſprochen, ſie wurden aber zu ſechs Jahren Gefängnis begnadigt.

Patkul war ſchon am 31. Oktober nach Kurland geflohen.

Das Stockholmer Urteil war ein überaus hartes, auch wenn man feſthält, daß Patkul die Seele des Widerſtandes der Ritterſchaft war; daß er ein ſchwediſcher Offizier war; daß er ſich als ſolcher dem Kriegsgericht gegenüber höchſt aufſäſſig benommen hatte und daß er auch jetzt wieder vor Ausgang des Prozeſſes entflohen war.

Patkul begab ſich von Kurland aus in die Schweiz und lebte dort unter dem Namen Viſchering. Er hoffte noch lange, ſchließlich von Karl XI. begnadigt zu werden, aber dieſer verzieh ihm auch auf dem Totenbette nicht, obgleich ſeine Mutter bei ihm damals die Begnadigung der drei Landräte durchſetzte. Nach des Königs Tode wandte ſich Patkul an den jungen Karl XII. Er gelobte, wenn er begnadigt würde, aller Politik zu entſagen und in Deutſchland zu leben. Er bat auch hier vergeblich.

Jetzt erſt, als jede Ausſicht auf eine Begnadigung ſchwand,

wurde Patkul zu dem verhängnisvollen politischen Abenteurer, als der er in der Geschichte fortlebt. Das beweist doch, daß er nicht von Heimatliebe geleitet wurde, sondern ausschließlich von verzehrendem Haß gegen Schweden.

Im Mai 1698 lernte Patkul den Günstling Augusts des Starken, den Grafen Flemming, kennen und wußte ihn ganz für sich einzunehmen.

Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August II., der Starke, war nach dem Tode Sobieskis im Juni 1697, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, zum König von Polen gewählt worden. Prachtliebend und ehrgeizig, suchte der siebenundzwanzigjährige Fürst unruhig nach einer Gelegenheit, seine Hausmacht zu erweitern, und glaubte in Peter von Rußland einen Bundesgenossen zu finden, der ihm dabei behilflich war. Er und Peter mochten wohl schon bei der Zusammenkunft in Rawa ihre Augen nach Schweden gerichtet haben, wo nach dem Tode Karls XI. 1697 der sechzehnjährige Karl XII. zur Regierung gekommen war. Peter hatte sich davon überzeugt, daß mit seiner auf den Werften von Woroneſch erbauten Flotte nicht viel anzufangen war. Er besaß am Schwarzen Meer keinen Kriegshafen, und die Türken sperrten überdies den Ausgang dieses Meeres. Da wandte er denn seine Hoffnungen wieder der Ostsee zu, dem so heiß ersehnten Ziel seiner Vorfahren.

An Friedrich August trat nun durch die Vermittelung Flemmings Patkul mit seinen weit aussehenden Plänen heran. Karls XII. Schwester war mit dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt, und der Herzog lag mit dem König von Dänemark in hartem Kampf um die Souveränität in Schleswig. Es ließ sich annehmen, daß Dänemark sich auch einer Koalition gegen Schweden anschließen würde.

August der Starke sollte erblicher Fürst einer in Livland zu gründenden Adelsrepublik werden, für die der livländische Adel nach Patkuls Behauptung einzutreten bereit war. Peter sollte Ingermannland und dadurch den Zugang zum Meer erhalten.

Patkul irrte, wenn er meinte, daß der livländische Adel bereit war, sich im Interesse der geplanten Adelsrepublik von Schweden loszureißen. So sehr sich die Livländer auch durch die Reduktion und die Aufhebung ihres Landesstaates gekränkt fühlten, dienten sie doch auch dem ungnädigen Fürsten mit deutscher Treue und waren weit davon entfernt, sich zum Landesverrat berechtigt zu glauben, weil der König ihre Privilegien nicht mehr anerkannte. Wer von ihnen auch nur einigermaßen politisch geschult war, mußte auch er-

kennen, daß die livländiſche Adelsrepublik Patkuls ein Phantom war. Patkul mochte als ihr Vorbild Kurland vorſchweben; aber Kurland, zu deſſen Häfen keine Düna oder Newa aus Rußland führte, war für dieſes ein toter Winkel, an dem ihm nichts lag. Livland aber war ihm der wünſchenswerteſte Beſitz. War Schwedens Macht gebrochen, ſo konnte ſich die livländiſche Adelsrepublik auch nicht ein Jahr lang ſelbſtändig behaupten. Der Beiſtand Friedrich Auguſts konnte daran gar nichts ändern, denn ohne Polen vermochte er das Land auch nicht gegen Rußland zu behaupten. Polen aber konnte wenig geneigt ſein, einen Krieg zu führen, damit ſein König ein Scheinfürſtentum in Livland gewann.

So lagen die Dinge. Aber Patkuls Pläne fanden bei Friedrich Auguſt die freudigſte Aufnahme.

Auch Peter hatte für ſie ein offenes Ohr. Die Koalition wurde nun in tiefſtem Geheimnis, aber mit allem Eifer betrieben. Am 25. November 1699 ſchloß Sachſen mit Dänemark ein Offenſiv- und Defenſivbündnis, am 21. Friedrich Auguſt mit Rußland. Die ſchwediſchen Geſandten in Dresden wie in Moskau wurden vollſtändig getäuſcht und ahnten nichts von dem Unwetter, das ſich zuſammenzog. Eine beſondere ſchwediſche Geſandtſchaft wurde von Peter höchſt ehrenvoll aufgenommen und erhielt die freundlichſten Zuſicherungen.

Als Funke ins Pulverfaß ſollte ein Anſchlag auf Riga dienen, den Patkul für Ende Dezember plante. Er hatte in der Tat in Livland Freunde, die bereit waren, ihm bei ſeinen Anſchlägen behilflich zu ſein, aber ſie waren wenig zahlreich, und ein Teil von ihnen verſagte wohl auch in der entſcheidenden Stunde. Der Anſchlag aber ſollte ſo ins Werk geſetzt werden, daß 7000 Mann an der Südgrenze Kurlands in Litauen in Garniſon gelegt wurden. Generalleutnant Flemming, General Paikull, ein Livländer in ſächſiſchen Dienſten, und Patkul ſollten ſie führen. Der ſchwediſche Generalgouverneur ſollte möglichſt in Sicherheit gewiegt und dann die Armee möglichſt ſchnell auf Riga vorgeſchoben werden. Ein Vortrab in Bauernkleidung ſollte ſich eines Tores bemächtigen und die Stadt ſo eingenommen werden. Patkul kannte ja hier aus ſeiner Dienſtzeit jeden Weg und Steg. War aber Riga gewonnen, ſo würde, wie er hoffte, der ganze Adel ſich gegen Schweden erheben. Polen gegenüber aber war damit eine Tatſache geſchaffen, mit der es wohl oder übel rechnen mußte.

Der Nordiſche Krieg und Peters Ausgang.

Der Anſchlag auf Riga mißglückte. Generalgouverneur war noch immer der greiſe Graf Dahlberg, und er ließ ſich durch die tückiſchen Freundſchaftsverſicherungen der ſächſiſchen Offiziere nicht täuſchen. Der Verſuch, Riga durch als Bauern verkleidete Soldaten einzunehmen, mußte infolge ſtrenger Kälte aufgegeben werden, und als die Sachſen vor der Stadt erſchienen, war alles zu ihrem Empfange bereit.

Patkul, der zugleich mit dem General von Karlowitz in Moskau geweſen war, hatte am 24. Auguſt 1699 mit König Auguſt als angeblicher Bevollmächtigter der livländiſchen Stände in Warſchau eine Kapitulation abgeſchloſſen, nach der die livländiſche Ritterſchaft das Land von Polen als Lehn empfangen ſollte. Auch Riga ſollte ihr unterworfen ſein, und die dieſer Stadt verliehenen Privilegien ſollten auf die Ritterſchaft übergehen. Patkul und Flemming unternahmen jetzt, Mitte Februar 1700, einen Streifzug ins Land hinein, und es mußte ſich nun zeigen, ob die Ritterſchaft in der Tat hinter Patkul ſtand. Es erwies ſich, daß der weitaus größte Teil der Herren von ihm nichts wiſſen wollte.

Die Sachſen nahmen zwar Dünamünde, es rückten aber auch ſchwediſche Truppen aus Finnland zum Entſatz Rigas heran. Auf Dahlbergs Betrieb ſagte ſich Riga ohne weiteres öffentlich von Patkul los, und auch die Ritterſchaft entſchloß ſich dazu, wenn auch mit einigem durch die Freunde Patkuls wachgerufenen Widerſtreben.

Im Juni erſchien auf Patkuls Betreiben der König ſelbſt vor Riga, aber man war in ihm guten Mutes. Bald erhielt man die Nachricht, daß Karl XII. nach Seeland übergeſetzt war und am 8./18. Auguſt von den Dänen den Frieden von Travendahl erzwungen hatte. Nun mußte er bald ſelbſt nach Livland kommen.

Digitized by Google

König Auguſt ging aber nach Warſchau, ſeine Truppen bezogen Winterquartiere in Kurland und Litauen.

Peter war es unterdeſſen gelungen, mit der Türkei einen dreißigjährigen Frieden zu ſchließen, der ihm Aſow ließ. Er warf nun die Maske ab und erklärte am 20./30. Auguſt 1700 Schweden den Krieg. Schon Ende September ſtand er ſelbſt mit einem auserleſenen Heer von 40000 Mann vor Narwa, in dem Oberſt Horn noch nicht 2000 Mann Beſatzung hatte.

Aber auch Karl XII. eilte nun nach Livland und landete am 6. Oktober in Pernau. Obgleich er nur 5000 Mann Infanterie und 3300 Reiter gegen die Ruſſen führen konnte, eilte er doch in Gewaltmärſchen nach Narwa. Auf die Nachricht vom Anmarſch der Schweden verlor Peter den Kopf. Er ernannte den Herzog von Croy, der eben erſt im Lager eingetroffen war und kein Wort Ruſſiſch verſtand, zum Höchſtkommandierenden und eilte ſelbſt unter dem Vorwand, friſche Truppen herbeizuführen, nach Nowgorod. Am 20./30. November griffen die Schweden an und ſchlugen die Ruſſen aufs Haupt. Nun fielen dieſe über ihre ausländiſchen Offiziere her, ſo daß ſie ſich zum Teil, um Schutz vor den eigenen Leuten zu finden, den Schweden ergeben mußten.

Als Peter die Nachricht von der Niederlage der ruſſiſchen Truppen erhielt, war er wieder ganz gefaßt. „Ich weiß wohl," ſagte er, „daß uns die Schweden noch manchmal ſchlagen werden; aber endlich werden wir auch ſie ſchlagen lernen." (Alexander Gordon.)

Und Karl XII. ließ den Ruſſen Zeit, dieſe Schule durchzumachen. Er gab nicht nur 18000 ruſſiſche Kriegsgefangene frei, ſondern beſchloß auch, ſtatt auf Nowgorod vorzuſtoßen, ſich im Frühling gegen die Sachſen in Litauen zu wenden. Der Ausgang der Schlacht bei Narwa hatte ihn zu ſeinem Unglück mit einer maßloſen Verachtung der Ruſſen erfüllt. In König Auguſt erkannte er aber den Urheber der gegen ihn gerichteten Koalition, und ihn haßte er mit der ganzen Kraft ſeiner leidenſchaftlichen Seele.

Im Februar 1701 trafen Peter und König Auguſt in Birſen — an der kurländiſchen Grenze in Litauen — zuſammen, und Patkul bot alles auf, ſie zu kühnen Entſchlüſſen zu bewegen. Peter ließ 20000 Mann zu den Sachſen unter Steinau, die bei Kokenhuſen ſtanden, ſtoßen; diesmal ſollte Riga den Verbündeten nicht entgehen. Aber am 9./20. Juli ging Karl angeſichts der Feinde, die auf dem Riga gegenüberliegenden Ufer lagerten, über die Düna und ſchlug

ſie aufs Haupt. Dann nahm er Kurland und rückte in Litauen ein, wo ſich die Sapiehas und die Oginskis in wilder Fehde gegenüber ſtanden. Er verlangte von den Polen offen die Abſetzung Auguſts.

Das verletzte aber das Nationalgefühl der Polen, und ſie ſcharten ſich um den an ſich ihnen höchſt unſympathiſchen König. Dieſer blieb indeſſen ein Spielball der Parteien, und Patkul, der von ihm nichts mehr erwartete, ſetzte ſeine Hoffnungen nun ganz auf den Zaren und hoffte ſeine livländiſche Adelsrepublik mit Hilfe des Selbſtherrſchers aller Reußen durchſetzen zu können.

Man war ſchließlich in Warſchau bereit, Schweden in jeder Weiſe entgegenzukommen, und Karl XII. hätte einen ſehr vorteilhaften Frieden ſchließen können, aber er war kein Staatsmann, ſondern ein Wikinger, der kämpfte, um zu kämpfen. Auguſt ſollte am Boden liegen und die polniſche Krone verlieren, nur dieſer Gedanke beherrſchte den Schweden. Dieſes Ziel verfolgte er ſieben Jahre lang und ließ darüber Peter die Zeit, ſeine Ruſſen lernen zu laſſen, wie man die Schweden ſchlägt und Ingermannland, Eſtland und Livland einzunehmen.

Karl beſetzte Warſchau und ſchlug die ſächſiſch-polniſche Armee bei Kliſſow (Juli 1702), dann die Sachſen bei Pultusk (Mai 1703) und nahm Thorn und Elbing. Nun erklärte eine vom Primas nach Warſchau einberufene Verſammlung Auguſt für abgeſetzt (Januar 1704), und in einer anderen wurde — ebenfalls in Warſchau — Stanislaus Leſczinski zum König gewählt (12. Juli).

Im November ſchlug Karl die Sachſen bei Puniz in der Nähe von Poſen. Patkul, der als ruſſiſcher Generalleutnant die ruſſiſchen Hilfstruppen kommandierte, führte ſie, da ihm der Rückzug nach Rußland verſperrt war, in die Lauſitz, wo ſie die Winterquartiere bezogen.

Patkul war ſeit dem April 1703 „Generalkommiſſar“ Peters für Deutſchland. Er engagierte die für Rußland gewonnenen ausländiſchen Offiziere, er hatte an allen Höfen ſeine Korreſpondenten, er vertrat das ruſſiſche Intereſſe am Hofe Auguſts und den Polen gegenüber. Unermüdlich ſpann er ſeine Ränke, beſtach die Miniſter oder ſtürzte ſie, ſpielte den König von Polen gegen Polen, Polen gegen ſeinen König aus. So ſchreibt er an Peter: „Übrigens weiß ich nicht, ob nicht das wahre Intereſſe J. Zar Maj. erfordere, die Mißhelligkeiten in Polen nicht ganz, ſondern nur einigermaßen bei-

zulegen, damit die Republik in Zucht erhalten, der König aber genötigt werde, sich an Ihro Zar. Maj. zu hängen, denn sobald derselbe außer Gefahr ist, sind ihm auch Ihre Zar. Maj. nicht mehr necessair."

Dem König gegenüber führte Patkul mitunter die kränkendste Sprache, und an dessen Hof war jedermann sein erbitterter Feind. Er brachte aber im Oktober 1703 in Warschau ein Bündnis zwischen Peter und August als König von Polen, nicht mehr nur als Kurfürst von Sachsen zustande. Nach diesem Vertrage stellte Rußland August 12000 Mann Hilfstruppen, die aber in sächsischen Winterquartieren verpflegt werden sollten und zahlte ihm 300000 Rubel Subsidien. Patkul aber schrieb: „Mein ganzes Absehn geht dahin, die Zahlung der Subsidien an eine solche Bedingung zu knüpfen, welcher die Polen nie nachkommen können; inzwischen aber werden wir jedenfalls durch ein solches Bündnis der Republik uns mehr versichern und den Hauptzweck, worauf man, solange der Krieg währt, bedacht sein muß, erreicht haben, d. h. wir würden, ohne viel Hilfe von den Polen zu erwarten, durch dieses Bündnis uns einen ansehnlichen Schein geben und unvermerkt die Polen außerstand setzen, wieder zu Kräften zu kommen, was wahrhaftig J. Zar. Maj. und dem König selbst höchst nachteilig und gefährlich sein würde."

Patkul machte die Zahlung der Subsidien davon abhängig, daß die polnischen Truppen „wohl regliert und wohl mundiert" wären. Um das unmöglich zu machen, „ist der König mit mir übereingekommen, unter der Hand in Deutschland und in Holland zu verhindern, daß die Polen kein Gewehr, insonderheit für die Infanterie bekommen sollen, welches Alles aber ein Geheimnis bleiben muß." Patkul war bemüht, auch Preußen wider Schweden unter die Waffen zu bringen und stellte in Berlin vor, Rußland, Dänemark, Polen und Preußen könnten sich ja, nachdem Schweden besiegt war, in Polen, Livland, Pommern und Holstein teilen. Preußen aber war zunächst für diese Pläne noch nicht zu gewinnen.

Patkul drang beim König immer wieder darauf, seine „korrupte" sächsische Verwaltung zu ändern, und zog sich dadurch den wildesten Haß des sächsischen Geheimkonseils zu, meinte aber als russischer Gesandter es nicht weiter fürchten zu müssen. Er irrte. Die Herren glaubten Patkul in den Augen Peters so diskreditiert zu haben, daß sie den entscheidenden Schlag gegen den verhaßten Mann führen

durften. Die Gelegenheit dazu bot sich ihnen aber, als Patkul für die russischen Hilfstruppen bessere Quartiere verlangte und sie, als sein Drängen keinen Erfolg hatte, in die Dienste des Kaisers treten ließ, wozu er von Peter bevollmächtigt war.

Nun war Patkul zwar russischer Gesandter, als Kommandeur der russischen Truppen aber militärisch dem sächsischen Höchstkommandierenden von Steinau unterstellt. Wenn er nun ohne Steinaus Einwilligung die Truppen in den Dienst des Kaisers treten ließ, so glaubte das geheime Conseil daraus einen Akt von Hochverrat machen zu können und faßte den verwegenen Entschluß, ihn daraufhin verhaften zu lassen. Des abwesenden Königs glaubte man sicher zu sein. Und so wurde denn Patkul wirklich gegen alle Grundsätze des Völkerrechts verhaftet und auf den Sonnenstein gebracht (19. Dezember 1705).

Es war eine Handlung von äußerster Willkür, aber August „approbierte" sie und versprach, die Tat vor dem Zaren zu vertreten.

Vergeblich protestierte der russische Gesandte in Dresden dagegen, daß man einen „publiquen russischen Minister und Plenipotentiarius in ganz Deutschland" wie einen Dieb in der Nacht aus seinem Bett gerissen und auf die Festung gesetzt. Vergeblich verlangte Peter, daß Patkul ihm ausgeliefert und die Mitglieder des geheimen Conseils bestraft würden, da beide hohe Alliierte sonst völlig brouilliert und er zu Repressalien veranlaßt würde, Patkul blieb gefangen und wurde, als Karl nun in Sachsen einfiel und den Frieden von Altranstädt erzwang (24. September), an Karl ausgeliefert.

Er hatte von Karl keine Gnade zu erwarten. Karl hatte schon Paikull, als er in seine Hände fiel, in Stockholm hinrichten lassen, obgleich dieser schon in der Jugend fremde Kriegsdienste genommen hatte; an Patkul sollte nun erst recht ein schreckeneinflößendes Beispiel geschaffen werden. Er wurde verurteilt, lebendig gerädert zu werden, und dieses Urteil wurde in Kasimiers bei Kalisch vollstreckt (10. Oktober 1707).

Das Ungeschick des Henkers machte die Hinrichtung noch schrecklicher, als sie ohnehin sein mußte; der unselige Mann wurde förmlich abgeschlachtet.

Die Schrecken seiner Todesstunde sind dem Andenken Patkuls ebensosehr zustatten gekommen wie die Willkür Augusts, der er schließlich zum Opfer fiel. Den Geschichtsschreibern seiner Heimat

gilt er noch heute für einen großen Mann, für den selbst- und furchtlosen Vertreter ihrer Rechte gegen schnöde Willkür der Könige von Schweden. Mit Unrecht. Er war gewiß ein sehr begabter Mann, aber in keinem Sinn ein großer, und sein livländischer Patriotismus hätte ihm erlaubt, ohne weiteres auf die Vertretung des Landes zu verzichten, wenn die schwedischen Könige ihn begnadigt hätten. Was ihn leitete, war Rachsucht, und wie furchtbar seine Heimat unter den Folgen dieser Rachsucht litt, werden wir sehen, wenn wir uns jetzt den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz an der Ostsee zuwenden.

Als Karl in Litauen eindrang, ließ er den Generalmajor von Schlippenbach mit nur 7000 Mann zurück, mit denen er sich gegen 40000 Russen unter Scheremetjew behaupten sollte. Alexander Gordon sagt von diesem bei Gelegenheit der Schlacht bei Narwa: „Dieser Mann war wirklich tapfer, er verstand aber wenig oder nichts von der Kriegsdisziplin, bis ihn seine Kämpfe gegen die Schweden sie kennen lehrten." Scheremetjew nun schlug Schlippenbach bei Erraſtfer (Dezember 1701) und bei Hummelshof (Juli 1702) und verwüstete das Land weithin. Im Oktober wurde auch Nöteburg am Ausfluß der Newa aus dem Ladogasee genommen, und Peter nannte es Schlüsselburg. Er meinte, mit ihm den Schlüssel zur Ostsee gewonnen zu haben.

Kurze Zeit vorher war auch Marienburg in die Hände der Russen gefallen.

Unter den von den Russen Gefangenen befand sich auch eine Magd des Propstes Glück, Martha, die natürliche Tochter eines livländischen Edelmannes von einer litauischen Magd. Ein russischer Offizier nahm die derbe Blondine zu sich, sie ging dann von Hand zu Hand, und endlich sah sie Menschtschikow und machte sie zu seiner Beischläferin. Dieses Weib wurde später als Katharina — diesen Namen erhielt sie aus Anlaß ihres Übertritts zur griechischen Kirche — Peters Gemahlin und nach seinem Tode Kaiserin von Rußland.

Bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über Menschtschikow. Er stammte, wie es scheint, aus einer verarmten Smolensker Adelsfamilie und vertrieb als Knabe in den Straßen Moskaus Pasteten. Seine Schönheit und Munterkeit fielen Lefort auf, der ihn in seinen Haushalt aufnahm und in jeder Weise förderte. Menschtschikow machte die große Gesandtschaftsreise mit und wurde nach Leforts Tode der

ausgesprochene Liebling Peters. Verschlagen, furchtlos und von unverwüstlicher Gesundheit wußte er sich Peter ganz unentbehrlich zu machen. Obgleich er das Vertrauen seines fürstlichen Freundes immer wieder täuschte, sich von jedermann bestechen ließ und jedes ihm zugängliche Geld unterschlug, das er ungestraft unterschlagen zu können meinte, erhielt er sich mit Hilfe Katharinas bis zum Tode Peters in dessen Gunst, wenn auch allerdings nur um den Preis, daß der Zar ihn gelegentlich persönlich durchprügelte oder auch öffentlich in jeder Weise demütigte. Er besaß aber im höchsten Grade die Gabe, sich Peter immer wieder anzupassen und ihn dadurch zu versöhnen.

Peter errichtete bei Schlüsselburg sofort eine Schiffswerft und suchte sich der Newamündung zu bemächtigen. In dieser lag eine kleine Insel „Lusteiland", und auf ihr legte der Zar, nachdem er das schwedische Fort Nyenschanz erobert hatte, am 16./27. Mai 1703 den Grundstein zu einer Festung Petersburg. Um sie sollte die neue Hauptstadt Rußlands entstehen.

Es war eine Tat von unerhörter Verwegenheit. Das Land war noch schwedisch, und die Russen hatten zwar schon gelernt, wo sie drei oder mindestens zwei gegen einen waren, den Schweden, aber noch keineswegs Karl XII. zu widerstehen. Peter wagte auch noch gar nicht zu hoffen, daß ihm auch Est- und Livland zufallen würden, er mußte sich daher sagen, daß Karl den letzten Mann opfern würde, um zu verhindern, daß sich russischer Besitz zwischen Finnland und Estland schob. Die Holländer und Engländer wünschten auch keineswegs, daß Rußland einen anderen Zugang zum Meer gewann als bei Archangel und etwa dazu kam, den Handel mit dem Abendlande selbst in die Hand zu nehmen.

Dazu kam, daß die Landschaft selbst ein trostloser Sumpf mit dem schrecklichsten Klima war. Wenn der Südweststurm die See in die Newamündung trieb, überflutete sie das ganze Delta, und bis tief in den Sommer hinein fuhren eisige Winde zwischen dem Ladogasee und dem finnischen Meerbusen hin und her.

Aber das alles schreckte Peter nicht. Der Mann, der sich hier eine Türe nach Europa durchbrach, war selbst ein Asiate mit der ganzen Rücksichtslosigkeit asiatischer Großkönige. Was lag ihm daran, daß die Balken, die man als Rost in den Sumpf trieb, in ihm verschwanden — ungezählte Arbeiterscharen brachten neue und immer neue Balken herbei, bis man die Fundamente der Bauten

legen konnte. Sie ſtarben dabei, aber andere traten an ihre Stelle. Kaufleute aus allen Teilen des Reiches mußten nach Petersburg überſiedeln, die Edelleute ſich hier Häuſer bauen. Am Ausgang des Delta entſtand Kronſtadt, auf den Werften von Olonez und Schlüſſelburg erbaute Kriegsſchiffe kamen die Newa herab; alle Verſuche der Schweden, ſich der Stadt zu bemächtigen, wurden erfolgreich abgewieſen. Noch ſteht das Häuschen, in dem Peter wohnte, wenn er in ſeinem „Paradies" weilte, wo er jubelte, als das erſte holländiſche Schiff die Newa heraufkam. Er war feſt entſchloſſen, ſich von hier um keinen Preis der Welt wieder vertreiben zu laſſen. An dieſem Entſchluß ſcheiterten alle Verſuche, einen Frieden zwiſchen Rußland und Schweden zu vermitteln. Peter erkannte mit der Einſicht des Genies, daß Rußland nur europäiſch wurde, wenn ſeine Fürſten nicht wieder in den Kreml zurückkehrten.

Auf den Erwerb von Eſt- und Livland rechnete Peter zunächſt nicht, darum beſchloß er, dieſe Landſchaften, ſo viel an ihm lag, in eine Wüſte zu verwandeln. Im Juli 1704 nahm er Dorpat, im Auguſt Narwa. Livland ſollte nach dem Vertrage mit Polen dieſem übergeben werden, aber Peter machte dazu keine Anſtalten. Riga war ja auch ebenſowenig wie Reval ſchon erobert. Das flache Land aber wurde auf das furchtbarſte verheert.

Nach dem Frieden von Altranſtädt mußte Peter darauf rechnen, daß Karl XII. ſich nun gegen ihn wenden würde. Er war mit gutem Grunde in großer Sorge. Er hatte ſchon vorher nach dem Siege der Schweden bei Frauſtadt ſein Heer auf Smolensk zurückgehen laſſen und war entſchloſſen, falls Karl auf Moskau vorſtieß, alles Land in eine Wüſte zu verwandeln.

Karl aber ließ ihm unbegreiflich lange Zeit, ſich zum Widerſtand zu rüſten. Erſt im Januar 1708 erreichte er Grodno und blieb dort lange unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſollte. Es lag nahe, daß er auf Polozk marſchierte und von dort aus auf Moskau. Er hatte dann Livland im Rücken und konnte von dem dort kommandierenden Löwenhaupt unterſtützt werden. Aber Karl faßte einen anderen Entſchluß.

Wir ſahen ſchon, wie Mazeppa ſich durch Verrat an Sſamoilowitſch zum Hetmann der Koſaken gemacht hatte. Es war ihm auch ſpäter gelungen, ſich das unbedingte Vertrauen Peters zu gewinnen und zu erhalten, obgleich er immer Fühlung mit Polen behielt. Mehrere ſeiner Gegner waren ihm von Peter preisgegeben worden.

Digitized by Google

Aber Mazeppa ſah mit ſteigender Sorge, daß Menſchtſchikow nach der Hetmannswürde ſtrebte. Und die Koſaken fühlten ſich durch die großen Anforderungen, die Peter ſtellte, bedrückt, durch das Treiben der ruſſiſchen Beamten immer mehr gekränkt. Sie dachten daran, ſich ihre wilde Freiheit von einſt mit dem Säbel in der Hand wiederzugewinnen. Wie, wenn Mazeppa das benutzte und ſich zwiſchen Polen und Rußland ein eigenes Koſakenreich ſchuf. Stanislaus Leſzcinski knüpfte durch eine Fürſtin Dolski mit ihm Beziehungen an und vermittelte ſolche mit Karl. Mazeppa verſprach dieſem, mit ſeinen Koſaken zu ihm zu ſtoßen und ihm Sſewerien einzuräumen. Die Ukraine ſollte wieder polniſch werden, Mazeppa wollte ſich mit Witebsk und Polozk als Herzogtum in der Weiſe Kurlands begnügen.

Karl entſchloß ſich nun, ſich zunächſt ſüdwärts zu wenden und dann mit den Koſaken Mazeppas auf Moskau zu marſchieren. Er wartete nicht einmal das Eintreffen Löwenhaupts, der ihm aus Kurland 11000 Mann zuführte, ab, was zur Folge hatte, daß dieſer bei Lisna alle mitgeführten Vorräte verlor. Karl XII. ſelbſt erreichte ſchließlich Tſchernigow, vor deſſen Mauern Mazeppa ſich ihm anſchloß. Aber nicht, wie er verſprochen hatte, mit 30000 Koſaken, ſondern mit kaum 50. Die Koſaken hatten ſich geweigert, ihm zu folgen, und blieben Peter treu.

Karl ſuchte nun Poltawa einzunehmen, aber ſeine Lage war furchtbar. Der Winter war unerhört ſtreng, Lebensmittel ließen ſich kaum beſchaffen.

Peter beeilte ſich keineswegs, die Entſcheidungsſchlacht herbeizuführen. Jede neue Woche mußte ja die Lage der Schweden verſchlechtern. Er ging zunächſt nach Aſow, das mittlerweile von einem Aufſtand der Koſaken bedroht worden war, auf den wir noch zurückkommen, und traf dort Vorbereitungen für den Fall, daß die Türken es angriffen. Erſt am 4. Juni 1709 war er beim Heer vor Poltawa.

Die Schweden ſtanden in einem ſtark verſchanzten Lager vor der Stadt, die ſich kaum länger halten konnte; ihnen gegenüber die beſten ruſſiſchen Truppen. Die ſchwediſchen Generale waren in Verzweiflung, denn es ließ ſich gar nicht mehr erkennen, was Karl eigentlich nach der Einnahme der Stadt plante. Er war verſchloſſener und verſchwiegener denn je. Vielleicht ſuchte er den Tod, als er ſcheinbar zwecklos vor den feindlichen Verſchanzungen auf

und ab ritt. Aber eine russische Kugel traf nur seinen Fuß, nicht sein Herz. Immerhin konnte er nun nur noch von einer Sänfte aus kommandieren, als Peter am 27. Juni angriff. Die Schweden fochten mit der alten Tapferkeit, aber sie wurden geschlagen, ein großer Teil von ihnen gefangen. Karl selbst floh mit dem Rest der Armee westwärts und kam zugleich mit Mazeppa persönlich über den Dnjepr, aber seine Truppen mußten sich am 30. Juni den Reitern Menschtschikows ergeben. Im ganzen gerieten 1200 Offiziere und 17 000 Gemeine in russische Gefangenschaft.

Peter hatte persönlich mitgefochten. Er übersah sogleich die ganze Tragweite dieses Sieges. Voll Jubel schrieb er an Apraxin: „Erst jetzt ist der Grundstein Petersburgs mit Gottes Hilfe endgültig gelegt." Er ernannte sich selbst zum Generalleutnant, Menschtschikow zum Feldmarschall. In Moskau wurden eine Woche lang alle Glocken geläutet.

Peter hatte die Generalleutnantswürde ehrlich verdient, denn bis zuletzt hatte er auch noch die hartnäckigsten Kämpfe mit den eigenen Untertanen führen müssen.

Seine so gewalttätig eingeführten Reformen hatten weite Volkskreise im Innersten erregt und infolge der völligen Unbildung der Bauern waren die seltsamsten Mißverständnisse entstanden. Seit 1700 war der Jahresanfang vom 1. September auf den 1. Januar verlegt. Nun glaubte man, Peter bete einen neuen Gott „Janus" an. Von den Stöcken, auf die die ausländischen Offiziere nachts ihre Perücken hingen, hieß es, sie seien ihre Götzenbilder. Peter selbst sollte der Antichrist sein.

In Astrachan gab es 1705 einen furchtbaren Aufstand, der von Scheremetjew in Strömen von Blut erstickt werden mußte. Im Oktober 1707 erhoben sich die Kosaken unter dem Hetmann Bulawin und bedrohten Asow. Erst 1708 gelang es hier, die Ruhe wieder herzustellen.

Trotz alledem hatte Peter es erreicht, Karl schließlich zu besiegen und damit Rußland endgültig in die Reihe der europäischen Staaten einzuführen. Es lag nun nicht mehr außerhalb Europas; jeder Staat des Weltteils mußte künftig mit ihm rechnen und rechnete mit ihm.

Im August kam Peter mit August II. in Thorn zusammen, und beide Fürsten kamen überein, den Kampf gegen Schweden gemeinsam fortzusetzen. Peter rechnete auch jetzt noch nicht auf den Erwerb

Livlands, das Auguſt als Kurfürſt von Sachſen erhalten ſollte. Auch Dänemark ſchloß ſich dem Bunde an.

Peter führte den Krieg an der Oſtſee mit der äußerſten Energie. Am 4. Juli 1710 nahm Scheremetjew Riga, im September fiel Reval. In Finnland wurde im Juni Wiborg erobert, die ruſſiſche Flotte ſchlug die ſchwediſche bei Hangöudd.

Aber während Peter hier immer neue Erfolge errang, drohte eine neue Gefahr im Südweſten. Karl XII., der ſeinen Wohnſitz in Bender genommen hatte, bot in Konſtantinopel alles auf, um die Türkei zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, und da ſein Vertreter Poniatowsky über größere Mittel zu Beſtechungszwecken verfügte als der ruſſiſche Geſandte Tolſtoi, wurde im November 1710 von der Türkei der Krieg erklärt.

Peter tat jetzt alles, um die unter der türkiſchen Herrſchaft ſtehenden griechiſch-orthodoxen Chriſten zum Aufſtand gegen die Türken zu bewegen und gewann auch den Hoſpodar der Moldau Kantemir. Scheremetjew marſchierte 1711 mit einem Heer auf Jaſſy, wo Peter ſelbſt mit der Hauptarmee ſich mit ihm vereinigte. Das Heer hatte einen großen Troß mit ſich, auch Katharina und viele Offiziersfrauen begleiteten es. Die Krimtataren wehrten nun jede Zufuhr aus Rußland her ab, ſo daß im ruſſiſchen Heer bald große Not entſtand. Als Peter dann weiter vordrang, wurde er am Pruth durch die Türken von allen Seiten eingeſchloſſen. Er war, wie es ſcheint, verloren, wenn ſie Ernſt machten; aber es gelang dem ruſſiſchen Unterhändler Schafirow, den Vezier zu beſtechen. Am 12. Juli wurde ein Vertrag geſchloſſen, nach dem die Ruſſen Aſow abtreten, die Befeſtigungen von Taganrog ſchleifen und auf jede Einmiſchung in die polniſchen Angelegenheiten verzichten ſollten.

Peter war nicht wenig froh, ſo davon gekommen zu ſein. Ein Franzoſe im ruſſiſchen Lager meinte, wenn jemand am Morgen des 12. Juli geſagt hätte, daß unter dieſen Bedingungen Frieden geſchloſſen werden würde, ſo hätte man ihn für verrückt gehalten.

Katharina ſoll damals zuerſt den Rat gegeben haben, einen Beſtechungsverſuch zu machen, und ihre Juwelen für dieſen Zweck dargeboten haben. Das wird heute vielfach bezweifelt, aber, wie es ſcheint, mit Unrecht.

Im Juni 1713 wurde, zur Verzweiflung Karls, in Adrianopel der definitive Frieden geſchloſſen.

Peter eilte nun ſofort wieder nach Norden und traf, während

Ruſſen, Sachſen und Dänen Stralſund belagerten, den König von Dänemark in Kroſſen. Im Juni 1712 war er ſelbſt im Lager vor Stralſund, das aber nicht genommen wurde, Anfang 1713 in Holſtein, wo er die Schweden ſchlug. Im September kapitulierte Stettin, das nun Preußen in „Sequeſter" nahm, wogegen es Peter den Beſitz von Karelien und Ingrien garantierte (Mai 1714).

Karl kehrte 1715 endlich aus der Türkei zurück, konnte aber den Fall von Stralſund (1715) und Wismar (1716) nicht verhindern.

Im Jahre 1716 beging Peter in Danzig die Hochzeit ſeiner Nichte Katharina mit dem Herzog von Mecklenburg und traf dann in Stettin mit Friedrich Wilhelm von Preußen, in Altona mit dem König von Dänemark zuſammen. Er war nun feſt entſchloſſen, auch Livland nicht wieder herauszugeben. Aber das herriſche Auftreten Peters wie ſeiner Generale und Diplomaten und die uferloſen Eroberungspläne, die man ihm zutraute, erregten die äußerſte Beſorgnis im ganzen Weſten.

Peter begab ſich über Holland nach Paris, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte. Frankreich, Rußland und Preußen ſchloſſen am 4. Auguſt einen Vertrag, in dem Frankreich verſprach, nur friedlich zwiſchen Schweden und Rußland vermitteln zu wollen.

Selbſt Karl XII. dachte jetzt an den Frieden, und im Mai 1718 begannen Friedensverhandlungen auf den Alandsinſeln, aber ſie führten zu keinem Reſultat. Auch nicht, als Karl am 10. Dezember vor Frederikshall erſchoſſen wurde und ſeine Schweſter Ulrike Eleonore, die mit Friedrich von Heſſen-Kaſſel vermählt war, ihm folgte.

Peter aber ging jetzt mit aller Energie gegen das eigentliche Schweden vor. Im Juli 1719 landete eine große ruſſiſche Flotte in Schweden Truppen, die zwar nicht viel ausrichteten, aber doch große Furcht einflößten. Im folgenden Jahre landeten wieder Ruſſen in Schweden und verheerten das Land. Auch berief Peter den Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp, einen Neffen Karls, nach Petersburg und machte ihm Ausſicht auf den Thron von Schweden und die Hand ſeiner älteſten Tochter Anna.

Darüber wurde man in Schweden mürbe. Im Frieden von Nyſtadt (30. Auguſt 1721) erhielt Rußland Wiborg, Ingermannland, Eſt- und Livland, mehr als Peter zu erreichen irgend gehofft hatte. Da ſchrieb er an Apraxin: „Alle Schüler beenden ihre Schule in der Regel in ſieben Jahren; unſere Schule hat dreimal ſo lange gewährt, aber

ein so gutes Ende genommen, daß es nicht besser sein konnte." Er beging das Friedensfest in seinem „Paradies" Petersburg mit endlosen Gelagen. Er entschloß sich jetzt auch, den ihm vom Senat angetragenen Titel „Kaiser" anzunehmen.

Peter war weit davon entfernt, nun auf den wohlverdienten Lorbeeren auszuruhen. Im Jahre 1721 unternahm er einen Feldzug nach Persien und gewann Derbent und Baku.

Aber während Peter in seinen Beziehungen zum Auslande unerhörte Erfolge hatte, entstanden in seiner Familie die schwersten Konflikte. Seine Gemahlin hatte ihm am 19. Februar 1690 einen Sohn Alexei geboren und war dann von ihm gezwungen worden, Nonne zu werden. Alexei wurde zunächst der Obhut der Lieblingsschwester Peters, Natalie, anvertraut, und Peter fand wenig Zeit, sich um ihn zu kümmern. Er war nicht unbegabt, aber aus demselben Holz geschnitzt wie sein Onkel Feodor und der Sohn des Schrecklichen; er hatte eine angeborene Vorliebe für die kirchlichen Zeremonien und theologische Untersuchungen. Hundert Jahre früher geboren, hätte er einen Zaren abgegeben, den man seiner Frömmigkeit wegen pries und für den eine Bojarenklique regierte. Aber sein Unglück wollte es, daß er der Sohn eines Vaters war, der nichts so haßte wie Leute von seiner Art.

Alexei war neun Jahre alt, als seine Mutter ins Kloster gesperrt wurde. Seine Erzieher: der Russe Wjasemski, der Deutsche Neugebauer, Baron Huysen wechselten schnell, dann wurde Menschtschikow mit seiner Erziehung betraut, kümmerte sich aber wenig um ihn. Alexei verbrachte seine Tage mit durch die Reformen Peters erbitterten Geistlichen und mit jungen Trunkenbolden, die Menschtschikow ihm, wie Alexei später annahm, absichtlich zugesellte.

Peter verlangte von seinem Sohn vor allem, daß er mit Neigung Soldat sein sollte, und gerade das war Alexei ganz unmöglich. Er tat, als er in Smolensk das Proviantwesen leiten und später Moskau befestigen sollte, was nötig war, aber ungern. Einer Erkältung wegen konnte er auch an der Schlacht bei Poltawa nicht teilnehmen. Peter schickte ihn nun nach Dresden und sah sich zugleich für ihn nach einer abendländischen Prinzessin als Frau um. Was Michail Feodorowitsch und Alexei Michailowitsch vergeblich erstrebt hatten, die Verbindung mit den alten Fürstenhäusern des Abendlandes, wurde dem Sieger von Poltawa nicht verweigert. Im Jahre 1710 hatte der Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland die Nichte Peters,

Anna Iwanowna, geheiratet; jetzt war ein Welfe, der Herzog von Braunschweig, bereit, seine zweite Tochter Charlotte mit Alexei zu vermählen. Ihre ältere Schwester war schon die Gemahlin Kaiser Karls VI., Alexei trat also in den erlauchtesten Verwandtenkreis.

Die erst dreizehnjährige Charlotte war die erste jener zahlreichen deutschen Prinzessinnen, die in Rußland einem traurigen Schicksal oder sittlicher Verwilderung entgegen gingen. Im Oktober 1711 fand in Torgau die Vermählung statt, bei der die Prinzessin lutherisch bleiben durfte.

Das sanfte, liebevolle Mädchen fühlte sich bald an der Seite ihres rohen Gatten totunglücklich.

Im Juli 1714 gebar sie eine Tochter Natalie, im Oktober 1715 einen Sohn Peter. Zehn Tage später starb sie mit Hinterlassung eines rührenden Testamentes, in dem sie den Gatten mit keinem Wort erwähnt.

Alexei hatte keinerlei Verständnis für ihre Eigenart gehabt, und seine Anhänger sahen in der Lutheranerin auch nur eine Vertreterin des verhaßten ketzerischen Westens. Er selbst lebte mit einem Weibe von gemeiner Herkunft, Euphrosyne, der früheren Leibeigenen Wjasemskis.

Die Geburt des eigenen Sohnes war für Alexei insofern ein Unglück, als nun, wenn der ihm so feindliche Vater ihn enterbte, ein anderer legitimer Thronerbe vorhanden war. Aber neben diesem Kinde wurde in diesen Tagen auch noch ein anderer Thronkandidat geboren, ein Sohn Katharinas.

Nachdem Peter seinerzeit die Mätresse Menschtschikows zu sich genommen hatte, wußte sie sich ihm unentbehrlich zu machen. Zwei Söhne, die sie ihm gebar, starben bald wieder, aber zwei Töchter, Katharina und Elisabeth, blieben am Leben und waren von großer Schönheit. Schließlich entschloß sich Peter, die ehemalige Soldatendirne zu heiraten und führte diese Absicht am 18. Februar 1712 aus. Am 19. wurde Katharina dem Hof als Gattin des Kaisers vorgestellt.

Peter selbst motivierte diese Verbindung später bei Gelegenheit der Krönung Katharinas mit dem Ratschlag, den sie am Pruth gegeben haben sollte, aber er betrachtete sie schon vorher als seine rechtmäßige Ehefrau.

Da Peters erste Gemahlin noch lebte und von ihm nicht geschieden war, so war die Ehe mit Katharina kirchlich und gesetzlich

null und nichtig; aber der Zar Peter ſtand über der Kirche wie über dem Geſetz. Und ſo konnte der Sohn Katharinas, der auch Peter hieß, als legitim gelten.

Peter richtete jetzt ein äußerſt energiſches Schreiben an Alexei, in dem er ihm die Wahl ſtellte, entweder mehr Eifer und Fleiß zu zeigen oder gewärtig zu ſein, enterbt zu werden.

Man begreift, daß Alexei ein erbitterter Gegner ſeines Vaters war. Sein Temperament widerſtrebte der Tätigkeit, die ſein Vater von ihm verlangte; die unruhigen, haſtenden, ketzeriſchen Abendländer, die dieſen umgaben, waren ihm verhaßt. Er ſah ſeine Mutter im Kloſter und eine ehemalige Dirne ihre Stelle einnehmen. Er glaubte die ihm ſo werten Heiligtümer bedroht, ſah die alten Sitten der Väter verhöhnt. Und der Vater galt für hochgradig epileptiſch und konnte, wie jedermann glaubte, infolge ſeiner zuchtloſen Lebensweiſe jederzeit ſterben.

Da träumte denn Alexei davon, ſobald er Zar geworden ſein würde, dem abendländiſchen Spuk ein ſchleuniges Ende zu bereiten, alle Ausländer fortzujagen, Petersburg wieder zum Sumpf werden zu laſſen und zurückzukehren in den Kreml und zu den Überlieferungen, die ihn erfüllten. Er gab dieſen Träumen im Kreiſe ſeiner Vertrauten auch Ausdruck, und Peter war zu gut bedient, um nicht auch von ihnen zu erfahren. Er ſah durch ſie ſeine ganze Lebensarbeit bedroht.

Zunächſt berieten die Freunde Alexeis ihn gut. Er antwortete demütig, er finde ſelbſt, daß er nicht geeignet ſei, Kaiſer zu werden, und bäte nur, in aller Stille ſtandesgemäß auf dem Lande leben zu dürfen. Das entwaffnete Peter zunächſt, aber im Januar 1716 verlangte er wieder, Alexei ſolle ſich ändern oder Mönch werden. Alexei entſchied ſich, lieber Mönch zu werden; denn ſeine Freunde meinten, „die Kopfbedeckung der Mönche würde ja am Schädel nicht angenagelt“. Peter wich zunächſt wieder zurück und reiſte, ohne eine Entſcheidung getroffen zu haben, ins Ausland, ſchrieb aber von dort aus im Auguſt an den Sohn, er möge entweder zu ihm ins Feldlager kommen oder wirklich Mönch werden.

Nun drangen die Anhänger Alexeis in ihn, zu fliehen. Er ſollte unter dem Vorwande, dem Vater entgegenzureiſen, die Grenze überſchreiten und dann bei ſeinem kaiſerlichen Schwager in Wien eine Zuflucht ſuchen. Alexei befolgte dieſen Rat und entkam in Begleitung von der als Page verkleideten Euphroſyne nach Wien,

wo er im November 1716 eintraf. Der Kaiſer geriet durch dieſen Beſuch in nicht geringe Verlegenheit und beſchloß, Alexei zu verſtecken, bis es ihm gelungen war, ihn mit Peter auszuſöhnen. Man verbarg ihn zunächſt in Ehrenberg am Lech, dann in St. Elmo in Neapel.

Peter ſchäumte vor Zorn und war feſt entſchloſſen, Alexei unter allen Umſtänden wieder in ſeine Gewalt zu bringen. Seine Agenten hatten den Aufenthalt des Prinzen bald entdeckt und verlangten kategoriſch ſeine Auslieferung. Der Kaiſer riet, man ſolle doch Alexei bewegen, freiwillig nach Rußland zurückzukehren. Die Vertreter Peters, Rumjanzow und Peter Tolſtoi, begaben ſich nun nach Neapel und ſteckten ſich hinter Euphroſyne. Sie bewog denn auch Alexei, gegen das Verſprechen, ruhig auf dem Lande leben und Euphroſyne heiraten zu können, nach Rußland zurückzukehren.

Wie wenig kannte der Tor ſeinen Vater. Sobald er in Moskau eingetroffen war, mußte er vor einer Notablenverſammlung allen Anſprüchen auf den Thron entſagen und ſie auf ſeinen Bruder Peter übertragen. Er mußte ferner ſeine Freunde angeben und erleben, daß ſie unter Knute und Rad zugrunde gingen. Im Laufe der Unterſuchung ſtellte ſich heraus, daß Alexeis Mutter mit dem ihr attachierten Major Glebow ein Liebesverhältnis unterhalten hatte. Die Zarin bekam die Knute, Glebow wurde gepfählt, faſt alle Inſaſſen des Kloſters wurden entſetzlich gemartert. Alexei wurde dann nach Petersburg gebracht und dort von einem Gerichtshof, der aus den höchſten Beamten zuſammengeſetzt war, zum Tode verurteilt. Er wurde dann noch, um neue Mitſchuldige anzugeben, geknutet und ſtarb am 26. Juni 1718 unter Knutenhieben oder unter dem Beil des Henkers.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Alexei ſich nie an einer Verſchwörung gegen Peter beteiligt hat. Er wurde ein Opfer des unüberbrückbaren politiſchen Gegenſatzes zu ſeinem Vater. Peter vernichtete ihn, weil er annahm, daß Alexei oder die Reform zugrunde gehen mußte.

Am 16. April 1719 ſtarb der Sohn Peters von Katharina, Peter, und der Sohn Alexeis, Peter, blieb der einzige männliche Nachkomme des Kaiſers.

Die letzten Lebensjahre Peters geſtalteten ſich trübe. Infolge ſeiner unſinnigen Lebensführung kränkelte er beſtändig; er litt am Stein und an eiternden Beulen. Nicht weniger mag er unter der

Erkenntnis gelitten haben, daß ihn im Grunde niemand liebte, er niemand vertrauen konnte. Er hatte Katharina im Mai 1724 in Moskau feierlich zur Kaiserin krönen lassen, glaubte aber dann zu entdecken, daß sie mit dem Kammerherrn William Mons ein Liebesverhältnis unterhielt. Peter ließ Mons wegen angeblicher Unterschlagungen hinrichten und zwang Katharina, mit ihm die Richtstätte zu besuchen, aber er konnte sich doch nicht entschließen, gegen sie vorzugehen, ja er verzieh ihr sogar (16. Januar 1725). Er hatte diese Frau doch sehr lieb gehabt, was zum Teil darauf zurückgeführt wurde, daß ihre Gegenwart seine Anfälle linderte. Sie war ja aber auch sonst seine unzertrennliche Gefährtin gewesen, hatte ihm elf Kinder geboren und hatte durch unerschrockenes Eintreten auch manche wilde Tat verhindert.

Auch mit Menschtschikow war Peter zerfallen. Er enthob ihn schließlich der Präsidentenwürde im Kriegskollegium.

Obgleich schon schwer krank, setzte Peter seine wüsten Gelage fort. Schließlich erlag seine eiserne Natur, er beichtete, nahm das Abendmahl und empfing die letzte Ölung. Er verzieh auch noch Menschtschikow und verschied dann in der Nacht zum $\frac{28.\text{ Januar}}{8.\text{ Februar}}$ 1725.

Er hatte über die Thronfolge keinerlei Bestimmung getroffen.

Am Hof nahm man vielfach an, daß Katharina und Menschtschikow Peter vergiftet hätten; aber dieses Gerücht erscheint ganz unbegründet.

Peter hat die Verwaltung des Staates im Laufe seiner Regierung vollständig verändert. Er ließ zwar die Bojarenduma noch bis 1700 fortvegetieren, aber er ernannte niemand mehr zum Okolnitschi oder Bojaren. Er ordnete zunächst alles selbst an und holte sich die ausführenden Kräfte aus allen Volksklassen. Sie waren Dilettanten wie er selbst, aber sie lernten mit ihm. Neben den vornehmen Scheremetjews, Romodanowskis, Golowins, Dolgorukis und Apraxins standen die Menschtschikow, Kurbatow, Jaguschinski.

Aus ihnen bildete er ein „Kabinet", das ihn überallhin begleitete, und dessen Sekretär Makarow hieß. An die Stelle der Bojarenduma trat als oberste Verwaltungsbehörde die „Kanzlei". Im Februar 1711 aber entstand der „Senat", ein Kollegium, das in allem an Stelle des Kaisers selbst verwalten und richten sollte. Es hatte ferner die Tätigkeit aller Behörden zu überwachen, wozu ihm besondere Fiskale beigegeben wurden. Den Senat selbst aber sollte wieder ein „Revisor" beaufsichtigen. Im Jahre 1718 ent-

ſtanden dann neun „Kollegien", Miniſterien kollegialer Natur. Die Präſidenten waren Ruſſen, die Vizepräſidenten, die die wirkliche Arbeit verrichteten, meiſt Ausländer. Auch die Verwaltung der Provinzen und Städte wurde überall kollegialen Körperſchaften anvertraut. Peter hoffte dadurch Willkür und Beſtechlichkeit zu ſteuern. Es entſtand ferner die „Tabelle der Rangſtufen". Jeder Staatsdiener ſollte ausnahmslos durch dieſe 14 Rangſtufen gehen, ehe er zu den höchſten Würden gelangte. Ihnen entſprechend hatte er ſeinen Rang, Tſchin. Dieſe Rangſtufen beſtehen noch heute, und ſie gingen und gehen im Zivil- und Militärdienſt ſo nebeneinander her, daß immer ein Tſchin einer militäriſchen Stellung entſpricht.

Peter gab ſich alle Mühe, die Beamtenſchaft mit ſeinem Geiſt zu erfüllen und ſie zu treuen Dienern des Staates zu machen; aber die Staatsräte waren nicht weniger geldgierig und willkürlich als da ſie noch Djaks hießen, und die Unterdjaks wurden durch den Titel Hofrat nicht anders und nicht beſſer. Willkür, Beſtechlichkeit und Fiskalismus beherrſchten nach wie vor die Beamten, die nun Tſchinowniks hießen. Vergeblich ſchritt Peter gelegentlich mit rückſichtsloſeſter Strenge ein, ließ hängen und rädern, auch ſeine nächſten Vertrauten unterſchlugen und ließen ſich beſtechen. Als er einmal dem Generalprokureur am Senat — ſo hießen zuletzt die Reviſoren — Jaguſchinski die Ausarbeitung eines Geſetzes befahl, das auf jede Beſtechung die Todesſtrafe ſetzte, ſoll er die Antwort erhalten haben: „Wollen Ew. Majeſtät allein im Staat bleiben?" Die Anekdote iſt jedenfalls gut erdacht.

So viel nun die neue Staatsmaſchine auch noch zu wünſchen übrig ließ, gegenüber der alten Ordnung der Dinge war ſie doch ein Fortſchritt.

Die ungeheueren Summen, die die Reformen und mehr noch die ewigen Kriege verſchlangen, konnten nur durch immer neue Steuern beſchafft werden. Solche zu erſinnen, gab es beſondere Beamte, die Pribylſchtſchiki (Gewinnbringer) hießen. Dieſe Männer fanden immer neue Steuerobjekte. Man beſteuerte nicht nur Salz uſw., ſondern auch Bärte, Särge, Badeſtuben. Und dieſe Steuern wurden mit der größten Härte eingefordert.

Zugleich wurde die Leibeigenſchaft immer weiter verbreitet, immer drückender. Während früher das Land das Steuerobjekt war, werden es jetzt mehr und mehr die das Land bebauenden Perſonen. In dem reglementierten Staate iſt für den freien Mann

kein Platz; jeder muß einem Stande angehören und die diesem zugewiesenen Aufgaben an seinem Teil erfüllen. Der Edelmann hat, so lange er arbeitsfähig ist, im Heer oder in den Kanzleien zu dienen; der Geistliche die Bräuche der Kirche zu vollziehen; der Kaufmann Handel zu treiben und der Handwerker sein Handwerk auszuüben. Der Bauer aber ist dazu da, entweder das Land zu bebauen oder im Heer zu dienen. Im ersteren Fall unter der Aufsicht des Gutsherrn oder des Beamten. Der noch freie Bauer wird ohne weiteres einem Gutsherrn zugeschrieben, ebenso der Freigelassene, sofern er sich zum Militärdienst nicht eignet. Ist er für diesen kräftig genug, so wird er unter die Soldaten gesteckt. Die Fabrikbesitzer dürfen sich Leibeigene kaufen und mit ihnen nach Gefallen schalten und walten; zum Bau der Kanäle oder von Städten werden die Domänenbauern zu vielen Tausenden zusammengetrieben. Das Interesse des Staates entschuldigt alles, ihm gegenüber gibt es kein Recht. Im Jahre 1718 wird eine Zählung angeordnet — eine Revision —, und der Unterhalt des Heeres wird auf die ermittelten — männlichen — „Seelen" verteilt. Eine Kopfsteuer hat ihn aufzubringen. Die Hetze hinter den Läuflingen hört nie auf. Jeder Bauer, der sich vom Gut entfernte, mußte einen Paß haben, laut Plakat von 1724, eine Ordnung, die sich bis in unsere Tage erhielt.

Alle zur Kopfsteuer Angeschriebenen waren zum Kriegsdienst verpflichtet, je 20—50 Höfe stellten einen Rekruten. Die Dienstzeit war unbegrenzt, der dienstuntauglich gewordene Soldat mußte von seinem früheren Herrn unterhalten werden oder erhielt seinen Unterhalt aus den Klostereinkünften. Eine eiserne Disziplin hielt die Leute zusammen. Die jungen Edelleute traten zunächst als Gemeine in die Garde und avancierten dann erst, standen aber um zwei Grade höher als die gleichen Chargen in der Linie.

Peter schaffte das Patriarchat dadurch ab, daß er nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1700) den Patriarchenstuhl unbesetzt ließ. Im Jahre 1721 schuf er dann ein Kollegium, den „hochheiligen Synod", dem alle geistlichen Angelegenheiten unterstellt wurden.

Es gab kein Gebiet staatlichen Lebens, dem Peter nicht seine Aufmerksamkeit zuwandte und in das er nicht reformierend eingriff. Seine Absicht war immer die allerbeste, aber es fehlte ihm jeder historische Sinn; darum trugen die von ihm getroffenen Maßregeln oft einen durchaus sprunghaften Charakter und führten zu ganz anderen Resultaten, als er erwartete. Es war ein großes Unglück

für Rußland, daß Peter so gar kein Verständnis für den Begriff des Rechtes hatte, so ganz Nützlichkeitsmensch war. Diese Vorstellung durchdrang nun das ganze Beamtentum, machte auf anderthalb Jahrhunderte die Bildung eines Rechtsstaates unmöglich. Rußland wird nun noch mehr Polizeistaat als vorher; denn gerade Peter schafft ein Spionagesystem schlimmster Art aus dem Wunsche heraus, selbst alles zu erfahren, um alles nach seinem Wunsch ordnen zu können.

Welch eine seltsame Erscheinung ist überhaupt dieser große Mann! Tritt man ihm näher, so wird man zunächst durch seine geradezu unerträgliche Roheit auf das äußerste abgestoßen. Er hat eine unerhörte Art, auch alles Ernste, jedes Heilige mit seinen brutalen Späßen zu durchsetzen. Lassen wir uns durch den Augenzeugen Bergholz berichten, wie Peter den Nystadter Friedensschluß erst in Petersburg, dann in Moskau festlich beging.

Vom 10.—18. September 1721 fand in Petersburg ein öffentliches Maskenfest statt, dessen Mittelpunkt die Hochzeit des Fürst-Papstes mit der Witwe seines Vorgängers war. Dieser Fürst-Papst — ein Mann aus dem vornehmen Hause Buturlin — war der Vorsteher einer Rotte von Trunkenbolden und hatte ein Gefolge von Stotternden. Die Braut war 60 Jahre alt. Die Trauung fand im Beisein des Hofes in der Kirche statt; der Zar war in der Tracht eines holländischen Bootsmannes, die Zarin in der einer holländischen Bauernfrau. An 1000 Masken jeder Art umgaben sie. „Die sonderbarsten Masken waren der Fürst-Papst mit dem Kollegium der Kardinäle, welche in ihrer vollkommenen Pontifikalkleidung gingen. Dieses Kollegium hat seine eigenen Statuta und muß sich in Bier, Brandtewein und Wein alle Tage vollsaufen." Beim Diner saß der Bräutigam mit dem Zar und den Kardinälen, die Braut mit der Zarin zu Tisch. Beide wurden völlig betrunken gemacht und dann unter den unwürdigsten und rohesten Scherzen in eine Pyramide vor dem Senatsgebäude als Brautkammer eingeschlossen. Am folgenden Tage gab es einen Wasserkorso auf der Newa. Über einem aus leeren Biertonnen hergestellten Floß stand eine mit Bier gefüllte Kufe, und in dieser schwamm eine hölzerne Schale, auf der der Fürst-Papst saß. Als das Floß landete, wurde der unglückliche Mensch immer wieder in das Bier getaucht. Und das alles geschah unter Mithilfe des Hofes angesichts aller Bewohner der Residenz.

In Moskau wurde das Fest durch dreitägige Umzüge gefeiert, bei denen alle Beteiligten in auf Schlitten gelegten Booten saßen. Der erste Festzug begann um 5 Uhr morgens und währte bis 5 Uhr nachmittags. Ihn eröffnete wieder der Fürst-Papst, dem zu Füßen ein Bacchus saß. Die Kardinäle ritten auf gesattelten Ochsen. Danach kamen „vier scheckigte mittelmäßige Schweine, welche einen gar kleinen Schlitten zogen, auf dem ein feiner Herr saß". Es folgten dann Masken in der Tracht von abendländischen Geistlichen, Hamburger Ratsherren, altrussischen Bojaren usw. Peter selbst war Steuermann einer auf Schlitten gesetzten vollgetakelten Fregatte, deren Segel Knaben nach seinen Befehlen stellten. Diesen Umzug machten auch die fremden Gesandten mit, obgleich sie „zuerst sich etwas disgustieret gefunden hatten".

Bei Hof mußten Männer und Frauen sich immer wieder betrinken, und Peter war darin unerbittlich.

Eine vornehme Dame, eine geborene Deutsche, die hoch in Umständen war, rief Katharinas Fürbitte an; aber Peter meinte, die russischen Damen würden es übelnehmen, wenn die Deutsche vom Trinkzwang befreit würde, und die unglückliche Frau bezahlte diese Rücksichtnahme mit einer Fehlgeburt. Bei einem Fest im Sommergarten wurden die Gäste gezwungen, von einem Kornbranntwein zu trinken, den man auf 100 Schritt riechen konnte. Bei der Hochzeit einer Golowin, der Peter beiwohnte, sperrte Peter dem Brautvater mit den Fingern den Mund auseinander und goß ihm ein Glas Gelee in den Hals. „Der arme Vorschneider bei der Kaiserin Tisch hatte auch seine Not; denn so oft die Kaiserin unvermerkt einen Wink seiner Schwester gab, fing sie an, ihn unter dem Hals zu kitzeln, wornach er brüllte wie ein Kalb, dem die Gurgel abgeschnitten wird; worüber dann die anderen ihre Freude hatten."

Wie gesagt, der erste Eindruck von diesem Hof erweckt den äußersten Ekel; aber sieht man näher zu, so entschuldigt die Zeit immerhin vieles. Unser Gewährsmann, der Oberkammerherr des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp war, unterscheidet sich noch nicht allzusehr von Hans von Schweinichen. Auch er ging ungern ohne „eine volle Ladung" zu Bett und nahm an vielem, was uns empört, kaum Anstoß. Auch das Gefolge des Herzogs trank nach unseren Begriffen unmenschlich.

Es handelt sich ja um die Zeit, in der ein Gundling Präsident

der Preußiſchen Akademie wurde, die Zeit der Tabakskollegien und der zuchtloſen Feſte an den Höfen der deutſchen Kurfürſten.

Peter war bis zuletzt erfüllt von jener Heiterkeit, die ſo oft die Schweſter des Genies iſt, und er gab ihr in den Formen Ausdruck, die ſeiner Zeit und ſeinem überlebhaften Temperament entſprachen. Stellt man ſich auf dieſen Standpunkt, ſo erſcheint ſein Treiben einigermaßen begreiflich. Er iſt gegen ſich ſelbſt unglaublich hart und kann ſich deshalb in zarter organiſierte Menſchen gar nicht hineinverſetzen. Der ganze Mann iſt Tätigkeit: er zimmert ſelbſt Boote, gräbt Kanäle, ſchüttet Schanzen auf. So muß er auch bei ſeinen Feſten umherſpringen wie ein Knabe, und ſeine Heiterkeit verlangt ein lautes Echo von ſeiner Umgebung. Sein Wille iſt immer der allerbeſte, und die Wildheit, mit der er Strafen verhängt, erklärt ſich aus ſeiner Empörung darüber, daß ſeine Werkzeuge ſeinen Idealismus nicht teilen können. Ein Mann von ſolcher Initiative kann nicht billig denken, die Berechtigung des Widerſtandes, den er findet, nicht anerkennen. Ihm erſcheint der Widerſtrebende als ein todeswürdiger Verbrecher und er vernichtet ihn ohne jedes Bedenken. Peter iſt ein geborener Pädagoge. Wenn er eine Reform in die Wege leitet, ſchickt er ihr eine eingehende Erklärung voraus, die das erſtrebte Ziel erläutern ſoll, und wenn er Dinge verhöhnt, die ſeinen Untertanen heilig ſind, ihm aber als Aberglaube erſcheinen, ſo leitet ihn dabei ein erzieheriſches Intereſſe. Je näher wir Peter treten, um ſo mehr geht uns das Verſtändnis für ſeine wilde Größe auf, für die Reinheit ſeiner Abſichten, für die Furchtloſigkeit und Energie, mit der er ſie verwirklichte, für die Hingabe, mit der er ſein ganzes Leben in ihren Dienſt ſtellte. Er verdiente in der Tat den Beinamen „der Große“.

Es iſt viel darüber geſtritten worden und wird wohl immer viel darüber geſtritten werden, ob Peters Reformen Rußland zum Heil oder Unheil gereichten. Seine Gegner meinen, daß Rußland ſchon vor ihm auf dem Wege zu geſunden und organiſchen Reformen war. Es fehlte, ſagen ſie, keineswegs an maßgebenden Männern, die den Wert abendländiſcher Bildung zu ſchätzen wußten und ſie dem Volk zugänglich machen wollten. Hätte man ſie gewähren laſſen, ſo wäre Rußland zwar viel langſamer, aber doch auch wieder viel gründlicher europäiſch geworden als durch die ungeſtümen Neuerungen Peters. Dieſe haben in Rußland das koſtbarſte Gut, die Einheitlichkeit des Volkes, zerſtört. Den Bojaren in langem

Bart und Kaftan verband mit dem Muſchik und dem Cholopp (dem Sklaven) das gleiche religiöſe und nationale Empfinden, während zwiſchen dem freigeiſtigen Magnaten in der Allongenperücke und franzöſiſchen Modegewande und Bauer und Knecht nichts Gemeinſames mehr beſtand. Die vornehme Welt ſpannte die Pferde vom Staatswagen, ſchwang ſich auf ſie und jagte davon, ohne ſich um deſſen Inſaſſen weiter zu kümmern. Peter gewöhnte ferner die herrſchenden Klaſſen daran, Rußland ganz unnützerweiſe in die Händel des Abendlandes zu verſtricken, wodurch ihre Aufmerkſamkeit immer wieder von den inneren Zuſtänden abgelenkt wurde.

Dieſen Anſchauungen liegt eine große Überſchätzung der Reformneigung in der Zeit vor Peter zugrunde. Ordyn-Naſchtſchokin, Matwejew, Waſſili Golizyn waren recht eigentlich weiße Raben; die große Mehrzahl der Bojaren wollte von irgendwelchen Reformen ſo wenig wiſſen wie die Geiſtlichkeit. Die Anhänger des jungen Peter ſtießen zu ihm, weil ſie von ihm Hilfe gegen Golizyns abendländiſche Neigungen erwarteten, und der Vorgänger Adrians auf dem Patriarchenſtuhl beſchwor Peter, alle ketzeriſchen Ausländer aus dem Lande zu treiben. Von welchem Geiſt die Strelitzen beſeelt waren, haben wir geſehen. Gerade darin liegt die Größe Peters, daß er ganz ohne Anleitung an ſein Rieſenwerk ging, ſich alle ſeine Gehilfen ſelbſt ſuchen, ſich gegen den geſchloſſenſten paſſiven Widerſtand durchſetzen mußte. Anſätze zu wirklichen Fortſchritten waren vor ihm überhaupt nicht vorhanden, denn man zog die Ausländer doch nur zu rein praktiſchen Zwecken heran. Die Männer waren faſt ganz ſo roh und unwiſſend, die Frauen faſt ganz ſo abgeſchloſſen wie vor hundert Jahren; alle waren gleich ſehr vom Dünkel der Unwiſſenheit erfüllt.

Es war gar nicht daran zu denken, daß dieſes Rußland einen Karl XII. beſiegte. Peter verfuhr zweifellos äußerſt gewaltſam und barbariſch, aber er öffnete doch den Männern die Augen für die Kultur des Abendlandes und riß die Fenſter des Terems auf, daß friſche Luft in die Frauen- und die Kinderzimmer drang. Die Bildung verbreitet ſich immer von oben nach unten, waren die vornehmen Kreiſe für die Reformen gewonnen, ſo konnte man hoffen, daß ſie die ihnen zugänglich und liebgewordenen geiſtigen Güter mit der Zeit auch den unteren Klaſſen übermitteln würden.

Peter ließ ſich in der Tat auf politiſche Abenteuer ein, denen er nicht gewachſen war, und jagte Utopien, wie z. B. der Erwerbung

von Mecklenburg, nach; aber er hat doch schließlich den Traum der Zaren erfüllt, die Newa- und die Dünamündung an Rußland gebracht und es in den Stand gesetzt, früher oder später auch das russische Litauen zu gewinnen und mit dem letzten Rest der Goldenen Horde, den Krimtataren, aufzuräumen. Fand er seiner nur einigermaßen würdige Nachfolger, so konnte Rußland mit Erfolg und Recht in den Kreis der europäischen Staaten eintreten und sich in jedem Sinn in ihm behaupten.

Katharina I. – Peter II. – Anna Iwanowna.

Peter der Große hatte in einem Manifest vom Jahre 1722 das Recht in Anspruch genommen, seinen Nachfolger zu ernennen, und seine Untertanen hatten schwören müssen, dem von ihm Ernannten treu und gehorsam zu sein. Er hatte sich aber bis zu seinem Tode nicht entschließen können, festzustellen, wer dieser Nachfolger sein sollte, und die Verhältnisse lagen in dieser Beziehung sehr kompliziert. Peters älterer Bruder Iwan hatte drei Töchter hinterlassen: Katharina, die Herzogin von Mecklenburg; Anna, die Herzogin-Witwe von Kurland, und die ledige Praßkowja. Von Peters Nachkommen lebten zwei Kinder Alexeis, Natalie und Peter, und seine eigenen beiden Töchter von Katharina, Anna und Elisabeth. Von diesen war Anna mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, auf den wir noch zurückkommen werden, verlobt. Elisabeth war noch ledig.

Nun war der Ahnherr der Romanows, Michail Feodorowitsch, zum Zaren gewählt worden. Sein Sohn Alexei und dessen ältester Sohn Feodor waren ohne weiteres ihren Vätern gefolgt, aber Peter war auf gewaltsame Weise erst an die Stelle Iwans getreten, dann sein Mitregent geworden. Es gab also keine durch Gesetz oder auch nur durch den Brauch feststehende Thronfolgeordnung. Immerhin hatte in Rußland noch nie eine Frau regiert; der zehnjährige Peter Alexejewitsch mußte daher als der legitime Thronfolger angesehen werden. Ließ man aber doch eine weibliche Thronfolge zu, so gebührte die Krone Katharina Iwanowna, der Herzogin von Mecklenburg.

Alles, was im Lande konservativ war, setzte indessen seine Hoffnungen auf den Sohn Alexeis, Peter.

Er konnte, so nahm man an, unmöglich ein Freund der Ge-

noſſen Peters des Großen und der von dieſem geſchaffenen Reformen werden, er mußte vielmehr beſtrebt ſein, ſeinen Vater an den Richtern, die ihn zum Tode verurteilt hatten, zu rächen; er mußte ferner ſeine Großmutter wieder in ihre Ehren einſetzen, mußte für immer zurückkehren in den Kreml. Dann würden alle die verhaßten Ausländer aus dem Lande weichen müſſen und die guten alten Zeiten wiederkehren, in denen die vornehmen Geſchlechter das Reich in alter Weiſe regierten.

Aber eben dieſe Hoffnungen ſagten den Genoſſen Peters des Großen, was ſie zu erwarten hatten, wenn der kleine Peter Nachfolger ſeines Großvaters wurde. Die Ruſſen unter ihnen wußten, welch' eine Summe von Haß ſie als Peters Werkzeuge auf ſich geladen hatten; die Ausländer ſahen ihre ganze Exiſtenz, ja ihr Leben bedroht, wenn die Abneigung gegen ſie in der Staatsgewalt Ausdruck finden konnte. Und die „Adler Peters" wie die Ausländer befanden ſich noch im Beſitz aller wichtigen Ämter und ſahen die Witwe Peters in ihrem Lager. Auch Katharina konnte nicht wünſchen, daß der Sohn Alexeis Kaiſer wurde. Sie hatte faſt bis zu ihres Gatten Tode ihre natürlichen Inſtinkte gebändigt, wollte aber nun ihr Leben in ihrer Weiſe genießen und wußte ſehr wohl, welches Schickſal ſie erwartete, wenn die Bojarengeſchlechter wieder das Heft in die Hand bekamen. Und ihre Lage war keine verzweifelte. Sie war bei der Garde im höchſten Grade beliebt, und ihr alter Genoſſe Menſchtſchikow ſtand ihr zur Seite. So zuchtlos, dünkelhaft, ehrgeizig und habgierig er auch war, wenn es darauf ankam, wußte er furcht- und rückſichtslos zu handeln.

Und er war jetzt entſchloſſen, ſeine alte Freundin zur Kaiſerin zu machen. Peter hatte keinen Nachfolger ernannt, weil er ja Katharina dadurch, daß er ſie als Kaiſerin krönen ließ, ſchon als ſeine Nachfolgerin bezeichnet hatte. Unter dieſer Loſung nahmen Menſchtſchikow und Katharina den Kampf auf.

Sobald ſich am Morgen des 28. Januar a. St. 1725 die Kunde vom Tode Peters verbreitet hatte, eilten die Mitglieder des Senats, des Synods, der Generalität und alle ſonſtigen Würdenträger in das Palais.

Ein Fürſt Golizyn ſchlug vor, Peter als unter der Regentſchaft Katharinas und des Senats ſtehend zum Kaiſer auszurufen, Peter Tolſtoi aber widerſprach und trat für Katharina als deſignierte Nachfolgerin ihres Gemahls ein. Als ſich Widerſpruch erhob, winkte der

Kommandeur der Garden Buturlin am Fenster, worauf die Truppen, die den Palast mittlerweile umstellt hatten, das Spiel rührten. Nun folgte alles dem Admiral Apraxin, als er die Versammlung aufforderte, mit ihm Katharina als Kaiserin zu huldigen.

Und so wurde das uneheliche Kind einer litauischen Leibeigenen, die Kindermagd des Propstes Glück in Marienburg, die Lagergenossin so vieler russischer Subalternoffiziere, das Liebchen Menschtschikows und seines Herrn Selbstherrscherin aller Reußen. Es war ein unerhörter Vorgang, der sich aber in Rußland im Laufe der nächsten sieben Jahrzehnte unter wechselnden Formen wiederholen sollte. Die Entscheidung über die Thronfolge lag von jetzt an bei den russischen Garderegimentern. Das von Peter so gewaltsam europäisch gemachte Rußland wurde zunächst wieder das alte Byzanz mit seinen Palastintrigen, seinen Militärrevolutionen, seinen jäh zur Macht gelangenden und ebenso jäh wieder gestürzten Günstlingen, seinem Weiberregiment. Hart neben dem üppigen Schlafgemach dieser gekrönten Weiber lag die Folterkammer; wer am Abend als allmächtiger Günstling zu Bett ging, konnte sich am Morgen unterwegs nach den Eiswüsten Sibiriens finden.

Die Gehilfen, die sich Peter aus allen Ständen zusammengesucht, die ausländischen Abenteurer, die er ins Land gerufen und die seine stählerne Faust gebändigt und in den Dienst seiner Pläne gezwungen hatte, verfolgten nun ihre eigenen ränkevollen Pläne, erhoben einander und stürzten einander. Abwechselnd waren die Russen oder die Ausländer am Ruder, aber diese wie jene waren gleich gewissenlos und selbstsüchtig. Auf dem Thron folgten auf die Witwe Peters sein Enkel, dann seine Nichte, dann ein Enkel seines Bruders, dann seine Tochter, dann wieder ein Enkel von ihm, den schließlich eine Frau ablöste, die weder mit seinem Bruder noch mit ihm irgend etwas zu tun hatte, eine landfremde Prinzessin aus einem kleinen deutschen Fürstenhause. Und erst mit ihrem Sohn Paul hörte dieses Tohuwabohu auf, wurde die Thronfolge wieder eine geregelte.

Dirnen pflegen die Gutmütigkeit der Erschlaffung zu haben. Das traf auch für Katharina zu. Sie war eine ganz ungebildete Person geblieben, verstand weder zu lesen noch zu schreiben und schätzte an ihrer neuen Würde nur, daß sie ihr die Feinde vom Leibe hielt und ihr die Freiheit gab, ihren Instinkten die Zügel schießen zu lassen. Sie war immer mehr oder weniger betrunken.

Es entstand nun die Frage, wer denn an ihrer Statt wirklich regieren würde. Der Mann ihres Vertrauens war Menschtschikow, aber sie hatte anfangs auch eine große Zuneigung für den Bräutigam ihrer ältesten Tochter, den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp.

Karl XI. von Schweden hatte außer Karl XII. noch zwei Töchter hinterlassen, Hedwig Sophie und Ulrike Eleonore. Hedwig Sophie war die Gemahlin Herzog Friedrichs IV. von Holstein-Gottorp geworden, der 1702 bei Klissow fiel. Ihr Sohn war Karl Friedrich. Er war nach dem Tode seiner Mutter (1708) am schwedischen Hof erzogen worden, wo auch seine mit Friedrich von Hessen-Kassel vermählte Tante Ulrike Eleonore lebte.

Die Tante konnte Karl Friedrich nicht leiden und sie standen sich ja auch als Nebenbuhler gegenseitig im Wege. Es hatte sich in dem durch die Kriege und die Mißregierung Karls XII. völlig verarmten Schweden eine starke Partei gebildet, die alles Heil von der Rückkehr zur Stände-Herrschaft erwartete und meinte, ihre Absicht besser durchsetzen zu können, wenn eine Frau Königin wurde. Ihr Thronkandidat war darum Ulrike Eleonore. Die Anhänger des Absolutismus setzten dagegen ihre Hoffnung auf Karl Friedrich.

Karl XII. hatte, als er vor Fredrikshall fiel, zur Thronfolgefrage noch keine Stellung genommen. Dürfen wir Bassewitz glauben, so verlor Karl Friedrich die Aussicht auf die schwedische Krone nur durch seine Unentschlossenheit im entscheidenden Augenblick. „Der König," so erzählt Bassewitz, „hatte ihn während des ganzen harten Feldzuges stets neben sich gehabt, um ihn den Krieg zu lehren. Auf das Gerücht von seinem Tode zog sich der junge Prinz erschüttert in sein Zelt zurück. Seine Anhänger unter den Generalen verlangten vergeblich ihn zu sprechen. Dücker beschwor seinen Günstling Rolpstorf, ihn dazu zu bewegen, daß er sich der Armee zeigte, und versicherte, daß er sofort zum König ausgerufen werden würde." Der Augenblick wurde nicht benutzt und der Senat entschied sich für Ulrike Eleonore, nachdem sie die ihr vorgeschriebenen Bedingungen, durch die die königliche Macht sehr eingeschränkt wurde, angenommen hatte. Karl Friedrich mußte nun das Land verlassen und folgte schließlich einer Einladung Peters, der ihm, wie er hoffte, auf den schwedischen Thron verhelfen sollte. Das geschah nicht, aber Peter machte ihm Aussicht auf die Hand seiner ältesten Tochter Anna. Katharina war ihm besonders freundlich gesinnt und hoffte durch

ihn ihre Tochter, ein schönes, wie es scheint, sehr begabtes Mädchen, glücklich zu machen. Aber der Herzog verkam in der leichtlebigen Luft der deutschen Slobode Moskaus, knüpfte dort ein Verhältnis mit der Frau eines Zollbeamten an und scheute sich nicht, die Person mit sich nach Petersburg zu nehmen. Er entließ sie auch nicht, als er die Prinzessin geheiratet hatte (Mai 1725) und verdarb sein junges Weib in kurzer Zeit völlig. Es erwies sich bald, daß er für die Geschäfte nicht zu brauchen war. Diese blieben ganz in Menschtschikows Händen; aber er stieß bei den Überresten der alten Bojarengeschlechter im Senat, die man jetzt „Snat" nannte, bei den Dolgorukis und Golizyns, auf Widerstand.

Man plante in diesen Kreisen eine Beschränkung der kaiserlichen Allmacht durch die Aristokratie und war wenig geneigt, sich dem brutalen Emporkömmling ganz zu unterwerfen. Diese Partei setzte durch, daß durch Ukas vom 3. Februar 1726 ein aus 9 Mitgliedern bestehender Oberster Geheimer Rat — Werchowni tainy sowjet — die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheiden sollte. Er sollte auch über dem Senat stehen und ein Gegengewicht gegen Menschtschikow bilden. Ihm gehörte auch der Herzog von Holstein an, dessen Position damals dadurch verstärkt wurde, daß ein Vetter von ihm, der Herzog Karl August von Holstein-Gottorp, Bischof von Lübeck, sich mit Elisabeth verlobte. Dieser Prinz starb aber, tief betrauert von seiner Braut, noch vor der Vermählung.

Menschtschikow hoffte seine Stellung auch für die Zukunft behaupten zu können, wenn es ihm gelang den Großfürsten Peter, der Katharinas Nachfolger werden sollte, mit einer seiner Töchter zu vermählen. Er selbst wollte Herzog von Kurland werden und meinte, die Tochter eines solchen sei nicht zu gering, um als ebenbürtige Gemahlin des Kaisers von Rußland zu gelten.

Wir sahen schon, daß Peter im Jahre 1710 seine Nichte Anna mit dem jungen Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland vermählt hatte (November) und daß der Herzog bald darauf (19. Januar 1711) einer Alkoholvergiftung erlag, die er sich während der Hochzeitsfeierlichkeiten zugezogen hatte. Dieser junge Herr war erst sechs Jahre alt gewesen, als sein Vater starb, und um die Vormundschaft hatten seine Mutter, sein Onkel Ferdinand und der Adel des Landes miteinander gerungen. Herzog Ferdinand war 1698 als Vormund bestätigt worden, war aber im Lande sehr unbeliebt und zog es deshalb vor, in Danzig zu leben. Nach dem

Ableben ſeines Neffen mußte er ohne Zweifel als Herzog anerkannt werden: es gab aber in Polen eine ſtarke Partei, die die trüben Verhältniſſe benutzen wollte, um das kleine Land Polen einzuverleiben. Dem widerſtrebten nicht nur die Kurländer, ſondern auch Rußland.

Es tauchten nun eine ganze Menge deutſcher Prinzen — zum Teil Nachkommen der Kettlers in weiblicher Linie — auf, die Herzog von Kurland werden wollten, aber keiner konnte den Widerſtand bald der Polen, bald der Ruſſen überwinden, und darüber beſchloß Menſchtſchikow ſelbſt dieſe Würde an ſich zu reißen. Da die Herzogin-Witwe in Mitau reſidierte, hatte die ruſſiſche Regierung durch den ihr beigeordneten Beſtuſchew-Rjumin hier feſten Fuß gefaßt, und Menſchtſchikow glaubte ſeiner Sache ſicher zu ſein. Der kurländiſche Adel hatte aber keine Luſt, ſich unter das Joch des brutalen Emporkömmlings zu beugen, und neigte ſich einem Kandidaten zu, der eben damals auf der Bildfläche erſchien, dem Grafen Moritz von Sachſen, dem natürlichen Sohn König Auguſts und der Gräfin Aurora von Königsmark. Der neunundzwanzigjährige ſchöne junge Mann, von deſſen Liebesabenteuern in Paris an allen Höfen die Rede war, erſchien der Herzogin Anna ſehr anziehend, und auch ſein Vater hätte ihn gern ſo gut verſorgt geſehen, aber die Polen wollten keineswegs Moritz zuliebe auf die Einverleibung Kurlands verzichten und Menſchtſchikow war auch nicht geneigt, vor ihm zurückzuweichen.

Moritz eilte zwar gegen den Befehl ſeines Vaters nach Mitau und wurde dort trotz eines Inhibitoriums des Königs von Polen und des Proteſtes Beſtuſchew-Rjumins zum Herzog gewählt (29. Juni 1726), aber Menſchtſchikow, der nun ſelbſt herbeieilte, erkannte die Wahl nicht an. Er verwechſelte indeſſen Mitau mit Penſa und ſchlug einen Ton an, der den Medems und Keyſerlingks, den Hahns und Heykings gegenüber nicht angebracht war.

Dieſe Familien waren mit Drohungen nicht einzuſchüchtern und wußten auch, daß in Petersburg eine mächtige Partei gegen Menſchtſchikow arbeitete. Da auch die Herzogin Anna, die Menſchtſchikow brutal behandelte, bei der Kaiſerin über ihn klagte, mußte er auf den Herzogshut verzichten und ſich darauf beſchränken, ſich an einigen ſeiner Petersburger Gegner, ſeinem Schwager Devier, Peter Tolſtoi u. a. grauſam zu rächen.

Moritz erreichte ſein Ziel nicht. Er konnte den Widerſtand in

Polen nicht überwinden, und ſein Leichtſinn verſtrickte ihn überdies in ein Liebesverhältnis, das ihm die Sympathie der Herzogin Anna koſtete. So mußte er 1727 aus dem Lande weichen.

Menſchtſchikow aber verfolgte ſeinen kühnen Plan weiter. Nachdem er Devier und Tolſtoi geſtürzt hatte, war er im Oberſten Geheimen Rat allmächtig. Der Kaiſer hatte ihn zum Herzog von Coſel ernannt und damit in die Zahl der Reichsfürſten aufgenommen. Nun verlobte er ſeine Tochter Marie mit dem zwölfjährigen Peter, dem ein Teſtament Katharinas die Krone zuwies. Nach dieſem ſollte er mit 16 Jahren volljährig werden und bis dahin unter der Vormundſchaft des Oberſten Geheimen Rates ſtehen.

Jede der Töchter Katharinas ſollte dann 1 500 000 Rubel erhalten. Sollte Peter unbeerbt ſterben, ſo ſollte ihm Anna Petrowna reſp. ihre Erben folgen, dieſen Eliſabeth und ihre Erben.

Am 6. Mai a. St. 1727 ſtarb Katharina. Die Berichte aller Geſandten an ihrem Hof ſtimmen darin überein, daß ihre Regierung einen faſt vollſtändigen Stillſtand aller Geſchäfte bedeutete. So ſchreibt der ſächſiſche, Lefort: „Es gibt kein Mittel, das Benehmen dieſes Hofes zu beſchreiben. Man macht aus dem Tage die Nacht. Alles bleibt liegen, nichts geſchieht. Niemand will etwas verantworten; überall Stillſtand. Allgemeine Unzufriedenheit mit einer Regierung, die für nichts als ihre Vergnügungen ſorgt. Der unzugängliche Palaſt iſt der Sitz von Intrigen und Ausſchweifungen (Juli 1725)."

„Ich muß fürchten für einen Lügner gehalten zu werden, wenn ich das Leben des Hofes ſchildere, wie es iſt. Wer kann glauben, daß in wüſten Gelagen der Tag zur Nacht gemacht wird. Von Geſchäften iſt nicht die Rede. Alles bleibt liegen und verkommt (Mai 1726)."

„Die Kaſſen ſind erſchöpft, die Münzen werden nicht mehr genommen, niemand hat ſein Gehalt bekommen. Ich verfüge nicht über die erforderlichen Farben, um dieſes Chaos zu ſchildern (März 1727)."

In einem Bericht an den kaiſerlichen Hof in Wien vom 28. September 1725 heißt es: „Der Zarin größte Politik beſteht hierinnen, daß ſie alles auf den Fuß, wie es der Zar hinterlaſſen, unterhält, mehr und mehr Fremde zu ihrer Sicherheit in das Land zieht, jedoch ſelbige nicht zu den höchſten Emplois, um den Ruſſen keine Jaluſie zu geben, erhebt, die Livländer und Koſaken ſehr

menagiert und bei ihren Privilegiis mainteniert, sich gegen jedermann, auch diejenigen, die ihr zuwider gewesen, gnädig bezeiget, Mißtrauen unter den Großen zu unterhalten und zu vermehren sucht, dem Senat in Kleinigkeiten freie Hand läßt und ihm nicht so genau, als der Zar es getan, recht auf die Finger sieht, wenn die Senatoren gleich einigen Unterschleif machen und ihre Landgüter von den publiken oneribus befreien, andere aber überladen, ihnen auch die freie Disposition über die geringeren Chargen läßt, hingegen maßet sie sich allein aller Autorität in Kriegs- und Staatssachen an."

Unter Katharina trat übrigens als Hinterlassenschaft Peters die Akademie der Wissenschaft ins Leben. Ihr erster Präsident war Blumentrost.

* * *

Peter II. war erst zwölf Jahre alt, als er Kaiser wurde. Er war ursprünglich ein sehr kräftiges aufgewecktes und temperamentvolles Kind, mit einer ausgesprochenen Neigung für körperliche Übungen. (Das veränderte Rußland.) Katharina hatte ihm in der Person Ostermanns einen weisen Erzieher gegeben, und seine ältere Schwester Natalie, ein ungewöhnlich früh entwickeltes, reich begabtes Mädchen von vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens wurde von ihm heiß geliebt und übte den besten Einfluß auf ihn. Die Russen sahen in dem Knaben ihren legitimen Herrscher und kamen ihm mit dem besten Vorurteil entgegen. Es kam jetzt alles darauf an, ob der kaiserliche Knabe die Gefahren überwinden konnte, die ihm von seiner verderbten Umgebung drohten.

Der Oberste Geheime Rat bestand aus Menschtschikow, dem Großadmiral Apraxin, dem Großkanzler Graf Golowkin, dem Vizekanzler Baron Ostermann, den Geheimräten Fürst Dmitri Golizyn und Fürst Wassili Dolgoruki.

Wir müssen bei Ostermann etwas verweilen. Er war der Sohn eines lutherischen Geistlichen in Bochum in Westfalen, hatte in Jena studiert und kam 1704 als Sekretär des Vizeadmirals Cruys, eines Holländers, nach Rußland. Dieser empfahl Ostermann, der schnell das Russische erlernt hatte, Peter, der ihn nun in seiner Weise schnell avancieren ließ. Ostermann war der geborene Diplomat jener Zeit: klug, verschwiegen, unerschöpflich im Ersinnen neuer

Kombinationen und Hilfsmittel, ein ausgezeichneter Menſchenkenner. Er eignete ſich die Technik der Diplomatie ſchnell an und machte ſich bald Peter unentbehrlich. Am Pruth machte er ſein Geſellen-, in Nyſtadt ſein Meiſterſtück. Er verletzte niemand, er war niemand im Wege. Galt es in kritiſchen Tagen Zeit zu gewinnen, ſo wurde er regelmäßig krank. Im übrigen war er ſeinem neuen Vaterlande aufrichtig ergeben und unter den ausländiſchen Abenteurern am ruſſiſchen Hof zweifellos einer der beſten.

Oſtermann war der einzige, den auch Menſchtſchikow reſpektierte. Er folgte aber ſonſt nur blind ſeinem zügelloſen Ehrgeiz und ſeiner unerſättlichen Habgier. Er trat dem Herzog von Holſtein gegenüber ſo herriſch auf, daß er und ſeine Gemahlin ſich nach Kiel zurückzogen; die Prinzeſſinnen wurden in ihren Bezügen ſtark verkürzt.

Menſchtſchikow verlobte den jungen Kaiſer nicht nur mit ſeiner Tochter, ſondern nahm ihn auch noch in ſein eigenes Palais auf. Die hervorragendſten Staatsmänner aus den Tagen Peters des Großen wurden unter Vorwänden in die Provinzen geſchickt, der Dünkel des Emporkömmlings hatte keine Grenzen mehr.

Und doch hing ſeine ganze Macht von dem Willen eines Knaben ab, den er ſich in ſeiner Torheit immer mehr zum Feinde machte. Peter ſelbſt ſah ſich mit ſteigendem Unwillen von oben herab behandelt und wollte von ſeiner Braut nichts wiſſen; die Prinzeſſin Natalie eilte aus dem Zimmer, ſobald Menſchtſchikow ſich näherte; die Prinzeſſin Eliſabeth, die der kaiſerliche Knabe liebte, haßte ihn, wie alle Welt ihn haßte. Er hieß in den Hofkreiſen „der Leviathan“, „der Goliath“. Von allen Seiten wurde das Feuer geſchürt. Als Menſchtſchikow dann erkrankte und für kurze Zeit dem Hof fern blieb, entſchloß man ſich, ihn zu beſeitigen. Der junge Peter begab ſich nach Peterhof und ließ Menſchtſchikow nicht mehr vor ſich. Am 8. September a. St. 1727 wurde über den Fürſten Hausarreſt verfügt und am 10. September mußte er mit ſeiner ganzen Familie Petersburg verlaſſen, um ſich auf ſein hinter Moskau im Gouvernement Rjaſan liegendes Gut Oranienburg zu begeben.

Es geſchah das zunächſt noch in einem hochfürſtlichen Aufzug, in 4 ſechsſpännigen Karoſſen, 250 anderen Wagen, die 147 Dienſtboten bargen; aber ſchon in Twer wurden die meiſten Dienſtboten zurückgeſchickt und in Oranienburg erfuhr Menſchtſchikow, daß er nach Bereſow an der Sſoswa, kurz vor ihrem Einfluß in den Ob, verbannt ſei.

Seine Frau, eine vortreffliche Dame, ſtarb unterwegs, er ſelbſt aber lebte noch zwei Jahre an dem troſtloſen Ort und blieb aufrecht. Einen Monat nach ihm ſtarb auch die einſtige Braut Peters. Eine andere Tochter Menſchtſchikows und ſein Sohn durften ſpäter nach Rußland zurückkehren.

Die ungeheuren Schätze, die Menſchtſchikow durch ſeine ſchamloſen Unterſchlagungen und Gewalttaten aufgehäuft hatte, wurden eingezogen. In Petersburg glaubte man, daß 8 Millionen in Dukaten, 30 Millionen in Silbermünzen, 3 Millionen in Edelſteinen, 200000 Rubel in Silbergeſchirr beſchlagnahmt wurden.

Oſtermann atmete auf, als er ſeinen kaiſerlichen Zögling von dem Einfluß Menſchikows befreit ſah, aber ſchon drängten ſich Männer an den Knaben, die nicht beſſer waren als er. Großen Einfluß gewann der Oberhofmeiſter der Großfürſtin Natalie, Fürſt Alexei Dolgoruki, größeren ſein Sohn, der Kammerherr Iwan Dolgoruki. Die Dolgorukis und die Golizyns bekämpften ſich nun am Hof wie nur je einſt die Schuiskis und die Bielskis. Man war ja auch wieder in Moskau, wohin ſich der Hof behufs der Kaiſerkrönung begeben hatte.

„Der Kaiſer," berichtet Lefort, „hat keine andere Beſchäftigung, als bei Tag und Nacht mit der Prinzeſſin Eliſabeth und ſeiner Schweſter die Straßen zu durchſtreifen und die Kammerherren, Pagen, Köche und Gott weiß wen zu beſuchen." Nach ihm erinnerte Peter ſehr an den Großvater, „er liebt keine Einwendungen und tut, wenn er Rat verlangt hat, was er will". Der junge Herr liebte in der Tat gute Geſellſchaft nicht und verkehrte mit Vorliebe mit Leuten, die ihm blindlings gehorchten.

Oſtermann und Natalie hatten viel von dem Einfluß der Großmutter Peters, Eudoxia, erhofft, die jetzt wieder in alle Ehren eingeſetzt war, aber Peter und ſelbſt Natalie fühlten ſich zu der alten Dame, die aus einer ſo ganz anderen Welt war, nicht hingezogen. Um ſo beſſer gefiel Peter die Geſellſchaft der Dolgorukis, und über ihr entfremdete er ſich auch mehr und mehr der Schweſter. Den ganzen Herbſt über war der Kaiſer auf Jagden, die meiſt abends mit Gelagen im altmoskowitiſchen Stil abſchloſſen. Um die Regierung kümmerte ſich niemand, die Landarmee und die Beamten bekamen keinen Gehalt, die Schiffe verkamen.

Die Großfürſtin Natalie hatte ihrem Bruder zuliebe an ſeinem wilden Treiben teilgenommen, büßte das aber mit einem frühen

Digitized by Google

Tode (3. Dezember 1727), und die Dolgorukis hatten nun ganz freie Hand. Auf ihrem Landsitz Gorenki fand der Kaiser Freuden vollauf. Die älteste Tochter des Hausherrn, Katharina, war ein bildschönes temperamentvolles Mädchen, das im Hause ihres Großvaters in Warschau erzogen war und alle Reize einer vornehmen Polin zu entfalten wußte.

Elisabeth wurde darüber ganz vernachlässigt und tröstete sich durch Wallfahrten in Klöster, bei denen sie aber von einem Buturlin begleitet wurde. Die Freude an der Verbindung solcher Andachtübungen mit Liebesgenüssen hat sie später durch ihr ganzes Leben begleitet.

Im Herbst 1728 jagte der Kaiser wieder mit einem Train von 200 Wind- und 400 Hasenhunden. Man erlegte 4000 Hasen, 50 Füchse, 5 Wölfe und 3 Bären. Aber schon machte sich bei dem dreizehnjährigen Kaiser eine gewisse Blasiertheit geltend. Als man ihm zum Erfolge der Jagd gratulierte, antwortete er: „Ich habe mehr getan als drei Bären erlegt; ich führe vier zweibeinige Hunde mit mir." Er meinte Alexei Dolgoruki und seine drei Töchter. Es ist, als ob man den jungen Iwan den Schrecklichen scherzen hörte. Trotzdem verlobte sich Peter an seinem vierzehnten Geburtstage mit Katharina Dolgoruki (22. Oktober 1729), obgleich er sie nicht liebte und daraus kein Geheimnis machte.

An sich entsprach es ja durchaus den Überlieferungen Moskaus, daß der Zar die Tochter eines Untertanen heiratete, aber diese Überlieferungen hatte Peter der Große wie andere bekämpft, und die Anhänger der Reform, die Russen sowohl wie die Ausländer, sahen in dieser Heirat ein sehr beunruhigendes Symptom. Schon waren die Kollegien nach Moskau übergesiedelt, und anonyme in den Straßen ausgestreute Proklamationen bedrohten jeden mit „Knute ohne Barmherzigkeit", der eine Rückkehr des Hofes nach Petersburg verlangen würde. Der Ton der Golizyns und Dolgorukis wurde immer hochfahrender; es sah aus, als ob die Tage der Schuiskis wiederkehren sollten.

Der Oberste Geheime Rat hieß russisch „Werchowny tainy sowjet". Danach nannte man die Oligarchen Werchowniks, d. h. die Obersten, und gegen sie lehnten sich schließlich auch die anderen Bojarengeschlechter auf.

Lefort verglich den russischen Staat der Zeit mit einem vom Sturm bedrohten Schiff, dessen Steuermann und Mannschaft trunken

oder eingeschlafen sind. In einem anderen Gesandtschaftsbericht heißt es: „Alles geht schlecht, der Kaiser widmet sich nicht den Geschäften, niemand wird bezahlt, und Gott weiß, was aus den Finanzen werden wird. Jedermann stiehlt, so viel er kann. Alle Glieder des Obersten Geheimen Rates sind krank, und deshalb tritt diese Behörde, die Seele der Regierung, nicht zusammen. . . . . Ich glaube, alles ist reif für eine Revolution."

So lagen die Dinge, als der Kaiser Anfang Januar 1730 an den Blattern erkrankte und die Krankheit von vornherein einen gefährlichen Charakter annahm. Die Dolgorukis waren auf das äußerste bestürzt, und in einem Familienrat wurden die abenteuerlichsten Vorschläge gemacht. Die Braut des Kaisers sollte auf Grund eines gefälschten Testamentes oder auch ohne ein solches zur Kaiserin ausgerufen werden. Aber Ostermann wich nicht vom Lager des kranken Kaisers und war zweifellos für eine Fälschung nicht zu haben, und die Garden ließen sich gewiß nicht dazu bewegen, die Braut auf den Kaiserthron zu erheben. So mußte man den Dingen ihren Lauf lassen. In der Nacht vom 18. zum 19. Januar a. St. 1730 starb Peter II.

Katharina I. hatte in ihrem Testament bestimmt, daß, falls Peter unbeerbt starb, die Herzogin von Holstein seine Nachfolgerin werden sollte. Aber die Werchowniki wollten von den Kindern Katharinas, die in ihren Augen unehelich geboren waren, nichts wissen und hatten Elisabeth das sehr fühlen lassen, so daß sie sich noch in den letzten Tagen Peters II. bei ihm bitter beklagt hatte. Schieden die Töchter Peters des Großen aus, so kam zunächst die älteste Tochter Iwans, die Herzogin Katharina von Mecklenburg, als Thronerbin in Frage. Aber ihr Mann war allgemein verhaßt. Da entschieden sich denn die Werchowniki für die Herzogin Anna Iwanowna von Kurland.

Der Oberste Geheime Rat bestand, als Peter starb, aus dem Kanzler Graf Golowkin, dem Vizekanzler Ostermann, den Fürsten Alexei und Feldmarschall Wassili Dolgoruki und dem Feldmarschall Dmitri Golizyn. Die Herren kooptierten noch den Gouverneur von Sibirien, Michail Dolgoruki. Feldmarschall Trubezkoi, der Oberprokureur des Senats Jaguschinski und andere Große sowie die Geistlichkeit wurden nicht zugezogen.

In diesem Komitee wurde beschlossen, Anna zur Krone zu verhelfen, falls sie einwilligte, die absolute Macht zugunsten der

Ariſtokratie zu beſchränken. Man einigte ſich über folgende Bedingungen: Die Kaiſerin ſollte verſprechen, ſich nicht wieder zu verheiraten und auch keinen Thronfolger zu ernennen. Ein Oberſter Geheimer Rat, der aus acht Perſonen beſtand, ſollte ihr zur Seite ſtehen, und ſie ſollte nur mit ſeiner Einwilligung über Krieg und Frieden entſcheiden; neue Steuern einführen; Stellungen, die über die eines Oberſten hinausgingen, vergeben; Todesſtrafen und Gütereinziehungen über Edelleute verhängen; Domänen verſchenken; Hofbeamte ernennen; Staatsmittel für perſönliche Zwecke verwenden.

Man ſieht, die Werchowniki machten reinen Tiſch. Sie wagten es zwar nicht, dieſe Bedingungen dem Senat und dem Synod mitzuteilen, ſchrieben aber trotzdem Anna, ſie gäben das Verlangen der ganzen Beamtenwelt, der weltlichen wie der geiſtlichen, wieder.

Die Gegner der Werchowniki ſorgten dafür, daß Anna in Mitau rechtzeitig über die Sachlage unterrichtet wurde. Sie nahm zunächſt die Bedingungen an und traf im Februar in Moskau ein. Hier überzeugte ſie ſich bald davon, daß der geſamte niedere Adel, die Geiſtlichkeit, die die Werchowniki törichterweiſe ganz hatten links liegen laſſen, die Gardeoffiziere, alle Ausländer, viele Angehörige der vornehmen Geſchlechter, wie die Trubezkoi, Tſcherkaski, Barjatinski, von den Werchowniki nichts wiſſen wollten, Oſtermann ihr Treiben nur widerwillig mitmachte. Die Offiziere baten in einer Petition die Kaiſerin, ſich doch für abſolut zu erklären, umringten ihr Palais und ſchwuren, die Gegner der Selbſtherrſchaft in Stücke zu hauen. Da ließ ſich Anna in der Sitzung des Geheimen Conſeils die „Bedingungen“ bringen und zerriß ſie. Auch dieſer Verſuch der Ariſtokratie, ſich Teilnahme am Regiment zu erringen, war geſcheitert.

Und er hatte überdies die verhängnisvolle Folge, daß Anna ſich nun ganz auf die Ausländer und insbeſondere auf die Deutſchen ſtützte.

Anna und ihre Schweſter galten für Kinder der Gemahlin Iwans, Praßkowja Sſaltykow, und ihres Kämmerers Waſſili Juſchkow. Anna war von einem älteren Bruder des Vizekanzlers Oſtermann unterrichtet worden, ohne gerade viel bei ihm zu lernen. Mit 17 Jahren heiratete ſie, wurde nach ein paar Wochen Witwe und lebte als ſolche in Mitau, wo ſie eine verhältnismäßig prächtige, aber pekuniär ſchlecht fundierte Hofhaltung führte, an deren Spitze Beſtuſchew-Rjumin ſtand. Wir ſahen ſchon,

wie sie von allen Seiten umworben wurde und wie sie unter der Roheit Menschtschikows zu leiden hatte. Man wird sich nicht wundern, wenn die junge Herzogin unter diesen Umständen bald sittlich verwilderte wie mehr oder weniger alle Frauen der russischen Gesellschaft in jenem Übergangszeitalter, in dem die alten sittlichen Vorstellungen erschüttert waren, die neuen noch nicht Wurzel gefaßt hatten. Die Herzogin war von hohem Wuchs und korpulent, hatte aber anmutige Bewegungen, schöne Augen und schöne Hände. Bergholz sagt von ihr 1724: „Sie ist eine belebte und angenehme Prinzessin, wohl gebauet, siehet gut aus und trägt sich so, daß man Respekt vor ihr haben muß." Anna war eine echte Russin, in der das Bedürfnis nach wilder Bewegung — sie war eine leidenschaftliche Reiterin — mit dem vorherrschenden nach träger Ruhe abwechselte. Sie war keineswegs dumm, aber ohne jede Initiative, und stets geneigt, die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gingen. Sie war von Natur großmütig, konnte aber, wenn sie in Zorn geriet, die ganze Herzenshärtigkeit der asiatischen Herrscherin zeigen. Sie hatte auch die Freude Peters des Großen an grotesken Scherzen und den ihm eigenen Zug zum Verkehr mit den untersten Volksklassen. Ganz ohne Ehrgeiz sah sie, als sie wider alles Erwarten Kaiserin wurde, in ihrer Stellung als Monarchin nur die Berechtigung, ganz nach ihrer Neigung zu leben.

So kam alles darauf an, wie die Männer sein würden, die sie berieten und für sie regierten.

Während Anna in Mitau lebte, gab es in Kurland mehrere adlige Familien, die von den zu einer Matrikel zusammengeschlossenen adligen Geschlechtern nicht in ihren Kreis aufgenommen wurden, meist, weil sie es früher mehr mit den Herzögen als mit ihren Standesgenossen gehalten hatten. Zu ihnen gehörten auch die Bühren. Karl von Bühren, der polnische Kriegsdienste genommen hatte, war Pächter der Domäne Kalnzeem an der Semgaller Aa, und sein zweiter Sohn Ernst Johann (geb. 1690) hatte in Königsberg studiert und dann angeblich versucht, in Petersburg am Hofe der Großfürstin Alexei unterzukommen. In Kurland glückte es ihm besser, er wurde Sekretär Bestuschew-Rjumins und lenkte als solcher die Aufmerksamkeit Annas auf sich, die den schönen, aalglatten Mann schnell lieb gewann. Er heiratete ihre Hofdame Benigna Trotta von Treyden, und Anna hing ihr Leben lang mit solcher Liebe an dieser Familie, von der sie sich nie trennte, daß in Hofkreisen allgemein angenommen

wurde, die Kinder Bührens, der sich jetzt Biron nannte und von dem gleichnamigen französischen großen Hause abzustammen behauptete, seien nicht von Benigna, sondern von Anna geboren.

Als Anna nach Moskau berufen wurde, hatten die Dolgorukis verlangt, daß Biron ihr nicht folgte; sobald sie aber die „Bedingungen" vernichtet hatte, berief sie ihn zu sich, ernannte ihn zum Oberkammerherrn und ließ ihn und seine Familie bis zu ihrem Tode in ihrem Palast wohnen, wie sie schon in Mitau mit ihr zusammen gewohnt hatten. Ohne eine Stellung im Staatsdienst einzunehmen, war Biron während der Regierung Annas tatsächlich allmächtig. Als Herzog Ferdinand 1737 starb, wählte der kurländische Adel Biron zum Herzog; er blieb aber in Petersburg und regierte sein Herzogtum von dort aus. Auch Polen erkannte ihn als solchen an.

In der russischen Geschichte lebt Biron als ein wahres Ungeheuer an Grausamkeit und Habgier fort. Man nennt die Zeit seiner Macht die Bironowtschina und tut, als ob Rußland nie eine so greuelvolle Zeit erlebt hätte wie diese Jahre. Sieht man aber näher zu, so gewahrt man bald, daß der Biron gewidmete Haß im Grunde dem Ausländer, dem Deutschen, gilt, und daß sein Andenken auszubaden hat, was alle die deutschen Abenteurer jener Zeit in Rußland verschuldeten. Biron machte ohne jeden Zweifel von seiner Macht einen viel maßvolleren Gebrauch als Menschtschikow oder Potemkin, und die Regierung der Kaiserin Anna war gewiß eine viel mildere als die vielfach so gefeierte Elisabeths. Man versteht es, daß die Russen nur mit lebhaftem Unwillen an die Zeit zurückdenken können, in der die Biron, Münnich, Ostermann und Löwenwolde miteinander um die Herrschaft über Rußland rangen, aber sie sollten darüber nicht vergessen, daß diese Männer doch nur zu so großer Macht gelangten, weil eben keine Russen da waren, die die Pläne Peters des Großen fortsetzen konnten.

Biron war keineswegs ohne staatsmännische Einsicht, wie seine Regierung Kurlands beweist, und er hätte gewiß auch in Rußland mehr geleistet, wenn seine Stellung dort nicht eine so unsichere und bedrohte gewesen wäre. Der Ehrgeiz dieser deutschen Abenteurer war ein ungemessener, keiner wollte einen anderen über sich, ja nur neben sich dulden. Biron war ganz und gar abhängig von Annas Gunst. Da ist es begreiflich, daß er sich für alle Fälle zu sichern suchte, Geld zusammenraffte, wo und wie er konnte, und es

zum Ankauf von Gütern in Kurland und Deutschland verwendete. Der Jude Liebmann ging ihm dabei hilfreich zur Hand.

Ungleich mehr Ärgernis als durch diese Machenschaften erregte Biron durch seinen Hochmut und seine offen zur Schau getragene Verachtung der Russen. Sein Hochmut scheint in der Tat ganz und gar parvenuehaft und unerträglich gewesen zu sein.

Neben Biron und Ostermann, den wir schon kennen, spielte noch ein deutscher Abenteurer eine maßgebende Rolle am Hofe Annas, Burchard Christoph von Münnich. Sein Vater, ein dänischer Oberstleutnant, war Deichgraf im Oldenburgischen, er selbst 1683 geboren. Nach einem Aufenthalt in Frankreich trat Münnich in hessen-darmstädtische Dienste, dann in hessen-kasselsche, focht bei Malplaquet und geriet in französische Gefangenschaft. Im Jahre 1716 nahm er polnische Kriegsdienste, 1720 russische. Peter übertrug ihm den Bau des Ladogakanals, Peter II. ernannte ihn zum General en chef und zum Grafen. Nach Annas Regierungsantritt glaubten Ostermann und Biron in ihm einen sicheren Verbündeten zu finden, täuschten sich aber in dieser Annahme, denn der Ehrgeiz dieses Mannes war nicht weniger groß wie der ihrige. Sie sahen sich bald gezwungen, ihn möglichst viel von Petersburg fernzuhalten, und waren froh, als der Krieg mit der Türkei ihnen dazu Gelegenheit bot.

Münnich war ein wenig sympathischer Mann. Ein zwar völlig rücksichtsloser, aber immerhin tüchtiger Soldat, entbehrte er aller Eigenschaften eines Staatsmannes, hielt sich aber trotzdem für einen solchen. Er war schrankenlos ehrgeizig, völlig treulos, im höchsten Grade habgierig, rachsüchtig und nachtragend.

Das Regiment dieser Männer hat, obgleich es für Rußland nicht verderblich war, einen unauslöschlichen Eindruck auf die Russen gemacht. Die tiefe Abneigung gegen die Deutschen, die bis auf den heutigen Tag in allen Klassen des russischen Volkes herrscht, ist zum guten Teil auf die Erinnerung an diese drei zurückzuführen, die eine tendenziöse Geschichtschreibung immer wieder wach erhält.

Eine der ersten Regierungshandlungen Annas war die Abschaffung des Obersten Geheimen Rats und die Wiedereinsetzung des „regierenden Senats“ in seine alten Rechte. Aber es erwies sich bald, daß diese aus 21 Personen bestehende Körperschaft zu schwerfällig war, um die laufenden Geschäfte zu erledigen. Es entstand daher eine neue Behörde, die das „Kabinet“ hieß, und der

die Oberaufsicht über alle anderen anvertraut wurde. Ein von drei Kabinetministern unterschriebener Erlaß hatte die Bedeutung wie ein von der Kaiserin ausgehender. Mitglieder des „Kabinets" waren der Kanzler Golowkin, Fürst Tscherkaski und Ostermann. Münnich war ihm zunächst nur beigeordnet. Die wirkliche Macht lag aber in den Händen Ostermanns und Birons.

Die Dolgorukis wurden zunächst noch verhältnismäßig milde behandelt, obgleich sie ihre Machtstellung dazu mißbraucht hatten, den Schatz der Krone gründlich zu leeren. Die älteren wurden als Gouverneure in entfernte Provinzen geschickt, Fürst Alexei auf seine Güter verwiesen. Iwan Dolgoruki freilich wurde nach Beresow verbannt, genoß dort aber eine relative Freiheit, bis er sich durch leichtfertige Reden ins Unglück stürzte. Er prahlte mit seinen Beziehungen zu Elisabeth und plauderte auch die Verhandlungen aus, die seine Familie in der Todesstunde Peters II. geführt hatte. Da nun gleichzeitig eine Verschwörung der Familie wirklich oder angeblich entdeckt wurde, brach ein furchtbares Strafgericht über die noch lebenden Dolgorukis herein; Iwan wurde gerädert, drei seiner Verwandten wurden hingerichtet (1739).

Das Treiben der geheimen Polizei war der schwärzeste Punkt in der Zeit, in der Biron die Staatsgeschäfte tatsächlich leitete. Er und die anderen deutschen Abenteurer fühlten sehr wohl, daß ihre Herrschaft stets bedroht war, und waren deshalb voll Mißtrauen gegen jedermann. Nun hatte ja schon Peter der Große die geheime Polizei im größten Stil organisiert, und diese Behörde, die Preobraschenski Prikas hieß, übte unter Birons Einfluß eine furchtbare Macht. Die Verdächtigen wurden wohl, nachdem sie gefoltert waren, mit einer leinenen Kappe, die nur die Augen offen ließ, auf den Markt geführt und bezeichneten dort wirkliche oder vermeintliche Mitschuldige. Erschienen sie — man nannte das „slowo-djelo" —, so stob alles entsetzt auseinander. Dieser geheimen Polizei sollen unter Anna an 7000 Menschen zum Opfer gefallen sein.

Sonst war die Regierungszeit Annas keineswegs eine für Rußland besonders harte. Peter der Große hatte die Güter zu Majoraten gemacht, eine dem slawischen Geist durchaus widerstrebende Ordnung. Sie wurde jetzt abgeschafft. Ferner wurden die Zivilgerichte von den Kriminalgerichten getrennt, und man versuchte in die Verwaltung mehr Ordnung zu bringen.

Auf Münnichs Betrieb erhielten in der Armee die russischen

Offiziere denſelben Sold wie die ausländiſchen, und im Jahre 1736 wurde den Edelleuten erlaubt, einen Sohn nicht in das Heer treten zu laſſen. Sie mußten ja ſonſt „dienen", ſolange ſie irgend wehrfähig waren. Man wollte ihnen durch die Beſtimmung helfen, daß ſie nach 25 Jahren Dienſt ihren Abſchied nehmen durften, mußte ſie aber ſchleunigſt zurücknehmen, weil auf ſie hin das halbe Offizierkorps verabſchiedet ſein wollte. War es doch Sitte, daß man ſchon als Säugling in die Liſten eines Regiments eingetragen wurde.

Für die Kinder der Edelleute wurden Schulen geſchaffen, die ſie, allerdings ſehr mangelhaft, für den Dienſt vorbereiteten. Unter den gemeinen Soldaten war und blieb das Deſertieren im höchſten Grade im Schwange, und die Deſerteure taten ſich oft zu ſehr gefährlichen Räuberbanden zuſammen. Bei dem im Grunde unkriegeriſchen Sinn des Ruſſen blieb ihm der Militärdienſt im höchſten Grade verhaßt.

Im Februar 1733 ſtarb Auguſt II. von Polen. Sein gleichnamiger Sohn ſicherte ſich durch Unterzeichnung der pragmatiſchen Sanktion die Unterſtützung des Kaiſers und gewann Biron durch die Ausſicht auf den Herzogsſtuhl in Kurland. Mit Hilfe dieſer Verbündeten ſetzte er es durch, daß ein Teil des Adels ihn zum König wählte, während ſich ein anderer unter franzöſiſchem Einfluß für den Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Leſzinski, der noch einmal ſein Glück verſuchte, entſchied. Leſzinski wurde von einem ruſſiſchen Heer unter Münnich in Danzig belagert und mußte, als die Stadt ſich nicht länger halten konnte, entfliehen (Juni 1734). Die Franzoſen reizten aber nun die Türken zum Kriege gegen Rußland, und dieſem war das nicht unwillkommen, weil die Perſer damals in einem ſiegreichen Kriege gegen die Türken in Aſien Eroberungen machten. So konnte man hoffen, Aſow wiederzugewinnen und die Krimtataren, die ſich wieder durch Einfälle läſtig machten, auf lange hinaus zu bändigen.

Ein erſter Vorſtoß Münnichs gegen die Krim ſcheiterte an der Ungunſt der Witterung (1735), aber im folgenden Jahre erſtürmte ſeine Armee die den Zugang zur Krim deckende Feſtung Perekop, nahm die Reſidenz des Khans, Bachtſchiſſarei, und verwüſtete die Halbinſel weit und breit. Gleichzeitig eroberte General Lacy Aſow (Juni 1736).

Im Jahre 1737 wurde unter furchtbaren Verluſten Otſchakow erobert, im nächſten Jahre die Krim noch einmal verheert, im Jahre

1739 ein großes türkiſches Heer bei Stawutſchane aufs Haupt geſchlagen. Jaſſy wurde genommen, und Münnich marſchierte auf Bender, als er erfuhr, daß die mit den Ruſſen verbündeten Öſterreicher in Belgrad einen Separatfrieden mit den Türken geſchloſſen hatten. Rußland mußte nun dieſem Beiſpiel folgen. Es behielt zwar das geſchleifte Aſow, aber das Schwarze Meer blieb ſeinen Schiffen verſchloſſen. Der Ertrag dieſes Krieges entſprach in keiner Weiſe den ungeheuren Opfern an Menſchen und Geld, die er erfordert hatte. Trotzdem trug ſich Münnichs Ehrgeiz mit den abenteuerlichſten Hoffnungen. Er hatte gemeint, die Moldau als Herzogtum zu erhalten und erſtrebte nun wenigſtens den Titel eines Herzogs der Ukraine. Daß Anna nichts davon wiſſen wollte, hat er Biron nie vergeſſen.

Man hatte von Frankreich aus alles aufgeboten, um auch Schweden zum Kampf gegen Rußland aufzureizen. In Schweden herrſchte jetzt im Grunde der Reichstag, und in ihm bekämpften ſich die Frankreich zuneigende kriegeriſche Adelspartei der Hüte auf das heftigſte mit der friedlichen der (Schlaf-)Mützen. Die letzteren unterlagen aber erſt im Reichstage von 1738—1739, und nun erſt ſchloß Schweden mit Frankreich einen zehnjährigen Vertrag. Dieſe Wendung war zum Teil dadurch herbeigeführt worden, daß der Major Sinclair, der mit wichtigen Papieren nach Konſtantinopel geſchickt worden war, auf der Rückreiſe in Schleſien von zwei ruſſiſchen Offizieren ermordet und ſeiner Papiere beraubt worden war. Oſtermann leugnete zwar, daß ſeine Regierung mit der Angelegenheit etwas zu tun hatte, ihre Beteiligung an dem Morde unterlag aber keinem Zweifel und erregte in Schweden die äußerſte Entrüſtung. Man war im Begriff, von Finnland aus gegen Petersburg vorzugehen, als die Nachricht von dem Friedensſchluß zwiſchen der Türkei, mit der man ein Bündnis geſchloſſen hatte, und Rußland eintraf. So wurde zwar der Frieden erhalten, aber die Beziehungen zwiſchen Schweden und Rußland blieben ſehr geſpannte.

In die letzten Regierungsjahre Annas fällt der Verſuch eines Nationalruſſen, ſich an die Stelle der Günſtlinge Annas zu ſetzen. Man hat ihn daraufhin als ruſſiſchen Patrioten gefeiert, aber kein Mann war weniger geeignet als Vertreter ſeines Volkes geehrt zu werden als Fürſt Artemon Wolinski, der an Brutalität, Habgier und Gewiſſenloſigkeit kaum zu übertreffen war. Da ſeine Mutter, eine Naryſchkin, mit dem kaiſerlichen Hauſe verwandt war, war er

ſchnell avanciert und ſchon in jungen Jahren Gouverneur von Aſtrachan geworden. Er wütete hier wie ein Mongolenkhan. Einen Kaufmann, der von ſeiner Frau Übles geſprochen haben ſollte, ließ er nackt mit rohen Fleiſchſtücken behängen und gab ihn dann ſeinen Jagdhunden preis. Einem Kloſter raubte er ein koſtbares Ornat und verdächtigte einen armen Geiſtlichen es geſtohlen zu haben. Wolinski ging dann als Geſandter nach Perſien, wo ſein Dünkel jedermann beleidigte, und von wo aus er Peter den Großen denkbar ſchlecht informierte. Nach Peters Tode wurde er Gouverneur von Kaſan und erlaubte ſich auch dort jede Art von Bedrückungen. Trotzdem wußte er die Gunſt Birons zu gewinnen und wurde 1738 ſogar Mitglied des Kabinets. Jaguſchinski, der den Mann kannte, hatte ſchon 1736 geſagt, daß Wolinski es zwar durch Schmeicheleien und Intrigen bis zum Miniſter bringen werde, daß man ihn aber nach zwei Jahren gewiß werde hängen müſſen. So ähnlich kam es denn auch. Wolinski verſuchte zunächſt Oſtermann durch die unwürdigſten Intrigen zu ſtürzen, wandte ſich aber auch gegen Golowin und Kurakin. Er plante, ſich mit Hilfe der Volksmaſſen, deren nationale Inſtinkte er anrufen wollte, der Regierung zu bemächtigen, die deutſchen Gewalthaber zu beſeitigen und Anna, oder falls dieſe ſich weigerte, Eliſabeth zu heiraten. Eventuell ſollten Anna wie Eliſabeth ins Kloſter geſteckt werden.

So phantaſtiſch dieſe Pläne erſcheinen, ſo konnten ſie in dem Kopf dieſes ebenſo ehrgeizigen wie unwiſſenden Mannes immerhin entſtehen.

Er rechnete eben mit der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem beſtehenden Regiment. Als aber Biron ſich gezwungen ſah, gegen ihn vorzugehen und ihn verhaften ließ, trat nur allgemeiner Haß gegen Wolinski zutage, und er büßte ſeinen Übermut auf dem Schafott (Juni 1740).

Wie dieſer Mann auch mit ſeinen Volksgenoſſen verfuhr, mag uns der ruſſiſche Dichter Trediakowski erzählen, ein beſcheidener Mann, der gewürdigt wurde, die Hoffeſte gelegentlich durch ſeine Verſe verherrlichen zu dürfen. Im Februar 1740 fand die bekannte Hochzeit des Hofnarren Fürſten Golizyn ſtatt, für die der oft geſchilderte Eispalaſt auf der Newa errichtet wurde, und Wolinski wünſchte, daß Trediakowski für dieſes Feſt ſeine Muſe in Bewegung ſetzte. Er ließ ihn deshalb durch einen Kadetten zu ſich bringen, um ihm ſeine Wünſche perſönlich mitzuteilen. Der Kadett ſagte

dem Dichter anfangs, er würde ihn in das kaiſerliche Kabinet führen, und der dadurch ſehr erſchreckte Trediakowski machte ihm darüber Vorwürfe, als er das eigentliche Ziel der Fahrt erfuhr. Als beide nun vor dem Fürſten ſtanden, beklagte ſich der Dichter über den Kadetten. „Seine Exzellenz fing da an, ohne mich ausreden zu laſſen, mich öffentlich unbarmherzig von beiden Seiten zu ohrfeigen und beſchimpfte mich auf jede Weiſe, worüber mir das rechte Ohr zufiel und das linke Auge anſchwoll. Darauf befahl ſeine Exellenz auch dem Kadetten mich zu ohrfeigen.“ Als der Dichter ſich am anderen Tage bei Biron beklagen wollte, wollte es der Zufall, daß er im Vorſaal Wolinski begegnete. Dieſer ließ ihn ſofort verhaften, auf die Wache bringen und ihm 70 Stockhiebe auf den bloßen Rücken geben. Er mußte nun auf dem Feſt ſeine Verſe herſagen, bekam dann noch einmal 10 Stockhiebe und wurde endlich unter furchtbaren Drohungen entlaſſen.

Wäre Rußland wohl unter der Herrſchaft Wolinskis beſſer gefahren als unter der Birons und Oſtermanns?

Anna hatte ſchon im Jahre 1731 ein Manifeſt erlaſſen, in dem ſie den künftigen Sohn ihrer Nichte, der Prinzeſſin Eliſabeth Katharina Chriſtine von Mecklenburg, zu ihrem Nachfolger ernannte. Dieſe Prinzeſſin war damals erſt 13 Jahre alt und unvermählt. Sie erhielt, als ſie zwei Jahre ſpäter griechiſch-katholiſch wurde, den Namen Anna Leopoldowna, und es fehlte ihr nicht an Bewerbern. Auguſt II. intereſſierte ſich für einen Prinzen von Sachſen-Weißenfels, Prinz Heinrich von Preußen kam in Frage. Schließlich wurde Loewenwolde nach Deutſchland geſchickt, um einen geeigneten Gatten ausfindig zu machen. Seine Wahl fiel auf den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern, einen Neffen Karls VI., der denn auch 1733 nach Petersburg kam, aber der Prinzeſſin Anna entſchieden mißfiel. Die Kaiſerin gab ihm indeſſen ein Küraſſierregiment, und er hielt ſich vor Otſchakow ganz brav. Schließlich willigte die Prinzeſſin auch in die Heirat (Juli 1739), und am 23. Auguſt 1740 gebar ſie einen Sohn, der den Namen Iwan erhielt. Er war alſo der Thronfolger, dem die Ruſſen ſchon 1731 hatten Treue ſchwören müſſen.

Aber wer ſollte tatſächlich für ihn regieren, wenn die kränkelnde Kaiſerin ſtarb? Seine Mutter war eine gutmütige, aber im höchſten Grade indolente junge Frau, die ihre Tage am liebſten damit verbrachte, auf dem Sofa liegend Romane zu leſen, ſein Vater ein

Mann, deſſen Gaben allenfalls ausreichten, ein Garderegiment leidlich in Ordnung zu halten. Die Kaiſerin liebte überdies die Nichte, ſeit ſie herangewachſen war, nicht mehr, worauf Birons Abneigung gegen das Paar wohl nicht ohne Einfluß ſein mochte. Kamen die Eltern als Regenten nicht in Frage, ſo blieb Biron als Regent; aber die Kaiſerin mochte als Nationalruſſin doch fühlen, welchen Gefahren der Mann ihrer zähen Liebe als ſolcher ausgeſetzt war. Er hatte Feinde ringsum, keinen Freund. Man ſagte ihm, wie es ſcheint mit Unrecht, nach, er hätte ſeinen Sohn mit Anna Leopoldowna verheiraten wollen; wer zu den Braunſchweigern hielt, haßte ihn. Auch alle Ruſſen haßten ihn, und die deutſchen Genoſſen beneideten ihn.

Die Kaiſerin dachte überdies ungern an den Tod; ſo ließ ſie die Zeit hingehen, ohne eine Entſcheidung zu treffen. Aber Anfang Oktober erkrankte ſie ſchwer, und die Frage der Regentſchaft wurde brennend.

Biron mochte auch ſeinerſeits erkennen, wie gefährdet er als Regent war; aber es war für ihn nicht minder gefährlich, nicht Regent zu werden. Wer damals in Rußland ein Jahrzehnt lang eine Rolle geſpielt hatte wie er, konnte nicht hoffen, nach ſeinem Rücktritt ſeine Tage in Ruhe verbringen zu können. Er wurde ſicher ein Opfer der Rachſucht ſeiner Gegner. So ſpann denn Biron in ſeiner hinterhaltigen Weiſe ſeine Ränke. Der Nachfolger Wolinskis im Kabinet, Alexei Beſtuſchew-Rjumin, hielt zu ihm, das „Orakel", ſo nannte man den ſeit Annas Krönung zum Grafen ernannten Oſtermann, nach einigem Schwanken auch. Schließlich wurden auch Münnich und Tſcherkaski gewonnen. Oſtermann begab ſich ſelbſt zur Kaiſerin und übergab ihr ein Manifeſt, das Biron zum Regenten ernannte. Sie unterſchrieb es am letzten Tage. „Fürchte dich nicht", ſoll ſie zu Biron geſagt haben, als ſie ihm das unterſchriebene Dokument zeigte. Man ſieht, beide hatten die Gefahren, die die Regentſchaft Biron bringen mußte, miteinander erwogen.

Anna Iwanowna ſtarb am 10. Oktober a. St. 1740.

Laſſen wir uns zum Schluß von einem eingeweihten Zeitgenoſſen ein Bild von dem Hof Anna Iwanownas entwerfen. Manſtein ſchildert ihn in ſeinen Memoiren ſo: „Ich ſagte ſchon, daß der Herzog von Kurland ein großer Freund von Luxus und Pracht war; das genügte, um der Kaiſerin den Wunſch einzuflößen, ihren Hof zum glänzendſten von ganz Europa zu machen, und zu dieſem Zweck

die größten Ausgaben nicht zu ſcheuen. Trotzdem wurde die Abſicht Ihrer Majeſtät nicht gleich erreicht. Zu einem reichen Gewande geſellte ſich oft eine ſchlecht gepflegte Perücke, ein koſtbarer Stoff war von einem ungeſchickten Schneider verdorben, oder wenn die Kleidung in Ordnung war, ließ die Equipage zu wünſchen übrig. Man ſah einen prächtig gekleideten Mann in einem von Mähren gezogenen elenden Wagen.

Dasſelbe galt von dem Meublement und der Sauberkeit der Häuſer; man ſah verſchwenderiſch Gold und Silber neben der größten Unreinlichkeit. Neben einer gutgekleideten Dame ſah man zehn ſchlechtgekleidete . . . Dieſe Gegenſätze waren faſt allgemein; es gab, zumal in den erſten Jahren, nur wenige Häuſer, die ganz in Ordnung waren. Dieſe machten indeſſen mit der Zeit Schule. Selbſt der Hof und Biron brachten es nicht gleich zu der Ordnung, die man anderwärts findet, kamen aber ſchließlich doch dahin. Dieſe Pracht koſtete ungeheuere Summen; ein Hofmann, der für ſeine Kleidung 2—3000 Rubel ausgab, war nicht ungewöhnlich. Alle, die am Hof dienten, ruinierten ſich. Ein Kaufmann, der auch nur zwei oder drei Jahre in Petersburg Modeartikel vertrieb, wurde ein wohlhabender Mann.

Das Leben der Kaiſerin verlief für gewöhnlich ſehr regelmäßig. Sie ſtand um acht Uhr auf und arbeitete um neun mit ihrem Sekretär und ihren Miniſtern. Zu Mittag aß ſie mit der Familie Biron. Öffentlich ſpeiſte ſie nur bei großen Gelegenheiten und ſaß dann zwiſchen den Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth auf einem Thron . . . In den letzten Jahren geſchah das nicht mehr. Im Sommer ging die Kaiſerin viel ſpazieren, im Winter ſpielte ſie eifrig Billard. Sie aß abends wenig und ging regelmäßig zwiſchen elf Uhr und Mitternacht zu Bett.

Die Kaiſerin liebte das Spiel nicht und verlor abſichtlich immer. Sie hielt dann die Bank, und es durften nur die ſetzen, die ſie dazu aufforderte.

Man zahlte mit Marken, die ſie, falls ſie gewann, nicht einlöſen ließ. Sie liebte Schauſpiele und Muſik, zumal italieniſche. Sie war perſönlich mäßig und konnte Betrunkene nicht leiden. Nur der 29. Januar a. St., der Tag der Thronbeſteigung, war Bacchus geweiht. An dieſem Tage mußte jeder Hofmann, vor der Kaiſerin knieend, ein enormes Glas voll Ungarwein leeren . . .

Die Kaiſerin hatte fünf Hofnarren: den portugieſiſchen Juden

La Coſta; den Italiener Pedrillo; einen Fürſten Golizyn, der zu dieſer Stellung verurteilt war, weil er ſich im Auslande zur römiſchen Kirche bekannt hatte; einen Fürſt Wolkonski; Balakrew. Die Art, wie die Kaiſerin ſich über ſie amüſierte, war ſehr eigenartig. Manchmal mußten ſie ſich hart an die Wand des Zimmers ſtellen, und einer von ihnen brachte dann die anderen durch Fußtritte zu Fall. Oft gerieten ſie miteinander in Streit und ſchlugen ſich bis aufs Blut. Ihre Majeſtät und der ganze Hof ſtarben dann, entzückt über das Schauſpiel, am Lachen. Balakrew, der dieſe Scherze nicht liebte, weigerte ſich einmal, ſich zu Boden werfen zu laſſen. Er dachte nicht daran, daß eine Kaiſerin von Rußland Widerſpruch nicht verſteht. Der arme junge Mann bekam Stockſchläge."

Man ſieht, der Hof Annas unterſchied ſich noch nicht allzuſehr von dem Peters des Großen.

Elisabeth.

Aber welch einen seltsamen Anblick bot dieser Hof nach dem Tode Annas! Kaiser war ein Kind in der Wiege, das man Iwan I. nannte, weil Iwan III. und der IV. nur „Zaren" gewesen waren. Zum Kaiser ernannt hatte ihn eine Frau, die Kaiserin geworden war, weil es den Werchowniki in Moskau für ihre selbstsüchtigen oligarchischen Ziele wünschenswert erschienen war. Iwans Eltern, eine Prinzessin von Mecklenburg und ein Herzog von Braunschweig, waren nicht einmal Regenten geworden. Die Regierung lag tatsächlich in den Händen des Herrn von Bühren aus Kalnzeem in Kurland, des Herrn Ostermann aus Bochum in Westfalen und des Herrn von Münnich aus Neu-Huntorf in Oldenburg.

Man muß sich das vergegenwärtigen, um die Stärke und Leidenschaftlichkeit der später einsetzenden Reaktion gegen das Regiment der Ausländer zu verstehen.

Biron haßte und verachtete den Herzog von Braunschweig und war so unklug, daraus kein Geheimnis zu machen. Er demütigte den Herzog vielmehr bei jeder Gelegenheit.

Eines Tages beklagte sich Anna Leopoldowna bei Münnich bitter über den Hochmut Birons. Da schlug er ihr, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, vor, Biron zu stürzen. Münnich sah nicht ein, warum er nicht ebensogut Regent von Rußland sein sollte wie Biron. Anna Leopoldowna ging nach einigem Zögern auf den Vorschlag ein, und Münnich nahm die Sache mit der ihm eigenen rücksichtslosen Entschlossenheit in die Hand. In der Nacht vom 28. zum 29. November 1740 versammelte er die Offiziere des im Palais Annas die Wache habenden Preobraschenskschen Regiments und fragte sie, ob sie ihm gegen den Regenten folgen wollten. Als sie sich dazu bereit erklärten, ließ Münnich durch Manstein Biron, bei

dem dasselbe Regiment die Wache hatte, im Bett verhaften. Auch der General Gustav Biron und Bestuschew-Rjumin wurden verhaftet. Biron war gestürzt worden, ohne daß ein Schuß fiel.

Ein Manifest erklärte, daß Anna die Regentschaft für ihren Sohn selbst übernommen habe. Biron wurde nach Pelym in Sibirien verbannt, wo ihm ein Haus nach den Plänen Münnichs erbaut wurde; auch die Brüder Birons wanderten nach Sibirien; im allgemeinen aber verfuhr man gegen die besiegten Gegner mit einer bisher in Rußland unerhörten Milde. Anna Leopoldowna war nicht grausam. Sie hatte, was bei indolenten Frauen wie sie mitunter vorkommt, eine heiße Zuneigung für eine ihrer Hofdamen, Fräulein Julie Mengden, gefaßt und außerdem ein Verhältnis mit dem sächsischen Gesandten Grafen Lynar. Durfte sie der Freundin und dem Freunde, die sie miteinander verlobte, leben, so waren im Grunde ihre Wünsche erfüllt.

Münnich, der Premierminister wurde, hatte angenommen, nach dem Sturz Birons in dessen Machtstellung eintreten zu können, aber er sah sich bitter enttäuscht. Anna traute ihm nicht, und sie hatte sich anderseits überzeugt, daß man auch so mächtige Männer wie Biron und Münnich ohne Gefahr beseitigen könne. Ostermann und Golowkin hetzten nach Kräften, und Münnich wurde am 24. März 1741 kurzerhand verabschiedet. Und wieder blieb alles still und nahm die neue Ordnung der Dinge ohne weiteres hin. Statt Birons, statt Münnichs regierte nun tatsächlich Ostermann.

Aber diese Umwälzungen bereiteten einer anderen den Weg, die eine viel tiefergreifende werden sollte.

Die 1709 geborene Tochter Peters des Großen, Elisabeth, hatte sich bisher um die Politik nicht gekümmert. Ihre Mutter hatte gewünscht, daß sie die Gemahlin Ludwigs XV. oder des Herzogs von Orleans würde; sie war dann die Braut des Bischofs von Lübeck geworden, der aber als Bräutigam starb, und man hatte ihr schließlich alle möglichen Prinzen zugedacht, unter ihnen auch den späteren Friedrich den Großen und einen Portugiesen, ohne daß es zu einer Heirat kam.

Das war erklärlich, denn die Prinzessin war früh auf Abwege geraten. Sie glich dem Vater, hatte seine großen offenen Augen, seinen stattlichen unverwüstlichen Körper und sein Bedürfnis, sich rastlos zu bewegen. Das schöne Mädchen mit der feinen Gesichtsfarbe war überaus lebhaften Temperamentes und ursprünglich gut

geartet. Unter günſtigeren Verhältniſſen hätte Eliſabeth eine nicht unbedeutende Frau werden können, aber in dem ſittlichen Moraſt, in dem ſie lebte, konnten ſich in ihr nur Sinnlichkeit und Vergnügungsſucht entwickeln, und auch ſie nur in einer beſonders unſympathiſchen Richtung. Sie hatte von ihrem Vater auch den Zug zu den unteren Volksklaſſen geerbt. In ihnen ſuchte und fand ſie denn auch ihre Liebhaber.

Es war niemand da, der ein Intereſſe daran hatte, ſie vor dieſen Ausſchreitungen zu bewahren. Eliſabeth war eine Zeitlang bei Peter II. ſehr beliebt geweſen und hatte an ſeinem wilden Treiben mit Vergnügen teilgenommen; aber ſchon die Dolgorukis hatten ſie ſo vernachläſſigt, daß ſie ſich über ſie bei dem Neffen bitter beklagen mußte. Da ihr damaliger Liebling Schubin nach des jungen Kaiſers Tode in ihrem Intereſſe agitierte, ließ ihn Anna Iwanowna nach Kamtſchatka verſchicken, wo man ihn nach Eliſabeths Regierungsantritt erſt Jahre lang ſuchen mußte, bis man ihn auffand und nach Rußland zurückbrachte.

Biron behandelte in der Zeit ſeiner Macht Eliſabeth nicht unfreundlich, was ihm ſpäter ſehr zuſtatten kam. Es ſcheint, daß er daran dachte, ſie eventuell mit ſeinem älteſten Sohn zu verheiraten. Jedenfalls konnte Eliſabeth unter Anna Iwanowna treiben, was ſie wollte. Ihr Leibarzt war ein deutſcher Abenteurer franzöſiſcher Abſtammung, L'Eſtocq, der Sohn eines Refügies, der ſich als Wundarzt in Hannover niedergelaſſen hatte. Er ſelbſt kam 1713 nach Rußland und wurde Leibarzt Peters des Großen, von dieſem aber nach Kaſan verbannt. Katharina rief ihn zurück und machte ihn zum Arzt Eliſabeths. Sie erwies damit ihrer Tochter den denkbar ſchlechteſten Dienſt, denn L'Eſtocq war völlig ſittenlos und tat das Seinige, um die Prinzeſſin auf Abwege zu bringen. Der eitle, geſchwätzige Mann war dabei voll Ehrgeiz und von äußerſter Verwegenheit. Pezold nennt ihn einen „ſeiner Natur nach unruhigen, unbeſonnenen, gewiſſenloſen, rachſüchtigen und gewinnſüchtigen Menſchen".

An die Stelle Schubins war bald ein Chorſänger aus Kleinrußland getreten, Alexei Raſumowski, ein Hüne, deſſen prachtvoller Baß die Wände erzittern machte. Er hieß Raſumowski, weil ſein Vater, ein Koſak, wenn er trunken war, von ſich zu ſagen pflegte: „Was für einen Geiſt, ‚Raſum', habe ich!" Der Sohn hatte „Raſum" genug, ſich ganz auf die Pflichten zu beſchränken, die er Eliſabeth gegenüber zu erfüllen hatte, und es ihr nicht übelzunehmen, wenn

ſie gelegentlich Stellvertreter bevorzugte. Er tat übrigens niemand etwas Böſes. Eliſabeth war wahrſcheinlich heimlich mit ihm vermählt, benahm ſich jedenfalls ihm gegenüber, ſolange ſie lebte, ſo, als ob ſie ſeine — allerdings keineswegs treue, aber mütterlich liebevolle — Gattin wäre. Sie war unter allen Umſtänden entſchloſſen, keinesfalls mehr eine offizielle Ehe einzugehen, als Anna Leopoldowna auf den unglücklichen Gedanken kam, ſie mit einem Bruder ihres Mannes, dem Herzog Ernſt Ludwig von Braunſchweig, der Herzog von Kurland werden ſollte, zu verheiraten. Da blühte denn der Weizen L'Eſtocqs. Er wies immer wieder darauf hin, wie leicht Biron geſtürzt worden war, und reizte Eliſabeth, auch ihrerſeits entſchloſſen zu handeln.

Der Frieden mit der Türkei war durch Vermittelung Frankreichs geſchloſſen worden. Aus dieſem Anlaß kam der Marquis de la Chetardie als franzöſiſcher Geſandter nach Petersburg und ſollte dort auch im Intereſſe des mit Frankreich verbündeten Schweden wirken. Die Schweden hofften, wenn ſie Eliſabeth auf den Thron verhalfen, wieder in den Beſitz von Eſtland und Livland gelangen zu können, und ihr Geſandter, der Baron Nolken, wirkte in dieſem Sinn auf Eliſabeth. L'Eſtocq war mit beiden Herren in Verbindung getreten und vermittelte zwiſchen ihnen und Eliſabeth. Eliſabeth war klug genug, um einzuſehen, daß ihre Stellung eine ganz unmögliche wurde, wenn ſie die Forderung der Schweden erfüllte, aber ſie zog ſie hin und war nur bemüht, möglichſt viel Geld für die Agitation zu erhalten, die ſie unter den Garderegimentern betrieb. Sie war bei dieſen ſeit lange ſehr beliebt, hatte bei den Kindern nicht nur der Offiziere, ſondern auch der Gemeinen Patendienſte verrichtet und bei Gelegenheit an ihren Gelagen teilgenommen. Für die Agitation unter den Soldaten ſtanden ihr zwei ſehr geeignete Männer zur Verfügung, Grünſtein und Schwarz. Grünſtein war ein getaufter Jude aus Sachſen, der in Aſtrachan kaufmänniſche Geſchäfte getrieben hatte. Als dieſe ſcheiterten, trat er als Gemeiner beim Preobraſchenskſchen Regiment ein. Schwarz war ein verunglückter deutſcher Muſikus, der nach Helbig eine kleine Anſtellung bei der Akademie der Wiſſenſchaften hatte, ſich aber als ein außerordentlich gewandter Agitator erwies.

Man nahm früher an, daß de la Chetardie Eliſabeth mit großen Summen unterſtützte. Das war aber keineswegs der Fall, denn er hatte ſehr wenig Zutrauen zu dem ganzen Unternehmen. Im Grunde

waren es auch hier wieder deutsche Abenteurer und noch dazu solche niedrigster Art, die Elisabeth zum Thron verhalfen.

Man begreift, daß Elisabeth zögerte, das Wagnis zu unternehmen, das, wenn es scheiterte, ihr sicher die Klosterzelle brachte. Aber die Umstände drängten. Der Wiener Hof hatte von den Umtrieben L'Estocqs Kunde bekommen und warnte Anna Leopoldowna, die das Elisabeth mitteilte. Als diese L'Estocq davon unterrichtete, erklärte er rund heraus, er könne keine Folter ertragen, er würde beim ersten Knutenhieb alles bekennen. Er zeigte Elisabeth auch von ihm entworfene Zeichnungen. Die eine stellte sie in Krone und Purpur dar, die andere als Nonne, umgeben von Marterwerkzeugen. So riß er sie mit sich fort, indem er ihr vorstellte, es sei jetzt die höchste Zeit zu handeln. Die Schweden waren von Finnland aus in Rußland eingefallen, die Garden sollten zum russischen Heer stoßen, das ihnen entgegentrat. Waren sie fort, so war die Gelegenheit unwiederbringlich versäumt.

In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember erschien Elisabeth in den Baracken, in denen das Preobraschenskische Regiment untergebracht war. Der einzige anwesende Offizier schlief und wurde sofort verhaftet. Die Soldaten jubelten Elisabeth zu und folgten ihr in das Winterpalais, wo Anna Leopoldowna und ihr Mann verhaftet wurden. Auch Ostermann und Münnich wurden gefangen genommen. Die benachrichtigten anderen Regimenter schlossen sich auch ohne weiteres der neuen Kaiserin an. Wieder einmal war eine Regierung gestürzt worden, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde.

Aber die Thronbesteigung Elisabeths hatte doch einen anderen Charakter als die bisherigen Umwälzungen. Deutsche Abenteurer hatten sie herbeiführen helfen, aber sie war trotzdem ganz und gar gegen die Ausländer gerichtet. Man huldigte Elisabeth bewußt als Russin. Je mehr Peter der Große eine historische Gestalt geworden war, um so mehr war in Vergessenheit geraten, was an ihm mißfiel; man erkannte in ihm den großen Mann, der trotz alledem und alledem ein echter Russe war. Und man wußte, daß seine Tochter sein Andenken in hohen Ehren hielt und sich auch ganz als Russin fühlte. So erhoffte man von ihr eine Regierung, die sich nur auf die Russen stützte.

Es lebte in der Tat viel von dem Geist ihrer moskowitischen Vorfahren in dieser Tochter Peters des Großen. Sie war erfüllt

von jener altmoskowitiſchen Frömmigkeit, die garnichts mit ſittlichen Vorſtellungen zu tun hatte. Sie lag zwiſchen einem Gelage und einem Ball gern ein paar Stunden lang vor einem Heiligenbilde und ſie pilgerte mit Vorliebe zu Fuß in entfernte Klöſter, nahm aber auf dieſen Wanderungen immer einen Liebhaber mit. Sie war voll Ehrfurcht vor der Geiſtlichkeit, auf deren Fürbitte am jüngſten Tage ſie wohl rechnete, gab ſich aber keinerlei Mühe, ihr geiſtiges Niveau zu heben. Sie war auch, abgeſehen von ihrer Vorliebe für körperliche Bewegung, geiſtig ſo faul, wie nur je eine Zarin des alten Moskau. Ihre Miniſter konnten ſie monatelang nicht zu einer Unterſchrift bewegen oder ſie veranlaſſen, einem wichtigen Vortrage zu folgen. Sie verbrachte täglich viele Stunden damit, ſich von ihren Kammerfrauen herrichten zu laſſen, und erfüllte die übrige Zeit mit Reiten, Jagen und Turnen. Sie ging gern in Männerkleidern, und auf den von ihr gegebenen Feſten mußten oft die Frauen wie Männer, die Männer wie Frauen gekleidet erſcheinen. Meiſt war ſie gegen ihre Umgebung nicht unfreundlich, aber wurde der Zorn über ſie Herr, dann brach wohl die ganze altmoskowitiſche Roheit in ihr durch. So ohrfeigte ſie auf einem Ball eine Schönheit, die durch ihre kleidſame Toilette ihre Eiferſucht erregt hatte.

So war die zweiunddreißigjährige junge Frau, die jetzt Kaiſerin von Rußland geworden war.

Sie überſchüttete zunächſt alle mit Wohltaten, die ihr zur Krone verholfen hatten. Die Soldaten, die ſie in der Nacht des Staatsſtreiches begleitet hatten, wurden alle geadelt und bildeten eine Leibkompanie, in der jeder Gemeine Offiziersrang hatte. Sie erhielten auch alle Teile von den konfiszierten Gütern der Anhänger der geſtürzten Regierung. Grünſtein bekam ſo faſt tauſend Seelen. Er und Schwarz wurden Oberſten, L'Eſtocq wurde wirklicher Staatsrat und oberſter Leibarzt mit einem Gehalt von 7000 Rubeln. Auch die anderen Garderegimenter wurden reich belohnt, und dieſe ganze Soldateska geriet aus Rand und Band. Alle Geſandtſchaftsberichte ſind voll von Entſetzen über ihr zuchtloſes Treiben. Erſt als einige Angehörige der Leibkompanie als Gemeine in Feldregimenter geſteckt wurden, gelang es, ſie wieder einigermaßen zu bändigen.

Eliſabeth hatte anfangs die Abſicht, den Herzog von Braunſchweig und die Seinigen nur über die Grenze bringen zu laſſen, beſann ſich aber eines anderen und hielt ſie erſt in Riga, dann in

Cholmogory an der Dwina gefangen. Anna ſtarb dort 1746, ihr Mann überlebte ſie faſt 30 Jahre lang († 1775). Der kleine Iwan wurde nach Schlüſſelburg, in die ruſſiſche Baſtille, gebracht und vegetierte dort, von allem menſchlichen Umgang ferngehalten, bis 1764, da ihn dann ſeine Wächter, als ein Abenteurer ſich ſeiner zu bemächtigen ſuchte, ermordeten. Seine Geſchwiſter wurden nach dem Tode des Vaters nach Dänemark gebracht, wo ſie in Horſens in Jütland dahinſiechten und ſtarben.

Oſtermann, den Eliſabeth beſonders haßte, Münnich, Löwenwolde, Golowkin wurden zum Tode verurteilt; Oſtermann ſollte vorher gerädert, Münnich geviertelt werden. Am 18. Januar a. St. wurden ſie auf die Richtſtätte geführt. „Als ſie," ſo berichtet Pezold, „im Kreiſe aufgeſtellt waren, wurde Graf Oſtermann von vier Soldaten auf den Echafaut hinaufgetragen" — er konnte der Gicht wegen nicht gehen —, „auf einen ſchlechten hölzernen Stuhl niedergeſetzt und ihm, nach vorher von ihm entblößtem Haupt von einem Sekretär aus dem Senat ſein Urteil vorgeleſen. Weil hieſiger Gewohnheit nach kein Delinquent ſolches eher als auf dem Richtplatz erfährt, ſo hat man bemerkt, daß er ſolchem mit einer Gelaſſenheit und einer Miene, als er jederzeit an ſich hatte, auf das aufmerkſamſte zugehört, und daß er bei ein und anderen Stellen davon, als mit einer Art von Verwunderung, ganz ſacht mit dem Kopf hin- und her gewackelt und die Augen gen Himmel aufgehoben. Nach geendigter Ableſung ſtreckten ihn die Soldaten mit dem Geſicht gegen die Erde nieder, die Henker machten ihm den Hals bloß, legten ſelbigen über den Block herüber, einer hielt den Kopf bei den Haaren feſt, und der andere nahm zu gleicher Zeit das Beil aus dem Sack."

Nun erſt erfuhr Oſtermann, daß die Kaiſerin ihn zur Verbannung nach Bereſow begnadigt habe. Auch die anderen Herren erfuhren jetzt, daß ihnen das Leben geſchenkt ſei. Oſtermann, ein um Rußland jedenfalls hochverdienter Staatsmann, ſtarb 1747 im Exil, Münnich lebte bis zum Regierungsantritt Peters III. in Pelym und wußte ſich dann auch bei Katharina zu behaupten. Golowkin ging in Sibirien zugrunde.

Biron ſollte erſt nach Petersburg zurückgerufen werden, blieb aber doch noch lange in Jaroſlaw interniert. Wer von den Dolgorukis noch lebte, und alle anderen von der vorigen Regierung Verbannten wurden in Freiheit geſetzt.

An Ostermanns Stelle trat Alexei Bestuschew-Rjumin. Er war ein Sohn von Peter Bestuschew-Rjumin, der Anna in ihrer Witwenzeit in Kurland zur Seite gestanden hatte, und war erst Gesandter am dänischen Hof. Biron rief ihn 1740 nach Rußland zurück und ernannte ihn an Stelle Wolinskis zum Minister. Nach Birons Sturz wurde er auf kurze Zeit verbannt, gewann aber Fühlung mit L'Estocq und kam nun wieder zu Ehren. Mit Hilfe des Deutschen Brevern und des Italieners Santi führte er die Geschäfte nicht ungeschickt, obgleich er faul und bestechlich war. Der englische Gesandte Dickens sagt von ihm: Seine Abneigung gegen die Geschäfte ist so groß wie die der Kaiserin. Wollte er meinem Rat folgen, so würde er nicht bis zum Nachmittag im Bett liegen, sondern sich um zehn Uhr beim Grafen Rasumowski einfinden, wohin die Kaiserin oft kommt." Infolge seiner Spielleidenschaft lebte er beständig in zerrütteten Verhältnissen. Er war aber ein überaus geschickter Intrigant, was ihm an diesem Hof sehr zustatten kam. Vizekanzler wurde der junge Michael Woronzow, der Elisabeth in die Kaserne des Regiments Preobraschensk begleitet hatte.

Sobald Elisabeth sich auf ihrem Thron sicher fühlte, berief sie den Sohn ihrer 1728 gestorbenen Schwester Anna, Peter von Holstein-Gottorp, zu sich nach Petersburg. Da auch sein Vater schon tot war († 1739), war er jetzt Herzog von Holstein-Gottorp. Er traf im Februar 1742 mit einem ganzen Hofstaat, an dessen Spitze der Oberhofmarschall von Brümmer stand, in Petersburg ein und erhielt das Palais Birons angewiesen. Im November trat er dann zur griechischen Kirche über und wurde feierlich zum Thronfolger ernannt. Er war am 21. Februar 1728 geboren, also erst 14 Jahr alt.

In Finnland schlugen Lacy und Keith den Schweden Wrangel bei Willmanstrand aufs Haupt und nahmen Fredrikshamn, das die Schweden feige geräumt hatten. Im weiteren Verlauf des Feldzuges mußte die in Helsingfors eingeschlossene schwedische Armee kapitulieren. Die Hoffnungen der „Hüte" waren kläglich gescheitert. Da die Königin Ulrike Eleonore starb (November 1741), beschlossen sie durch die Wahl Peters von Holstein ihren Frieden mit Rußland zu machen, aber Elisabeth erklärte kurz und bündig, ihr Neffe sei nunmehr Thronfolger von Rußland. Man hoffte nun in Schweden ihr durch die Wahl des Bruders ihres verstorbenen Bräutigams, des Herzogs Adolf Friedrich, schmeicheln zu können und erreichte dadurch auch wirklich verhältnismäßig günstige

Friedensbedingungen. Nachdem ein Aufstand der schwedischen Bauern, die für die Wahl des Kronprinzen von Dänemark eintraten, blutig niedergeschlagen und Adolf Friedrich zum König gewählt worden war, erhielt Schweden im Frieden von Abo (August 1743) Finnland bis auf 109 Quadratmeilen zurück.

Westeuropa stand damals ganz im Zeichen der Auseinandersetzung zwischen Frankreich und England einerseits und Preußen und Österreich andererseits. Beide Parteien, sowohl Frankreich-Preußen wie England-Österreich, waren bemüht, Rußlands Beistand zu gewinnen; die Nationalrussen aber waren größtenteils der Meinung, daß diese Kämpfe sie nichts angingen. Dazu kam, daß die Mittel Rußlands durch die Verschwendung der Kaiserin völlig erschöpft waren. Aber die Intrigen der fremden Gesandten und die von ihnen geübten Bestechungen bewirkten, daß der russische Hof von den westeuropäischen Gegensätzen immer wieder in Mitleidenschaft gezogen wurde.

L'Estocq gewann es nicht über sich, sich der Teilnahme an der Politik zu enthalten, benutzte vielmehr seine Stellung als Leibarzt, um im Interesse Frankreich-Preußens zu wirken, und kämpfte einen verzweifelten Kampf gegen Bestuschew, der es mit Österreich-England hielt. Auch die Kaiserin neigte anfangs Frankreich-Preußen zu. Sie war Frankreich für die ihr durch de la Chetardie erwiesene Unterstützung dankbar, und sie hatte auch sonst viel Sympathie für das französische Wesen. Da man sich in Rußland bald davon überzeugte, daß man ohne die Hilfe der Ausländer doch nicht auskommen konnte, waren die geschmeidigen Franzosen immerhin willkommener als die durch ihren Hochmut so verhaßt gewordenen Deutschen. Friedrich der Große aber gewann Elisabeth dadurch, daß er seinen Schwager, den Herzog Anton Ulrich, und seine Familie schonungslos preisgab, während Elisabeth fürchtete, daß der Kaiserhof in Wien für sie eintreten würde. Auch mochte Elisabeth im Grunde Bestuschew nicht und duldete ihn nur, weil sie ihn für unentbehrlich hielt.

L'Estocq erfand nun im Jahre 1743 eine Verschwörung, die angeblich von dem österreichischen Gesandten Marquis de Botta ausgegangen war und in die viele der vornehmsten Russen verwickelt sein sollten. Ein Generalleutnant Lapuchin, seine Frau, sein Sohn, eine Schwägerin Bestuschews, ein Fürst Putjatin wurden auf dieses Lügengewebe hin wirklich dazu verurteilt, die Knute zu erhalten

und die Zunge zu verlieren, obgleich ihnen nichts nachgewiesen werden konnte, als daß sie sich mißbilligend über das Treiben der Kaiserin ausgesprochen hatten, aber das Hauptziel, Bestuschew zu stürzen, war nicht erreicht. Immerhin war Elisabeth in ihrer Abneigung gegen Österreich bestärkt worden.

Es sei hierzu anknüpfend bemerkt, daß L'Estocq im Kampf gegen Bestuschew schließlich doch unterlag. Im Jahre 1748 wurde er nach Ustjug-Weliki verbannt, wo er Grünstein vorfand, der, nachdem er die Knute erhalten hatte, hier interniert war. Den Genossen Schwarz hatte eine russische Bäuerin, der er Gewalt antun wollte, mit der Heugabel erstochen. Nach dem Regierungsantritt Peters III. kehrte L'Estocq nach Petersburg zurück und starb dort 1767.

Friedrich der Große benutzte die für ihn günstige Sachlage, um sich Rußlands möglichst zu versichern. Elisabeth sah sich für ihren Neffen nach einer Gemahlin um und dachte an eine Schwester Friedrichs. Sie an den Hof Elisabeths zu schicken, konnte er sich nicht entschließen, er empfahl der Kaiserin aber die 1729 geborene Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst, deren Mutter eine Schwester des Bräutigams Elisabeths und deren Vater ein preußischer General war. Es hat etwas Rührendes, wie die Erinnerung an den verstorbenen Prinzen immer wieder auf Elisabeth wirkt; sie mochte wohl fühlen, daß sie an seiner Seite eine andere geworden wäre als sich selbst überlassen. So ließ sie denn die Prinzessin und ihre Mutter im Februar 1744 nach Moskau kommen und nahm sie sehr freundlich auf.

Die Prinzessin Sophie, die später als Katharina II. in Rußland und in der ganzen Welt eine so große Rolle spielen sollte, war sehr einfach erzogen, und ihre Aussteuer war die allerbescheidenste, aber sie brachte eine Fülle außergewöhnlicher Gaben und Neigungen mit sich. Sie war von stählerner Gesundheit. Überaus lebhaften Geistes war sie sehr klug und verschlagen, fähig sich jederzeit zu beherrschen und nach ihrem Interesse zu verstellen. Es lebte in ihr eine große Eitelkeit und ein brennendes Verlangen nach Macht, aber sie war zugleich, so weit ihr Vorteil darunter nicht litt, gutherzig und voll temperamentvoller Heiterkeit.

Der Vetter, dessen Gattin sie in Rußland werden sollte, war so ziemlich in allem das Gegenteil von ihr. Er war als Kind kränklich und wurde nie ein ganz gesunder Mann. Sein Vater

hatte sich, wie so viele kleine deutsche Fürsten jener Zeit, die Tage damit vertrieben, Soldat zu spielen und auch sein Kind dazu angeleitet. Peter kannte sein Leben lang keine größere Freude, als Griffe machen zu lassen und dröhnenden Gleichschritt zu hören. Er mochte wohl schon als Kind viel mit Nichtachtung von den Russen haben sprechen hören und blieb von ihr immer erfüllt. Er war wenig begabt, im höchsten Grade unbesonnen und schwatzhaft, furchtsam, verlegen und zu Prahlereien geneigt. Er hatte nach dem Tode des Vaters in Brümmer einen Erzieher gehabt, der ihn überstreng hielt, und diese Erziehung hatte ihn stark beeinflußt. Als er nach Rußland kam, stieß er in kürzester Zeit alle Welt vor den Kopf.

Ganz im Gegensatze zu ihm war Sophie eifrig bemüht, das Russische zu erlernen, bat, als sie erkrankte, um den geistlichen Beistand des russischen Geistlichen, der sie in den Lehren der griechisch-katholischen Religion unterrichtete, und behandelte Elisabeth mit der ihr angeborenen Menschenkenntnis.

Aber alle ihre Klugheit schien infolge der Torheit ihrer Mutter scheitern zu müssen. Diese Prinzessin hielt sich für eine Politikerin und beteiligte sich an den Intrigen des eben nach Rußland zurückgekehrten de la Chetardie, die den Sturz Bestuschews herbeiführen sollten. Das hatte zur Folge, daß dieser ein Todfeind Peters und zunächst auch Katharinas wurde. Es gelang ihm auch, die Depeschen des Franzosen aufzufangen und zu deschiffrieren, und in ihnen war nicht nur in wenig schmeichelhafter Art von Elisabeth, sondern auch von den Intrigen der Fürstin von Anhalt-Zerbst die Rede. De la Chetardie und die Fürstin mußten Rußland verlassen, aber Sophie, die nun als „orthodoxe" Christin Katharina hieß, blieb als Peters Braut zurück und wurde seine Gemahlin.

Katharina war, wie sie selbst in ihren Memoiren erzählt, an Peters Person gar nichts, an der Aussicht auf die russische Krone um so mehr gelegen, und da diese Krone nur mit Hilfe des großen Kindes an ihrer Seite zu erreichen war, so bemühte sie sich, es wenigstens vor den größten Thorheiten zu bewahren und ertrug sein albernes Treiben mit Geduld. Es mußte unter allen Umständen verhütet werden, daß Elisabeth den Neffen, mit dem sie im höchsten Grade unzufrieden war, etwa verstieß. So überließ sie ihn seinen Holsteinern, seinen Stallknechten, seinen Hunden und war nur immer bemüht, sich die Gunst der Kaiserin zu erhalten und möglichst alle Nationalrussen am Hof zu gewinnen. Sie suchte sich

ferner durch fleißiges Lesen fortzubilden und erkannte auch bald die Bedeutung, die die französischen Schriftsteller unter dem Einfluß des politischen Übergewichts ihres Landes gewannen. Sie verstand es später meisterhaft, ihren Einfluß ihren Interessen dienstbar zu machen.

Es gelang Katharina schließlich auch, Bestuschew zu gewinnen. Aber er konnte sich bei seinem Haß gegen Peter nur auf ihre Seite stellen, wenn die Ehe des Paares nicht länger kinderlos blieb. Auf seine Veranlassung trat Katharina dem schönen Grafen Ssaltykow näher und gebar am 1. Oktober 1754 einen Sohn, der den Namen Paul erhielt. Seinem Charakter und seinen geistigen Anlagen nach aber sollte dieser Prinz sich als der rechte Sohn seines Vaters Peter erweisen.

Durch seine Geburt wurde die Lage sehr zu ungunsten Peters, zugunsten Katharinas verschoben. Er war nun eventuell entbehrlich, sie blieb die Mutter des Thronfolgers. Katharina hatte nun nicht mehr das frühere Interesse, Peter vor sich selbst zu schützen, und zog sich mehr und mehr von ihm zurück. Und die Episode mit Ssaltykow hatte zur Folge, daß sie sich auch nicht mehr für verpflichtet fühlte ihm treu zu bleiben. Da Ssaltykow ihr durch Missionen im Auslande fern gehalten wurde, wurde sie die Freundin des schönen Polen Poniatowsky.

Es war nicht gelungen, Elisabeth zur Teilnahme an den Westeuropa in dem ersten Jahrzehnt ihrer Regierung erschütternden Kriegen zu bewegen. Nach dem Frieden von Aachen bereitete sich ein neuer Zusammenstoß zwischen England und Frankreich vor und zwar mit gegen bisher veränderten Koalitionen. Das Bündnis zwischen Frankreich und Preußen lockerte sich, und Friedrich glaubte den Frieden besser zu wahren, wenn er sich England anschloß (Vertrag von Westminster Januar 1756). England hatte schon im vorhergehenden Jahre von Rußland das Versprechen erreicht, falls Hannover angegriffen würde, ihm mit 55000 Mann zu Hilfe zu kommen. Dagegen nun schloß Frankreich einen Vertrag mit Österreich, und der Gesandte Österreichs in Petersburg erreichte, daß Elisabeth sich weigerte, dem mit Preußen verbündeten England beizustehen. Sie war durch ihr überbrachte Spöttereien Friedrichs, der ja durch Mardefeld über alle pikanten Einzelheiten ihres Lebens eingehend unterrichtet wurde, auf das äußerste erbittert. Sie sagte schon im November 1745 zu Lord Hyndford: „Der König von Preußen ist

ein ſchlechter Fürſt, der die Furcht Gottes nicht vor Augen hat. Er macht ſich über alles Heilige luſtig und geht nie in die Kirche. Er iſt der Nadir-Schach von Preußen.“ Da auch Sachſen in die Reihe der Gegner Friedrichs trat, ſah dieſer ſich von allen Seiten bedroht.

Es iſt bekannt, wie er durch ſeinen Einbruch in Sachſen den Krieg eröffnete, der ſieben Jahre währte und ihm faſt den Untergang brachte.

Zu Friedrichs großem Glück fand er in Petersburg zwei Bundesgenoſſen, die für ihn von größter Bedeutung wurden. Peter verehrte ihn perſönlich als Helden, Katharina war durch den engliſchen Geſandten Williams, der ihr jederzeit mit Geld zur Verfügung ſtand, ganz für England gewonnen. Und Eliſabeth kränkelte, ſie hatte Anfälle, die man für epileptiſche hielt und die ihr zu jeder Zeit den Tod bringen konnten. Starb ſie aber, ſo wurde Peter Kaiſer, Katharina Kaiſerin. Zu ihnen ſchielte jetzt alles hinüber und ſuchte bei ihnen einen Rückhalt. So auch Beſtuſchew, der überdies von England und Preußen große Summen erhielt.

Und noch eins kam Friedrich zuſtatten. Die jähen Glückswechſel in Rußland und das hochmütige Auftreten der Nationalruſſen hatten viele der ausländiſchen Offiziere veranlaßt, dem ruſſiſchen Dienſt den Rücken zu kehren. Das machte ſich jetzt ſehr bemerkbar.

Kommandant des ruſſiſchen Heeres wurde zunächſt Apraxin, den Williams als den faulſten aller Menſchen und als Feigling bezeichnet und der jedenfalls keine Luſt hatte, es durch Siege über die Preußen mit dem künftigen Kaiſer von Rußland zu verderben. Er rückte daher erſt im Mai 1757 in Preußen ein und nahm Memel. Er ſchlug dann Lehwald bei Groß-Jägerndorf, bemächtigte ſich dann aber nicht Königsbergs, ſondern zog ſich auf Memel zurück. Er behauptete, ſeine Truppen in Preußen nicht erhalten zu können.

Die Urſache ſeines Verhaltens ſcheint geweſen zu ſein, daß man täglich den Tod Eliſabeths erwartete, und daß Beſtuſchew und Katharina in dieſem Fall Paul zum Kaiſer und Katharina zur Regentin ausrufen laſſen wollten. Für dieſen Fall wollten ſie Apraxin und ſein Heer zur Verfügung haben und gewannen ihn für ihren Plan.

Die Geſandten von Öſterreich und Frankreich ſchlugen Alarm, und Apraxin wurde verhaftet, man fand aber bei ihm nichts Gravierendes, insbeſondere nur harmloſe Briefe Katharinas. Er ſtarb während der Unterſuchung. Nun wurde auch Beſtuſchew ver-

haftet, aber auch ihm ließ sich nichts nachweisen. Er wurde zwar zum Tode verurteilt, aber zur Verweisung auf seine Güter begnadigt. Katharina aber kam es zustatten, daß die Günstlinge der Kaiserin, die Schuwalows, mit Rücksicht auf die Zukunft für sie eintraten. Die Tante verzieh auch ihr, gegen die ja keinerlei Beweise vorlagen.

Das russische Heer kommandierte nun Fermor, aber auch er hütete sich wohl, allzuviel Eifer zu zeigen. Immerhin nahm er im Januar 1758 Königsberg und zwang die Bewohner, Elisabeth zu huldigen. Er gewann auch Elbing und Thorn, vermied aber dann lange eine Schlacht und ließ sich endlich im August von Friedrich bei Zorndorf schlagen. Dann ging er nach Ostpreußen zurück. An seine Stelle trat nun Ssaltykow, von dem Prasse berichtete, daß er „eben kein großes Genie habe, alt, stumpf und commode sei. Er habe niemals kommandiert und sei nur Soldat, weil man ihn vor 15 Jahren, wo er Kammerherr war, entfernen wollte". In Wahrheit kommandierte auch unter ihm Fermor, und diesem Umstande verdankte Friedrich die Niederlage bei Kunersdorf (August 1759), nach der er selbst seine Sache für verloren hielt. Aber die Russen ließen sich durch kein Drängen der Österreicher bewegen, die Preußen energisch zu verfolgen. Ssaltykow und Fermor wußten, wie Peter sich über den Sieg Friedrichs bei Zorndorf gefreut hatte.

Auch im folgenden Jahre unternahmen die Russen außer der Belagerung Kolbergs, die sich als vergeblich erwies, anfangs nichts Wesentliches. Erst im Oktober nahmen sie und die Österreicher für kurze Zeit Berlin.

Im November 1760 trat an Ssaltykows Stelle Buturlin und vereinigte sich im August 1761 bei Striegau mit den Österreichern, worauf Friedrich sich bei Bunzelwitz verschanzte. Buturlin ging nun wieder nach Polen zurück und ließ nur 20 000 Mann unter Tschernischew bei Laudon. Ein anderes russisches Heer nahm freilich im Dezember Kolberg ein.

Am 25. Dezember a. St. aber starb Elisabeth, und der Verehrer Friedrichs, der Großfürst Peter, wurde Kaiser.

In der zweiten Hälfte der Regierung Elisabeths hatte die Familie Schuwalow großen Einfluß auf sie, wir müssen sie daher näher kennen lernen.

Als Elisabeth den Staatsstreich ausführte, durch den sie Kaiserin wurde, folgte ihr in die Kaserne des Preobraschenskschen Regiments auch ein junger Edelmann aus der Gegend von Kostroma, Peter

Schuwalow. Dieſer junge Herr befeſtigte ſeine Stellung bei Hofe noch dadurch, daß er eine der „Kratzerinnen“ Eliſabeths heiratete. Eliſabeth fürchtete die Nacht, in der ſich ſo viele Umwälzungen vollzogen hatten, und machte ſie deshalb meiſt zum Tage. „Die Kaiſerin richtet es“ — aus Furcht vor Überfällen — „ſo ein, daß ſie bis gegen 5 Uhr des Morgens in Geſellſchaft wachet und am Tage über ſchläft.“ (Pezold im März 1743.) Während ſie nun wach im Bett lag, umgaben ſie eine Anzahl Damen, die ihr leiſe die Fußſohlen kratzten. So auch Mawra Gegorowna Schepeljew, die alſo die Gattin Schuwalows wurde. Sie ſoll ſehr häßlich und ein wahrer Satan von Weib geweſen ſein, aber ſie hatte großen Einfluß auf Eliſabeth. So gewann Schuwalow ſeit 1751 große Macht und benutzte ſie, wie die ruſſiſchen Günſtlinge ſie alle benutzten, um ſich möglichſt zu bereichern. Um ſie noch zu verſtärken, brachte er bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt der Kaiſerin einen Vetter Iwan, einen ſchönen jungen Mann, an den Hof, und Iwan Schuwalow teilte ſich bald mit Raſumowski in die Gunſt Eliſabeths. Der junge Herr war im Auslande geweſen und hatte aus ihm eine Vorliebe für Frankreich mitgebracht, die auch ſein Vetter Peter teilte. Er hatte ferner ein gewiſſes Verſtändnis für Bildung im allgemeinen. So wurden auf ſeinen Betrieb in Moskau die Univerſität und zwei Gymnaſien, in Petersburg die Akademie der Künſte und ein ruſſiſches Theater eröffnet.

Es gab damals außer zwei für Militärs beſtimmten Bildungsſtätten nur die Akademie der Wiſſenſchaften, die zugleich Gymnaſium, Univerſität und Akademie ſein ſollte, aber nur als letztere inſofern etwas leiſtete, als eine Anzahl aus dem Auslande berufener Gelehrter an ihr wirkten. So war denn die Gründung der Moskauer Univerſität ein ſehr verdienſtvolles Werk.

Die Ruſſen rechnen es Iwan Schuwalow auch hoch an, daß er ſeine Hand über Lomonoſſow hielt, einen der Begründer der ruſſiſchen Literatur, der von ſeinen Volksgenoſſen weit über Gebühr geſchätzt wird.

Der Sohn eines Fiſchers in der Nähe von Cholmogory, hatte er die griechiſch-lateiniſche Akademie in Moskau beſucht und war dann zu ſeiner Ausbildung nach Deutſchland geſchickt worden, wo er in Jena und Marburg vorzugsweiſe Naturwiſſenſchaften ſtudierte. Er fand, nach Rußland zurückgekehrt, eine Anſtellung an der Akademie der Wiſſenſchaften und wurde ſpäter ihr Mitglied. Von

maßlosem Selbstgefühl erfüllt, dem Trunk ergeben und überaus brutal, wurde er darin auf lange hinaus ein Typus russischer Gelehrter, daß er als richtiger Dilettant keine Ahnung davon hatte, was er konnte und was er nicht konnte. Im übrigen war er allerdings eisern fleißig, liebte sein Volk und haßte alles, was deutsch war, von ganzer Seele, obgleich er seine ganze „Wissenschaft" aus deutschen Quellen hatte. Er verübte aber auch die üblichen höfischen Gelegenheitsgedichte, verfaßte zwei Tragödien, Inschriften in gebundener Rede und Idylle, eine russische Grammatik, eine russische Geschichte. Er leitete eine Fabrik zur Herstellung bunter Gläser für Mosaikbilder, kümmerte sich um Bergbau und Schiffahrt und übersetzte rastlos naturwissenschaftliche Bücher. Nach dem Tode Elisabeths widmete Lomonossow Peter III. und Katharina abwechselnd schwungvolle Oden. Er starb 1765.

Die eigentliche Bedeutung Lomonossows liegt darin, daß er ein vorzügliches Russisch sprach und schrieb. Da er die Sprache des täglichen Lebens ebensogut beherrschte wie die altrussische und die slawische der Bibelübersetzung, schuf er ein Hochrussisch, das für alle Zeit maßgebend wurde.

Als segensreich erwies sich, daß unter Elisabeth alle inneren Zölle aufgehoben wurden. Sonst weist ihre Regierung keine heilsamen Maßregeln auf. Von ihrem Hof aus ergriff ein maßloser Luxus die obersten Schichten des Volkes, und das von ihr gegebene Beispiel entsittlichte sie. Im Jahre 1757 meinte der Amerikaner du Swart: „Die Gesellschaft bietet zurzeit in Rußland ein erschreckendes Bild von Zügellosigkeit, Unordnung und Auflösung aller die bürgerliche Welt verbindenden Bande. Die Kaiserin hört und sieht nur die Schuwalows; sie kümmert sich um nichts und fährt fort, in der gewohnten Art zu leben; sie überläßt das Reich buchstäblich der Plünderung. Nie lagen die Dinge in Rußland ungeordneter, gefahrvoller und beklagenswerter. Es blieb kein Hauch von Treue und Glauben, Ehre, Verläßlichkeit, Scham und Gerechtigkeit."

Der Engländer Finch hatte schon 1742 geschrieben: „Ich kenne hier niemand, der in einem anderen Lande für einen halbwegs anständigen Mann gelten würde."

Elisabeth hob die Kontrolle, die Peter der Große über die Güter der Klöster durch Laien üben ließ, auf und begünstigte die Geistlichkeit in jeder Weise, aber sie tat nichts, um sie zu bilden.

Auch für die Bildung des Volkes geſchah nichts, und das Joch der Leibeigenſchaft wurde unter ihr nur noch härter. Es wurde ſo hart, daß, als ſich unter dem Volk die Meinung verbreitete, man könne ihr entgehen, wenn man Soldat würde, die jungen Leute maſſenhaft den Fahnen einer Armee zuſtrömten, in der man ſein Leben lang diente und in der, ſozuſagen, Spießruten das tägliche Brot waren. Die Gutsbeſitzer beſchwerten ſich, und Eliſabeth befahl im Juni 1742, alle dieſe Bewerber mit der Knute zu beſtrafen und die Urheber des Gerüchts zu ewiger Zwangsarbeit nach Sibirien zu ſchicken.

Im Jahre 1742 fand eine zweite Seelenreviſion ſtatt. „Alle, die nicht zu den geſetzlichen Ständen: Adel, Beamte, Geiſtliche, Kaufleute, Bauern gehören und die als Rasnotſchintzen bezeichnet werden, z. B. uneheliche Kinder, Freigelaſſene und überhaupt alle Freie, welche niemand zum Gutsherrn haben, ſoll man nach ihrem Wunſch zu Flecken als Handwerker anſchreiben und die übrigen, wenn ſie tauglich ſind, zu Soldaten und dem Kriegskollegium zuſenden.“

Als Eliſabeth ſtarb, waren alle Kaſſen leer, war das Land auf das äußerſte erſchöpft. Das war der einzige Ertrag ihrer Einmiſchung in die Händel des weſtlichen Europa.

Peter III. – Katharina II.

Peter III. war, als er am 5. Januar 1762 Kaiser von Rußland wurde, schon seit 1745 souveräner Herzog von Holstein. Schleswig hatten die Dänen schon bei Lebzeiten seines Großvaters an sich gerissen (1713) und waren nicht zu bewegen gewesen, es wieder herzugeben. Damit hatte die Kaiserin Elisabeth sich abgefunden und dem Neffen nur den Besitz von Holstein garantiert; Peter selbst aber empfand den Verlust von Schleswig als Ehrenkränkung, und alle Versuche der Dänen, ihn zu versöhnen, scheiterten. Man schlug ihm vor, Holstein gegen Oldenburg, das ein Herzogtum werden sollte, auszutauschen, und die holsteinischen Minister fanden, daß dieser Tausch vorteilhaft war, aber Peter blieb unbeugsam, und Elisabeth ließ ihn gewähren.

Peter hatte ja seine eigene Regierung, in die sie sich nicht mischte. Es interessierte Peter aber nur das Militär, das er sich, zum Teil ohne Wissen der Kaiserin, nach Oranienbaum kommen ließ und auf preußische Weise kleidete und drillte. In Regierungssachen war er kaum dazu zu bewegen, die Berichte der Minister zu lesen und die wichtigsten Papiere zu unterschreiben. Er überließ das schließlich Katharina, die auf diese Weise einen Kursus in der Regierungskunst durchmachte. Im übrigen war und blieb Peter ein großes, außerordentlich törichtes Kind. Er konnte die Russen nicht leiden und machte aus dieser Abneigung gar kein Hehl. Schon in einer im Mai 1746 entworfenen „Instruktion" Bestuschew-Rjumins wurde ihm vorgeworfen, daß er sich in der Kirche und auch sonst gegen die Geistlichkeit höchst unschicklich benehme. Aber auch sonst war sein Verhalten ein äußerst kindisches. Er las nie und vertrieb sich die Zeit damit, Hunde zu dressieren und wie ein Knabe mit aus Papier hergestellten Festungen und Soldatenpuppen zu spielen.

An die Stelle der letzteren traten ſpäter die Soldaten aus Holſtein. Peter wurde dann mehr und mehr von einer ganz maßloſen Verehrung für Friedrich den Großen ergriffen und korreſpondierte heimlich mit ihm, während die ruſſiſchen Heere mit den preußiſchen kämpften. Wir ſahen ſchon, welchen Einfluß dieſe Stellungnahme des künftigen Kaiſers auf den Gang der Ereigniſſe übte.

Peter war immer ſehr verliebter Natur geweſen, aber ſeine Neigungen hatten lange einen rein platoniſchen Charakter getragen. Als das anders werden konnte, wurde eine Nichte des Reichskanzlers Woronzow, eine wenig begabte, ſehr unſchöne junge Dame, ſeine erklärte Mätreſſe und die Teilnehmerin der rohen Gelage, die er mit ſeinen holſteinſchen Offizieren und ſeinen ruſſiſchen Schmeichlern abhielt.

Als Katharina als fünfzehnjähriges Mädchen an den verſchwenderiſchen und laſterhaften Hof Eliſabeths kam, hatte ſie, deren Ausſtattung die ärmlichſte war, von Geld und Geldeswert keine Vorſtellung und geriet bald in Schulden, die ſie vor Eliſabeth verheimlichen mußte. Sie wurde aber auch durch das Treiben des Kindes, das ihr Mann geworden war, gezwungen, ſich an allerlei Heimlichkeiten zu gewöhnen. Sie ſollte ſtreng überwacht werden, aber die ihr zugeordneten Perſonen ſahen ihr nicht nur durch die Finger, ſondern unterſtützten ſie bei den jugendlichen Torheiten, zu denen ihr lebhaftes Temperament und ihre jungen Jahre ſie verleiteten. Wir ſahen ſchon, wie ſie ferner im Intereſſe des Staates geradezu veranlaßt wurde, ihrem Gemahl untreu zu werden. Als ſie den Großfürſten Paul geboren hatte, wurde ihr das Kind unmittelbar nach der Geburt genommen, und man kümmerte ſich ſo wenig um die Wöchnerin, daß ſie kaum mit dem Leben davonkam. Sie war und blieb ganz einſam und hatte an ihrem Mann keinerlei Stütze. Auch ihre Freuden, Reiten und Jagen, mußten zum Teil heimlich betrieben werden; ihr Hofſtaat wurde immer wieder gewechſelt. Als ſie älter wurde, unterhielt ſie jahrelang ein Verhältnis mit Poniatowsky, und Peter ließ ſie darin gewähren. Sie näherte ſich dann Beſtuſchew und ſpann mit ihm die gefährlichen Ränke, die ſie an den Rand des Abgrunds brachten.

So verlebte ſie lange Jahre, die entſcheidenden Jugendjahre, in Verſtellung. — Darüber wurde ſie Meiſterin in dieſer Kunſt und zugleich ihre Dienerin. Sie wurde und blieb von einer Unwahrhaftigkeit ohnegleichen.

Das ſie beherrſchende Gefühl wurde mehr und mehr der Wille zur Macht. Sie wollte herrſchen, regieren, und ſie glaubte ſich befähigt, das ruſſiſche Volk zu beherrſchen und zu regieren. Sie hatte, ſeit ſie in Rußland war, eifrig und mit Erfolg Ruſſiſch gelernt, und der ſtete Wechſel ihrer Umgebung hatte ſie mit vielen und verſchiedenen Ruſſen zuſammengeführt. Sie hatte früh erkannt, welche Bedeutung die Kirche in Rußland hatte, und ſie wurde ihren Forderungen peinlich gerecht. Sie wollte ganz als Ruſſin gelten und galt als ſolche. Aber ſie konnte auf den Thron von Rußland nur durch ihren Mann gelangen und ſie überzeugte ſich mehr und mehr davon, daß dieſer, ſelbſt wenn er Kaiſer wurde, gewiß nicht lange Kaiſer bleiben würde. Die Ruſſen konnten keinen Kaiſer ertragen, der ſie und ihre Kirche offenkundig verachtete und alle maßgebenden Kreiſe gegen ſich aufbrachte. Aber war Peter wirklich unentbehrlich? War Katharina nicht die Mutter des Thronfolgers, und konnte nicht Paul als Kind Kaiſer, ſeine Mutter Regentin werden? Wie leicht es in Rußland war, einen unbeliebten Fürſten zu ſtürzen, hatte die Erfahrung hinlänglich gelehrt. Die Garden haßten Peter. Konnte man ſie nicht zu einem Staatsſtreich benutzen, wie einſt Eliſabeth ſie benutzt hatte?

In der Schlacht bei Zorndorf war ein Graf Schwerin, ein Adjutant Friedrichs des Großen, gefangen genommen worden und wurde nach Petersburg gebracht. Ihm wurde ein junger Leutnant Gregor Orlow attachiert, ein bildſchöner, bärenſtarker und verwegener Menſch, der bald durch ſeine Liebesabenteuer viel von ſich reden machte. Er wurde nach kurzer Zeit auch der Liebhaber Katharinas, und ſie erwartete ein Kind von ihm. Nun aber war Peter längſt nicht mehr der nachſichtige Gatte von einſt, er haßte jetzt Katharina und dachte daran, ſie zu beſeitigen und die Woronzow zu heiraten.

Es gab fünf Brüder Orlow, alle gleich leichtlebig und verwegen. Der begabteſte war der dritte, Alexei, aber auch der roheſte. Gregor war Zahlmeiſter der Artillerie, die anderen Brüder hatten viele Freunde in den Offizierkorps der Garderegimenter. Und dieſe wußten, daß Peter ſie haßte.

Erzieher des Großfürſten Paul war Nikita Panin, ein feingebildeter Mann und Schüler Beſtuſchew-Rjumins. Er war vorher Geſandter in Stockholm geweſen und 42 Jahre alt. Auch er erkannte klar, daß Peter ſich nicht würde auf dem Throne behaupten

können und ſuchte Fühlung mit Katharina zu gewinnen. Sie ſollte nach Peters Sturz Regentin für den Kaiſer Paul werden.

So lagen die Dinge, als Eliſabeth ſtarb. Es beſtand noch keine Verſchwörung gegen Peter, aber alle Elemente für eine ſolche waren vorhanden. Und Peter tat alles, damit ſie ſich zuſammenfanden.

Sechs Wochen lang wurde die Leiche Eliſabeths ausgeſtellt. Peter benahm ſich denkbar pietätlos, Katharina aber betete täglich, in Trauergewänder gehüllt, ſtundenlang am Sarge der Verſtorbenen.

Peter war kaum Kaiſer geworden, als er ſeiner Verehrung für Friedrich blindlings die Zügel ſchießen ließ. Er ſchloß nicht nur ſofort ein Bündnis mit ihm, ſondern zwang auch dem ruſſiſchen Heer die knappen preußiſchen Uniformen auf und den ihnen ungewohnten Drill. Die famoſe „Leibkompanie" wurde aufgehoben, die Garden ſollten die Wachtparade ausführen wie die Grenadiere in Potsdam. Graf Brühl erzählt in ſeiner Denkſchrift, Peter habe auf jeden Wunſch des preußiſchen Geſandten von der Goltz geantwortet: „Ja Brüderchen." Aber er ſchlug trotzdem die Ratſchläge Friedrichs des Großen, bei ſeinen Reformen nicht ſo ungeſtüm vorzugehen, leichtſinnig in den Wind.

Peter rief alle während der vorigen Regierung Verbannten, bis auf Beſtuſchew, den er haßte, zurück. An 20000 Perſonen ſoll dieſe Amneſtie zuſtatten gekommen ſein.

Auch Münnich und Biron gehörten zu ihnen, ohne indeſſen weiter verwendet zu werden.

Man kann übrigens nicht anders, als die Anordnungen, die Peter in ſeiner kurzen Regierungszeit traf, und die Geſetze, die er erließ, ganz verſtändig zu finden, ſie wurden nur unter ungeeigneten Umſtänden getroffen reſp. erlaſſen. Katharina ließ es ja auch ſpäter bei ihnen bewenden oder erneuerte ſie, nachdem ſie ſie zunächſt außer Kraft geſetzt hatte. Die Garden bedurften in der Tat einer ſtrengen Disziplinierung; ein Geſetz Peters, das dem Adel freiſtellte, in den Staatsdienſt zu treten oder nicht und nach Belieben zu reiſen, entſprach den Anforderungen der Zeit. Ein anderes Geſetz, durch das der ungeheure Grundbeſitz der Geiſtlichkeit einer ſtaatlichen Behörde, dem Ökonomie-Kollegium, übergeben wurde, das aus ſeinen Einkünften Geiſtlichkeit und Kirche erhalten ſollte, ebenfalls. Aber das alles durfte nicht von einem Monarchen in Angriff genommen werden, der, wie alle Welt wußte, die Ruſſen

nicht liebte und die Geistlichen verachtete. Wer es mit der Geistlichkeit aufnahm, über dessen „Rechtgläubigkeit" durfte kein Zweifel bestehen, und wer die zuchtlosen Garden bändigen wollte, der mußte selbst als ein nationaler Held erscheinen.

Die Gegensätze spitzten sich schnell zu. Als am 10. Mai der Friedensschluß gefeiert wurde, bedauerte Peter trunkenen Mutes, seine Tante nicht durch einen Handstreich gefangen und des Thrones beraubt zu haben. Bei einer anderen Gelegenheit rühmte er sich öffentlich, Friedrich die Pläne des Feldzugs mitgeteilt zu haben, sobald sie entworfen waren. (Brühl.)

Peter haßte jetzt Katharina. Er fühlte, daß sie seine Todfeindin geworden war, und sie stand seinem Plan, die Woronzow, die man kurzweg das (Hof-)Fräulein nannte, zu heiraten, im Wege. Katharina hatte, was Peter aber nicht wußte, im April Orlow einen Sohn geboren, den sie später als Graf Bobrinski anerkannte.

Bei einem Galadiner wurde auf die Gesundheit der kaiserlichen Familie getrunken. Als Katharina nicht trank, ließ Peter sie fragen, warum sie es unterlassen habe. Sie antwortete, weil ja die kaiserliche Familie aus dem Kaiser, ihr selbst und dem Thronfolger bestehe. Da ließ Peter ihr durch seinen Adjutanten sagen, sie sei eine Närrin. Er befahl auch, Katharina zu verhaften und konnte nur mit Mühe davon abgebracht werden.

Zu den Anhängern Katharinas gehörte auch ein Bruder des Günstlings Elisabeths, der Graf Kyrill Rasumowski, der Kommandant des Ismailowschen Garderegiments; ferner eine jüngere Schwester des „Fräuleins", die neunzehnjährige Fürstin Daschkow geb. Woronzow. Liest man ihre Memoiren, so muß man glauben, daß sie die Seele der Verschwörung war, Katharina stellt das aber in einem sehr interessanten Brief an Poniatowsky energisch in Abrede und gewiß mit Recht.

Peter war im Begriff, zum Heer abzugehen, das sich in Livland sammelte, und mit dem er Schleswig erobern wollte. Er hatte vorher noch alles aufgeboten, um seine Untertanen zu erbittern. Er sprach davon, die Heiligenbilder aus den Kirchen zu entfernen, die Geistlichen zu zwingen, die Tracht der evangelischen Pastoren anzunehmen, im Palais eine protestantische Kirche einzurichten. Die Entrüstung war allgemein.

Katharina und ihre Anhänger erkannten, daß es die höchste Zeit war, zu handeln, ohne doch zu einem rechten Entschluß zu kommen.

Schließlich entschied ein Zufall. Am 27. Juni a. St. wurde einer der Verschworenen, der Leutnant Passek, verhaftet. Nun begaben sich die meisten Verschworenen in die Ismailowsche Kaserne, während Alexei Orlow und ein Offizier Bibikow die Kaiserin holten. Der Kaiser weilte in Oranienbaum, Katharina in Peterhof. Als Orlow in Katharinas Schlafzimmer trat, war sie sofort bereit, ihm zu folgen. Unterwegs begegneten sie Gregor Orlow, und als sie in die Kaserne des Ismailowschen Regimentes eintraten, jubelten die Soldaten Katharina zu.

Die anderen Garderegimenter eilten auch herbei, und in feierlichem Zuge ging es zur Kasanschen Kathedrale, wo der Erzbischof von Nowgorod die Kaiserin empfing. Die Zahl ihrer Anhänger wuchs „wie ein Schneeball, den man rollt." Katharina wurde nicht Regentin, sondern Selbstherrscherin. Und sie war entschlossen, sich auch sofort mit Peter auseinander zu setzen. Sie zog noch an demselben Abend an der Spitze der Garden nach Oranienbaum, wo Peter mit etwa 2000 Mann Holsteinern weilte. Sie hatte, wie, soweit es möglich war, auch die Garden, die alte von Peter abgeschaffte Uniform angelegt und dadurch die Begeisterung der Leute auf den Gipfel gebracht.

An dem Tage, an dem Katharina nach Petersburg eilte, sollte bei ihr ein großes Diner stattfinden, zu dem sich auch der Kaiser angesagt hatte. Als er mit dem gesamten Hof in Peterhof eintraf, erfuhr er, daß Katharina verschwunden sei. Peter war ganz ratlos. Sein Gefolge bestand zum großen Teil aus Frauen, deren Männer eben Katharina als Kaiserin ausriefen, und niemand wußte überdies, was denn eigentlich geschehen sei. Die Anhänger Katharinas ließen niemand aus Petersburg heraus. Mehrere der Herren im Gefolge des Kaisers, die Grafen Woronzow und Schuwalow, der Fürst Trubezkoi, erboten sich nach Petersburg zu fahren. Peter ließ sie ziehen, und sie kamen nicht wieder, sondern huldigten Katharina.

So verging der Tag. Man riet dem Kaiser, zur Armee in Livland zu fliehen oder sich jedenfalls Kronstadt zu sichern. Letzteres versuchte er schließlich, aber er kam zu spät, auch Kronstadt war schon für die Kaiserin gewonnen und verweigerte Peter, als er sich in einer Barke näherte, den Zutritt. Er kehrte nach Oranienbaum zurück und unterschrieb dort eine Abdankungsurkunde, die Katharina ihm von Peterhof aus schickte. Man brachte ihn dann zunächst in

ein einsames Lustschloß Ropscha. Später sollte er in Schlüsselburg gefangen gehalten werden. Aber die Orlows glaubten ihres Sieges nur gewiß zu sein, wenn Peter nicht mehr lebte. Er starb am 6. Juli a. St. unter den mörderischen Händen Alexei Orlows und seiner trunkenen Genossen. Der Mörder meldete die Tat Katharina mit folgenden Worten:

„Mütterchen! Gnadenreiche Kaiserin! Wie soll ich aussprechen und beschreiben, was geschehen ist? Du wirst deinem getreuen Sklaven nicht glauben; aber ich werde die Wahrheit sprechen wie vor Gottes Angesicht. Mütterchen, ich bin bereit zu sterben, aber ich weiß selbst nicht, wie das Unglück geschehen ist. Wir sind verloren, wenn du nicht Gnade schenkst. Mütterchen — er ist nicht mehr. Aber niemand hat es gedacht; wie sollten wir daran denken, die Hand gegen den Kaiser zu erheben! Aber, Kaiserin, das Unglück ist geschehen. Er kam bei Tisch in Streit mit dem Fürsten Feodor (Barjatinski), und ehe wir sie auseinander bringen konnten, war er nicht mehr. Wir wissen selbst nicht, was wir getan, aber wir sind alle der Strafe wert. Sei mir gnädig um des Bruders willen. Vergib oder befiehl meinem Leben rasch ein Ende zu machen. Das Licht ist mir verhaßt, wir haben dich erzürnt und unsere Seelen auf ewig ins Verderben gestürzt."

„Mütterchen" verzieh, und es schien der Weg ins Ehebett Katharinas für den „Bruder" geebnet. Man erklärte, Peter sei an Dysenterie gestorben und begrub ihn mit allen Ehren.

Katharina aber überschüttete ihre Anhänger mit Ehrenbezeugungen und Geldbelohnungen. Das war so hergebracht in Petersburg, aber ganz neu war, daß den Genossen Peters kein Leid geschah. Der eine oder der andere wurde auf seine Güter verwiesen; das war alles.

Katharina legte in einem weitläufigen, von Gottseligkeit triefenden Manifest die Gründe dar, die sie zum Sturz Peters veranlaßt hatten. Das Schwergewicht legte sie auf sein feindseliges Verhalten zur griechisch-katholischen Kirche. Sie schrieb Poniatowsky: „Halten Sie fest, daß alles unter dem Einfluß des Fremdenhasses geschieht; daß Peter III. selbst für einen Fremden gilt."

„Mütterchen" Katharina sorgte dafür, daß sie selbst als Russin angesehen wurde.

Österreich, Frankreich und Sachsen hofften, daß Katharina nun wieder ganz auf ihre Seite treten würde, aber sie war weit davon entfernt. Es hieß für sie zunächst, sich auf dem Thron zu befestigen. Sie blieb daher neutral.

Ihre Lage war in der Tat schwierig genug. Sie hatte nicht das mindeste Recht auf den Thron, denn in der Person ihres

Sohnes war ein rechtmäßiger Thronerbe Peters vorhanden, und in Schlüsselburg vegetierte noch ein anderer Thronkandidat, der unglückliche Iwan. Auf der anderen Seite verlangten die Orlows ihre Macht dadurch befestigt zu sehen, daß Katharina Gregor heiratete. Nun erkannte sie ganz klar, daß dieser im Grunde ein hohler, unbedeutender Mann war, und daß schon seine Günstlingsstellung eine Unsumme von Neid und Haß gegen ihn wachgerufen hatte. Wie wäre das erst geworden, wenn sie seine Wünsche erfüllt hätte. So galt es, ihn und die Seinigen hinzuziehen.

Peter III. hatte die Geheimpolizei abgeschafft, Katharina schaffte sie noch einmal ab, in Wahrheit aber blieb sie mächtiger als je und unentbehrlicher als je, denn Katharina schwebte in steter Angst, daß unzufriedene Offiziere sie durch einen Handstreich zugunsten Pauls oder Iwans stürzen könnten, wie sie Peter gestürzt hatte.

Katharina eilte, sobald sie konnte, nach Moskau, um sich dort krönen zu lassen. Sie wußte, welche Bedeutung diese Zeromonie für das russische Volk hatte, sie setzte deshalb die Krönung mit allem erdenkbaren Glanz in Szene. Aber während sie noch in Moskau weilte, wurde eine Verschwörung unter dem Gardeoffizieren entdeckt.

Katharina schlug sie energisch nieder, aber sie mußte sie doch sehr beunruhigen. Sie hatte auch ihre Not mit Panin, der dem Senat eine Stellung einräumen wollte, die die Selbstherrschaft Katharinas beschränkte. Sie lavierte auch hier geschickt, bis sie sich auf dem Thron sicher genug fühlte, um mit diesen Hoffnungen endgültig aufzuräumen.

Besonders schwierig war die Auseinandersetzung mit der Geistlichkeit. Peter III. hatte, wie schon vorher Peter der Große, die Verwaltung der geistlichen Güter einer Laienbehörde übertragen, und die Geistlichkeit sah darin einen unerträglichen Eingriff in ihre Rechte. Vom staatlichen Gesichtspunkt aus war die Bestimmung der beiden Peter dringend wünschenswert, aber Katharina stützte sich ja auf die Geistlichkeit. Sie beriet sich in ihrer Not mit dem alten Bestuschew-Rjumin, den sie zurückberufen hatte, und hob zunächst das Ökonomie-Kollegium auf, berief aber dann eine Kommission ein und befahl dieser ein „glaubwürdiges" Verzeichnis aller im Besitz der Geistlichkeit befindlichen Liegenschaften anzufertigen. Aus den Einkünften von diesen sollten die Geistlichen und Kloster-

insassen aber auch Schulen und Lehrerseminare und Bibliotheken erhalten und Greise, Invaliden und Krüppel versorgt werden.

Die Geistlichkeit war auf das peinlichste überrascht, und der Bischof Arseni von Rostow machte sich zu ihrem Sprecher. Aber das rechtgläubige Mütterchen Katharina machte wenig Umstände mit ihm. Sie ließ ihn kurzerhand vom heiligen Synod zur Absetzung und Verbannung in ein entferntes Kloster verurteilen, und der unbotmäßige Prälat verbrachte seinen Lebensabend in einem Kloster am Ausfluß der Dwina. Das Ökonomie-Kollegium aber erstand wieder, und die Geistlichkeit fügte sich blindlings.

Es fügte sich auch der Adel, als Katharina die ihm eben erst von Peter III. verliehene Freiheit von der Dienstpflicht wieder einschränkte. Wer in Rußland irgend politisch bewußt lebte, fühlte eben, daß die Frau, die jetzt auf der Kommandobrücke stand, das Staatsschiff ganz nach russischen Interessen lenkte. Katharina war in den Jahren, die sie vor ihrer Tronbesteigung in Rußland verlebte, ganz zur Russin geworden, und ihr unbändiger Wille zur Macht wollte und konnte nur befriedigt werden durch die Größe Rußlands, wie sie sie verstand. Sie hatte eine sehr übertriebene Vorstellung von seiner staatlichen Kraft, und sie wußte sie allen einzuflößen, die mit ihr in Beziehung traten. Dieser Optimismus erfüllte bald alle regierenden Kreise.

Katharina war in der ersten Zeit ihrer Regierung durchaus von den Anschauungen erfüllt, die wir heute liberale nennen. Sie hatte die Werke Montesquieus und der anderen Franzosen ihrer Zeit, die die Ideen der Enzyklopädisten entwickelten, gelesen, und ihr Ideal war, als weise, gütige Friedensherrscherin im Inlande wie im Auslande gleich sehr verehrt und bewundert zu werden. Sie war auch politisch zu ungeschult, um gleich zu verstehen, daß die liberalen Grundsätze in dem Rußland ihrer Zeit nur mit äußerster Vorsicht und nur in sehr beschränktem Maße zur Anwendung gebracht werden konnten, aber klug genug, um das an der Hand der Erfahrung sehr schnell einsehen zu können. Sie wandte sich daher bald von den inneren Reformen ab und äußeren Eroberungen zu, bei denen leichter Lorbeeren zu gewinnen waren. Der Ausbruch der französischen Revolution trieb sie dann ganz ins reaktionäre Lager.

Im Kurland hatte nach der Verbannung Birons durch Elisabeth ein Sohn des Königs von Polen, der Herzog Karl von Sachsen

festen Fuß zu fassen gesucht. Katharina aber zwang ihn, das Land zu verlassen, und gab es Biron zurück, der naturgemäß engsten Anschluß an Rußland suchen mußte.

Während Katharina eine Reise durch Est- und Livland machte und auch Biron in Mitau besuchte, spielte sich in nächster Nähe von Petersburg eine Tragödie ab, die in ihrem Ausgang Katharina sehr willkommen sein mußte, ihr aber doch auch zeigte, wie gefährdet ihre Stellung immerhin noch war.

Der unglückliche Iwan wurde in Schlüsselburg, das auf einer Insel am Austritt der Newa aus dem Ladoga-See liegt, in harter Haft gefangen gehalten. Da er seit seinen Knabenjahren niemand sah als seine Wärter und nie ins Freie kam, war er geistig zurückgeblieben, scheint aber gut begabt und von ursprünglich sehr kräftigem Körperbau gewesen zu sein. Katharina hatte ihm als Wächter Kapitän Wlassjew und Leutnant Tschekin beigegeben, und eine von Panin ausgearbeitete Instruktion befahl ihnen, falls ein Befreiungsversuch gemacht würde, den sie nicht abwehren könnten, den „Arrestanten" zu töten. Da die beiden Offiziere zu einem trostlosen Dasein verurteilt waren, immer wieder vergeblich um Ablösung baten und rohe Leute waren, ließ sich annehmen, daß sie nicht zögern würden, eventuell ihre Pflicht zu tun.

Nun lebte damals in Petersburg ein Leutnant Mirowitsch, ein Kleinrusse, dessen Vorfahren zu den angesehensten Kosakenführern gehört hatten, später aber als Verräter an Rußland ihre Güter verloren hatten. Mirowitsch hatte, wie jedermann, gehört, wie Elisabeth und erlebt, wie Katharina auf den Thron gekommen war. In beiden Fällen waren die beteiligten Gardeoffiziere mit Ehren überschüttet worden. Warum sollte ihm, Mirowitsch, nicht glücken, was den Orlows gelungen war? Er wußte, daß Iwan in Schlüsselburg gefangen gehalten wurde, und das Regiment, in dem er diente, das smolenskische, bezog dort oft die Wache. Mirowitsch vertraute sich noch einem Leutnant Uschakow an, und beide beschlossen, Iwan zu befreien und zum Kaiser zu machen.

Uschakow ertrank vor der Ausführung des Attentates auf einer Dienstreise, Mirowitsch aber beschloß nun, seinen Plan ganz allein auszuführen. Als er wieder in Schlüsselburg die Wache hatte, gewann er eine Anzahl der Soldaten und suchte sich mit ihrer Hilfe der Festung zu bemächtigen. Es kam zum Kampf, und die beiden mit der Bewachung Iwans betrauten Offiziere hielten

sich nun für berechtigt nach ihrer Instruktion zu handeln. Sie durchbohrten den schlafenden Iwan mit ihren Degen. Als der eindringende Mirowitsch die Leiche sah, gab er sein Spiel verloren und ließ sich verhaften (Juli 1764).

Die Untersuchung ergab, daß Mirowitsch und Uschakow geplant hatten, Uschakow solle mit einem gefälschten Ukas zu Wasser nach Schlüsselburg kommen und vom wachthabenden Mirowitsch die Auslieferung Iwans verlangen. Iwan sollte dann in das Artillerielager bei Petersburg gebracht und dort zum Kaiser ausgerufen werden. Da Katharina in Livland weilte, schien ihnen dieser Plan ausführbar. (Der Weymarnsche Bericht bei Bilbassow Anhang).

Am 15. September wurde Mirowitsch hingerichtet. Er hatte während der Untersuchung alle Schuld auf sich genommen und die von ihm verführten Soldaten in jeder Weise zu entlasten gesucht; er ging auch jetzt mannhaft in den Tod, wie ein Spieler, der eben Unglück gehabt hat. Aber gerade dieses sein Verhalten ließ, neben der unerhörten Verwegenheit des Beginnens, das Gerücht entstehen, als sei hier ein abgekartetes Spiel getrieben worden. Mirowitsch sollte im Auftrage Katharinas gehandelt haben, um den erwünschten Vorwand zur Ermordung Iwans zu schaffen. Man habe ihm versprochen, ihn auf dem Richtplatz zu begnadigen, das Versprechen aber nicht gehalten.

Dieses Gerücht war wohl unbegründet.

Die Ermordung Iwans erregte in ganz Europa ungeheueres Aufsehen und weckte auch in Rußland allgemeines Mitleid. Katharina selbst hätte sich Iwans am liebsten dadurch entledigt, daß er Mönch wurde, und seine Wärter hatten den Auftrag, ihn in diesem Sinne zu beeinflussen, fingen das aber, wie es scheint, sehr ungeschickt an und erreichten ihr Ziel nicht.

So peinlich auch Katharina durch die Entrüstung, die die Ermordung Iwans wachrief, berührt wurde, so war sein Tod doch immerhin ein ihr sehr willkommenes Ereignis. Es blieb nun nur noch ein Thronkandidat zu fürchten, Katharinas einziger Sohn, der Großfürst Paul.

Als die Katastrophe in Schlüsselburg sich ereignete, war Katharina ganz durch die polnischen Ereignisse in Anspruch genommen. Im September 1763 starb König August III. von Polen, und wie immer, wenn in Polen ein Thronwechsel eintrat, geriet darüber das ganze östliche Europa in Aufregung. Es gab in Polen eine mächtige

Partei, deren Mittelpunkt die Familie Czartoryski bildete, die einen Polen zum König gewählt sehen wollte und die sich mit der Hoffnung trug, in Anlehnung an Rußland diesem König wieder zu Macht zu verhelfen. Das lag nun allerdings nicht im Interesse Rußlands, aber Katharina ging scheinbar auf die Wünsche der „Familie" — so nannte man die Czartoryskis — ein, zumal Poniatowsky, ihr Thronkandidat, durch seine Mutter der „Familie" angehörte. Katharina einigte sich mit Friedrich dem Großen zunächst dahin, daß beide nur die Wahl eines Polen zulassen würden. Sie kamen dann auch überein, unter allen Umständen zu verhindern, daß sich ein erbliches Königtum in Polen bildete (31. März 1764). Am 26. August wurde Graf Stanislaus Poniatowsky zum König gewählt.

Im ganzen Osten Litauens und in ganz Kleinrußland waren die Bauern griechisch-katholisch geblieben, während der Adel, in erster Reihe durch die Schulen der Jesuiten, römisch-katholisch und damit zugleich polnisch geworden war. Unter dem Einfluß der Jesuiten hatte ferner der römische Katholizismus einen im höchsten Grade unduldsamen Charakter angenommen. Wer nicht römisch-katholisch war, war nicht nur von allen einflußreichen Ämtern ausgeschlossen, sondern sah sich auch allen Beleidigungen und Vergewaltigungen ausgesetzt. Hier nun fanden Katharina und Friedrich der Große eine erwünschte Handhabe, sich in die inneren Angelegenheiten der „Republik" mit einem König an der Spitze zu mischen. Katharina wußte, daß ihr ganzes Volk hinter ihr stand, wenn sie für die mißhandelten Glaubensgenossen eintrat, und sie tat es ebenso rücksichtslos wie geschickt.

Der russische Gesandte, Fürst Repnin, verlangte kurz und bündig die Gleichstellung der Dissidenten, d. h. der Griechisch-katholischen und der Protestanten mit den römischen Katholiken. Das rief bei diesen unter der Führung des Bischofs von Krakau Ssoltyk den heftigsten Widerstand hervor. Der König, der persönlich kein Fanatiker war, glaubte immerhin mit der Mehrzahl der Nation rechnen zu müssen und hielt es deshalb mit den Katholiken. Es kam ihm vor allem darauf an, mit dem unseligen liberum veto aufzuräumen, der Bestimmung, daß alle Beschlüsse des Reichstages einstimmig gefaßt werden mußten. Er hoffte, wenn er jetzt in bezug auf die Dissidenten fest blieb, durchzusetzen, daß die Abgaben auf Grund von Majoritätsbeschlüssen erhoben werden könnten. Aber

er ſtieß dabei auf energiſchen Widerſtand, den Repnin und der preußiſche Geſandte unterſtützten. Unter dem Schutze der ruſſiſchen Truppen entſtanden nun überall Konföderationen der Diſſidenten, die ſich ſchließlich zu zwei großen, der von Sluck — Griechiſch-katholiſche — und von Thorn — Proteſtanten — zuſammenballten.

In der Konföderation von Radom ſammelte ſich dann alles, was in Polen ruſſiſch geſinnt war, und beſchloß, künftig die Geſetze Polens unter die Garantie Rußlands zu ſtellen. Während der Reichstag von 1767 tagte, wurden die Führer der Katholiken, die Biſchöfe von Krakau und Kiew, und ihre vornehmſten Anhänger verhaftet und nach Kaluga gebracht. Der von den Ruſſen völlig eingeſchüchterte Reichstag bewilligte dann den Diſſidenten volle Gleichberechtigung. Beſchlüſſe über ökonomiſche Fragen ſollte der Reichstag künftig durch Mehrheitsbeſchlüſſe faſſen dürfen, für alle ſtaatlichen blieb aber die Einſtimmigkeit erforderlich.

Die römiſch-katholiſche Partei antwortete auf dieſen Beſchluß durch die Konföderation von Bar, und es begann nun ein erbitterter Kampf gegen die Ruſſen.

Die Konföderierten hofften auf den Beiſtand der Türkei, die auch von Öſterreich und Frankreich beſchworen wurde, die Ruſſen nicht zu Herren von Polen werden zu laſſen. Sie waren auf dieſen Beiſtand um ſo mehr angewieſen, als ſich die Bauern in Podolien gegen ſie erhoben und alle Edelleute, die in ihre Hände fielen, erſchlugen. Ganz Polen war wieder einmal von den wildeſten Parteikämpfen erfüllt.

In Konſtantinopel ſiegte ſchließlich der Einfluß Öſterreichs und Frankreichs über den Rußlands und Preußens. Die Pforte erklärte Rußland auf Grund von Grenzverletzungen durch die ruſſiſchen Truppen den Krieg (Oktober 1768).

Katharina war der Krieg willkommen, und ſie betrieb die Vorbereitungen zu ihm mit der ihr eigenen Energie. Ein ruſſiſches Heer unter Rumjanzow drang im Herbſt 1769 bis Jaſſy vor, und zugleich bearbeiteten ruſſiſche Agenten wie einſt unter Peter dem Großen die griechiſch-katholiſchen Untertanen der Pforte, die Griechen, die Montenegriner, die Serben, die Bulgaren, um ſie zum Aufſtand gegen die Türkei aufzureizen. Eine ſtarke ruſſiſche Flotte ging unter Alexei Orlow ins Mittelmeer. Sie konnte zwar durch die Unterſtützung des Aufſtandes der Griechen auf Morea noch nicht viel ausrichten, ſchlug aber die türkiſche Flotte bei Chios und vernichtete

ſie bei Tſchesme (Juni 1770). Zu Lande aber ſchlug Rumjanzow die Türken am 7. Juli bei Larga, am 21. Juli bei Kagul. Ackermann und Bender wurden genommen, die Krim wurde furchtbar verheert. Aber das folgende Jahr brachte weniger Erfolge, und obgleich die Ruſſen ſchließlich bis über die Donau vordrangen, brachte der Frieden von Kutſchuk-Kainardſche (Juli 1774) Rußland nicht die von Katharina erhofften Erfolge. Immerhin erreichte es freie Handelsſchiffahrt auf dem Schwarzen Meer, Kertſch, Jenikale, die Steppe zwiſchen Bug und Dnjeſtr. Noch wichtiger war, daß der Khan der Krim von der Türkei für unabhängig erklärt und damit im Grunde Rußland preisgegeben wurde.

Aber Katharina hatte, während noch der türkiſche Krieg im Gange war, in Polen ungleich größere Erfolge erreicht. Der anarchiſche Zuſtand Polens hatte ſchon mehrfach bei ſeinen Nachbarn die Idee einer Teilung des Landes angeregt. Jetzt entſtand ſie, als Prinz Heinrich von Preußen 1770 in Petersburg weilte, abermals. Katharina ſah ein, daß ſie die mittelbare Herrſchaft über Polen wider den Willen Friedrichs nicht aufrecht erhalten konnte, und ſie wußte, daß der Löwenanteil der Teilung doch Rußland zufallen mußte. So trat ſie denn dem Plan näher, und man gewann auch die ihm widerſtrebende Maria Thereſia für ihn. Am 5. Auguſt 1772 fand die erſte Teilung Polens ſtatt, bei der Rußland das ganze öſtliche Litauen, 1775 Quadratmeilen mit 1 800 000 Einwohnern, gewann. Von den alten drei Aufgaben, die die Natur der Dinge dem ſich zu Rußland erweiternden Großfürſtentum Moskau geſtellt hatte: an die Oſtſee vorzudringen; die an Litauen gekommenen ruſſiſchen Landſchaften wieder zu gewinnen und mit den Reſten der Tataren aufzuräumen, waren die beiden erſten nun gelöſt.

Wir müſſen jetzt um ein Jahrzehnt zurückgreifen, um Katharinas Regierung, ſoweit ſie ſich auf das Innere des Reiches bezog, zu verfolgen.

Katharina hatte ſich während der letzten einſamen und ſorgenvollen Jahre, die ſie als Großfürſtin verlebte, mit den Schriften der Franzoſen der Aufklärungszeit bekannt gemacht, und ſie war entſchloſſen, eine Regentin nach ihrem Herzen zu werden. Dieſe Schriftſteller machten damals die öffentliche Meinung Europas; Katharina konnte daher mit Sicherheit annehmen, daß ſie auch ihr Lob in allen Tonarten ſingen würden. Und ſo ging ſie denn ent-

schlossen mit dem Mut der Dilettantin ans Werk, ihr Rußland kurzerhand in einen Kulturstaat nach den neuesten Anforderungen der französischen Philosophen umzuwandeln. Es sollte wieder ein Semski Sobor zusammentreten und durch eine neue Gesetzgebung die große Umwandlung vornehmen. Für diese Versammlung arbeitete sie zunächst allerhöchst selbst eine „Instruktion" aus, in der sie fleißig Montesquieu und Beccaria ausschrieb und eigene humane Sentenzen allgemeiner Art hinzufügte. Sie las diese Instruktion stückweise ihren Ministern vor und erschreckte dadurch diese Herren, die zwar auch nicht viel, aber doch mehr als Katharina von dem Stand der Dinge wußten, nicht wenig. Es gelang ihnen denn auch mancherlei, was ihnen besonders gefährlich erschien, zu unterdrücken, die Instruktion enthielt aber immer noch 653 Paragraphen, die von allem und noch anderem handelten und von denen Panin sagte: „Das sind Axiome, die Mauern umwerfen können." Katharina selbst schrieb an Friedrich den Großen: „Sie werden sehen, daß ich es gemacht habe wie der Rabe in der Fabel, der sich mit Pfauenfedern schmückte. Nur die Anordnung ist von mir und hier und da eine Zeile oder ein Wort; zusammen vielleicht zwei oder drei Bogen, schwerlich mehr."

Auf Grund dieser Instruktion, die noch heute liberalen Volksrednern als eine Fundgrube für ihre Weisheit dienen kann, sollte die Versammlung beraten.

Sie sollte aus 150 Vertretern des Adels, 200 der Städte, 50 der freien Bauern, 50 der „Inorodzy", d. h. der Fremdstämmigen, also Kirgisen, Tataren usw., und 70 Vertretern der Grenzbezirke bestehen. Die Wähler sollten den Abgeordneten ihrerseits Instruktionen mitgeben, in denen sie ihre Wünsche zum Ausdruck brachten.

Die Beteiligung an den Wahlen war eine sehr geringe, und die Ausarbeitung der Instruktion machte den Wählern viel Kopfschmerzen. Die des Adels von Murom lautet kurz und bündig: „Wir haben keinen Grund über irgendwelche Bedrückungen Klage zu führen oder irgendwelche Bedürfnisse zu verlautbaren." Andere Versammlungen waren allerdings weniger bescheiden. Es kamen schließlich 1500 Instruktionen zusammen, von denen ein Abgeordneter allein 195 mit auf den Weg bekommen hatte.

Im August 1767 trat die Versammlung, der auch alle hohen Beamten angehörten, in Moskau zusammen und wurde mit großem

Pomp eröffnet. Es war für sie keinerlei Geschäftsordnung vorgesehen, als daß eine Anzahl Kommissionen — 19 — gewählt werden sollten, deren Zusammensetzung aber Katharina kontrollierte. Sie ernannte auch ein aus drei hohen Beamten bestehendes Bureau, das die Verhandlungen leiten sollte. Diese selbst waren merkwürdig genug. Man beriet nämlich nicht etwa über einen Gesetzentwurf bis zu seiner Erledigung, sondern äußerte sich gruppenweise gutachtlich zu ihm, wenn man sich eben eine Ansicht gebildet hatte. Während z. B. über die Rechte der Kaufleute beraten wurde, verlas plötzlich ein Herr ein Gutachten über einen ganz anderen Gegenstand, der acht Tage vorher diskutiert worden war.

Die Versammlung wurde mit der Verlesung der Instruktion Katharinas und sämtlicher Instruktionen, die die Abgeordneten mitgebracht hatten, begonnen. Man kann sich denken, wie interessant das war. Man beschloß dann Katharina die Titel: die „Große, die Weise, die Mutter des Vaterlandes" zu verleihen. Katharina beschränkte sich darauf, „Mutter des Vaterlandes" zu heißen. Der englische Gesandte urteilte über dieses Parlament also:

„Um Ihnen eine richtige Idee von dieser Deputiertenversammlung zu geben, bitte ich Sie, eine Anzahl der unwissendsten unserer kleinen Kaufleute und Krämer aus Großbritannien und Irland, ferner einige Vertreter der amerikanischen Völker, welche Seiner Majestät untertan sind, und endlich einige Herren versammelt zu denken, denen die allgemeinen Grundsätze, die die Basis jeder gut organisierten Regierung bilden, völlig fremd sind, dann haben Sie vielleicht noch eine zu günstige Kopie des Originals, in dessen Besitz sich Rußland gegenwärtig befindet." (Bei Brückner.)

Katharina war zu klug, um nicht sehr bald zu erkennen, daß sich mit dieser „Gesetzgebenden Kommission" — so hieß die Versammlung — praktisch nichts anfangen ließ. Sie ließ sie daher allmählich ihre Beratungen immer seltener halten und hob sie beim Ausbruch des Krieges gegen die Türken ganz auf. Sie hatte insofern ihr Werk getan, als sie alle Freunde der Aufklärung in Westeuropa für Katharina begeistert hatte.

Der eigentliche Krebsschaden, unter dem Rußland während Katharinas Herrschaft und bis zu Alexander II. litt, war die Leibeigenschaft. Katharina sah das sehr wohl ein, sie mußte sich aber bald überzeugen, daß gerade sie nicht daran denken konnte, sie aufzuheben. Sie war durch den Adel auf den Thron gekommen und behauptete sich durch den Adel auf ihm. Aus Rücksicht auf ihn mußte sie das Joch der Leibeigenschaft, so sehr sie sie theoretisch

verurteilte, immer härter machen. Die Gutsherren erhielten das Recht, ihre Leibeigenen zu Zwangsarbeit in Sibirien zu verurteilen (1765); schon das Einreichen von Klagen gegen sie wurde mit der Knute bestraft.

Eine Gräfin Ssaltykow hatte 138 ihrer Leibeigenen so mißhandeln lassen, daß sie unter den Händen ihrer Peiniger starben. Die Henker wurden dafür nach Sibirien geschickt, die Gräfin aber kam nur ins Kloster. Die Lage der Bauern war entsetzlich, sie wurden ganz willkürlich verkauft wie Tiere, und ihre Herren konnten mit ihnen machen, was sie wollten. Katharina aber vermehrte die Zahl der Leibeigenen noch beständig, indem sie die freien Bauern zu Tausenden an ihre Günstlinge verschenkte. Es war üblich, daß jeder ihrer Liebhaber, wenn sie ihn entließ, mindestens 6000 Seelen, d. h. ebensoviel männliche Bauern mit ihrem Anhang bekam.

Im Jahre 1773 brach an der unteren Wolga unter der Führung des Kosaken Pugatschew ein Bauernaufstand aus, der sich bis in die Nähe von Moskau verbreitete und die größten Greuel zeitigte. Pugatschew gab sich für Peter III. aus und erklärte, seine Genossen seien die vornehmen Herren in Petersburg. Es bedurfte der größten Anstrengungen, bis es Graf Peter Panin, einem Bruder des Reichskanzlers, und seinen Gehilfen gelang, den Aufstand zu dämpfen. Pugatschew wurde 1775 in Moskau hingerichtet.

Der Krieg gegen die Türkei und noch mehr der Aufstand Pugatschews hatten Katharina bewiesen, daß die Organisation der Verwaltungsbehörden dringend einer Reform bedurfte und sie fand in dem Gouverneur von Nowgorod, zu dessen Bezirk damals auch noch die heutigen Gouvernements Twer, Pskow, Olonez und das westliche Archangel gehörten, Joh. Jak. Sievers, einen guten Berater. Es wurde beschlossen, die Verfassung von Est- und Livland zum Muster zu nehmen, und Katharina ließ sich zu diesem Zweck den estländischen Landrat von Ulrich kommen.

Rußland wurde in 50 Gouvernements geteilt, die ihrerseits wieder in Kreise zerfielen. Mehrere Gouvernements wurden wohl auch einem Statthalter oder Generalgouverneur unterstellt. Mittelpunkt des Gouvernements wurde die Gouvernementshauptstadt, in der der Gouverneur residierte; in jedem Kreise entstand, meist rein vom administrativen Gesichtspunkt aus, eine Kreisstadt. In den Gouvernements wie in den Städten suchte man nun auch korporative Bildungen zu schaffen. Während der Adel bisher nur eine örtlich

nicht begrenzte Bevölkerungsschicht gebildet hatte, gab es nun Kreisadelsmarschälle und je einen Gouvernementsadelsmarschall. Der Adel jedes Gouvernements durfte alle 3 Jahre zusammentreten und Beisitzer für die Gerichte sowie die Landräte wählen. Er wurde von der Verpflichtung zum Staatsdienst, der Kopfsteuer und von Körperstrafen befreit. Nur Edelleute durften künftig Leibeigene haben.

Die Bevölkerung der Städte zerfiel in Kaufleute, die je nach ihrem Vermögen drei Gilden zugeteilt wurden, Bürger (Meschtschane) und Handwerker, die Zünften angehörten. Sie wählten das Stadthaupt und sechs Ratsherren. Für den Eingang der Staatssteuern haftete die ganze Gemeinde.

Diese auf Grund der „Verordnungen über die Gouvernements" (1775, 1780, 1785) entstandene Verfassung erhielt sich im wesentlichen bis in die Zeit Alexanders II., obgleich sie das Ziel, das Katharina vorschwebte, nicht erreichte. Solange noch jeder höhere Offizier und Beamte den erblichen Adel erhielt, konnte von der Bildung einer wirklichen landsässigen Aristokratie keine Rede sein, und die dem Abendlande entlehnte Organisation der Bürgerschaften konnte ebenfalls in Rußland nicht Wurzel fassen. Das Zunftwesen, das eine Spezialisierung der Arbeit zur Voraussetzung hat, widersprach den Neigungen der Russen durchaus, und auch der russische Kaufmann brachte es nicht zu dem Lokalpatriotismus des deutschen. Nirgends bildete sich organisch gegliedertes Leben auf lokaler Grundlage. Ein solches setzt eine Freiheit voraus, die es in dem absolut regierten Rußland nicht gab.

Eine im Jahre 1782 zusammentretende „Kommission zur Gründung von Volksschulen" sollte die Eröffnung von Elementarschulen in den Kreisstädten und von Mittelschulen in den Gouvernementsstädten durchsetzen, erreichte aber dieses Ziel nur in sehr beschränktem Maße. Auch der Plan, noch mehrere Hochschulen zu gründen, blieb unausgeführt. Wohl aber gesellten sich zu den schon bestehenden Kadettenanstalten für Armee und Marine noch eine Artillerie- und eine Ingenieurschule. Als Erziehungsanstalt für die Töchter der Aristokratie entstand das Smolnasche Institut in Petersburg.

Katharina war in allen diesen Dingen voll Initiative, aber es fehlte ihr an jener zähen Ausdauer, die im damaligen Rußland allein bleibende Erfolge verbürgte. Sie hat aber immerhin vielfach Saaten ausgestreut, die früher oder später aufgingen.

Die Krim war seit dem Frieden mit der Türkei ein selbständiges Reich geworden, aber ein viel zu schwaches, um sich Rußland gegenüber behaupten zu können. Nach heftigen Parteikämpfen zwischen den Anhängern der Türkei und Rußlands mußte der russisch gesinnte Khan Schagin-Girei nach Taganrog fliehen und ein russisches Heer eroberte die Krim (1782.) Damit war die letzte tatarische Herrschaft in Europa gebrochen, der Räuberstaat, der durch drei Jahrhunderte so unsägliches Unheil über Rußland und Polen gebracht hatte, vernichtet.

Aber Katharina war weit davon entfernt, sich mit diesem Erfolg zu begnügen. Seit 1774 stand sie ganz unter dem Einfluß Potemkins, und er wußte ihre Phantasie mit den abenteuerlichsten Bildern zu erfüllen. Konstantinopel sollte die Hauptstadt eines griechischen Vasallenstaates werden, mit einem Enkel Katharinas als Kaiser an der Spitze; Rußlands Herrschaft sollte sich über Rumänen, Bulgaren und Serben bis an den Balkan ausdehnen. Die sonst so zielbewußte, nüchterne Katharina stand ganz im Bann Potemkins.

Katharina schloß sich, da sie wohl einsah, daß ihre abenteuerlichen Pläne bei Friedrich dem Großen auf Widerstand stoßen würden, an Kaiser Joseph II. Joseph kam nach Mohilew (1781), und man beschloß, Österreich solle für seinen Beistand gegen die Türken venetianisches Gebiet und die nordwestliche Türkei erhalten. Zunächst wurde, wie wir schon sahen, die Krim erobert und als „Taurien" Rußland einverleibt. Katharina unternahm dann 1787 die Reise in die Krim, bei der ihr die berühmten „Potemkinschen Dörfer" vorgeführt wurden. Der allmächtige Günstling sorgte dafür, daß Katharina ein ganz falsches Bild von den wirklichen Zuständen gezeigt wurde, und Katharina ließ sich gern täuschen. Zu vielen Tausenden wurden die Leibeigenen aus weiter Ferne herbeigetrieben, zugleich mit Vieh- und Schafherden, in Festgewänder gesteckt und als Dekoration der Landschaft verwendet. Girlanden verdeckten die elende Beschaffenheit der Wohnstätten, und eine ununterbrochene Reihe von Festen ließ Katharina und ihr zahlreiches Gefolge nicht zur ruhigen Betrachtung kommen. Im folgenden Jahre brach dann der zweite Krieg gegen die Türken aus. Die Österreicher verzettelten ihre Streitkräfte und erreichten darüber keine Erfolge, die Russen aber gingen in zwei Heersäulen vor. Rumjanzow operierte in der Moldau, Potemkin belagerte Otschakow, wo die russischen Galeeren die

türkiſche Flotte vernichteten. Im Dezember 1788 wurde dann auch die Stadt, wenn auch unter furchtbaren Verluſten, erobert.

Während die Streitkräfte Rußlands ſo im fernen Süden engagiert waren, machte Guſtav III. von Schweden den Verſuch, die Schweden durch Peter den Großen entriſſenen Provinzen wiederzuerobern. Aber der Verſuch ſchlug kläglich fehl. Katharina bewies jetzt eine bewunderungswürdige Tatkraft und Entſchloſſenheit, obgleich ſie nur über wenig Truppen verfügte.

Und das Glück kam ihr zu Hilfe.

Eine Seeſchlacht bei Hogland blieb unentſchieden, aber Guſtav wurde durch eine vor Fredrikshamn ausbrechende Verſchwörung ſeiner Offiziere verhindert, dieſe Feſtung zu nehmen. Die Offiziere ſchloſſen den Bund von Anjala und verlangten die Einberufung eines Reichstages. Nun ſchlugen auch die Dänen los und fielen in Schweden ein. Aber jetzt traten England und Preußen für Guſtav ein und zwangen Dänemark, neutral zu bleiben. Es gelang dann Guſtav, auf dem Reichstag von 1789 die Oppoſition niederzuzwingen, aber Katharina hatte ſich unterdeſſen für den weiteren Kampf rüſten können. Eine Seeſchlacht zwiſchen Bornholm und Gothland (Juli 1789) blieb unentſchieden, die ſchwediſche Scheerenflotte aber wurde (im Auguſt) bei Fredrikshamn geſchlagen, und in Finnland richteten die Schweden nichts aus. Im folgenden Jahre (1790) ſiegten ſie zwar zur See bei Swenskaſund, aber Guſtav ſah doch ein, daß an bleibende Erfolge nicht zu denken war, und entſchloß ſich zum Frieden von Werelä (Auguſt 1790), der alles beim alten ließ.

Unterdeſſen wütete der Kampf gegen die Türkei fort. Sſuworow ſchlug die Türken bei Fokſchani (Auguſt 1789) und am Rymnik (September 1789), die Öſterreicher nahmen im Oktober Belgrad. Im Dezember 1790 fiel Ismail, Repnin ſiegte bei Matſchin. Da Potemkin im Oktober 1791 ſtarb, kam es zum Frieden von Jaſſy (Januar 1792). Die Türkei erkannte die Eroberung der Krim durch die Ruſſen an und trat die Steppen um den Bug ab, aber im ganzen entſprachen die Erfolge des Krieges keineswegs Katharinas Hoffnungen und den ungeheuren Opfern, die er Rußland an Menſchen und Geld gekoſtet hatte.

Um ſo größere Erfolge winkten Katharina in Polen.

Wer in Polen politiſch zu denken fähig war, mußte nach der erſten Teilung Polens einſehen, daß das Land hart vor ſeinem Untergang ſtand. Das Wahlkönigtum hatte die Magnaten daran

gewöhnt, ſich vom Auslande beſtechen zu laſſen; die Forderung, daß jeder Beſchluß des Reichstages einſtimmig gefaßt werden mußte, machte einſchneidende Reformen unmöglich. Wollte man die nationalen Kräfte zuſammenfaſſen, ſo mußte der Adel den Städtern Konzeſſionen machen.

Es ſchien nicht unmöglich, dieſes Programm durchzuſetzen, denn die Freundſchaft zwiſchen Rußland und Preußen hatte ſich ſeit dem Beginn des Krieges mit den Türken gelockert. Man meinte in Berlin auf friedlichem Wege in den Beſitz von Thorn und Danzig gelangen zu können und glaubte unter dieſer Vorausſetzung an dem Fortbeſtehen Polens intereſſiert zu ſein.

Es gelang, auch den König Stanislaus für die Reform zu gewinnen, und am 3. Mai 1791 wurde dem Reichstag der Entwurf einer neuen Verfaſſung vorgelegt. Die Monarchie wurde nach ihm eine erbliche. Die Krone ging nach dem Tode des kinderloſen Königs auf den Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen über, deſſen einzige Tochter einen polniſchen Magnaten heiraten ſollte. Das liberum veto wurde abgeſchafft, ebenſo das Recht, Konföderationen zu bilden. Die Städte ſollten 24 Abgeordnete in den Reichstag ſchicken, die Diſſidenten alle bürgerlichen Rechte genießen.

Man benutzte die Abweſenheit vieler Reichstagsmitglieder, um die Annahme des Entwurfes durchzuſetzen, aber ein Teil der Sendboten proteſtierte und erklärte den Akt für ungeſetzlich. Mittlerweile hatten ſich Preußen und Rußland wieder genähert, und Katharina hatte den Krieg mit der Türkei beendet. Ihre Truppen umgaben Polen von allen Seiten, und ihr Geld wurde nicht geſpart.

Am 11. Mai 1792 traten alle Anhänger der alten Monarchie zur Konföderation von Targowicz zuſammen, um die polniſche „Freiheit“ wieder zu erlangen, und riefen die Hilfe Katharinas an. Sie wurde gern gewährt. Von allen Seiten rückten ruſſiſche Truppen in Polen ein und ſchlugen den bewaffneten Widerſtand bei Dubienca nieder (Juli 1792). Die Preußen aber nahmen Danzig und beſetzten das weſtliche Polen. Nun ließ auch der König die Reformer im Stich und trat ſogar der Konföderation von Targowicz bei. Auf dem Reichstage in Grodno trat Polen Wolhynien und Minsk, 4500 Quadratmeilen an Rußland, Danzig, Thorn, Poſen, Gneſen und Kaliſch — 1000 Quadratmeilen — an Preußen ab (1793). Kaum ein Drittel des Landes blieb noch ſelbſtändig und auch das nur auf kurze Zeit.

Als sich die polnischen Patrioten im März 1794 in Krakau erhoben und die Russen auch aus Warschau vertrieben, rückten Russen und Preußen ein. Führer der Polen war Thaddäus Kosciuszko, der das Kriegshandwerk in Nordamerika gelernt hatte, aber kein Feldherrntalent besaß. Immerhin wußte der edel geartete Mann seine Landsleute mit Begeisterung zu erfüllen. So fochten sie mit dem Mute der Verzweiflung, wenn auch ohne Erfolg. Kosciuszko selbst fiel bei Maczjejowice schwer verwundet in die Hände der Russen (Oktober 1794), am 4. November erstürmte Ssuworow Praga, die Vorstadt Warschaus. Stanislaus August mußte nun die Krone niederlegen und bis zu seinem Tode (1798) in Petersburg leben. Polen aber wurde nun endgültig verteilt, indem Österreich 700 Quadratmeilen, Preußen 1000 — das Land westlich der Weichsel mit Warschau —, Rußland alles übrige erhielt. Auch der letzte Herzog von Kurland, Peter Biron, dankte nun zugunsten Rußlands ab.

Rußland war jetzt weit über das altrussische Programm hinaus nach Westen vorgedrungen, indem es sich auch den größten Teil des katholischen Polens einverleibt hatte. Nicht zu seinem Glück, denn Polen blieb eine ewig eiternde Wunde an seinem Leibe.

Katharina besaß in höchstem Maße das Mitteilungsbedürfnis, das für die Menschen des XVIII. Jahrhunderts so charakteristisch ist. Sie korrespondierte rastlos mit jedermann, der mit ihr in Berührung kam, mit Voltaire und den französischen Enzyklopädisten, mit ihrem Agenten Grimm in Paris, mit ihren Ministern und Generälen, ihren Freunden und Freundinnen. Sie benutzte diese Korrespondenzen, soweit sie mit Ausländern geführt wurden, sehr geschickt zu politischen Zwecken und verleugnete oder entstellte, wenn es ihr wünschenswert erschien, die Wahrheit mit einer unglaublichen Keckheit. Alles, was sie beschäftigte, fand einen schriftlichen Niederschlag; die „Instruktionen", die sie den von ihr ernannten Kommissionen mit auf den Weg gab, waren immer literarische Abhandlungen. Sie verfaßte auch ihre Memoiren und schrieb für sich nieder, was ihr durch den Kopf ging. Aber das alles genügte ihrem literarischen Tatendrang noch nicht. In ihrer liberalen Zeit war sie eine eifrige Mitarbeiterin an dem von ihr ins Leben gerufenen Blatt: Wsakaja Wsjatschina (Allerlei) und machte in ihm Propaganda für ihre Ideen, indem sie die Reaktionäre und die Hypermodernen verspottete. Sie verfaßte aber auch 14 Lust- und Schauspiele, neun Opern und sieben sogenannte Sprichwörter, d. h. Dramatisierungen von solchen. Da

Katharina keine Dichterin war, sind die von ihr auf die Bühne gebrachten Personen nicht Typen, sondern nur Träger gewisser Fehler oder Vorzüge ohne individuelle Färbung. Einige der Stücke sind aus der fernsten russischen Vergangenheit geschöpft und bringen Rurik oder Helden der russischen Volkssage im Gewande des XVIII. Jahrhunderts auf die Bühne. Katharina hatte die Fürstin Daschkow zur Präsidentin der Akademie gemacht und hatte auch eine russische Akademie gegründet. Auch an der von dieser herausgegebenen Zeitschrift arbeitete sie eifrig mit.

Ein streng geregelter Tagesverlauf machte es Katharina möglich, diese umfassende Tätigkeit zu entfalten. Sie stand um 7 Uhr auf, machte im Sommer einen kurzen Spaziergang im Garten und trank dann Tee. Sie arbeitete von 9—1, aß zu Mittag und blieb bis 6 wieder allein. Der Abend gehörte geselligen Freuden, bei denen Katharina alle Welt zu entzücken wußte.

Seltsam geregelt und in ein System gebracht waren auch die Ausschreitungen dieser merkwürdigen Frau. Der intime Umgang mit Männern war ihr unentbehrlich. Zehn Jahre lang stand ihr Gregor Orlow zur Seite, dann aber löste ihn eine lange Reihe von Günstlingen ab, die größtenteils nur solche waren. Selbst Potemkin mußte sich darin finden, diese Leute gewähren zu lassen. Es gab ihrer nach und nach neun. Sie waren alle Russen, und sie gehörten alle dem kleinen Adel an; insofern sprach bei ihrer Wahl die Politik mit, während sonst nur das bestechende Äußere entschied. War die Wahl auf einen Leutnant gefallen, so hatten erst ein englischer Leibarzt und die Gräfin Bruce ein Gutachten über den Kandidaten abzugeben. Fiel es günstig aus, so bezog der neue Favorit die für ihn bestimmten Gemächer im Palais und Katharina erschien abends an seinem Arm in der Hofgesellschaft, die nun Bescheid wußte. Wurde er später verabschiedet, so überhäufte ihn Katharina mit Geschenken, verlieh ihm mindestens 6000 Seelen, d. h. männliche Leibeigene und große Geldsummen. Leo Engelhardt schildert in seinen Memoiren das Treiben des Favoriten Soritsch, der 1777 bis 1778 Favorit war, nach dessen Entlassung so:

„Soritsch erhielt das Städtchen Schklow mit 13000 Seelen. Das Schloß war immer voll von Leuten jeden Standes, jeden Berufs und jeder Nation. Viele waren Verwandte oder frühere Kameraden von Soritsch und lebten ganz auf seine Kosten; ferner waren da entlassene Offiziere, die sonst keine Unterkunft fanden, Spieler, Abenteurer jeder Art, Ausländer von jeder Nation, der Auswurf und Abhub aller Völker. Soritsch nahm alle freundlich auf, für alle

war der Tisch gedeckt. An seinem Namenstage strömten von allen Seiten Fremde herbei, ebenso zu den zwei Jahrmärkten, die immer zwei Wochen lang und länger gefeiert wurden. Es gab dann Liebhaberopern und Schauspiele, Bälle, Maskeraden, Karusselle, Feuerwerke. Die Kadetten des von Soritsch gegründeten Kadettenkorps führten militärische Evolutionen vor oder leiteten Bootpartien. Mit einem Wort, es gab keinen Genuß, den dieser Wirt seinen Gästen nicht bot, und viele gewannen im Spiel ein Vermögen."

Aber was waren die Schätze von Soritsch gegen die Unsummen, die Orlow, die Potemkin erhielt! Potemkin bekam im Laufe der Zeit gegen 50 Millionen Rubel; die den Favoriten geschenkten Summen wurden zusammen auf an die 100 Millionen geschätzt. Ein unsinniger Luxus erfüllte die russischen Hofkreise und drang von ihnen aus auch in weitere Schichten des Volkes.

Wie blasiert die Favoriten schließlich waren, davon ein Beispiel. Nach einem fröhlichen Souper verfiel Potemkin in Nachdenken und hielt folgendes Selbstgespräch:

„Kann ein Mensch glücklicher sein als ich? Alle meine Wünsche haben sich wie durch Zauber erfüllt: mich verlangte nach einem hohen Amt — ich habe es; nach Orden — ich besitze sie. Ich spielte gern — und ich habe unzählbare Summen verspielen können; ich gab gern Feste, und ich konnte prachtvolle veranstalten; ich kaufte gern Güter — und konnte sie erwerben; ich baute gern Häuser — und ich konnte Paläste errichten; ich liebte teuere Dinge — und ich besitze so viele und so seltene wie keine andere Privatperson; mit einem Wort, ich konnte allen meinen Begierden in vollem Maße nachgehen."

Als Potemkin das gesagt hatte, sprang er auf, zerschmetterte seinen Teller auf dem Fußboden, ging in sein Schlafzimmer und verschloß die Tür.

Die ungeheuren Summen, die die Hofhaltung Katharinas und die von ihr geführten Kriege verschlangen, wurden hauptsächlich durch die Ausgabe von Papiergeld beschafft. Schließlich aber war das Land auf das äußerste verarmt und kaum noch imstande, die für den Staatshaushalt erforderlichen Summen aufzubringen.

Es sind uns von Katharina viele Bilder erhalten. Sie muß nach ihnen sehr reizvoll ausgesehen haben, und das stimmt auch mit den Berichten der Zeitgenossen überein. Rülhière schildert sie so:

„Sie ist von angenehmer und vornehmer Gestalt, ihr Gang ist stolz, ihre Haltung von Anmut erfüllt. Sie hat das Aussehen einer Fürstin, alle ihre Züge verkünden einen großzügigen Charakter. Der Halsansatz ist sehr schön, die Stirn breit und offen, die Nase fast eine Adlernase; der frische Mund hat schöne Zähne; das Kinn ist etwas zu groß und ein Doppelkinn, obgleich Katharina nicht fett ist. Die sehr schönen Haare sind kastanienbraun, die Brauen braun, die Augen braun und sehr schön. Sie erscheinen manchmal durch Lichtreflexe blau."

Die Vigée-Lebrun beschreibt die schon alternde Kaiserin so:

„Ich war anfangs sehr erstaunt, sie sehr klein zu finden; ich hatte sie mir von wunderbarer Größe gedacht, so groß wie ihr Ruf. Sie war sehr stark, hatte aber noch ein schönes Gesicht, das ihre weißen Haare wunderbar umrahmten. Das Genie schien auf ihrer breiten und hohen Stirn zu thronen, die Augen waren sanft und fein, die Nase war ganz griechisch, die Hautfarbe sehr belebt, der Gesichtsausdruck lebhaft." (Bei Waliszewski.)

Katharina war von ungemein heiterem Temperament und von großer natürlicher Gutmütigkeit, die aber allerdings sofort zurücktrat, sobald ihr Interesse in Frage kam oder ihre Eitelkeit verletzt wurde. Neben dem Willen zur Macht war die Eitelkeit die sie ganz beherrschende Leidenschaft. Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß auch die plumpste Schmeichelei ihr willkommen war.

Für die Kunst hatte Katharina keinerlei Verständnis. Von unseren deutschen Schriftstellern fesselten sie Nicolai und Thümmel.

Sie hatte Deutschland keinerlei Anhänglichkeit bewahrt und hatte auch nur wenig Familiensinn. Sie hatte eine große Abneigung gegen ihren Sohn Paul und nur ein mäßiges Interesse an ihrem Sohn Bobrinski. Um ihre anderen natürlichen Kinder kümmerte sie sich kaum.

In religiöser Beziehung war sie ganz indifferent, beobachtete aber alle Bräuche der Kirche sorgfältig.

Katharina starb am 6./17. November 1796.

Die Regierung Katharinas brachte der russischen Literatur einen großen Aufschwung. Ihre geistvolle Persönlichkeit, ihre liberalen bildungsfreundlichen Anschauungen während der ersten Hälfte ihrer Regierung, ihr Beispiel, der Glanz ihres Hofes und ihre Erfolge nach außen — das alles wirkte zusammen, um nach allen Richtungen hin anregend zu wirken. Wir sahen schon, wie Katharinas „Instruktionen" zu moralischen Abhandlungen wurden, wie sie selbst Stücke schrieb und sich journalistisch betätigte. Ihrem Beispiel folgten bald eine ganze Anzahl von Männern, die sich je nach ihren Anlagen auf verschiedenen Gebieten der Literatur versuchten. Die einen pflegten nach dem Beispiel der französischen Pseudoklassiker das hohe Drama; andere geißelten in Lustspielen die Schwächen ihrer Zeit; die dritten besangen in langen Epen die russische Vergangenheit, wie sie sie verstanden. Da nur der Adel in der Lage war, seinen Kindern wenigstens die Elemente der Bildung mit auf den Lebensweg zu geben, gehörten alle diese

Schriftſteller ihm an, und weiſt ihr Lebensweg viel Gemeinſames auf. Sie wurden ſchon als Kinder in den Liſten eines Garderegiments geführt, beſuchten eine der Moskauer mittleren Lehranſtalten und traten dann bei ihrem Regiment ein, um früher oder ſpäter in den Zivildienſt überzugehen. Nicht minder gemeinſam war die Richtung ihrer Tätigkeit: ſie fühlten ſich als Pädagogen, als Erzieher ihres Volkes, und als beſtes Erziehungsmittel erſchien ihnen die Satire. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war ein pädagogiſches Zeitalter. Man nahm mit Rouſſeau an, daß der Menſch als unbeſchriebenes Blatt auf die Welt komme und bemühte ſich, dieſes Blatt mit den edelſten Schriftzügen zu bedecken. Die Verirrungen der Menſchen aber glaubte man am beſten mit Spott zu bekämpfen.

Die ruſſiſchen Zuſtände unter Katharina forderten aber noch ganz beſonders zur Satire heraus; denn es ſtanden ſich zwei feindliche Welten ſchroff gegenüber: das alte ſelbſtzufriedene, bildungsfeindliche moskowitiſche und das neue angriffsluſtige, bildungsfrohe Rußland der neuen Zeit. Die Reformer, die ſich in ihrem Streben mit Katharina eins wußten, wurden wie dieſe nicht müde, die Unbildung und Trägheit des Adels, die Habgier und Beſtechlichkeit der Richter und Beamten zu verſpotten. Aber auch der Übereifer, mit dem man die äußeren Formen der abendländiſchen Kultur vielfach annahm, rief die Satire wach. Und endlich: die liberale Schriftſtellerin auf dem Thron war doch immerhin Selbſtherrſcherin, und ihre ſich ablöſenden Liebhaber waren zum Teil ſehr gewalttätige Naturen. Da ließ ſich denn im Gewande der Satire manches ſagen, was, poſitiv ausgedrückt, leicht ſchlimme Folgen nach ſich ziehen konnte.

Auch unter einem liberalen und natürlich erſt recht unter einem konſervativen abſoluten Regiment iſt für Mannesmut und Manneszorn der Untertanen kein Platz; darum nahm die ruſſiſche Literatur von Anfang an eine negative Richtung und blieb in ihr, zu großem Schaden des Volkes, bis heute. Sie war und blieb immer im Grunde eine Literatur der Anklage, ſtand immer im Gegenſatz zu den beſtehenden Verhältniſſen und bekämpfte ſie mit mehr oder weniger verſtecktem Hohn. Viele Schriftſteller büßten das durch harte ihnen auferlegte Strafen; wer ſich immer ſo geſchickt auszudrücken wußte, daß er ihnen entging, litt doch ſchweren Schaden an ſeinem Charakter. So haben die vielen Talente, die Rußland auf dieſem Gebiet hervorbrachte, ſich meiſt nicht ganz ausgeben können, ſo war das Leben vieler reich begabter Schriftſteller ein tragiſch verlaufendes.

Es gab schon unter Elisabeth, deren Lebens- und Vergnügungslust unersättlich waren, in Petersburg ein französisches Theater und italienische Opernvorstellungen. Der Sohn eines Kaufmanns in Jaroslawl, Feodor Wolkow, hatte diese Vorstellungen besucht, war von einer Leidenschaft für das Theater ergriffen worden und hatte in Jaroslawl eine Truppe zusammengebracht und ein stehendes Theater errichtet. Sie siedelte auf Wunsch der Kaiserin 1752 nach Petersburg über, und zu ihrem Direktor wurde Ssumarokow ernannt.

Alexander Ssumarokow (1717—1777) war von vornehmer Familie und im „Adlichen Kadettenkorps" erzogen worden. In diesem herrschte ein auffallend reges geistiges Leben. Die Kadetten versuchten sich gern als Dichter und traten auch in dem intimen Hoftheater als Schauspieler auf. Als Adjutant Rasumowskis schrieb Ssumarokow 1747 seine erste Tragödie „Chorew" und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Kaiserin. Er hat dann noch Tragödien und Komödien nach dem Muster der Franzosen verfaßt, die zwar vielfach in Rußland spielen, aber ganz unrussisch empfunden sind. Außerdem dichtete er Idylle, Eklogen, Oden ohne Zahl, die aber alle auch nur Nachahmungen sind. Persönlich war Ssumarokow wie die meisten russischen Poeten seiner Zeit von maßlosem Selbstgefühl und wenig verträglicher Gemütsart. Das tritt besonders in seinen Epigrammen und Fabeln hervor. Katharina war ihm anfangs freundlich gesinnt, er brachte sich aber bald durch sein persönliches Treiben um ihre Sympathie.

Ungleich talentvoller als Ssumarokow war Denis Fon-Wisin (1744—1792). Er war der Sohn eines angesehenen Landedelmannes, studierte in Moskau, diente im Ssemenowschen Garderegiment und war dann dem Kabinettminister Jelagin attachiert. Später war der Graf Nikita Panin sein Gönner. Von den Werken Fon-Wisins sind außer seinen Memoiren zwei wirklich bedeutend: der Schwank „Der Brigadier" und das Lustspiel „Nedorosl".

In „Der Brigadier" geißelt Fon-Wisin mit ausgelassener Lustigkeit die Unbildung, in „Nedorosl" mit ernstem Hintergrunde die schlechte Erziehung seiner Zeit- und Standesgenossen. Obgleich in beiden Stücken noch Tugend und Laster sich, in den Personen verkörpert, symmetrisch gegenüberstehen, ist in diesen Arbeiten doch schon ungleich mehr persönliches Leben als in den Stücken Katharinas, Ssumarokows und anderer. Im „Nedorosl" stört das dick auf-

getragene Lob einer Vergangenheit, die angeblich beſſer geweſen ſein ſollte als die Gegenwart.

Der eigentlicher Sänger Katharinas und ihres Ruhmes war Gabriel Derſchawin (1743—1816). Auch er hat in intereſſanten Memoiren ſeine Jugend geſchildert. Von vornehmer Geburt erwuchs er in ärmlichen Verhältniſſen, diente dann im Preobraſchenskſchen Regiment und brachte es ſpäter im Zivildienſt bis zum Juſtizminiſter. Wie er ſich auf dem Wege zu dieſer Höhe zwiſchen den Rivalen Potemkin und Subow geſchickt durchzuſchlängeln wußte, erzählt er ſelbſt naiv genug. Seine Ode „Feliza“ erregte die Bewunderung der geſchmeichelten Katharina, und die Oden, in denen er die ruhmvollen Tage ihrer Regierung verherrlichte, blieben immer ſeine beſten Dichtungen. Er war weſentlich poſitiv gerichtet. Außer ſeinen Oden und anderen lyriſchen Dichtungen hat er auch Tragödien und Operntexte verfaßt.

Als „ruſſiſcher Homer“ wurde der Verfaſſer des Epos: „Roſſiade“, der als Menſch höchſt achtungswerte Michail Cheraskow (1733 bis 1807) von den Zeitgenoſſen ſehr gefeiert, obgleich er ſich als Mäzen größere Verdienſte erwarb, als als Dichter dieſes die Eroberung Kaſans durch Iwan den Schrecklichen verherrlichenden ſehr langweiligen Epos.

Unter den Journaliſten der Zeit war Nikolai Nowikow (1744 bis 1818) der bedeutendſte, ein geiſtreicher Schriftſteller und aufopfernder Patriot, der leider ſchließlich dem Mißtrauen der alternden Katharina zum Opfer fiel und in Schlüſſelburg gefangen gehalten wurde, bis der Regierungsantritt Pauls den Gebrochenen befreite. Er hatte als Freimaurer das Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen geteilt. Nowikow iſt eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten dieſer Zeit, begeiſtert von ihren Ideen, und von einer bei den Ruſſen des 18. Jahrhunderts ſehr ſeltenen Ausdauer im Kampf um ſie und um ihre Verbreitung.

Kaiſer Paul.

Paul gehörte zu den Menſchen, die zum Unglück geboren ſind. Sobald er zur Welt gekommen war (20. September 1754), nahm ihn Eliſabeth ſeiner Mutter fort und überließ ihn der Pflege alter ruſſiſcher Frauen, die den Zarewitſch in Zobelfelle hüllten und in jeder Weiſe verzärtelten.

Katharina ſah ihr Kind zu Oſtern 1755 zum dritten Male. Sie hatte keine Neigung, es zu lieben, denn ſein Vater, der ihr mehr und mehr verhaßt wurde, ſchwankte, ob er es als das ſeine anerkennen ſollte. Als ſie dann den Gatten ſtürzte, ſtand dieſes Kind zwiſchen ihr und dem Thron. Indem ſie ihn an Pauls Statt beſtieg, wurde ihre Herrſchaft eine durchaus illegitime. Der Erzieher Pauls, Graf Nikita Panin, war für ſeine Rechte eingetreten, hatte ſich dann gefügt, aber blieb, da Katharina ſeine Dienſte als Reichskanzler nicht entbehren konnte, immerhin in einer Stellung, die ihr Beſorgnis einflößte. Von ihm konnte jederzeit eine Revolution zugunſten ſeines Zöglings ausgehen. So blieb Paul für Katharina immer der Gegenſtand nicht nur der Abneigung, ſondern auch eines unausrottbaren Mißtrauens.

Paul war, wohl infolge der Verzärtelung durch Eliſabeth, ein kränkliches, nervöſes Kind. Er war acht Jahre alt, als die Revolution erfolgte, die ſeine Mutter auf den Thron brachte und ſeinem Vater das Leben koſtete. Was mag an jenem Tage durch ſeine Seele gegangen ſein! Er war ein begabter, zunächſt gut ausſehender Knabe, der ſcharf beobachten konnte, und er mag, während ſeine Mutter, gefolgt von der Soldateska, ſich dem Winterpalais näherte, große Furcht empfunden haben. Er blieb denn auch furchtſam und mißtrauiſch ſein Leben lang. Nach der Ausſage eines ſeiner Lehrer war er als Knabe ferner immer von einer raſtloſen Ungeduld erfüllt.

Digitized by Google

Seine Zuneigung, die ſich ſtürmiſch äußerte, war leicht zu gewinnen, aber ſchwer zu erhalten.

Panin, der in Paul eine Art Geißel ſah, geſtattete nicht, daß ſein Zögling ohne ihn den Palaſt verließ, und da er als Reichskanzler ſehr in Anſpruch genommen war, ſo kam Paul ſelten an die Luft. Panin ſpeiſte aber gern mit ihm zuſammen und ſprach dann mit den zum Hofſtaat gehörenden Herren über Dinge, die nicht für einen Knaben beſtimmt waren. Er ließ auch Paul wahllos franzöſiſche Romane leſen, ſo wahllos, daß das Kind wohl einmal ſelbſt von ihrem Schmutz angeekelt wurde.

Paul war als Sohn ſeines Vaters noch Herzog von Holſtein. Das erregte das Mißtrauen Katharinas. Sie ging daher für den noch unmündigen Sohn auf den immer wiederholten Vorſchlag der Dänen ein und veranlaßte den dreizehnjährigen Paul, darin zu willigen, daß Holſtein gegen Oldenburg ausgetauſcht wurde. Das erhielt dann einen Prinzen aus dem Hauſe Gottorp als Regenten.

In die Staatsgeſchäfte ſollte Paul von einer der ſchlimmſten Kreaturen Katharinas, Teplow, eingeführt werden. Er erteilte dieſen Unterricht abſichtlich ſo langweilig, daß Paul auf lange hinaus einen Abſcheu vor allen Akten bekam.

Paul war neunzehn Jahre alt, als Katharina ihn mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt, die nach ihrem Übertritt Natalie Alexejewna hieß, verheiratete. Er begegnete ihr zuerſt in Berlin, wo er von Friedrich dem Großen in der liebenswürdigſten Weiſe aufgenommen wurde und Eindrücke empfing, die ſich nie wieder verwiſchten. Wie einſt ſein Vater, ſo blieb auch er nun ſein Leben lang ein eifriger Verehrer preußiſchen Weſens, aber wie jener, ſo haftete auch er mehr an ſeiner äußeren Erſcheinung als an ſeinem Kern. Das, was beiden imponierte, war weniger das eherne Pflichtgefühl, das ſich in Preußen ausgebildet hatte, als der Drill, der barſche Befehl, der blinde Gehorſam.

Die junge Großfürſtin ſcheint aus ähnlichem Holz geſchnitzt geweſen zu ſein wie Katharina, aber ſie verfügte nicht über deren bezaubernde Liebenswürdigkeit und Heiterkeit.

Eine verſchloſſene Natur war ſie von brennendem Ehrgeiz erfüllt, und ſie hätte wohl bei längerem Leben noch viel Unheil über Paul gebracht, der ſie ſehr liebte. Katharina wurde bald mißtrauiſch gegen dieſe Schwiegertochter und trauerte nicht, als ſie im erſten Wochenbett ſtarb (15. April 1776). Paul aber erfuhr nach

ihrem Tode, daß ſie ihn mit ſeinem liebſten Freunde, dem Grafen Raſumowski, hintergangen hatte.

Katharina wollte noch einen Thronerben haben, eine Geißel gegen etwaige Throngelüſte Pauls und drang deshalb darauf, daß er ſich ſofort wieder verheiratete. Noch im September desſelben Jahres wurde die Prinzeſſin Sophie Dorothea von Württemberg, die in Rußland Maria Feodorowna hieß, ſeine zweite Frau. Sie war ein vortrefflicher Charakter, grundgütig und ſanft, und ſie wurde für eine Reihe von Jahren Pauls guter Engel, aber auch ſie konnte ihn nicht vor den Folgen der Verhältniſſe ſchützen, unter denen er lebte.

Sobald dem jungen Paar ein Sohn geboren war, der Großfürſt Alexander (12. Dezember 1777) nahm Katharina ihn zu ſich und behielt ihn ſtändig an ihrer Seite. Und ſo verfuhr ſie mit allen Kindern Pauls. Sie ließ dieſen ſelbſt in keiner Weiſe teilnehmen an den Staatsgeſchäften und verurteilte ihn zu abſolutem Müßiggang. Während ihre ſich ablöſenden Favoriten in aſiatiſchem Luxus ſchwelgten, konnte der legitime Thronerbe kaum die Koſten ſeiner Hofhaltung beſtreiten.

Katharina gab, wie wir ſchon ſahen, als ſie dem abenteuerlichen Plan faßte, ein byzantiniſches Reich zu begründen, die Hinneigung zu Preußen auf und wandte ſich Öſterreich zu. Um nun auch Paul für Öſterreich zu gewinnen, ſollte er in Geſellſchaft ſeiner Frau nach Wien gehen und zugleich eine größere Reiſe an die europäiſchen Höfe unternehmen. Nur Berlin durfte das junge Paar nicht beſuchen.

Als Graf und Gräfin von Norden gingen nun Paul und ſeine Gemahlin zunächſt nach Wien, dann nach Neapel und ſchließlich nach Paris (September 1781 bis November 1782). Sie wurden überall glänzend aufgenommen, aber Katharinas Abſicht wurde nicht erreicht, Paul behielt ſeine Vorliebe für Preußen bei. Die immerhin frohen Eindrücke, die die Reiſe gewährt hatte, ließen aber die Verhältniſſe, in die Paul zurückkehrte, nur noch troſtloſer erſcheinen. Der Großfürſt blieb auch jetzt ganz unbeſchäftigt und mußte das Treiben ſeiner Mutter, deren Favoriten ihn auf das nichtachtendſte behandelten, zähneknirſchend mit anſehen. Katharina hatte ihm Gatſchina, ein Luſtſchloß, das früher Orlow gehörte, geſchenkt, und hier hielt Paul den größten Teil des Jahres über einen trübſinnigen Hof. Vergeblich bat er um die Erlaubnis, den Krieg

gegen die Türkei mitmachen zu dürfen. Als der Krieg mit Schweden ausbrach, durfte er zwar zur Armee abgehen, aber er erhielt kein Kommando und durfte auch nur kurze Zeit auf dem Kriegsschauplatze verweilen.

In der Langweile Gatschinas beschloß Paul an einer kleinen Truppe die Reformen, die er für das russische Heer plante, auszuprobieren. Katharina ließ ihn hierin gewähren, weil sie mit Bestimmtheit annahm, daß der Plan auf eine Spielerei herauskommen würde wie einst bei seinem Vater in Oranienbaum. Und so geschah es auch. Nach und nach wuchsen die Truppen von Gatschina heran zu 4 Bataillonen Infanterie (zirka 1700 Mann), 4 Regimentern Kavallerie (zirka 600 Mann) und einigen Batterien Artillerie. Paul kleidete sie in Uniformen nach dem Muster der Truppen Friedrich Wilhelms I. und drillte sie vom Morgen bis zum Abend.

Voll Verachtung und Spott sahen die Gardeoffiziere Katharinas auf diese neuen Kameraden, voll Verwunderung betrachtete sie in ihren ungewohnten Uniformen das Volk, wenn sie sich in Petersburg sehen ließen. Katharina amüsierte sich königlich, wenn ihr Enkel Konstantin die steifen Manieren seines Vaters nachmachte, und der Hof empfand nicht anders, wenn Paul sich unter das ausgelassene Treiben um die Kaiserin begeben mußte. Als Paul einmal an der Hoftafel einer von dem letzten Favoriten Katharinas, Platon Subow, einem zwanzigjährigen Fant, ausgesprochenen Meinung zustimmte, fragte der Freche: „Habe ich denn eine Dummheit gesagt?"

In dem langjährigen Müssiggang hatte sich Pauls Phantasie nur zu sehr entfalten können. Er hatte schon als junger Mensch Visionen, glaubte einmal, daß Peter der Große neben ihm herging und zu ihm sprach: „Armer Paul, ich nehme Anteil an deinem Schicksal und wünsche, daß du dich nicht zu sehr ans Leben hängst, der du es nicht lange behalten wirst. Lebe aber gerecht, und dein Ende wird ein ruhiges sein. Fürchte Gewissensbisse, sie sind die schwerste Strafe einer edlen Seele." Er suchte auch Trost in der Religion, vertiefte sich in Thomas a Kempis und Arnds „Wahres Christentum", aber zugleich bildeten sich in ihm gewisse Ideen zu Manien aus. Das zügellose Treiben, das infolge von Katharinas Nachsicht nachgerade das ganze Staatsleben durchdrang, ließ ihm eine absolute Zentralisation der Regierung als Ideal erscheinen. Der Wille des Selbstherrschers sollte den Staat ganz durchdringen, ihn allein leiten.

Alle Beamten ſollten nur blindlings gehorchende Werkzeuge des Kaiſers ſein. Pauls Selbſtgefühl als künftiger Monarch war ins Maßloſe geſteigert. Aber zugleich machte ſich auch der Charakterzug bemerklich, der ſchon beim Knaben Paul zutage getreten war, er blieb wetterwendiſch und launenhaft. Mehr und mehr glich er Peter III. Er war auch äußerlich ſehr unſchön geworden, und ſeine früher gefälligen Manieren waren jetzt rauh und abſtoßend. Es war ſeinen Günſtlingen auch gelungen, ihm ſeine hingebende Frau zu entfremden, indem ſie ihm vorſtellten, es ſei ſeiner unwürdig, ſich von ihr beherrſchen zu laſſen. Aus dieſer Vorſtellung heraus machte er dem Hoffräulein Nelidow, einer ebenſo häßlichen wie klugen, jungen Dame, oſtentativ den Hof, zum bitterſten Kummer ſeiner trefflichen Gemahlin und zum äußerſten Vergnügen der ſpottluſtigen Höflinge von Zarskoje Sſelo. Die Gegenſätze zwiſchen Katharina und der „ernſthaften Bagage", wie ſie in einem Brief an Grimm die Gatſchinaer nannte, hatten ſich ſo zugeſpitzt, daß jeder ſeine Karriere ſchwer gefährdete, der ſich überhaupt in Gatſchina ſehen ließ. Es war, als ob die Tage von Oranienbaum wiedergekehrt waren: Paul exerzierte in Gatſchina zwar nicht Holſteiner, ſondern Ruſſen, aber Ruſſen, die ihren eigenen Volksgenoſſen wie verkleidete Preußen erſchienen, und auch „das Fräulein" von damals, die Woronzow, war, wie man fälſchlich annahm, durch die Nelidow vertreten. Die Garden haßten Paul, wie ſie früher Peter III. gehaßt hatten; das Volk, das Paul einſt und noch lange ſehr freundlich geſinnt geweſen war, wurde durch die Gerüchte über ſein Treiben in Gatſchina, ſeine Vorliebe für Preußen mehr und und mehr verſtimmt. Und auch Katharina war nicht abgeneigt, die Vorgänge von 1762 zeitgemäß wieder eintreten zu laſſen. Sie liebte ihren ſchönen und reich begabten Enkel Alexander über alles und hatte ihn ſchon mit 15 Jahren mit der Prinzeſſin Luiſe Auguſte von Baden, die ruſſiſch Eliſabeth Alexejewna hieß, vermählt. Sie plante nun, ihn mit Übergehung Pauls zu ihrem Nachfolger zu ernennen, was ſie ja nach dem Vorbilde Peter des Großen tun konnte. Aber ſie kam, wie es ſcheint, weil ſie bei Alexander auf Widerſtand ſtieß, doch nicht dazu, dieſen Plan zu verwirklichen, und Paul beſtieg nach ihrem unerwarteten Tode anſtandslos den Thron.

Paul hatte in den langen einſamen Jahren in Gatſchina Zeit genug gehabt, die Reformen, die er vornehmen wollte, zu über-

denken. Er brachte daher eine Fülle von Plänen mit auf den Thron, und er führte sie mit jener Hast aus, die für ihn seit seinen Kinderjahren charakteristisch war. Die unpraktischen, dem Klima in keiner Weise entsprechenden preußischen Uniformen der Truppen von Gatschina mußten nun von der ganzen Armee getragen werden, und auch die Garde wurde gezwungen, Zopf und gepuderte Locken zu tragen. Die Offiziere von Gatschina, meist Leute von niedriger Herkunft und mit der Bildung und Gesinnung von dienstwütigen Unteroffizieren, wurden in die Garderegimenter versetzt, und Paul selbst brachte ihnen die Disziplin bei, indem er sie täglich vor dem Winterpalais exerzierte. Voll Unwillen sahen die vornehmen Offiziere, die bisher mehr Höflinge als Soldaten gewesen waren, den Kaiser in eigener Person Helme zurechtrücken und an Gürteln zerren. Wer irgend dazu in der Lage war, nahm seinen Abschied.

Noch mehr Ärgernis erregte die Bestimmung, daß auch die Zivilisten nicht mehr die neue französische Mode mitmachen sollten. Soldaten rissen den Herren auf der Straße die runden Hüte, die Paul als Symbole des Jakobinertums erschienen, vom Kopf und zerfetzten ihnen Frack und Weste.

Ein Befehl ordnete an, daß, wer immer, Mann oder Frau, dem Kaiser oder der Kaiserin begegnete, aus dem Wagen steigen und niederknien mußte.

Peter III. war, weil er nicht gekrönt war, nicht, wie sonst die russischen Kaiser, in der Festungskirche von Petersburg, sondern im Alexander-Newski-Kloster begraben worden. Paul ließ nun seinen Sarg in feierlichem Zuge, in dem auch Alexei Orlow einherschreiten mußte, ins Winterpalais bringen, dort neben der Leiche Katharinas ausstellen und dann mit dieser zugleich in die Kaisergruft überführen.

Katharina hatte die Führer der letzten polnischen Erhebung: Kosciuszko, Ignatz Potocki, Niemcewicz, Kollontay u. a., in denen sie Rebellen sah, in zum Teil harter Gefangenschaft gehalten. Paul begab sich, begleitet von seinen beiden ältesten Söhnen, persönlich in das Orlowsche Palais zu Kosciuszko und übergab ihm gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Rußland zu dienen, seinen Degen. Kosciuszko und Niemcewicz, der bis dahin in der Festung geschmachtet hatte, erhielten noch 1500 resp. 1000 Seelen. Niemcewicz aber meint, dieses Geschenk hätten die Polen am russischen Hof nur durchgesetzt, damit die Belohnungen, die sie für den am Vaterlande geübten Verrat erhielten, weniger auffielen. (Ma captivité.) Er

begleitete Kosciuszko nach Amerika. Der Eroberer Warschaus aber, Suworow, der sich über die neuen Uniformen lustig gemacht hatte, wurde auf sein kleines Landgut verwiesen.

Der letzte Favorit, Platon Subow, wurde anfangs nicht unfreundlich behandelt, dann aber ebenso wie seine Brüder aus Petersburg verbannt. Auf seinen Betrieb hatte Katharina noch in ihrem letzten Lebensjahr einen Krieg mit Persien begonnen, der Valerian Subow Gelegenheit bieten sollte, seine Feldherrntalente zu entfalten. Paul machte diesem kriegerischen Abenteuer sofort ein unrühmliches Ende.

Der neue Kaiser war von einem wilden Haß gegen die französische Revolution erfüllt und war bemüht, ihre Ideen seinem Reich fernzuhalten. Alle Franzosen, die nicht durch einen Paß Ludwigs XVIII. als loyal legitimiert waren, wurden ausgewiesen; alle russischen Untertanen, die auf ausländischen Hochschulen studierten, wurden zurückgerufen. In den Residenzen, in Riga und Odessa wurden aus je einem Geistlichen und zwei Laien bestehende Zensurbehörden errichtet. Alle Privatdruckereien wurden aufgehoben, weil die offiziellen „ausreichten, um nützliche und nötige Bücher zu drucken" (Ukas vom September 1796).

Auch Edelleute und Geistliche sollten künftig wieder, falls sie wegen Verbrechen verurteilt wurden, körperlich gestraft werden können, was Katharina, um den Ehrbegriff dieser Klassen zu heben, verboten hatte.

Es galt überhaupt bald die Losung, alles anders zu machen, als Katharina angeordnet hatte.

Während der größte Teil der von Paul getroffenen Maßregeln töricht und schädlich war, erwarb er sich durch die von ihm aus Anlaß seiner Krönung erlassene Thronfolgeordnung ein großes bleibendes Verdienst. Er hatte sie schon als Großfürst, ehe er in den schwedischen Krieg zog, sorgfältig ausgearbeitet und veröffentlichte sie im April 1797. Sie wird von jedem russischen Kaiser bei seiner Krönung beschworen und gilt als ein Grundgesetz. Nach ihr erbt die Krone nach dem Gesetz der Primogenitur unter den Männern des Hauses Holstein-Gottorp fort und geht erst nach ihrem Aussterben auf die Frauen über. Der Kaiser muß als oberster Bischof der Landeskirche immer ihr angehören, ebenso seine Gemahlin. Sehr eingehend sind auch alle Verhältnisse der kaiserlichen Familie geregelt.

So war denn jeder Unsicherheit in bezug auf die Thronfolge für die Zukunft vorgebeugt und damit die Ära der Palastrevolutionen, die so viel Unglück über Rußland gebracht hatten, geschlossen.

Es war, wie wir schon sahen, der Kaiserin leider nicht gelungen, ihren Einfluß auf Paul zu bewahren, obgleich sie in Gatschina nicht davor zurückschreckte, ihn während seiner Manöver bei jedem Wetter zu begleiten und tagelang in Regen und Kälte bei ihm auszuhalten (Masson). Paul entfremdete sich ihr, nachdem er den Thron bestiegen hatte, unter dem Einfluß seiner Günstlinge mehr und mehr und schrak schließlich nicht davor zurück, sich in der Person eines Fräulein Lapuchin eine offizielle Mätresse zu schaffen. Seine Söhne, die Regimenter kommandierten, wurden von ihm mit steigender Härte behandelt und entfremdeten sich ihm noch mehr als schon vorher. Paul fühlte das, und sein Mißtrauen gegen alle Welt wuchs von Jahr zu Jahr. Da niemand vor diesem sicher war und Pauls Unbeständigkeit jeden seiner Diener bedrohte, fand er auch keine Treue, selbst nicht bei seinen Günstlingen, dem verschlagenen Rostoptschin, dem Gamaschenoffizier Araktschejew und dem von ihm vom Kammerdiener zu den höchsten Würden beförderten Türken Kutaissow.

Katharina hatte es meisterhaft verstanden, Österreich und Preußen durch die Kriege gegen Frankreich so zu beschäftigen, daß sie die polnische Beute, nur mäßig verkürzt, in ihre Scheunen bringen konnte. Nachdem ihr das gelungen, war sie geneigt gewesen, auch ihrerseits den verhaßten Republikanern in Frankreich zu Leibe zu gehen, war aber darüber gestorben. Paul, der erkannte, wie sehr die ewigen Kriege Katharinas das Land erschöpft hatten, wollte sich anfangs von allen kriegerischen Abenteuern fernhalten, ließ sich aber von den zahlreichen Emigranten, die bei ihm Schutz suchten und fanden, bald bewegen, vom diesem verständigen Grundsatz abzugehen. Er nahm es besonders übel, daß das Direktorium polnische Legionen schuf und überhaupt an eine Wiederherstellung Polens dachte. Er wies nun Ludwig XVIII. das Schloß in Mitau als Residenz an und duldete es, daß der Prinz von Condé in Wolhynien ein Heer aus französischen Emigranten bildete. Als nun gar Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten Malta einnahm und die Malteserritter Paul zu ihrem Großmeister wählten, der Papst vertrieben, der Kirchenstaat zur Republik erklärt und die Schweiz von den Franzosen besetzt wurde, schloß der Kaiser sich dem Bündnis

an, das England, Österreich, Neapel und die Türkei verband. Eine russisch-türkische Flotte nahm nun die von Franzosen besetzten Jonischen Inseln, und ein russisches Heer unter Rosenberg stieß zu den Österreichern. Bald darauf übernahm der wieder zu Ehren kommende Ssuworow das Kommando über die verbündeten Heere im nördlichen Italien, während andere russische Truppen zugleich mit Engländern in Holland landeten, und noch andere unter Erzherzog Karl am Rhein fochten.

Ssuworow schlug bei Cassano (April 1799) Moreau, nahm Mailand und belagerte Mantua und Turin. Er schlug im Juni den aus dem südlichen Italien herbeieilenden Macdonald an der Trebbia und trieb die Franzosen in die Alpen zurück. Als sie aus diesen unter Joubert wieder hervorbrachen, schlug Ssuworow sie bei Novi (15. August). Italien war für die Franzosen verloren.

Unterdessen war es Erzherzog Karl und dem die Russen kommandierenden Korssakow nicht gelungen, die Franzosen unter Massena aus der Schweiz zu verdrängen. Massena hielt die Höhen des Ütliberges über Zürich und das Reußtal bis zum St. Gotthard. Nun erhielt Ssuworow den Auftrag, zu Korssakow zu stoßen. Er führte ihn zwar unter ungeheuren Anstrengungen und Verlusten aus, kam aber zu spät, da Massena mittlerweile die Österreicher und Russen in der zweiten Schlacht bei Zürich (September 1799) geschlagen hatte, und ging nun über Graubünden nach Osten. Das Verhältnis zwischen den Russen und Österreichern war immer ein schlechtes gewesen und löste sich nun ganz auf. Ssuworow wurde von Paul ungnädig empfangen und starb bald darauf.

In Holland richteten die verbündeten Engländer und Russen unter dem Herzog von York und dem General Hermann auch nichts aus. Sie siegten zwar bei Alkmar, unterlagen aber bei Castricum und trennten sich auch hier in gegenseitiger Erbitterung.

Unterdessen war Bonaparte aus Ägypten nach Frankreich zurückgekehrt und erster Konsul geworden (9. November 1799). Er benutzte geschickt die Verstimmung Pauls gegen Österreich und England. Er erklärte sich bereit, den Kirchenstaat dem Papst, Malta den Maltesern, Piemont dem König wieder zurückzugeben und schickte die russischen Gefangenen, neu eingekleidet, ohne Lösegeld nach Rußland. Dadurch wurde Paul vollständig gewonnen. Und das um so mehr, da England in der Tat in Holland die russischen Bundesgenossen schnöde im Stich gelassen hatte und Malta besetzt behielt.

Paul träumte nun davon, ihnen Malta zu entreißen und von Georgien aus einen Vorstoß nach Indien zu machen. Die Gegensätze spitzten sich schnell zu. Paul befahl Ludwig XVIII., schleunigst Mitau zu verlassen und ließ alle englischen Schiffe und Waren in den russischen Häfen mit Beschlag belegen. Eine englische Flotte erschien in der Ostsee. Da machte der jähe Tod Pauls allen neuen Verwicklungen ein Ende.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Paul in den beiden letzten Lebensjahren geisteskrank war. Eine Unrast ohnegleichen veranlaßte ihn, heute wieder aufzuheben, was er gestern befohlen hatte, und sein Mißtrauen kannte keine Grenzen. Jeder Widerspruch versetzte ihn in Raserei, und seine Besorgnis, ganz unabhängig zu bleiben, bewirkte, daß er sich gegen jeden kehrte, von dem irgend jemand behauptete, er beeinflusse den Kaiser. Die edle Kaiserin und Fräulein Nelidow, die jetzt mit ihr eng befreundet war, wurden absichtlich zurückgesetzt und verletzt, die Großfürsten Alexander und Konstantin hart behandelt, die Beamten, die Offiziere, von den höchsten bis zu den subalternsten herab, ohne Ende versetzt und durcheinandergewirbelt. Kein Mensch fand sich mehr in den immer neuen Verordnungen und Reglements zurecht (Engelhardt beschreibt das sehr anschaulich bei Gelegenheit des Lagers von Kasan); ein unvorsichtiges Wort konnte jedem die Stellung kosten, ja ihn der Freiheit berauben. In lichten Augenblicken kam dann die ursprüngliche Herzensgüte des Monarchen wieder zutage, und seine Reue veranlaßte ihn dann zu ebenso übertriebenen Handlungen wie vorher sein Zorn oder sein Mißtrauen. Er überhäufte dann seine Opfer mit Geschenken und ließ wieder viele Tausende von „Seelen" in die Leibeigenschaft übergehen, indem er sie verschenkte. Seine Günstlinge waren entweder ganz ungebildete, rohe Männer, wie Kutaissow, Lindner und Araktschejew, oder gewissenlose Schmeichler, wie Rostoptschin. Wie dieser Günstling wurde, lohnt erzählt zu werden. Er hatte in Berlin mit einem alten Major gespielt und von ihm eine Summe gewonnen, die der Major nicht bar bezahlen konnte. Er bot nun Rostoptschin statt des Geldes eine große Sammlung von ihm angefertigter Modelle der Waffen und militärischen Trachten aller Völker und Zeiten an. Rostoptschin brachte sie nach Gatschina, behauptete, sie selbst zusammengebracht resp. angefertigt zu haben und gewann dadurch Pauls Herz.

Paul hatte sich im Süden des Sommergartens eine Art Burg

erbauen lassen, ein durch den Erzengel Michael geweihtes, von Gräben, über die Zugbrücken führten, umgebenes Palais mit einem Labyrinth von Gängen im Innern. Hier wähnte er vor Nachstellungen sicher zu sein, aber diese Umgebung mußte die Macht der finsteren Gedanken, die mehr und mehr Herr über ihn wurden, noch steigern.

Ein Neffe des Erziehers Pauls, des Grafen Nikita Panin, der wie sein Onkel hieß und Vizekanzler war, war der erste, der bei Alexander auf den Busch klopfte, ob der Großfürst wohl seine Einwilligung dazu geben würde, den kranken Vater seiner Macht zu berauben und Alexander zum Regenten zu ernennen. Es scheint, daß schon Katharina ähnlich verfuhr, aber von ihrem Vorhaben abstand, als sie auf Widerspruch stieß. Jetzt aber trat der junge Großfürst der Frage doch näher. Niemand wußte besser als er, daß der Kaiser immer kränker wurde. Alexander war kurzsichtig und hörte nicht gut, da konnte er denn, so viel Mühe er sich auch gab, beim Exerzieren nicht immer Pauls Anforderungen gerecht werden. Dann erlitt er die härteste Behandlung. Alexander sah ferner, wie seiner Mutter täglich nichtachtend begegnet wurde, wie die äußerste Entrüstung immer weitere Kreise ergriff, eine Katastrophe unvermeidlich schien. Paul hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für einen vierzehnjährigen Neffen seiner Gemahlin, den Prinzen Eugen von Württemberg, gefaßt und spielte mit dem Gedanken, ihn zum Thronfolger zu ernennen. Man begreift, daß Alexander Panins Ausführungen Verständnis entgegentrug. Paul sollte nicht etwa nach Schlüsselburg gebracht werden, sondern in seinem neuen Palais bleiben und eine durchaus würdige Stellung einnehmen, auf die Regierung aber verzichten müssen.

Einer der mächtigsten und einflußreichsten Männer am Hofe Pauls war damals der Graf Pahlen, ein Mann, glatt nnd biegsam, aber auch zäh und schneidig wie eine orientalische Klinge. Paul hatte ihn zu den höchsten Ehren erhoben, ihn zum Generalgouverneur von Liv- und Kurland, dann von Petersburg gemacht; aber Pahlen sah sich, je höher er stieg, um so mehr von der Gefahr bedroht, infolge einer Laune Pauls wieder ins Nichts herabzusinken. Erlebte er doch eben erst, daß Rostoptschin, Araktschejew und Lindner vom Hof verbannt wurden.

Pahlen erschien nun geeignet, auszuführen, was Panin plante, und ging mit Eifer auf dessen Absichten ein, obgleich er sich keinerlei Illusionen darüber machte, daß man Paul nicht absetzen konnte

wie einſt ſeinen Vater, und ihn nur der Krone berauben konnte, indem man ihn tötete.

Auch Panin wurde nach Moskau verbannt, aber Pahlen handelte nun auf eigene Hand und mit großer Tücke. Er bewog Paul, die von ihm aus dem Dienſt ausgeſchloſſenen Offiziere zurückzurufen. Sie mußten aber alle nach Petersburg kommen, was für ſie zum Teil mit großen Beſchwerden verbunden war. Da ſie nun hier vielfach nicht wieder angeſtellt wurden, waren ſie dem äußerſten Elend preisgegeben. Pahlen aber erreichte, daß eine Anzahl Männer in die Reſidenz zurückkehrten, die Paul haßten, und deren er zu ſeinem Vorhaben bedurfte. Da waren zunächſt die drei Brüder Subow: Platon, der letzte Favorit Katharinas, Valerian und Nikolai; da war ferner der Hannoveraner General von Bennigſen; da waren noch andere, deren Herz von Erbitterung gegen Paul erfüllt war. Sie wurden von Pahlen ſchnell gewonnen. Pahlen erzählte ſpäter Langeron, er habe Alexander ſein Wort gegeben, das Leben des Kaiſers zu ſchonen, obgleich er ſehr gut wußte, daß er das nicht tun würde.

Pahlen erfuhr, daß Paul in aller Stille Araktſchejew und Lindner zurückberief und beſchloß zu handeln, ehe ſie in Petersburg eintrafen. Alexander wußte darum. Er wußte auch, daß Paul ſeiner Mätreſſe gegenüber ſehr gefährliche Drohungen gegen die Kaiſerin und die beiden Großfürſten ausgeſprochen hatte.

Über den Verlauf des Staatsſtreiches gibt es eine Anzahl ſich zum Teil widerſprechender Nachrichten. Er verlief etwa ſo:

Am Abend des 11. März a. St. 1801 verſammelten mehrere der Verſchworenen die Eingeweihten zu Soupers um ſich. So Pahlen, Talyſin, die Subows, Oboljaninow. Man trank den jungen Herren fleißig zu und begab ſich dann zu Pahlen. Bennigſen hatte ein Manifeſt mitgebracht, in dem Paul Alexander zum Mitregenten ernannte. Das zu unterſchreiben ſollte der Kaiſer gezwungen werden. Als ein junger Herr fragte, was denn geſchehen würde, falls Paul ſeine Unterſchrift verweigerte, antwortete Pahlen: „Wenn man ein Omelett machen will, muß man die Eier zerbrechen.“

Das Palais des Kaiſers wurde in der verhängnisvollen Nacht ſo bewacht: im Hof ſtand eine Kompagnie des Sſemenowſchen Regimentes, die von den Verſchworenen gewonnen worden war. Im Schloß ſelbſt hielten Grenadiere vom Regiment Preobraſchensk unter

dem zu den Verschworenen gehörenden Leutnant Marin die Wache. Vor dem Schlafzimmer standen 24 Kürassiere unter Sablukow, der nach seinen Memoiren nicht in die Verschwörung eingeweiht war. Um 10 Uhr abends kam der Kaiser nach ihm ins Vorzimmer, behauptete, das Regiment bestünde aus Jakobinern, und schickte die Wache fort. Er teilte zugleich Sablukow mit, daß das Regiment künftig auf die Dörfer in der Umgebung Petersburgs verlegt werden würde.

Mitten in der Nacht näherten sich die Verschworenen vom Sommergarten her dem Palais. Auch die Preobraschensker wurden schnell gewonnen, der Zugang zu Paul war damit erreicht. Vor dem Schlafzimmer wachten zwei Kammerhusaren, von denen der eine Widerstand leistete. Man schlug ihn nieder und drang in das Schlafzimmer ein. Von diesem aus führte eine Tür zu den Gemächern der Kaiserin, aber Paul hatte sie aus Mißtrauen vermauern oder nach anderen nur verschließen lassen.

Der Kaiser war erwacht und hatte sich hinter einen Bettschirm geflüchtet. Bennigsen und Subow teilten ihm mit, daß er zugunsten Alexanders abdanken müsse. Paul weigerte sich und suchte seinen Degen zu ergreifen. Darüber kam es zu einem Handgemenge mit den trunkenen Offizieren wie einst in Ropscha, und Paul wurde mit einer Offiziersschärpe erwürgt.

Die Leiche wurde nun angekleidet und geschminkt. Paul sollte einem Schlagfluß erlegen sein.

Als Alexander den Tod seines Vaters erfuhr, war er außer sich, denn er hatte durchaus geglaubt, Paul würde nur der Krone beraubt werden. Er mußte aber wohl oder übel mit dem Geschehenen rechnen und im Winterpalais die Huldigungen seiner Untertanen entgegennehmen.

Ein Teil der Verschworenen hat es so dargestellt, als ob Pauls Witwe daran gedacht habe, sich zur Regentin erklären zu lassen. Es ist das im höchsten Grade unwahrscheinlich. Es widerspricht nicht nur dem echt weiblichen, sanften Charakter der Kaiserin, sondern erscheint auch unter den gegebenen Umständen fast unmöglich. Alexander war ein verheirateter Mann und sehr beliebt, worauf-hin sollte seine Mutter da Regentin werden? Aber dieses Märchen wurde schon damals vielfach geglaubt, obgleich ihm nichts anders zugrunde zu liegen scheint, als daß die Dame unter dem Ein-

druck, daß Alexander ſchon vorher von dem geplanten Attentat wußte, ſich vielleicht zu harten Worten über ihn hinreißen ließ.

Am andern Morgen leiſtete alle Welt Alexander den Treueid.

Die Nachricht vom Tode des unglücklichen Kaiſer Paul erregte in den Reſidenzen wie im ganzen Reich lauten Jubel. „Nie hat ein Thronwechſel allgemeineres Entzücken hervorgerufen," heißt es bei Heyking.

Peter der Große hatte nur zu viel Grund gehabt, in der Viſion dem Unglücklichen zuzurufen: „Armer Paul! Armer Paul!"

Alexander I.

Alexander war der ausgesprochene Liebling Katharinas gewesen. Sie hatte ihn Alexander Newski zu Ehren so nennen lassen, und sie wird nicht müde, der Freude, die ihr seine Entwicklung einflößte, Ausdruck zu geben. Als der Knabe sieben Jahre alt war, schrieb sie an Grimm:

„Alexander ist in Hinsicht auf Größe, Kraft, Intelligenz, Liebenswürdigkeit und Kenntnisse seinem Alter weit voraus; er wird meiner Meinung nach ein ganz ausgezeichneter Mann werden, falls seine Eltern (Katharina braucht hier für sie den Ausdruck „la secondaterie") seine Fortschritte nicht hemmen."

Katharina hatte für seine Erziehung eine besondere Instruktion ausgearbeitet und ihm in Laharpe einen Erzieher gegeben. Er lernte Deutsch, Französisch, Englisch und als Beschäftigung in den Mußestunden das Drechslerhandwerk. Mit echt großmütterlicher Freude wurden dem Freunde auch Anekdoten aus der Kinderstube des kleinen Prinzen mitgeteilt.

Alexander war 13 Jahre alt, als Katharina ihn so schildert:

„Er ist dem Körper wie dem Herzen und dem Geist nach eine Person von seltener Schönheit, Güte und Verständnis; er ist lebhaft und gründlich, zuverlässig und nachdenklich; seine Ideen sind tief, und alles, was er tut, geht ihm seltsam leicht von der Hand, so daß man meinen könnte, er habe nie etwas anderes getrieben; er ist für sein Alter groß und stark, aber zugleich flink und beweglich; mit einem Wort, er vereinigt in sich viel Widersprechendes, was bewirkt, daß er von seiner Umgebung heiß geliebt wird. Seine Altersgenossen folgen gern seinen Ratschlägen. Ich fürchte nur, daß die Frauen ihm gefährlich werden könnten. Das kann gar nicht anders sein, denn sein Äußeres ist hinreißend."

Wohl aus dieser Besorgnis heraus verheiratete Katharina, wie wir schon sahen, den Enkel bereits mit 15 Jahren.

Am 14. August 1792 verfällt sie in ihrem Brief an Grimm vor Entzücken sogar ins Deutsche:

„Das ist unser Herzblatt, und er weiß es und geht seinen Weg; der Kopf gehet ein wenig voraus, der Kopf ist schön; man vergißt, wenn man den Kopf sieht, daß der Herr nicht so ganz den Kopf steif hält und ihn ein wenig vorbeugt; dieses hat man ihm öfters reprochirt, aber wenn er tanzt oder reitet und den Kopf aufrichtet auf die Schultern, ja, da wird der Apollo von Belvedere gleich in die Gedanken kommen allen denen, die die Ehre haben, diesen zu kennen; das Majestätische von diesem ist da ganz und gar; das ist denn doch auch zu fett für 14 Jahre."

Am 7. April 1795 heißt es ferner:

„Elisabeth (Alexanders Frau) ist eine Sirene. Sie hat eine Stimme, die ins Herz dringt und hat das meine ganz und gar gewonnen. Ihr Mann hat sich von der Wiege ab immer an mich geklammert und hat, als er klein war, mir nie nahe genug sein können. Nun veranlaßt er seine Frau, sich so eng wie möglich an mich zu schmiegen und weiß sie nirgends besser aufgehoben. Er trägt dazu nicht wenig bei, „denn er ist denn doch das wirkliche Herzblatt". (Der Schlußsatz wieder deutsch.)

Die allzu frühe Heirat war kein Glück für Alexander, der durch sie zu einer Freiheit gelangte, die seiner Reife noch nicht entsprach. Die Lehrer, deren Unterricht er auch noch als Gatte genießen sollte, waren über die Veränderung, die mit ihrem Zögling vorging, sehr unzufrieden. Die Hofmeisterin der jungen Großfürstin, eine Gräfin Schuwalow, übte überdies einen nachteiligen Einfluß auf den Prinzen aus.

Gerade die entscheidenden Jugendjahre gestalteten sich für Alexander trotz aller Liebe der Großmutter ungünstig. Er mußte es aus Rücksicht für sie ertragen, daß ihr letzter Favorit es wagte, seiner Frau nachzustellen, und er mußte, als er älter wurde, von Zeit zu Zeit das frohe Zarskoje Sselo verlassen, um unter der Aufsicht des erbitterten Vaters in Gatschina Soldaten zu drillen. Darüber entwickelten sich in ihm die Neigung zu Verstellung und ein inneres Mißtrauen, dem die vom Vater ererbte Anlage nur zu sehr Vorschub leistete. Er blieb sein Leben lang verschlossen, mißtrauisch und ohne jede dauernde Anhänglichkeit. Auch diesen Charakterzug hatte er vom Vater. Je älter er wurde, um so mehr entwickelte sich auch in ihm der Sinn für äußere Ordnung, für den militärischen Drill.

Alexander hatte es unter der Regierung seines Vaters unendlich schwer. Laharpe hatte noch vor seinem Scheiden von seinem Zögling vergeblich versucht, Paul zu veranlassen, die ältesten Söhne nicht so hart anzufassen; der Kaiser brachte sie durch seine militärischen Grillen zur Verzweiflung und flößte ihnen eine tödliche

Furcht vor sich ein. Hatten doch Alexander wie Konstantin noch am Tage vor Pauls Tode Arrest!

Alexander war durch Laharpe mit liberalen Ideen erfüllt worden. Da mußte ihm das gewalttätige Treiben seines Vaters besonderen Abscheu einflößen; aber trotzdem konnte die Katastrophe, der Paul zum Opfer fiel, nur einen furchtbaren Eindruck auf ihn machen. Er ist ihn nie wieder los geworden und sie hat sein Leben höchst ungünstig beeinflußt. Sagte doch selbst der ungleich derber und rauher organisierte Konstantin zu Sablukow nach der Katastrophe: „Mein Bruder mag, wenn er will, regieren. Ich würde, falls mir der Thron zufiele, auf ihn verzichten." Und er hat in der Tat viele Jahre später auf ihn verzichtet.

Die Mörder blieben unbestraft; ja die beiden ältesten Subows und Pahlen fanden sogar Anfnahme in das von Alexander wieder ins Leben gerufene „Geheime Conseil". Auch Panin wurde wieder Minister. Aber Pahlen, den die Witwe Pauls aus gutem Grunde haßte, mußte bald seinen Abschied nehmen, und auch Panin wurde in nicht zu langer Zeit definitiv entlassen. Nur Bennigsen blieb dauernd in der Gunst Alexanders, was schwer zu verstehen ist.

Alexander setzte sofort alle Engländer in Freiheit und verzichtete auf die Großmeisterschaft der Malteserritter. Die „Geheime Kanzlei", d. h. die Geheimpolizei, wurde wieder einmal abgeschafft, und alle von Paul Verbannten wurden zurückberufen. Das war schon so üblich geworden.

Als Alexander zur Regierung kam, standen ihm zunächst drei junge Leute nahe, der Graf P. A. Stroganow, Nowossilzew und der polnische Fürst A. Czartoryski. Sie hießen das „Triumvirat". Die eigentliche Arbeit bei Ausführung der von Alexander geplanten Reformen leistete aber Speranski. Sohn eines Geistlichen im Wladimirschen Gouvernement, war er ursprünglich Professor am Geistlichen Seminar in Petersburg, trat aber dann in die Kanzlei des Senats über und erregte später als Chef der Kanzlei des Reichsrats die Aufmerksamkeit des Kaisers, der ihm großes Vertrauen erwies. Er war ein klarer, systematischer Geist und ein unermüdlicher Arbeiter, rechtschaffen und zuverlässig und mit den wirklichen Bedürfnissen des Reiches natürlich ungleich vertrauter als die vornehmen jungen Herren des Triumvirats. Speranski war ein ausgesprochener Freund Frankreichs.

Die erste Reform Alexanders bestand darin, daß er die Kollegien

durch acht Ministerien ersetzte. Das aus den Ministern bestehende „Ministerkomitee" sollte unter ihnen die erforderliche Einheit herstellen. Ein aus vier Departements bestehender Reichsrat, dem alle Minister angehörten, und dessen Mitglieder vom Kaiser ernannt wurden, sollte die Gesetze vorbereiten und redigieren.

Alexander hätte auch gern die Aufhebung der Leibeigenschaft bewirkt, aber sein Wille war nicht stark genug, um den geschlossenen Widerstand des Adels zu brechen. So beschränkte er sich darauf, allen Untertanen (d. h. auch den Staatsbauern und Freigelassenen) mit Ausnahme derer, die den Besitzungen der Gutsherren zugezählt waren, das Recht zu verleihen, Grundeigentum ohne Bauern zu erwerben. Die Edelleute erhielten ferner das Recht, Bauern freizulassen und gleichzeitig mit Land auszustatten. Klagen der Leibeigenen über erfahrene Mißhandlungen wurden nun wenigstens angenommen und die Peiniger bestraft, wenn auch meist nur dadurch, daß die schuldig befundenen Gutsherren unter Kuratel gestellt wurden. Sonst aber blieb die Leibeigenschaft im Inneren in ihrer ganzen Furchtbarkeit bestehen. Nur in den drei Ostseeprovinzen Est-, Liv- und Kurland wurde sie aufgehoben (1816—1819).

Die Verwaltung blieb auch unter Alexander in hohem Grade willkürlich, die Justiz bestechlich. Da alle Versuche, das Recht zu kodifizieren, gescheitert waren, lag ein ungeheuerer Wust von seit der Uloschenije von 1649 erlassenen Gesetzen und Verordnungen vor, in denen sich kein Mensch zurechtfand, und aus denen sich alles und jedes begründen ließ. An die Reinigung dieses Augiasstalles zu gehen, konnte sich Alexander nicht entschließen, obgleich der trostlose Zustand der Rechtsverhältnisse am dringendsten einer Reform bedurfte.

Für das Bildungswesen wurden immerhin Grundlagen gelegt, die nicht ganz ohne Folgen blieben. Der Plan, in jeder Parochie eine Volksschule errichtet zu sehen, kam zwar nicht zur Ausführung, wohl aber entstanden neben der deutschen Hochschule in Dorpat (1801) und der polnischen in Wilna noch russische in Petersburg, Charkow und Kasan, die sich zu der in Moskau gesellten. Die Zahl der Kreisschulen in den Kreisstädten wurde vermehrt, jede Gouvernementsstadt erhielt ein Gymnasium. So viel die Gymnasien und Universitäten auch noch zu wünschen übrig ließen, sie waren doch immerhin Bildungsstätten. Nur machte sich bald ein Übelstand bemerklich, der sich bis in die Gegenwart erhalten hat. Infolge der sozialen Kluft, die die verschiedenen Stände trennte, konnte sich

der Adel nicht entschließen, seine Söhne den öffentlichen Lehranstalten dieser Art anzuvertrauen; sie erhielten ihr Schülermaterial daher größtenteils aus den weniger gebildeten Schichten, die auf den Einfluß der höher gebildeten verzichten mußten. Die jungen Edelleute wurden entweder in einem Kadettenkorps resp. dem Pagenkorps erzogen oder erwuchsen zunächst unter dem Regiment von Hauslehrern, die vielfach aus französischen oder deutschen Abenteurern bestanden, deren Bildung völlig ungenügend war. Aus ihren Händen gingen sie dann in geschlossene Lehranstalten, die Lyzeen über, in denen sie nur eine Fachdressur erhielten. Auf lange hinaus wurde die Beherrschung fremder Sprachen und äußerer Formen als Ziel aller Bildung angesehen.

Alexander hatte sein Leben lang den Plan, Rußland eine Verfassung zu gewähren, und sowohl Speranski (1809) wie Nowossilzew (c. 1820) haben eine solche für ihn ausgearbeitet. Speranski wollte ihr Wolosttage zugrunde legen, über die sich Kreis- und Gouvernementstage und schließlich ein Reichstag erheben sollten. Die Initiative zu Gesetzen sollte allein dem Kaiser zustehen, sie sollten aber erst in Kraft treten, nachdem Reichstag und Reichsrat zugestimmt hatten. Die Wolosttage sollten alle drei Jahre stattfinden, die Angelegenheiten (der eine Anzahl Dörfer umfassenden) Wolost beraten und Vertreter zum Kreistag wählen, der auch alle drei Jahre zusammentreten, die Interessen des Kreises wahrzunehmen und Deputierte zum Gouvernementstag zu wählen haben sollte. Aus den Gouvernementstagen erwuchs dann der Reichstag, der in jedem Herbst für eine gewisse Zeit zusammentrat. Er wählte Kommissionen, die die Arbeit verrichteten. Beratungen im Plenum durften nicht stattfinden.

Der Verfassungsentwurf Nowossilzews sah ein Zweikammersystem vor. Der Senat war als Oberhaus gedacht; die zweite Kammer sollte teils gewählt, teils ernannt werden. Der Reichstag hatte nur eine beratende Bedeutung, durfte aber im Plenum beraten und abstimmen.

Beiden Verfassungsentwürfen gemeinsam war, daß sie gewisse Grundrechte aussprachen, die den einzelnen freien Untertan vor der Willkür der Beamten schützen sollten. (Schiemann.)

Die Kriege, die die erste Hälfte der Regierungszeit Alexanders ausfüllten und die Veränderung seiner Anschauungen, die in der

zweiten Hälfte eintraten, ließen es nicht dazu kommen, daß eine russische Verfassung ins Leben trat.

Paul hatte vor seinem Tode ganz ernsthaft den Plan gefaßt, ein Heer nach Indien zu schicken, um England aus ihm zu verdrängen. Davon wollte Alexander natürlich nichts wissen und er kam den Engländern auch darin entgegen, daß er sich von dem Neutralitätsbunde lossagte, der ihre unbedingte Herrschaft über die Meere einschränken sollte. Er näherte sich aber zugleich doch auch Frankreich und vereinbarte mit Napoleon, daß die mit Alexander verwandten deutschen Fürstenhäuser und der König von Sardinien für die ihnen zugefügten Verluste entschädigt werden und die ionischen Inseln unabhängig bleiben sollten. Aber Napoleon verletzte Alexander immer wieder, indem er Piemont annektierte, Neapel und Hannover besetzte. Die Ermordung des Herzogs von Enghien erregte in Petersburg die äußerste Entrüstung, und der Plan Napoleons, vom Lager von Boulogne aus nach England überzusetzen, stellte ein unerträgliches Übergewicht Frankreichs in Aussicht. So entschloß sich denn Alexander, zugleich mit England, Österreich, Schweden und Neapel Napoleon entgegenzutreten. Es ist bekannt, wie willkommen das diesem, der sich in Boulogne festgerannt hatte, war. Er wandte sich nun nach Osten. Am 20. Oktober 1805 kapitulierte Mack in Ulm, am 2. Dezember schlug Napoleon die Russen und Österreicher unter dem persönlichen Kommando ihrer Kaiser bei Austerlitz. Die Russen ließen 21 000 Tote und Verwundete auf dem Schlachtfelde, Franz II. aber schloß schleunigst den Frieden von Preßburg (26. Dezember). Ihm war am 15. Dezember der Allianzvertrag von Schönbrunn vorausgegangen, in dem die übertölpelten preußischen Diplomaten darin willigten, daß Preußen gegen den Gewinn von Hannover Neufchatel und seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich, Ansbach an Bayern abtrat. Bayern und Württemberg wurden nun von Napoleons Gnaden Königreiche, Baden ein Großherzogtum. Es entstanden das Großherzogtum Berg, das Fürstentum Würzburg. Napoleon schaltete in Deutschland, wie er wollte.

Der Zusammenstoß zwischen ihm und Preußen war jetzt unvermeidlich geworden und Alexander entschlossen, noch einmal das Waffenglück zu versuchen; aber Preußen erlag in der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806), noch ehe die russischen Truppen den deutschen Boden betreten hatten. Nur 14 000 Preußen unter L'Estocq konnten sich den russischen Heeren unter Buxhöwden und Bennigsen

anſchließen. Bennigſen mußte nach der Schlacht bei Pultusk (26. Dezember) Polen räumen und konnte auch in dem furchbaren Kampfgewühl von Pr. Eylau (7./8. Februar 1807) keinen Sieg erkämpfen, obgleich Napoleon zum erſtenmal nicht voller Sieger wurde. Die Schlacht bei Friedland (14. Juni) entſchied dann den Feldzug doch zu ſeinen Gunſten. Da auch die Türkei auf Napoleons Antrieb Rußland den Krieg erklärte, glaubte Alexander den Kampf nicht fortſetzen zu können, und entſchloß ſich zum Frieden von Tilſit (25. Juni). Rußland willigte darin ein, daß Preußen alle ſeine weſtlichen und die polniſchen Provinzen verlor, und daß das Großherzogtum Warſchau unter dem König von Sachſen als Großherzog entſtand. Es erkannte die von Napoleon geſchaffene Ordnung der Dinge, die Vaſallenſtaaten Neapel, Holland, Weſtfalen, den Rheinbund uſw. an, gab die ioniſchen Inſeln preis und erklärte ſich bereit, England den Krieg zu erklären, falls es nicht ſeinen Frieden mit Frankreich ſchloß. Dafür erhielt es den bisher preußiſchen Bezirk von Bialyſtok und die Ausſicht, mit Hilfe Frankreichs die Balkanhalbinſel mit Ausnahme Konſtantinopels und Rumeliens von den Türken zu ſäubern und Finnland erobern zu dürfen.

Die Ruſſen waren mit Recht über dieſen Frieden empört, und ihre Entrüſtung ſteigerte ſich noch, als Alexander nun Ludwig XVIII., der wieder ein Aſyl in Mitau gefunden hatte, abermals auswies, und als bekannt wurde, wie ſchändlich Napoleon mit der ſpaniſchen Königsfamilie umging.

Unter dieſen Umſtänden konnte auch das Zuſammentreffen in Erfurt die öffentliche Meinung nicht verſöhnen. Man war dort übereingekommen, daß Rußland Finnland, die Moldau und die Walachei erobern ſollte, während es Frankreich alle ſeine Beſitzungen und Joſeph Spanien und Weſtindien garantierte. Sollte Frankreich mit Öſterreich in einen Krieg geraten, ſo ſollte Rußland ihm beiſtehen. Beide Kaiſer wollten England zum Frieden mahnen und ihm ihre Häfen verſchließen, wenn dieſe Mahnung keinen Erfolg hatte.

Die Eroberung Finnlands vollzog ſich ſchnell, und als Guſtav IV., der durch ſeinen unſinnigen Haß gegen Napoleon dieſen Krieg herbeigeführt hatte, durch eine Revolution geſtürzt worden war, trat Karl XIII. im Frieden von Fredrikshamn (September 1809) das Land an Rußland ab. Als aber der Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich im Frühling 1809 ausbrach, leiſtete Rußland letzterem

nur scheinbar Hülfe, gewann aber trotzdem Ostgalizien, während Westgalizien an das Herzogtum Warschau fiel. (Im Frieden von Wien, 14. Oktober 1809.)

In Finnland ließ Alexander die bisherige Verfassung bestehen, nach der der Landtag aus vier Kammern: der des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern, bestand. Die Verwaltung hatte an der Spitze einen Generalgouverneur, dem ein aus zwei Departements bestehender Senat zur Seite stand. Ein Staatssekretär für Finnland und ein Komitee für finnländische Angelegenheiten vertraten das Interesse des Landes, dem nun auch der schon bisher russische Landesteil angegliedert wurde, in Petersburg. Finnland wurde nicht eine russische Provinz, sondern ein selbständiges Land, dessen Großfürst der Kaiser von Rußland war, und in dem allerdings russische Truppen neben einer kleinen eigenen Armee in Garnison lagen.

Alexander eröffnete den ersten Landtag selbst und war sehr gnädig gegen die Finnländer, wie er denn überhaupt den Grenzmarken ihre Eigenart ließ und nirgends russifizierte.

In dem sechs Jahre währenden Kriege mit der Türkei konnte die Eroberung der Moldau und der Walachei nicht erreicht werden. Als auch Österreich schließlich für die Integrität der Türkei eintrat, entschloß sich Alexander angesichts des drohenden Bruches mit Frankreich zum Frieden von Bukarest (28. Mai n. St. 1812), der die russische Grenze bis zum Pruth und der Kliliamündung vorrückte, die Fürstentümer aber der Türkei ließ. Ihre Hospodare wurden auf sieben Jahre ernannt und durften ohne Rußlands Zustimmung nicht abgesetzt werden. Nur Rumänen und Griechen durften in ihnen Ämter bekleiden, Türken sich nicht dauernd in ihnen aufhalten. Alle eroberten Landschaften sollten beiderseits zurückgegeben werden. Diesen Punkt legten die Russen so aus, daß sie Mingrelien und Grusien, die sich ihnen freiwillig unterworfen hatten, nicht zurückzugeben brauchten. So hatte Rußland auch an der asiatischen Grenze der Türkei festen Fuß gefaßt, was zur Eroberung des Kaukasus und später zur Unterwerfung der zentralasiatischen Khanate führen mußte. Wo immer ein Kulturstaat an räuberische Barbarenstämme grenzt, wird er durch die Natur der Dinge gezwungen, sie zu unterwerfen, da er nicht dulden kann, daß sie auf Kosten seiner Bürger leben.

Es war hoch an der Zeit, daß die unter Kutusow gegen die Türken kämpfenden russischen Heere frei wurden, denn der Zu-

ſammenſtoß mit Frankreich ließ ſich nicht länger vermeiden. Als eifrigſter Freund dieſes Landes galt am ruſſiſchen Hof Speranski, der ſich überdies noch durch ſein freimütiges Weſen Alexander mißliebig gemacht hatte. So wurde er denn im März 1812 entlaſſen. An ſeiner Stelle wurde Alexei Araktſchejew (geb. 1769) Günſtling des Kaiſers.

Er war als Artillerieoffizier nach Gatſchina gekommen und hatte ſich durch ſeinen Sinn für Drill und Gamaſchendienſt ſchnell Pauls Anerkennung erworben. Paul ernannte ihn zum Grafen und verlieh ihm große Güter.

Araktſchejew vergalt ihm das mit hingebendſter Treue, und das Attentat Pahlens hätte vielleicht nie zur Ausführung kommen können, wenn Paul ihn nicht vorher verbannt hätte. Araktſchejew war auch im Gegenſatz zu andern ruſſiſchen Günſtlingen uneigennützig und unbeſtechlich. Im übrigen aber war er ein beſchränkter, brutaler Menſch, der in einem ſtrengen Polizeiregiment die einzige Aufgabe des Staates ſah.

„Er verachtete", ſagt Götze, „die Menſchen im allgemeinen und die Beamten insbeſondere. Nichts ſchien ihm mehr Vergnügen zu machen, als die Menſchen erniedrigend zu behandeln, ſie recht zu demütigen und ihnen Unannehmlichkeiten zu erregen. Seine unglücklichen Bauern betrachtete er als ihm gehöriges Arbeitsvieh, und er bedrückte ſie mit Fronen, Abgaben und Strafen. Seine perſönliche Bedienung regalierte er, wenn ſie auch nichts verbrochen hatte, in übler Laune mit Ohrfeigen und Stockſchlägen. Auf ſeinem Landgut Gruſino ſtanden immer Fäſſer mit Salzwaſſer, in welchen Ruten und Stöcke weichten zur Beſtrafung des geringſten Verſehens ſeiner Hofleute."

Alexander hatte den Mann anfangs nicht gemocht; je mehr aber das Mißtrauen Herr über ihn wurde, um ſo mehr ſchenkte er ihm Vertrauen, und er machte ihn ſchließlich zu ſeinem ausgeſprochenen Günſtling, ſo daß man dieſe Periode in Rußland, nach Analogie der Bironowtſchina, die Araktſchejewtſchina nannte. Von dieſem „Wremenſchtſchik" ging eine Fülle von Roheit aus und ſetzte ſich in den Offizierkorps und der Beamtenwelt immer mehr feſt. Er wurde der böſe Geiſt Alexanders.

Alexander befand ſich doch in einer furchtbaren Lage, als ſich die „Große Armee" Napoleons gegen ihn in Bewegung ſetzte. Sie beſtand aus 680 000 Mann, und faſt alle Völker Europas hatten ihr Truppen einverleiben müſſen. Wir wiſſen heute, daß dieſes ungeheure Heer in keiner Weiſe den Armeen glich, mit denen Napoleon früher ſeine Erfolge errang; daß die Disziplin in ihm erſchüttert

und in manchem Kontingent kaum vorhanden war; daß auch die Offiziere nur widerwillig einen Feldzug mitmachten, der ihnen keinerlei Beute in Aussicht stellte und sie nur wieder von ihrem Vaterlande entfernte; daß die Intendantur vollständig versagte. Das wissen wir, aber das konnten die Russen damals noch nicht wissen. Wenn sie trotzdem den Kampf aufnahmen und mit einer Hingebung und Opferwilligkeit ohnegleichen durchfochten, so kann ihr Patriotismus nicht genug bewundert werden.

Der Verlauf des Feldzuges ist bekannt. Während es auf den Flügeln zu keiner entscheidenden Schlacht kam, drang die Hauptarmee auf der alten großen Heerstraße gegen Moskau vor, schlug die Russen, die anfangs Barclay de Tolly, später Kutusow kommandierte, bei Smolensk (14. August) und Borodino und nahm Moskau ein. Aber Napoleon hoffte vergeblich, daß Alexander nun Frieden schließen würde. Man zog ihn nur hin und verlegte ihm dann durch die Schlachten bei Tarutino und Malojaroslawetz den Weg nach Süden. So mußte Napoleon, dessen Truppen in dem verbrannten Moskau völlig verwildert waren, den Rückzug statt über Rjasan und Kaluga wieder über Smolensk nehmen, und ein ungewöhnlich harter Winter sowie der Guerillakrieg der Bauern taten das übrige.

Fast die ganze Armee ging in Rußland zugrunde, und ihre Reste verdankten ihre Rettung nur den Polen, die den Übergang über die Beresina ermöglichten.

Es gab im russischen Lager eine starke Partei, die meinte, man solle sich mit diesem Erfolge zufrieden geben, aber Alexander beurteilte den Charakter Napoleons zu richtig, um zu verkennen, daß der Korse die Niederlage nicht ungerächt lassen würde. So rückten denn die Russen in Deutschland ein und warfen im Verein mit Preußen und Österreich Napoleon nach manchen Zwischenfällen und Niederlagen (Lützen 2. Mai, Bautzen 20./1. Mai, Dresden 26. und 27. August 1813) durch die Schlacht bei Leipzig (16.—18. Oktober) aus ihm hinaus. Alexander drängte dann auch weiter, den Kampf durchzuführen bis ans Ende, und am 31. März 1814 fiel Paris. Am 11. April dankte Napoleon ab und wurde nach Elba verbannt.

Alexander hatte in dieser ganzen Zeit große Charakterstärke bewiesen, und seine Truppen hatten während der Befreiungskriege nächst den Preußen das Beste getan, um Napoleons Herr zu werden. Sein schönes Äußere und seine bestrickende Liebenswürdigkeit taten

das Ihrige, um ihn neben der bescheidenen, zurückhaltenden Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III. und der kalten, unsympathischen des Kaisers von Österreich überall in den Vordergrund des Interesses zu rücken. Er selbst war in der Zeit des Kampfes auf Leben und Tod mit dem furchtbarsten Heerführer der Zeit ein frommer Mann geworden, und seine Frömmigkeit hatte unter dem Eindruck, den der Tod seines Vaters auf ihn gemacht hatte, unwillkürlich eine mystische Färbung angenommen. Die Bekanntschaft mit Frau von Krüdener, Jung-Stilling, Baader, den Herrnhutern und anderen Freunden einer religiösen Hingabe über alle Dogmen und konfessionellen Schranken hinaus hatten diese Neigung nur noch vermehren können. Er glaubte nun die religiösen Anschauungen, die er gewonnen hatte, auch auf die Politik anwenden zu müssen und fühlte sich berufen, als ein auserwähltes Werkzeug Gottes an seinem Teil die politische Welt nach den Grundsätzen der christlichen Lehren zu gestalten.

Auf dem Wiener Kongreß wurde schließlich nach langen, gefährlichen Händeln und unter dem Eindruck der Wiederkehr Napoleons eine vierte Teilung Polens durchgesetzt, bei der Posen und Westpreußen bei Preußen, Galizien bei Österreich blieben, während das Herzogtum Warschau Rußland zufiel.

An der erneuten Niederwerfung Napoleons beteiligte sich Alexander mit aller Energie, und seine Truppen blieben zum Teil als Okkupationstruppen noch drei Jahre lang in Lothringen und der Champagne — ein Umstand, der wichtige Folgen haben sollte.

Auf dem Wiener Kongreß war festgesetzt worden, „daß die Polen als Untertanen Rußlands, Österreichs und Preußens eine Verfassung (une représentation) und nationale Institutionen erhalten sollten, die nach der Art politischer Existenz geregelt wären, die ihnen zu bewilligen die Regierungen für nützlich halten würden, denen sie gehören". Beides erhielten sie nur in Rußland. Alexander hatte eine große Vorliebe für die Polen, und er wollte, indem er ihnen eine Verfassung gab, sich zugleich davon überzeugen, ob er wohl später auch Rußland eine verleihen könne. Hat er doch von den liberalen Neigungen und Wünschen seiner Jugendjahre nie ganz lassen können.

Die Verfassung vom 27. November 1815 sprach zunächst die ewige Verbindung des „Königreichs Polen" mit Rußland aus und sicherte die ausübende Gewalt dem jeweiligen Kaiser von Rußland. Der Senat bestand aus den Prinzen des Herrscherhauses, den römisch-

katholiſchen Biſchöfen und ernannten Mitgliedern, deren Zahl nicht größer ſein ſollte als die Hälfte der Mitglieder der Deputiertenkammer. Dieſe beſtand aus 100 Landboten und 60 Vertretern der Städte. Der Reichstag ſollte alle zwei Jahre zu einer 30 Tage währenden Sitzung einberufen werden. Eine Geſetzesinitiative hatte er nicht. Der König und beide Kammern mußten übereinſtimmen, damit ein Geſetz zuſtande kam. Das Budget blieb aber unter allen Umſtänden in Kraft, bis ein neues beſchloſſen worden war. Die Verwaltung lag in den Händen des Staatsrates, dem außer den Miniſtern ein kaiſerlicher Kommiſſar angehörte, der die Intereſſen Rußlands wahrzunehmen hatte. Das Land zerfiel in acht Palatinate, denen Palatinatsräte vorſtanden. In Verwaltung, Gericht und Armee herrſchte ausſchließlich die polniſche Sprache — kein Fremder, auch kein Ruſſe durfte ein Amt bekleiden, falls er nicht länger als fünf Jahre im Lande lebte, Grundeigentum erworben hatte und das Polniſche ganz beherrſchte. Es gab ferner Garantien für die perſönliche Freiheit und Preßfreiheit.

Dieſe Verfaſſung war nach den Begriffen jener Zeit eine durchaus liberale, aber ſie konnte dem Verlangen der Polen, die ihr Vaterland von Rußland losgelöſt und in den Grenzen von 1772 wiederhergeſtellt ſehen wollten, nicht entſprechen, obgleich Alexander ihnen auch in bezug auf das ehemalige Litauen unglaublich weit entgegenkam und es duldete, daß die Polen in Wilna wie in Kiew durch Kirche und Schule, ſoviel ſie irgend konnten, poloniſierten.

Statthalter wurde der Großfürſt Konſtantin, der ein rechter Sohn ſeines Vaters war: im Grunde wohlwollend, aber launenhaft, jähzornig, tyranniſch und — mehr als der Vater — von ſeltſam rohen Umgangsformen. Auch er liebte den militäriſchen Drill über alles, war aber nicht ganz ohne Verſtändnis für das Innere des Kriegsweſens. Im übrigen ging es ihm wie den in Polen lebenden Ruſſen ſo oft: er ließ ſich von der perſönlichen Liebenswürdigkeit der Polen umſtricken, zumal ſeit er ſich von ſeiner deutſchen Gemahlin hatte ſcheiden laſſen und ſich mit einer Gräfin Grudzinska, die den Titel Fürſtin von Lowicz erhielt, morganatiſch vermählt hatte. So kam er mit den Polen ganz gut aus, und das polniſche Heer wurde unter ſeiner Leitung eine muſterhafte Truppe.

Vize-Statthalter wurde nicht der Fürſt Czartoryski, ſondern der alte General Zajonczek, ein Rußland ergebener, ſonſt aber ganz unbedeutender Herr. Ungleich bedeutender war der ruſſiſche Kom-

miſſar Nowoſſilzew, der urſprünglich den Polen freundlich geſinnt war, ſich aber in der neuen Stellung bald davon überzeugte, daß ſie überhaupt nicht zu verſöhnen waren und den beſtehenden Zuſtand durchaus als ein Proviſorium auffaßten.

Alexander war es ohne Zweifel herzensſache, daß die von ihm den Polen verliehene Verfaſſung ſich bewährte. Als er 1818 den Reichstag eröffnete, ſprach er: „Die liberalen Inſtitutionen, die ich Euch verlieh, ſind ſtets der Gegenſtand meiner Fürſorge geweſen, und ich hoffe ihren heilſamen Einfluß mit Gottes Hilfe auf alle Lande auszudehnen, die die Vorſehung meiner Fürſorge anvertraut hat."

Man kann ſich denken, welches Aufſehen dieſe Worte in Rußland erregen mußten. Die Konſervativen lauſchten ihnen mit Schrecken, die Jugend mit Entzücken; beide nahmen an und mußten annehmen, daß in nicht langer Zeit auch Rußland eine Verfaſſung in der Art der polniſchen erhalten würde.

Aber die Hoffnungen, die Alexander an dieſe Verfaſſung geknüpft hatte, erwieſen ſich nur zu bald als trügeriſche. Die neue Univerſität in Warſchau, die in Wilna, das Lyzeum in Kremencz — jede neue Bildungsanſtalt züchtete den Geiſt der Unverſöhnlichkeit mit Rußland, nährte die Hoffnung auf Wiederherſtellung der Unabhängigkeit Polens. Überall bildeten ſich geheime Geſellſchaften, auch in der Armee. Einige wurden entdeckt, aber damit war wenig gewonnen.

Alexander wurde ſtutzig. Der dritte Reichstag wurde erſt 1825 einberufen und die Öffentlichkeit der Verhandlungen wurde aufgehoben. Der Reichstag verlief zwar ruhig, aber bald nach ſeinem Schluß kam es in der Feſtung Samosz zu einem Aufſtand, der zwar bald unterdrückt wurde, aber wieder bewies, wie ſehr es in der Armee gärte, und wie unſicher die Zuſtände in Polen im Grunde waren.

In den ſorgenvollen Tagen, die dem Einbruch Napoleons in Rußland vorausgingen, hatte Alexander in der Bibel Troſt geſucht und gefunden. Als ſich dann durch den Einfluß ſeiner frommen Freunde und Freundinnen ſein religiöſes Leben noch vertiefte, gewann er ſie noch mehr lieb und wünſchte ſie allen ſeinen Untertanen zugänglich zu machen. Er ſah es daher gern, daß 1814 eine ruſſiſche Bibelgeſellſchaft entſtand, deren Präſident der Kultusminiſter und Oberprokureur des Synods Fürſt Golizyn, wurde und der alle

Metropoliten und die Präsidenten der evangelischen Konsistorien beitraten. Die Leiter der Gesellschaft beschränkten sich aber bald nicht darauf, die Heilige Schrift in guten Übersetzungen zu verbreiten, sondern brachten auch solche theosophischer und mystischer Schriften unter das Volk, ebenso Traktätchen, die von allen Dogmen der Konfessionen absahen. Da konnte denn eine Reaktion nicht ausbleiben. Die Seele derselben war der Archimandrit eines Klosters in Nowgorod, Photi. Götze charakterisiert ihn als „einen unwissenden Mönch, der wegen Kränklichkeit nicht einmal seinen Lehrkursus in der geistlichen Akademie absolviert hatte, dabei ebenso ungebildet wie eingebildet und von einem an Blödsinn streifenden Fanatismus war". Es gelang Photi, Araktschejew zu gewinnen, und dieser führte ihn dem Kaiser zu, der allmählich ein gewisses Gefallen an ihm fand. Auch der Metropolit von Petersburg Seraphim, die Kuratoren der Universität von Kasan, Magnitzki und Petersburg, Runitsch schlossen sich Photi an. Photi beschwor nun in einer Denkschrift den Kaiser, dem Treiben der Bibelgesellschaft ein Ende zu machen. Er verlangte die Entlassung Golizyns, die Unterordnung des Unterrichts unter die Geistlichkeit, das Verbot der Bibelverbreitung, alles dieses auf Grund einer ihm gewordenen göttlichen Offenbarung. Und Alexander gab wirklich nach (April 1824) und erfüllte die Wünsche Photis und Seraphims, der sie in einer ihm gewährten Audienz unterstützte.

Die Sinnesänderung Alexanders erregte in allen liberal gesinnten Kreisen peinliches Aufsehen. Ungleich größere Verstimmung aber rief eine militärische Maßregel hervor, deren Urheber Araktschejew war. Er meinte dem Heer wie dem Lande einen Dienst zu erweisen, wenn er die Truppen nach dem Muster der österreichischen Militärgrenze in Dörfern ansiedelte, wo sie in Friedenszeiten den Acker bestellen sollten. Diese Dörfer sollten dann ausschließlich das Militär liefern, so daß die übrigen Bauern auch während eines Krieges unbehelligt ihre Landwirtschaft betreiben konnten. Zu Militärkolonien sollten ausschließlich von Domänenbauern bewohnte Dörfer werden, und ihre Bewohner sollten keine anderen Lasten als zum Teil die allgemeine Wehrpflicht tragen. In jedem Dorf gab es künftig unbewegliche, d. h. nicht zum Militärdienst verpflichtete Bauern und bewegliche d. h. dienstpflichtige. Alle Kinder männlichen Geschlechtes wurden Kantonisten; wer über 45 Jahre alt wurde, gehörte zu den unbeweglichen. Die

Dörfer wurden zu Regimentern, Brigaden, Diviſionen zuſammengefügt.

Alexander erwärmte ſich für dieſen Plan, und Araktſchejew ging auf Grund eines Ukaſes vom 5. Auguſt 1816 an ſeine Ausführung. In ſeiner Weiſe, d. h. die Bauern ſollten künftig in Uniform und auf militäriſchen Befehl pflügen und allen ihren Beſchäftigungen nachgehen.

Die Unglücklichen gerieten in Verzweiflung und flohen in die Wälder, aber man fing ſie wieder ein und beſtrafte ſie grauſam. Die Soldaten waren nicht weniger unglücklich, denn ſie ſollten neben dem ja fortgehenden militäriſchen Drill noch als Landwirte tätig ſein. Die Offiziere flohen dieſe Kolonien, wenn ſie irgend konnten, nur die ganz armen und ganz rohen hielten es in ihnen aus. Es kam zu verzweifelten Aufſtänden, die Araktſchejew mit unmenſchlicher Grauſamkeit niederſchlug.

Die ruſſiſchen Offiziere hatten während des langen Aufenthaltes in Deutſchland und Frankreich Verhältniſſe kennen gelernt, die den in Rußland herrſchenden in jeder Weiſe überlegen waren. Voll Entſetzen nahmen ſie, als ſie in die Heimat zurückgekehrt waren, die überall herrſchende rohe Willkür, die Beſtechlichkeit der Juſtiz, die allgemeine Unbildung wahr. In den langen Kriegsjahren hatte ſich ferner die Disziplin unwillkürlich gelockert, man war mehr Krieger geworden als Soldat. Nun ſollte ſich alles wieder dem Drill fügen, der unter dem Einfluß Araktſchejews brutale Formen annahm. Jetzt kamen die Exerziermeiſter oben auf, und ihre Grobheit trat an die Stelle der höflichen Formen, die ſich in der ruſſiſchen Armee ausgebildet hatten. Es kam vor, daß der Großfürſt Konſtantin vor der Front einen Offizier deutſcher Abſtammung ſchlagen wollte und von ihm ſehr energiſch auf die Folgen einer ſolchen Ausſchreitung aufmerkſam gemacht werden mußte; daß der Großfürſt Nikolai die Offiziere des finnländiſchen Garderegimentes beſchimpfte und nicht ohne Mühe dazu gebracht wurde, ſich ſpäter zu entſchuldigen. Das Sſemenowſche Garderegiment bekam in der Perſon eines Oberſten Schwartz einen Kommandeur, der die Leute durch ſeine Pedanterie zur Verzweiflung brachte. Schließlich verweigerte eine Kompanie den Gehorſam (Oktober 1820) und die anderen folgten ihrem Beiſpiel, alle ließen ſich aber gutwillig in die Feſtung führen und dort gefangen halten. Trotzdem wurden nicht nur die Soldaten, ſondern auch die Offiziere in Linienregimenter

gesteckt und verbreiteten in ihnen die Erbitterung über die neuen Ordnungen.

Es bildeten sich nun auch in den russischen Offizierkorps geheime Gesellschaften, die eine Reform der russischen Verhältnisse planten. Natürlich gingen die Meinungen über sie sehr auseinander. Während den einen eine russische Verfassung in der Art der polnischen vorschwebte, dachten die anderen an die Auflösung Rußlands in eine Föderation von Republiken.

Hören wir, wie einer der Verschworenen, Lunin, der im Grodnoschen Husarenregiment diente und ein Liebling Konstantins war, rückblickend über die geheime Gesellschaft der Offiziere urteilte:

„Sie erscheint in der Chronik Rußlands wie Morgenröte, gleich der Magna Charta in der Chronik Englands. Daß sie zehn Jahre lang, von 1816—1826, unentdeckt bleiben konnte trotz des Mißtrauens einer ihr feindlichen Regierung, beweist die Weisheit ihrer Handlungen und die Sympathie, die das Volk für sie hegte. Unter Gefahren und Hindernissen wurde in dieser Zeit die wichtigste Aufgabe erfüllt. Indem sie mit verständiger Kraft auf die Masse des Volkes wirkte, verstand sie es, die Gedanken, die Gefühle, ja die Leidenschaften der verschiedenen Stände für eine Reform der Regierung zu gewinnen. Die wichtigsten Aufgaben einer konstitutionellen Regierung wurden so festgestellt, daß sie sich in einer näheren oder ferneren Zukunft verwirklichen mußten. Die Gesellschaft wurde der Ausdruck der Volksinteressen, indem sie verlangte, daß die Gesetze, die selbst denen unbekannt blieben, die sie anzuwenden berufen waren, verständig kodifiziert würden; daß in allen staatlichen Angelegenheiten die Öffentlichkeit an die Stelle des Kanzleigeheimnisses träte, das ihren Verlauf stört, indem es die Ausschreitungen der Beamten vor der Regierung und dem Volke verbirgt; daß das Gerichtsverfahren schnell und darum mündlich, öffentlich und unentgeltlich wäre; daß die Verwaltung nach bestimmten Regeln und nicht nach persönlicher Willkür verfahre, damit Talente, in welchem Stande immer sie sich zeigten, im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt sich betätigen könnten, damit durch die Wahl der Beamten unwissende und bestechliche Personen dem Dienst ferngehalten würden, und damit über die Verwendung der öffentlichen Gelder öffentlich Rechenschaft abgelegt würde.

Das Branntweinmonopol, das die unteren Klassen in Laster und Armut stürzt, sollte durch ein anderes Steuersystem ersetzt, die Dienstzeit im Heer verringert, der Sold der Soldaten erhöht werden. Die Militärkolonien, die auf ungesetzlicher Grundlage ruhen und ihr Ziel nicht erreichen, sollten, um neue Schandtaten und neues Blutvergießen zu vermeiden, abgeschafft werden, veraltete, den Handel und die Industrie einschränkende Verordnungen aufgehoben werden. Es sollte schließlich die Geistlichkeit durch eine Sicherung ihrer materiellen Lage unabhängig gemacht und befähigt werden, ihres Amtes zu warten."

Das Programm dieses Verschwörers wird man nicht radikal finden, es gab innerhalb der Gesellschaften aber natürlich auch sehr anders geartete Geister, die vor dem Gedanken an Ermordung des

Kaiſers und der Großfürſten nicht zurückſchreckten, wie z. B. Jakubowitſch, wenn auch die Mehrzahl der Verſchworenen, die der Blüte des ruſſiſchen Adels angehörte, von dergleichen nichts wiſſen wollte. Alle Verſchworenen aber machten ſich nicht klar, daß Verſchwörungen unter dem Militär unter allen Umſtänden das größte Unglück ſind, das einen modernen Staat treffen kann, weil alle ſtaatlichen Ordnungen im letzten Grunde auf der allein bewaffneten militäriſchen Macht ruhen und jede politiſche Tätigkeit innerhalb dieſer Macht zu Bürgerkriegen und ſchließlich zum Säbelregiment führen muß.

Es gab zwei große geheime Geſellſchaften, eine nördliche, in der Nikita Murawjew, Rylejew und die Fürſten Obolenski und Trubezkoi die Führer waren, und eine ſüdliche mit den Führern Peſtel, Murawjew-Apoſtol, Beſtuſchew-Rjumin u. a. Die ſüdliche Geſellſchaft war die radikalere; ſie ſuchte und fand auch Fühlung mit den polniſchen Geheimgeſellſchaften. Eine dritte, kleinere Geſellſchaft war der „Bund der vereinigten Slawen", der einen Förderativſtaat aller ſlaviſchen Völker erſtrebte.

Das Beſtehen geheimer Geſellſchaften innerhalb des Offizierkorps war Alexander durchaus bekannt. Er hatte ſchon 1821 eine militäriſche Geheimpolizei eingerichtet (Ruſſiſche Wandlungen), und es hatten ſich auch Verräter gefunden. Alexander wußte auch, daß die Liebe, die ihm einſt ſein Volk entgegentrug, mehr und mehr erloſch.

Am 26. September 1815 war auf Alexanders Betrieb die Heilige Alliance geſchloſſen worden, ein Bund, dem ſchließlich außer England und der Türkei alle Staaten Europas beitraten. In ihm aber gelobten die Herrſcher: „gemäß den Worten der Heiligen Schrift, die allen Menſchen befiehlt, ſich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, ſich ſtets Beiſtand und Hilfe zu leiſten, ihre Untertanen als Familienväter zu beherrſchen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten."

Von dieſem Geſichtspunkt aus hielten ſich die Monarchen für wie berechtigt ſo auch verpflichtet, jede Auflehnung gegen die beſtehenden Zuſtände, ſie ſeien wie ſie ſeien, mit vereinten Kräften niederzuſchlagen und ganz Europa ihrem Polizeiregiment zu unterwerfen. Auf den Kongreſſen von Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821), Verona (1822) wurden unter dem Einfluß Metternichs die ſchärfſten Maßregeln gegen die liberalen Bewegungen in

Italien, Spanien, Deutschland und Frankreich getroffen, wurden in Italien und Spanien die unwürdigsten Regierungen mit Waffengewalt wieder mit unbeschränkter Macht ausgerüstet, wurde in Deutschland die Hetze gegen die Burschenschaften in Szene gesetzt. Indem Alexander ganz in den Bann dieser reaktionären Doktrinen geriet, kam es so weit, daß er, der „rechtgläubige" russische Kaiser, der Enkel Katharinas selbst in dem Aufstand der Griechen nur eine Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit sah. Er ließ Ypsilanti fallen und ertrug es sogar, daß die Türken zu Ostern 1821 den Patriarchen Georgios an der Tür der Patriarchenkirche erhängten und eine ganze Anzahl Metropoliten umbrachten.

Alexanders Verhalten mußte dem gemeinen Mann in Rußland ganz unbegreiflich erscheinen, in den gebildeten Kreisen aber die äußerste Erbitterung erregen. Er war deshalb jetzt doch entschlossen, gegen die Türkei vorzugehen und „den Orient zu befreien, wie er einst dem Abendlande das Joch Napoleons vom Nacken genommen hatte" (Schiemann). Er mochte wohl annehmen, daß die nationale Begeisterung allen geheimen Gesellschaften ein schnelles Ende bereiten würde. An seinem Plan, Rußland eine Verfassung zu verleihen, scheint er bis zuletzt festgehalten zu haben.

Alexander spielte immer mit dem Gedanken, dem Thron zu entsagen und sich in das Privatleben zurückziehen. Da Konstantin den Thron nicht besteigen wollte und Alexander ihn auch nicht für geeignet hielt, Kaiser zu werden, hatte Konstantin auf die Nachfolge verzichtet. Die betreffende Urkunde vom 16. August 1823 wurde im Original in der Himmelfahrtskirche in Moskau, in Abschriften im Senat und im Synod aufbewahrt, doch waren nur sehr wenige Personen in das Geheimnis eingeweiht: der Großfürst Nikolai, der Metropolit von Moskau Philaret, Araktschejew und Fürst Golizyn. Auf den Umschlägen der Dokumente stand nur die Mitteilung, daß sie nach Alexanders etwaigem Tode „vor jeder anderen Handlung" geöffnet werden sollten. Alexander behielt es sich eben vor, die Thronbesteigung Nikolais noch selbst zu veranlassen.

Alexander starb am 1. Dezember (19. November) 1825, nachdem er die Krim bereist hatte, unerwartet in Taganrog.

Theodor Schiemann urteilt über ihn in seiner vortrefflichen „Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I." so:

„Alexander hinterließ eine Welt brutaler Tatsachen: die durch seine Schuld bestehende Ungewißheit über die Nachfolge im Reich; eine große, organisierte

Militärverschwörung, von der er seit vier Jahren wußte und deren Entwickelung er beobachtet hatte wie ein Zuschauer das Spiel auf der Bühne; er hinterließ das polnische Problem, das er gezüchtet hatte, die türkische Verwickelung, die sich zugespitzt hatte zur Wahl zwischen politischer Demütigung oder Krieg; eine feile Justiz und eine Verwaltung, in der Willkür und Ungerechtigkeit die Zügel führten; ein durch offizielle Heuchelei zerrüttetes Schulwesen; eine Kirche, deren einflußreichste Häupter Männer waren wie Seraphim und Photi; wirtschaftliche und finanzielle Verhältnisse, die erst begannen, sich aus völligem Niedergang zu erheben; endlich den Fluch Rußlands — die Leibeigenschaft."

So war es.

Persönlich war Alexander von hinreißender Liebenswürdigkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er immer das Beste wollte, aber die von seinem unglücklichen Vater ererbten Anlagen zu Mißtrauen und Treulosigkeit und seine unter so schwierigen Verhältnissen verlebte Jugend sowie die furchtbaren Umstände, unter denen er auf den Thron kam, bewirkten, daß sein Charakter ein unendlich komplizierter wurde, daß Wohlwollen und Menschenverachtung, ein edler Sinn und Verschlagenheit, aufrichtige Frömmigkeit und große Härte nebeneinander in ihm Platz fanden und abwechselnd zur Geltung kamen. Er war im Grunde ein sehr unglücklicher Mann und machte auch viele Menschen sehr unglücklich.

Nikolai I.

Der kriegerische Sinn der Germanen hatte sich im Hause Holstein-Gottorp wie in so manchem anderen deutschen Fürstenhause in die Freude am Gamaschendienst, an dem Anblick in Automaten verwandelter Soldaten umgesetzt. Wir sahen schon, wie diese Neigung Peter III. und Paul zum Verhängnis wurde. Aber auch der sonst so ganz anders geartete Alexander war von ihr nicht frei geblieben, und sie hatte sich mit den Jahren verstärkt. Diese Neigung, die dem russischen Charakter so ganz widerspricht, hat sehr dazu beigetragen, daß sich der Offizierkorps eine steigende Erbitterung bemächtigte.

Sie war in dem Großfürsten Nikolai ganz besonders lebendig. Der im Jahre 1796 geborene Prinz war eine geborene Soldatennatur im Sinne der deutschen Hauptleute und Majore, die in der technischen Ausbildung der Soldaten ihre höchste Aufgabe sehen, und in ihrer Sphäre so nützlich sind. Nikolai hatte die Kriege gegen Frankreich seiner Jugend wegen nicht mitmachen, mithin kriegerische Erfahrungen nicht sammeln können; sein ganzes Interesse aber war trotzdem dem Militärwesen zugewandt. Er hatte weder wissenschaftliche noch ästhetische Neigungen, ihm war nur wohl auf den Exerzierplätzen und Paradefeldern. Da sich auf ihnen Erfolge nur durch strenge Disziplin erreichen lassen, war er von früh auf ein Fanatiker des Gehorsams und sehr geneigt, die für das Militär unentbehrliche Forderung blinder Unterordnung auf alle menschlichen Verhältnisse zu übertragen. Er meinte, die Welt ließe sich leicht genug ordnen, wenn sie nur vom rechten Gehorsam erfüllt wäre. Der Monarch, der nur Gott verantwortlich war, hatte zu befehlen, seine Untertanen zu gehorchen. Sache des Monarchen war es allerdings, dafür zu sorgen, daß die Untertanen zu ihrem Besten kommandiert wurden.

Nikolai hatte, als der letzte Krieg gegen Napoleon zu Ende ging, Deutschland und Frankreich, später auch England bereisen dürfen. Überall war ihm die Verehrung entgegengetreten, die man Alexander als dem Befreier Europas zollte. So hatte sich in ihm die Anschauung gebildet, daß im Grunde die Russen allein Napoleon gestürzt hatten, und er bekam und behielt dauernd eine sehr übertriebene Vorstellung von der Macht Rußlands.

Nikolai hatte am 1. Juli 1817 die Prinzessin Charlotte von Preußen, die Tochter Friedrich Wilhelms III., geheiratet und sich dann mit allem Eifer dem geliebten „Dienst" gewidmet. Über die von ihm gemachten Erfahrungen hat er sich selbst so ausgesprochen: „Im Herbst 1818 hatte der Kaiser die Gnade, mich zum Kommandeur der zweiten Brigade der ersten Gardedivision zu machen. Kurz vorher hatte ich die Verwaltung des Ingenieurwesens übernommen. Ich lernte mein Kommando kennen und überzeugte mich bald, daß der Dienst ganz anders ging, als er dessen mir gegenüber ausgesprochenem Willen entsprach; anders auch als ich ihn selber verstand, denn die Vorschriften waren uns fest eingeprägt. Ich begann streng einzugreifen, ich allein. Denn was ich aus Gewissenspflicht rügte, wurde überall gestattet, sogar von vielen Kommandeuren. Die Lage war höchst schwierig, denn Gewissen und Pflicht gestatteten mir nicht anders zu handeln; aber dadurch brachte ich Kommandeure und Untergebene gegen mich auf und zwar um so mehr, als man mich nicht kannte und nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Die Unterwürfigkeit war verschwunden und nur in der Front bewahrt; die Achtung vor den Vorgesetzten war völlig abhanden gekommen und der Dienst ein leeres Wort, denn es gab weder Vorschrift noch Ordnung, sondern alles geschah nach Willkür, gleichsam widerwillig, damit man nur in den Tag hineinleben konnte." Nikolai erzählt dann, daß er die untüchtigen Offiziere unbarmherzig fortgeschickt habe.

Nun stimmen alle Sachverständigen darin überein, daß sich nach den langen Kriegen die Disziplin im russischen Heer in der Tat in unzulässiger Weise gelockert hatte, aber die rauhe Art, in der Nikolai mit den Offizieren umging, war wenig geeignet, ihnen den Dienst lieb zu machen.

Der Großfürst wußte, daß sein älterer Bruder Konstantin auf den Thron verzichtet hatte, er also nach dem Tode oder dem Rücktritt Alexanders Kaiser werden sollte. Alexander zog ihn aber in

keiner Weise zu den Regierungsgeschäften heran, und Nikolai fuhr, so lange Alexander lebte, fort, eine rein militärische Tätigkeit auszuüben.

Alexander hatte, wie wir schon sahen, die Abdankungsurkunde Konstantins im Original in der Himmelfahrtskirche in Moskau, in Abschriften im Senat, im Synod und im Reichsrat niedergelegt, und auf jedem Umschlag befand sich die Anweisung, ihn sofort nach seinem Tode zu öffnen. Er hatte gemeint, daß dadurch jeder Möglichkeit einer Ungewißheit über die Thronfolge vorgebaut sei und im übrigen über die Sache völliges Stillschweigen bewahrt. Kam man seiner Anordnung nach, so konnte auch niemand darüber im Zweifel sein, daß Nikolai nach Alexanders Tode Kaiser wurde. Das geschah aber nicht gleich, sondern Nikolai ließ, aus Rücksicht auf die ihm feindliche Stimmung der Garden, zunächst Konstantin als Kaiser ausrufen und leistete ihm den Huldigungseid, während Konstantin in Warschau Nikolai als Kaiser proklamierte und ihm huldigen ließ. Als man nun das im Reichsrat deponierte Dokument las, erfuhren seine Mitglieder zu ihrer Überraschung, daß nicht Konstantin, dem sie eben erst Treue geschworen hatten, ihr Kaiser war, sondern Nikolai. Dieser weigerte sich aber auch jetzt noch, ihre Huldigung entgegenzunehmen und schrieb an Konstantin, daß er sich als sein Untertan fühle. Konstantin schickte seinerseits seinen Bruder Michail nach Petersburg, um Nikolai seiner treu untertänigen Gefühle zu versichern. Der Großfürst traf am 3. Dezember in Petersburg ein, wo schon alle Dokumente im Namen Kaiser Konstantins ausgefertigt wurden. Es gab eine heillose Verwirrung. Nikolai bat nun Konstantin schleunigst nach Petersburg zu kommen, um dort persönlich und öffentlich dem Thron zu entsagen, Konstantin war aber dazu nicht zu bewegen.

Während diese Verhandlungen zwischen Petersburg und Warschau gepflogen wurden, erhielt Nikolai am 12. Dezember von dem General Diebitsch, der Alexander nach Taganrog begleitet hatte, die Mitteilung, daß in der im südlichen Rußland garnisonierenden zweiten Armee eine weit verzweigte Verschwörung unter den Offizieren entdeckt worden sei. Nikolai entschloß sich nun doch dem Hin und Her ein Ende zu machen und sich am 14. Dezember als Kaiser huldigen zu lassen.

Die verschworenen Gardeoffiziere wollten die Gelegenheit benutzen, um die längst geplante Umwälzung herbeizuführen, aber nie

war eine revolutionäre Erhebung schlechter organisiert und verlief kläglicher als diese.

Nikolai wußte, daß es auch in der Garde Verschworene gab, und ahnte auch, daß der Tag, an dem ihm gehuldigt werden sollte, schwerlich ohne ernste Unruhen verlaufen würde. Als er seine Uniform anzog, sagte er zu dem Generaladjutanten von Benkendorf: „Heute abend sind wir vielleicht beide nicht mehr auf der Welt. Wir sterben wenigstens in Erfüllung unserer Pflicht." Um 7 Uhr morgens huldigten ihm die Kommandeure der verschiedenen Gardetruppen im Palais, um 11 Uhr sollten in der Hofkirche der Senat, der Synod, der Reichsrat und die Hofstaaten den Eid der Treue leisten.

Das Winterpalais kehrt eine seiner Langseiten der Newa, die andere einem großen Platz zu, den im Süden das Generalstabsgebäude begrenzt. Weiter stromabwärts liegt der lang gestreckte Bau der Admiralität und vor ihr ein zweiter Platz, auf den der Newski Prospekt, der Wosneßenski Prospekt und die Gorochowaja münden. Noch weiter westlich liegt mit der Giebelseite zum Fluß der Senatspalast, vor dem, mit der Isaakskirche im Süden, sich der Senatsplatz ausdehnt. Auf ihm steht das Denkmal Peter des Großen. Alle drei Plätze hängen zusammen und hatten damals keinerlei Anlagen. Die Isaakskirche war im Bau begriffen, allerlei für sie bestimmte Baumaterialien lagerten am Ufer des Flusses.

Die Verschworenen faßten am 12. Dezember den Entschluß, am 14. loszuschlagen. Sie wollten die Soldaten, denen sie einredeten, Nikolai halte Konstantin in Warschau gefangen, an diesem Tage auf den Senatsplatz führen, wo der Oberst Fürst Trubezkoi das Kommando übernehmen sollte. Nach dem Siege sollte der Thron für erledigt erklärt werden, und Reichsrat und Senat sollten eine aus fünf Personen bestehende provisorische Regierung ernennen. Eine konstituierende Versammlung sollte dann über die Zukunft Rußlands bestimmen. Im Falle eines Mißerfolges wollte man sich auf die Militärkolonien in Nowgorod zurückziehen.

Am Morgen des 14. erreichten zuerst etwa 800 Mann vom Moskauer Leibgarderegiment den Senatsplatz, und zu ihnen stießen später das Bataillon der Garde-Marineinfanterie sowie Teile der Garde-Grenadiere. Im ganzen waren zuletzt etwa 2000 Mann versammelt. Trubezkoi, der sich in den Kriegen als ein tapferer Mann erwiesen hatte, versagten im entscheidenden Augenblick die

Nerven, er war nirgends zu finden. An seiner Stelle übernahm Leutnant Fürst Obolenski das Kommando. Die Garde-Artillerie, auf die die Verschworenen mit Sicherheit gerechnet hatten, wurde durch ihren Kommandeur, den Großfürsten Michail, bewogen, dem Kaiser treu zu bleiben. Obolenski konnte nicht den Entschluß fassen anzugreifen, sondern stellte nur seine Leute zwischen dem Senatspalast und dem Denkmal Peters des Großen in Karres auf. Oberst Stürler, der die Grenadiere beschwor, dem Kaiser treu zu bleiben, wurde von dem Leutnant Kachowski erschossen.

Auf dem Platz vor dem Winterpalais hatten sich große Volksmassen versammelt. Der Kaiser trat furchtlos unter sie und las ihnen persönlich das Manifest, das Konstantins Thronentsagung mitteilte, vor. Das Volk jubelte ihm zu, während es auf dem Senatsplatz mit den Verschworenen sympathisierte. Mittlerweile kamen auch die treu gebliebenen Truppen, die Garde zu Pferde, die Garde-Artillerie, die Regimenter Preobraschensk und Ssemenow herbei.

Es war ein bitter kalter Tag. Auf dem Senatsplatz hielten die meuternden Truppen, vor dem Winterpalais die treu gebliebenen. In ihrer Mitte hielt der Kaiser zu Pferde und ganz nahe von ihm der Oberst Bulatow, der fest entschlossen war, ihn zu erschießen, aber nicht den Mut dazu fand. (Rosen.) Vergeblich suchten nacheinander der Kommandeur des Gardekorps Woinow und der Großfürst Michail die Meuterer, denen sie volle Amnestie versprechen durften, zu bewegen, auseinanderzugehen. Als dann der Graf Miloradowitsch, der beliebteste General der Armee, furchtlos an die Verschworenen herantritt, wurde er vom Leutnant Kachowski erschossen. Fünf Angriffe der Leibgarde zu Pferde wurden von den Meuterern abgewiesen. Auch der Versöhnungsversuch, den der Metropolit Seraphim in vollem Ornat unternahm, scheiterte.

Der Kaiser konnte sich lange nicht entschließen, gegen die Verführten, die ja in ihrer Art durchaus loyal waren, mit vollem Ernst vorzugehen, er mußte es aber schließlich doch tun. Nach ein paar Kartätschenschüssen lief alles auseinander.

Auch ein Aufstandsversuch der Verschworenen der zweiten Armee wurde vom General Geismar ohne viel Mühe niedergeschlagen. Pestel, Murawjew-Apostol und andere wurden gefangen und nach Petersburg gebracht, wo eine Untersuchungskommission der Verschwörung auf den Grund zu kommen suchte. Ein besonderer Gerichtshof verurteilte dann fünf der Verschworenen zum Tode am

Galgen, 123 in verschiedenen Kategorien zu Zwangsarbeit in Sibirien.

Die inquisitorische Art, in der die Untersuchung geführt wurde, das, wie damals geglaubt wurde, ritterliche Verhalten der Angeklagten und die Härte, mit denen die Verurteilten später behandelt wurden, haben dazu geführt, daß man die „Dekabristen" in Rußland weit nachsichtiger beurteilt, als sie beurteilt zu werden verdienen und in ihnen in erster Reihe irregeleitete Idealisten sieht. Das waren sie zweifellos meist, aber ihr Idealismus war doch ein höchst gefährlicher und kann es in keiner Weise entschuldigen, daß gebildete und zum Teil schon hochgestellte Offiziere eine Verschwörung gegen ihren rechtmäßigen Monarchen bildeten. Um von denen, die die kaiserliche Familie ermorden wollten, ganz zu schweigen. Auch scheint, wie Schiemann nachweist, das Verhalten der Herren keineswegs immer so ritterlich gewesen zu sein, wie man damals annahm.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß keineswegs nur Pestel, Murawjew-Apostol, Rylejew, Bestuschew-Rjumin und Kachowski, die gehängt wurden, den Tod verdienten, und daß Nikolai gegen nicht wenige der Verschworenen, z. B. den Fürsten Trubezkoi, mit einer gewissen Milde verfuhr, aber es war allerdings eine unberechtigte Härte, wenn er den Frauen, die ihren verurteilten Männern nach Sibirien folgten, nach dem Tode dieser Männer die Heimkehr verwehrte und die Begnadigung, wo sie erfolgte, daran knüpfte, daß die Begnadigten zunächst im Kaukasus als Gemeine dienten. Diese Maßregeln bewirkten gerade, daß man geneigt war, in den Dekabristen in erster Reihe Opfer kaiserlicher Willkür zu sehen.

Die Verschwörung hatte auf den Kaiser natürlich einen großen Eindruck gemacht. Er schrieb ihre Entstehung in erster Reihe der mangelhaften Disziplin zu und zog die Zügel in der Armee nun immer fester an. Da die eiserne Zucht, die er hier hielt, sich zu bewähren schien, übertrug er sie auch auf die Zivilbevölkerung. Alle Welt wurde auch hier in Uniform gesteckt, nicht nur die Beamten, sondern auch die Lehrer, ja die Schüler. Es gab nur eine Tugend: blinden Gehorsam. Alle Initiative war ausschließlich dem Monarchen vorbehalten, der der Wächter der Gesetze war, aber durchaus über ihnen stand. Da der Kaiser tatsächlich doch nicht überall sein konnte, schuf er sich in der Geheimpolizei, die jetzt „die dritte Abteilung Seiner Majestät höchsteigener Kanzlei" hieß, ein besonderes Organ, dessen Aufgabe es war, nicht nur die Privatpersonen, sondern auch

alle Behörden bis zu den höchsten hinauf zu überwachen. Ihr Chef, erst Graf Benkendorf, dann Fürst Orlow hatte zu jeder Zeit das Ohr des Kaisers. In jeder Stadt saß ein blau uniformierter Gendarmerieoffizier, der überall Zutritt hatte und Klagen gegen jedermann entgegennahm und eventuell nach Petersburg weiter gab. Da nur durchaus unbescholtene und unbestechliche Männer zu diesen Stellungen zugelassen wurden, wirkte diese Gendarmerie keineswegs nur verderblich. Es befanden sich in ihren Reihen sehr wohlwollende Personen, die nicht nur äußerlich taktvoll — was immer verlangt wurde, — sondern auch im Interesse der Unterdrückten wirkten und der Beamtenkorruption erfolgreich entgegentraten, aber das ganze Institut arbeitete doch durchaus willkürlich, und das Geheimnis, in das alle seine Handlungen gehüllt waren, machte es der Bevölkerung im höchsten Grade verhaßt.

Je älter Nikolai wurde, um so mehr entwickelte sich in ihm ein Kultus der Einfachheit, die Überzeugung, daß sich durch Reglements alles erreichen lasse. So kam er dazu, alle Bewohner seines Reiches auch zur Annahme einer Sprache, einer Konfession veranlassen zu wollen. „Ein Kaiser, eine Sprache, eine Religion," dieser Formel zuliebe unterdrückte er, so viel es sich irgend als möglich erwies, die lokalen Institutionen und ließ fanatische Geistliche staatlich unterstützte Propaganda unter seinen nicht griechisch-katholischen Untertanen treiben, obgleich er persönlich kein Fanatiker war. Überall und in allen Dingen erschien ihm das Gradlinige als das Richtige. Als die Bahn Petersburg-Moskau gebaut wurde, zog er auf der Karte mit Hilfe des Lineals einen geraden Strich und nach ihm mußte sie gebaut werden, obgleich der Weg nur durch unergründliche Sümpfe führte und alle bewohnten Orte nicht berührte.

Andrerseits setzte Nikolais Energie durch, daß die seit Peter dem Großen von allen Regierungen vergeblich erstrebte neue Kodifikation der Gesetze stattfand (1830). Unter ihm wurde ferner ein neues Kriminalrecht erlassen (1845). Die Justiz blieb aber während seiner Regierung ebenso bestechlich wie die Verwaltung.

Es versteht sich, daß ein Mann von der Art Nikolais nur für die angewandten Wissenschaften ein gewisses Verständnis hatte. Alle abstrakten hielt er für vollständig unnütz und nur dazu geeignet, revolutionäre Ideen wachzurufen. Er war daher auf die Hochschulen schlecht zu sprechen und dachte nach 1848 sogar daran, sie

ganz zu beseitigen. Man brachte ihn nur mit Mühe dahin, zu dulden, daß jede Universität wenigstens 300 Studenten aufnehmen durfte.

Nikolai hätte am liebsten seinen Untertanen ganz verboten, das revolutionär infizierte Abendland zu besuchen. Da sich das nicht durchführen ließ, erschwerte er wenigstens den Besuch des Auslandes durch eine hohe Paßsteuer. Die Literatur des Abendlandes aber wurde durch eine mit größter Strenge gehandhabte Zensur möglichst überwacht, und diese Zensur hielt auch die einheimische Literatur und Presse in strenger Zucht.

Natürlich fanden die revolutionären Schriften trotzdem ihren Weg nach Rußland und wirkten um so verhängnisvoller, weil sie mit dem Reiz des Verbotenen verbunden waren und niemand ihnen frei und sachlich entgegenwirken konnte.

An das Grundübel aller russischen Verhältnisse, an die Leibeigenschaft, wagte Nikolai sich nicht heran, obgleich er es als solches wohl erkannte. Er schaffte die Militärkolonien nach einiger Zeit ab, und Araktschejew gewann auf ihn keinen Einfluß; aber er mochte wohl fühlen, daß er der Aufgabe, die Bauern zu befreien, nicht gewachsen war. So blieb hier im wesentlichen alles beim alten, und die Leibeigenen trugen, in Unbildung und Aberglauben versunken, ihr Los geduldig weiter. Es kam nur selten zu Aufständen, die dann mit großer Härte niedergeschlagen wurden.

Wie furchtbar das Schicksal der Leibeigenen sich gelegentlich gestalten konnte, bewiesen die Vorgänge, die sich in den letzten Tagen Alexanders auf dem Landgut Araktschejews abspielten. Dort hatten zur Verzweiflung gebrachte Bauern die Maitresse Araktschejews ermordet, und er nahm an ihnen eine so furchtbare Rache, wie nur je ein grausamer Tatarenkhan oder asiatischer Großkönig.

Die ungemessene Vorstellung, die Kaiser Nikolai von der Macht und Bedeutung Rußlands hatte, steigerte sich noch, als die Revolution 1848 tatsächlich Rußland fern blieb. Und dieses Selbstgefühl imponierte wieder den abendländischen Fürsten und Völkern und ließ auch sie Rußlands Können sehr überschätzen.

In einem Kriege mit Persien (1826—1828) nahmen die Russen unter Paskiewitsch Eriwan und Tabris und erlangten im Frieden von Turkmantschai die Provinzen Eriwan und Nachitschewan. Der Besitz dieser Provinzen wie der von Gruſien und Mingrelien zwang Rußland, auch die Bergvölker des Kaukasus zu unterwerfen, da sie

durch ihre räuberischen Überfälle den Verkehr zwischen Rußland und diesen Landschaften immer wieder störten. Diese Aufgabe, die erst 1859 gelöst werden konnte, kostete Rußland ungeheure Opfer an Menschen und Geld, denn die russischen Soldaten erlagen zu vielen Tausenden dem ungewohnten Klima und den Kämpfen unter ihnen so ungewohnten Bedingungen, wie sie das Hochgebirge mit sich brachte. Andrerseits wurde der Kaukasus für zwei Generationen der russischen Offiziere die hohe Schule für den Krieg und gab ihnen wie ihren Untergebenen Gelegenheit, höchste Tapferkeit und größte Selbstverleugnung zu üben. Die Romantik dieser Kämpfe hat in der russischen Dichtung durch Lermontow, Puschkin u. a. schönen Ausdruck gefunden.

So sehr Nikolai jede revolutionäre Bewegung verabscheute, so konnte er doch nicht umhin, zugunsten des Aufstandes der Griechen eine Ausnahme zu machen und für sie der Türkei gegenüber einzutreten. Als die russisch-englischen Vorschläge, nach denen das sonst freie Griechenland ein Lehn der Türkei werden sollte, verworfen wurden, kam es zum Londoner Vertrage (Juni 1827), auf Grund dessen Rußland, England und Frankreich der Türkei ihre Vermittlung anboten. Als die Pforte auf diesen Vorschlag mit der Ausschiffung eines ägyptisch-türkischen Heeres im Peloponnes antwortete, vernichteten die Flotten der drei Mächte die türkische bei Navarin (Oktober). Aber die Türkei gab noch nicht nach, und es kam zum Kriege mit Rußland. Die Russen nahmen nun Kars, Achalzik und Erzerum in Asien, setzten in Europa über die Donau, eroberten Varna und Silistria und nahmen, nachdem sie den Balkan überschritten hatten, Adrianopel. In Asien kommandierte Paskiewitsch, in Europa erst Fürst Wittgenstein, dann Diebitsch. Die Pforte gab nun nach. Sie erkannte die Unabhängigkeit Griechenlands an, bestätigte die Bedingungen des Friedens von Bukarest und trat Achalzik sowie einige Inseln in den Donaumündungen an Rußland ab. Dieser Krieg hätte Rußland einen volleren Erfolg gebracht, wenn Nikolai sich nicht schon bei seinem Ausbruch verpflichtet hätte, keinen Gewinn an Land und Leuten zu beanspruchen. Sein Vorgehen gegen die Türkei sollte dadurch im Lichte vollständiger Uneigennützigkeit erscheinen.

Die Julirevolution versetzte Nikolai in die äußerste Entrüstung, obgleich er den Erlaß der Preßordonnanzen durch Karl X. entschieden mißbilligte. Er wünschte, daß der kleine Herzog von Bordeaux als

Heinrich V. zum König ausgerufen werden, Louis Philipp nur die Regentschaft für ihn führen sollte. Er bemühte sich, Preußen und Österreich dazu zu bewegen, gemeinsam mit Rußland in diesem Sinne zu intervenieren, und schickte, um das durchzusetzen, Diebitsch nach Berlin. Die polnischen Truppen sollten in diesem Feldzuge die Avantgarde bilden und weder Nikolai noch Konstantin ahnten, wie unzuverlässig diese Regimenter waren. Der Plan scheiterte an dem Widerstande Preußens und Österreichs.

Nikolai hatte die Verfassung Polens aufrecht erhalten und auch den polnischen Reichstag zweimal 1825 und 1830 zusammenberufen. Das Land erfreute sich einer verhältnismäßig großen Freiheit, und sein Wohlstand war, dank der Intelligenz des Finanzministers, des Fürsten Druzki-Lubezki, in stetem Steigen. Lubezki rief einen Hypothekenverein ins Leben, gründete die polnische Bank und schuf die Tuchindustrie in Lodz. Die Polen, die staatsmännische Einsicht besaßen und etwas zu verlieren hatten, erkannten sehr wohl, daß ihre Lage eine verhältnismäßig günstige war, und daß für sie jetzt alles darauf ankam, Nikolai und die Russen nicht herauszufordern, sondern zunächst nur die bestehenden Zustände zu erhalten. So dachten die „Weißen", die Konservativen. Anders die „Roten", die Idealisten und nationalen Schwärmgeister oder, um mit Lubezki zu reden, „die Ärzte und Advokaten ohne Praxis und die Subalternoffiziere, die höhere Stellungen erstrebten." Sie hielten den Augenblick für günstig, um Polen von Rußland loszureißen, Litauen und die an Preußen und Österreich gekommenen Provinzen zurückzugewinnen. Sie hofften das mit Hilfe der Liberalen in England und Frankreich durchsetzen zu können.

Am 17. November a. St. 1830 suchten die Zöglinge der Warschauer Junkerschule unter der Führung des Leutnants Wysocki den Großfürsten Konstantin gefangen zu nehmen und riefen die Armee und das Volk zum Kampf gegen Rußland auf. Es gelang dem Großfürsten sich zu retten, die Truppen meuterten aber in der Front, und der Pöbel ermordete eine Anzahl russenfreundlicher Beamter. Es trat dann eine provisorische Regierung zusammen und ernannte Chlopiczki, der sich unter Napoleon ausgezeichnet hatte, zum Höchstkommandierenden. Vergebens versuchten die besonnenen Elemente dem kommenden Unheil zu steuern und setzten durch, daß Druzki-Lubezki und Graf Jezierski nach Petersburg geschickt wurden, um den Kaiser womöglich zu versöhnen. Nikolai verlangte vor

allem unbedingte Unterwerfung. Nun bekamen die Radikalen das Heft in die Hand. Lubezki und Chlopiczki traten aus der provisorischen Regierung aus und Fürst Radziwill erhielt, widerwillig genug, das Oberkommando über die Truppen. Der Reichstag aber erklärte das Haus Romanow für abgesetzt.

Der Ausgang des nun entbrennenden Kampfes konnte trotz der verzweifelten Tapferkeit der Polen nicht zweifelhaft sein, und das um so weniger, weil die radikalen Elemente in Warschau jede Stetigkeit im Kommando unmöglich machten. Auf Radziwill folgte Skrzynecki, auf diesen Dembinski, dann Malachowski.

Die Cholera, an der der Großfürst Konstantin und Diebitsch, der anfangs die Russen führte, starben, verzögerte den Eintritt der Katastrophe, aber im September nahm Paskiewitsch von Wola aus Warschau ein, und die noch im Felde stehenden polnischen Truppen mußten die Waffen strecken oder über die Grenze fliehen.

Polen verlor nun seine Selbständigkeit und wurde später, statt in die alten Palatinate, in zehn russische Gouvernements eingeteilt. Der Reichstag, die Ministerien, die Selbständigkeit der polnischen Armee hörten auf, die russische Behördenverfassung wurde auch in Polen eingeführt. Wer von den Aufständischen nicht ins Ausland entkommen war, wurde streng bestraft. Nikolai, der seiner eigenen Aussage nach von Jugend auf eine große Abneigung gegen die Polen — und die Juden — hatte, war nicht der Mann dazu, ihnen gegenüber Gnade zu üben. In Warschau schaltete nun in seinem Namen der Feldmarschall Graf Paskiewitsch-Eriwanski als Statthalter. Alle höheren Beamtenstellen wurden an Russen vergeben, die konfiszierten Güter bekamen russische Generale. Die Universitäten in Warschau und Wilna wurden aufgehoben, alle Schulen dem russischen Ministerium der Volksaufklärung unterstellt. Polen wurde behandelt wie eine eroberte, als unzuverlässig bekannte Provinz, die durch ein starkes in sie verlegtes Heer niedergehalten werden mußte.

Die revolutionären Bewegungen, die Europa im Jahre 1848 erschütterten, pflanzten sich nicht nach Rußland fort. Die nach außen so erfolgreiche und glänzende Regierung des Kaisers schmeichelte dem nationalen Stolz, und das eiserne Regiment, das er führte, ließ jeden Widerstand aussichtslos erscheinen. Trotzdem sah ein Teil der Gebildeten nur mit steigendem Unwillen jeden geistigen Fortschritt unterdrückt und wurde politisch um so radikaler, da ihm

jede Möglichkeit geraubt war, die aus Westeuropa kommenden Theorien an der Hand der Praxis auf ihren Wert zu prüfen. So wandte man sich den Lehren der kommunistischen Franzosen zu und suchte sie sich in kleinen, geheimen Kreisen anzueignen. Ein solcher Kreis sammelte sich um einen Beamten im Auswärtigen Amt Michail Butaschewitsch-Petraschewski, und dieser Kreis suchte durch lithographierte Schriften Propaganda zu machen. Das wurde entdeckt, und die Teilnehmer wurden, soweit man sie ermittelte, mit furchtbarer Strenge bestraft. Einundzwanzig Personen — unter ihnen der Dichter Dostojewski — wurden zum Tode verurteilt und erst auf dem Richtplatze zu langjähriger Strafarbeit begnadigt.

Da die Untersuchung in Sachen der „Petraschewskischen Verschwörung" streng geheim geführt wurde, weiß man nicht, inwieweit die angeblich Verschworenen überhaupt bestimmte Ziele verfolgt und Taten geplant hatten. Es scheint fast, als ob sie eben nur die Werke der französischen Sozialisten und Kommunisten gelesen und sich an ihnen berauscht hätten. Immerhin hatten sich in diesem Fall in Rußland zum erstenmal junge Leute der verschiedensten Stände: Gardeoffiziere, Studenten, Lehrer, Subalternbeamte zu politischen Zwecken zusammengetan.

Kaiser Nikolai fühlte sich so sehr als Schutzherr der Legitimität wie nur je sein Bruder Alexander und sein Vater. Die Vorgänge in Ungarn hätten ihn daher auch dann mit äußerstem Unwillen erfüllen müssen, wenn er nicht noch einen besonderen Grund gehabt hätte, die baldige Niederwerfung der Magyaren zu wünschen. Es focht ein großer Teil der polnischen Emigranten in den Reihen der Aufständischen, und es unterlag keinem Zweifel, daß ein siegreiches Ungarn versuchen würde, seinerseits den Polen zu Hilfe zu kommen. Nikolai bot daher dem Kaiser von Österreich seine Hilfe an, und sie wurde nach der Unabhängigkeitserklärung Ungarns (14. April 1849) und der Einnahme von Ofen durch Görgey (3. Mai 1849) angenommen. Ein russisches Heer unter Paskiewitsch rückte nun in Ungarn ein und zwang Görgey, bei Vilagos zu kapitulieren. Er ergab sich mit 23 000 Mann den Russen (13. August). Triumphierend berichtete Paskiewitsch seinem kaiserlichen Herrn: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät.

Es ist bekannt, wie das Eintreten Nikolais für die Dänen alle Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner zuschanden machte, und wie er in Olmütz Preußen zwang, auf jeden Versuch zu verzichten,

Deutschland politisch enger zusammenzuschließen, als es durch den Deutschen Bund geschah. Er stand auf dem Gipfel seiner Macht. Wo immer der bildschöne, die äußere Würde des Fürstentums in vollendeter Weise vertretende Kaiser sich zeigte, drängten sich die Konservativen aller Länder huldigend um ihn, die Kavaliere Österreichs, die Junker Deutschlands sahen in ihm den zuverlässigsten Schutz gegen die Revolution. In seinem eigenen Lande fand er blinden Gehorsam; seine Heere hatten überall erfolgreich gefochten. Es erschien ihm nichts mehr unerreichbar.

Der erste Krieg mit der Türkei war sehr viel schneller und günstiger verlaufen, als Nikolai zu hoffen gewagt hatte, und er hielt im Jahre 1853 den Augenblick für gekommen, Konstantinopel und mit ihm den Schlüssel zum Schwarzen Meer zu gewinnen. Preußens glaubte er sicher zu sein; Österreich war, wie er meinte, durch Dankbarkeit an ihn gefesselt. Es erschien ihm unmöglich, daß Frankreich unter einem Napoleon sich mit England je verbinden könne. Gelang es Nikolai jetzt, dieses zu gewinnen, so hoffte er leicht mit der Pforte fertig werden zu können. Eine Reihe ganz von Rußland abhängiger griechisch-katholischer Staaten: die Moldau, die Walachei, Bulgarien, Serbien, Montenegro sollten entstehen, Konstantinopel zunächst nur unter Rußlands Protektion gestellt werden.

In diesem Sinn sprach Nikolai mit dem englischen Botschafter Lord Seymour. Er nannte den Sultan einen kranken Mann, dessen Ende vor der Tür stehe, und dessen Hinterlassenschaft man verteilen müsse. England sollte Ägypten und Kreta nehmen dürfen. „Sind wir einig, so bin ich in bezug auf das übrige westliche Europa ganz ohne Sorge; was die anderen denken, hat im Grunde wenig Bedeutung."

England war für diesen Plan nicht zu haben, und „die anderen" waren wenig erbaut, als sie erfuhren, wie geringschätzig Nikolai über sie urteilte. Am wenigsten Frankreich, dessen neuer Kaiser ohnehin militärischer Erfolge bedurfte, um den Staatsstreich, der ihn auf den Thron erhoben hatte, vergessen zu machen. Der Streit um die heiligen Stätten, der in Palästina zwischen den griechisch- und den römisch-katholischen Christen bestand, schien ihm eine erwünschte Gelegenheit zu bieten, als Schutzherr der letzteren Kirche zu erscheinen. Er näherte sich daher England, und beide Staaten beschlossen, die Ausführung der Pläne Nikolais nicht zu dulden. Als im Juli 1853 russische Truppen unter Gortschakow die Donaufürsten-

tümer als „Pfand“ beſetzten, lief eine engliſch-franzöſiſche Flotte in die Beſika-Bai ein. Die Türkei weigerte ſich, ein Schutzrecht Rußlands über ihre chriſtlichen Untertanen anzuerkennen und verlangte die Räumung der Donau-Fürſtentümer. Als dieſe nicht erfolgte, erklärte ſie Rußland den Krieg (4. Oktober 1853). Als dann eine ruſſiſche Flotte die türkiſche im Hafen von Sinope vernichtete (30. November), wurde Palmerſton in England Miniſter, und England und Frankreich erklärten Rußland den Krieg (28. März 1854).

Das ruſſiſche Heer unter Paskiewitſch ging im März über die Donau, nahm die Dobrudſcha und belagerte Siliſtria, ſtieß aber auf entſchloſſenen Widerſtand. Die Flotten der Verbündeten liefen nun in das Schwarze Meer, bombardierten den Militärhafen von Odeſſa und zerſtörten die kleinen ruſſiſchen Häfen am Fuß des Kaukaſus. Eine engliſche Flotte kreuzte in der Oſtſee und zwang Rußland dadurch, einen beträchtlichen Teil ſeines Heeres in den Oſtſeeprovinzen und Finnland zu laſſen. Ein anderer war zur Überwachung Polens erforderlich. Obgleich nun eine Landung der Franzoſen in der Dobrudſcha ſcheiterte, gaben die Ruſſen doch die Belagerung von Siliſtria auf, gingen über den Pruth zurück uud räumten die Donau-Fürſtentümer, in die nun mit Zuſtimmung des Sultans und der Weſtmächte die Öſterreicher einrückten.

Immerhin erkannte man im Lager der Verbündeten, daß damit noch kein großer Erfolg erreicht war. Ein Kriegsrat in Varna beſchloß daher, den ruſſiſchen Kriegshafen in der Krim, Sſewaſtopol einzunehmen. Gelang das, ſo war die mit ſo großen Koſten errichtete ruſſiſche Seemacht im Schwarzen Meer vernichtet.

Am 4. September 1854 landeten 50000 Engländer und Franzoſen und 6000 Türken in Eupatoria, ſchlugen die Ruſſen unter Menſchtſchikow an der Alma und bezogen im Süden von Sſewaſtopol an der Bucht von Balaklawa ein feſtes Lager.

Der nun beginnende Feſtungskrieg war nicht eigentlich eine Belagerung, denn die Feſtung wurde nie eingeſchloſſen, ſondern ein Kampf um ihre Befeſtigungen, die von dem genialen Todleben vor dem Feinde zu faſt uneinnehmbaren Bollwerken gemacht wurden. Die Ruſſen, die den Hafen durch ihre verſenkten Kriegsſchiffe geſchloſſen hatten, blieben von Norden her immer in Verbindung mit der Feſtung und konnten ihre Beſatzung verſtärken und verproviantieren, während die Verbündeten, zu denen ſeit dem Januar 1855

noch 15 000 Sardinier geſtoßen waren, freien Zugang vom Meer her hatten.

Elf Monate lang rangen hier die Gegner unter den größten Entbehrungen, die ihnen insbeſondere durch einen harten Winter auferlegt wurden, miteinander.

Nikolais Stolz hatte es ihm unmöglich gemacht, rechtzeitig einzulenken, als ſeine Hoffnung, die Türkei leicht zu überrennen, ſich als trügeriſch erwies, die Türkei eine ungeahnte Widerſtandskraft entfaltete und England und Frankreich ihr zu Hilfe kamen. Nun mußte er erleben, daß auch Öſterreich ihn im Stich ließ und ſich den Weſtmächten immer mehr näherte, und daß ſelbſt Preußen ſich weigerte, ſeine Pläne zu unterſtützen. Als nun der Krieg die ganze Korruption enthüllte, die unter dem Schein peinlichſter „Ordnung" in Wahrheit den ganzen ruſſiſchen Staat erfüllte, brach das Herz des herriſchen Fürſten. Er erfuhr noch, daß ein Angriff der Ruſſen auf Eupatoria geſcheitert war, und ſtarb am 2. März 1855.

Nikolai war eine imponierende Perſönlichkeit. Ein Pole, der ihn 1829 ſah, ſchildert ihn ſo:

„Ich muß geſtehen, daß kein Menſch in der Welt je auf mich einen größeren Eindruck gemacht hat als der Kaiſer Nikolaus. Er war damals in der vollen Blüte ſeiner Schönheit und kaiſerlichen Majeſtät. Wuchs, Haltung und Geſicht ließen ihn wie einen Herrn der Welt erſcheinen. Ich kann mir den Grund nicht erklären, aber mein Herz flog ihm ſofort zu. Ich konnte ihm nicht ins Geſicht ſehen, ſo überwältigend majeſtätiſch ſah er aus. (Michail Czaikowski bei Schiemann.)

Friedrich Wilhelm IV. aber ſchrieb auf die Nachricht vom Tode des Kaiſers: „Einer der edelſten Menſchen, eine der herrlichſten Erſcheinungen in der Geſchichte, eines der treueſten Herzen und zugleich einer der höchſten Herren dieſer engen Welt iſt vom Glauben zum Schauen abberufen worden. Ich danke Gott auf den Knien, daß er mich würdigte, bei dem Tode des Kaiſers Nikolaus tief betrübt zu ſein, daß er mich gewürdigt, ſein Freund im ſchönſten Sinne des Wortes zu werden und in Treue zu bleiben."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kaiſer Nikolai I. immer das Beſte gewollt hat, aber es unterliegt ebenſowenig einem Zweifel, daß er die Bedürfniſſe ſeines Landes und ſeiner Zeit nicht erkannte. Wie ſein Bruder Alexander wandte er ſeine Aufmerkſamkeit in erſter Reihe den auswärtigen Angelegenheiten zu und beſchränkte ſich im Innern darauf, eine militäriſch gedachte Ordnung aufrechtzuerhalten. Er erkannte nicht, daß Rußland viel zu groß geworden war, um noch abſolutiſtiſch regiert werden zu können. Er wollte alles ſelbſt ſehen, ſelbſt beſtimmen und brachte es deshalb nie über den Schein der Ordnung hinaus, während Gericht und Ver-

waltung so korrumpiert blieben wie nur je vorher. Die unselige Leibeigenschaft aber verdarb immer wieder auch den Herrenstand in Grund und Boden.

Die an Händen und Füßen gebundene russische Landeskirche war während Nikolais Regierung wie erstarrt, blieb den zahllosen Sekten gegenüber ganz ohnmächtig und ließ sich willig zu politischen Zwecken mißbrauchen; für die Bildung des Volkes geschah nicht nur nichts, sie wurde ihm vielmehr als staatsfeindlich absichtlich möglichst ferngehalten. Alles was bildungsfreundlich im Lande war, wurde durch die bis zur Lächerlichkeit strenge Zensur, durch die im tiefsten Geheimnis ihres Amtes waltende Geheimpolizei in die äußerste Opposition gedrängt. Immer mehr gewöhnte sich die russische Intelligenz daran, in dem Staat einen Feind zu sehen, fanden die radikalen Theorien des Westens Anklang. Die russischen Schriftsteller lernten es meisterhaft, sie in unangreifbarer Weise zu verbreiten; an die Stelle des offenen Manneswortes trat überall die Satire.

Großes Unheil brachte der Wunsch Nikolais, alle seine Untertanen auch in Sprache und Religion übereinstimmend zu sehen, über die Grenzmarken. Die Unierten in Westrußland wurden mit Gewalt gezwungen, wieder griechisch-katholisch zu werden — nur die Eparchie Cholm blieb uniert, als die unierten Bischöfe auf dem Konzil von Polozk 1839 um Anschluß an die Landeskirche „petitionierten." In den Ostseeprovinzen versprachen Agenten fanatischer Gesellschaften und Beamten den Bauern Land, um sie zum Übertritt zur griechischen Kirche zu bewegen, und hatten damit Erfolg, denn nicht nur die Erwachsenen, die sich zur „Anmeldung" hatten verleiten lassen, konnten unter keinen Umständen wieder zum Protestantismus zurückkehren, auch ihre Kinder wurden der neuen Konfession zugezählt, selbst wenn sie noch so sehr dagegen protestierten. Alle Kinder aus gemischten Ehen wurden ausnahmslos griechisch. Es leuchtet ein, wie viel Herzleid mit dieser Art Bekehrung verbunden sein mußte.

Nikolai war ein ausgesprochener Freund der Deutschen, weil er bei ihnen ungleich öfter Verständnis für seinen Ordnungsbegriff fand als bei den Russen. Er erregte dadurch bei seinen russischen Untertanen großes Ärgernis und verstärkte noch die Abneigung, die bei ihnen ohnehin schon gegen deutsches Wesen bestand. Gerade das, was Nikolai an der deutschen Art anzog: die Neigung, die Dinge systematisch zu betreiben, die willige Unterordnung unter einen als berechtigt anerkannten Zwang, die Treue auch im kleinen,

widerſtand und widerſteht noch dem ruſſiſchen Empfinden. Der Ruſſe iſt unter dem Einfluß der Begeiſterung zu den höchſten Leiſtungen fähig, aber die tägliche treue Kleinarbeit iſt ſeine Sache nicht, was, wo er mit dem Deutſchen konkurrieren muß, leicht zur Folge hat, daß er unterliegt. So war es auch im Heeres- und Staatsdienſt unter Nikolai, und das erregte den Unwillen der Ruſſen. Die Tugenden der Deutſchen ſind ihnen unſympathiſch; deshalb ſehen ſie ſie doppelt ungern ihnen ſelbſt verſagte Erfolge erringen. Die Regierung Nikolais hat dieſe ſeit den Tagen Birons beſtehende Abneigung, ohne es zu wollen, noch ſehr verſtärkt.

Wie die meiſten europäiſchen Völker waren auch die Ruſſen im 19. Jahrhundert reich an literariſchen Talenten, und die geiſtigen Strömungen des Abendlandes fanden ihren Niederſchlag auch in Rußland. Die ruſſiſchen Dichter und Schriftſteller gingen auch in dieſer Periode noch faſt ausſchließlich aus dem Adel als der einzigen Volksſchicht hervor, in der eine gewiſſe Bildung zur Herrſchaft gelangt war. Dieſe Bildung trug noch einen ſehr oberflächlichen Charakter und war infolge des mangelhaften Zuſtandes der Schulen ſehr ungenügend fundamentiert, aber gerade der Umſtand, daß alle dieſe Autoren mit heutigem Maßſtabe gemeſſen Autodidakten waren, verlieh ihren Arbeiten eine außerordentliche Friſche und Energie. Was auf dieſem Neuland wuchs, wurde mit ſchöner Begeiſterung begrüßt und ſchon aus dem regen Nationalgefühl heraus liebevoll gepflegt. Der Hof, und an ſeiner Spitze die Gemahlin und ſpätere Witwe Pauls, die Kaiſerin Maria Feodorowna, unterſtützten jedes neu entdeckte Talent, literariſcher Ruhm öffnete auch den Zugang zum Hof- und Staatsdienſt. Schukowski wurde Erzieher des Thronfolgers und Vertrauensmann der kaiſerlichen Familie; Gogol, der nie eine Univerſität beſucht hatte, erhielt eine Profeſſur; Schiſchkow wurde Kultusminiſter. Die ruſſiſchen Dichter der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörten größtenteils noch den oberſten ſozialen Schichten, der „Snatj“ oder der hohen Beamtenwelt an. Puſchkin ſtammte, wie Batjuſchkow und Akſakow, aus altem Bojarengeſchlecht; der Vorfahr Karamſins war ein tatariſcher Fürſt; Dmitriew, Oſerow, Gribojedow waren Söhne alter Adelsfamilien. Dieſe jungen Herren dienten erſt in einem vornehmen Garderegiment und traten dann in den Zivildienſt über, in dem es nicht wenige zu hohen Stellungen brachten. Dmitriew wurde Juſtizminiſter, Gribojedow wurde als ruſſiſcher Geſandter in Perſien ermordet. Die meiſten Mitglieder der

literariſchen Geſellſchaft „Arſamaß“ nahmen ſpäter hohe Staatsämter ein. Das zügelloſe Treiben in der großen Welt brachte mehr als einem ruſſiſchen Dichter Unheil: Batjuſchkow bezahlte es mit geiſtiger Umnachtung, Puſchkin und Lermontow fielen — Puſchkin 48, Lermontow erſt 27 Jahre alt — im Duell.

Auf das Zeitalter der pſeudoklaſſiſchen und der pädagogiſchen Literatur folgte das einer ſentimentalen, die in Rußland in Karamſin (1766—1826) und Dmitriew (1760—1837) ihre bekannteſten Vertreter fand. Karamſins: „Die arme Liſa“ und „Natalie, die Tochter des Bojaren“ entfeſſelten Tränenſtröme; die Verſe Dmitriews entzückten alle Naturfreunde. Aber die großen Ereigniſſe, die der Anfang des 18. Jahrhunderts brachte, ließen auch die Dichter Rußlands bald männlichere Töne finden. So Batjuſchkow (1787—1855), deſſen kraftvolle Verſe mit Recht Puſchkin begeiſterten.

Vater der romantiſchen Schule wurde in Rußland Waſſili Schukowski (1783—1852), bei deſſen Leben wir etwas ausführlicher verweilen wollen. Sein Vater war ein reicher Gutsherr im Gouvernement Tula, namens Bunin. Als Bauern von ſeinem Gut 1776 als Marketender zur gegen die Türken kämpfenden ruſſiſchen Armee gingen, fragten ſie ihren Herrn, was ſie ihm mitbringen ſollten. Bunin antwortete lachend: „Ein Paar hübſche Türkinnen, denn meine Frau wird alt.“ Die Bauern nahmen dieſen Wunſch ernſthaft und führten bei ihrer Rückkehr ihrem Herrn zwei junge Türkinnen von 16 reſp. 11 Jahren zu, von denen die jüngere bald ſtarb, die ältere aber getauft und als Kinderwärterin verwendet wurde. Obgleich Bunin aus einer glücklichen Ehe elf Kinder hatte, machte er die hübſche Türkin bald zu ſeiner Beiſchläferin, und ſie gebar ihm einen Sohn, den ein bei ihm lebender Edelmann Schukowski adoptierte. Da Frau Bunin eben damals ihren einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, nahm ſie ſich des kleinen Waſſili mütterlich an, und er wuchs als Bruder ihrer Töchter in ihrem Hauſe auf, während ſeine leibliche Mutter eine Dienerin blieb. Mehrere Töchter Frau Bunins ſtarben bald nach ihrer Verheiratung und hinterließen ihrerſeits kleine Töchter, die die Großmutter zu ſich nahm, ſo daß ſchließlich ihr Haus von kleinen Mädchen wimmelte, unter denen der kleine Waſſili heißgeliebter Hahn im Korbe war. Immmerhin litt das weiche, empfindſame Herz des begabten, frühreifen Knaben unter den anormalen Verhältniſſen, unter denen er lebte, und ſein Leid fand in den Verſen des Jünglings einen lebhaften Ausdruck.

Als er herangewachsen war, gewann er eine der ihn umgebenden Nichten, Marie Protassow, deren Lehrer er geworden war, lieb, ihre Mutter verweigerte aber ihre Einwilligung zu einer Ehe, die nach ihrer Meinung gegen die Gebote der Religion verstieß. Viele Jahre lang bemühten sich die Liebenden, den Widerstand der Mutter, den auch der Erzbischof von Moskau für ungerechtfertigt erklärte, zu überwinden, aber alle Hoffnungen schlugen fehl. Marie Protassow heiratete schließlich den Dorpater Professor Maier und starb im Wochenbett. Diese Leidenschaft hat Schukowskis ganze Jugend beherrscht und zieht sich als roter Faden auch durch seine lyrischen Dichtungen.

Schukowski hatte früh Geschmack an der deutschen Dichtung gefunden und wurde mit ihr dadurch noch vertrauter, daß Frau Protassow zugleich mit ihrem Schwiegersohn, Professor Wojeikow, nach Dorpat übersiedelte. Dort weilte Schukowski viel, lernte deutsche Art lieben und erfüllte sich bis zu einem gewissen Grade mit deutschem Geist. Das befähigte ihn, deutsche Dichtungen wundervoll zu übersetzen resp. zu übertragen, entfremdete ihn aber auch ein wenig seinen Volksgenossen, die von ihm mehr eigene Schöpfungen erwarteten. Er war aber überhaupt mehr ein anempfindendes als ein schöpferisches Talent.

Unter Schukowskis eigenen Dichtungen ragen das Lied von den „Zwölf schlafenden Jungfrauen" und die patriotischen Gedichte hervor, die der Einfall Napoleons wachrief: „Der Sänger im Lager russischer Krieger", „Ansprache an Alexander I.", „Der Sänger im Kreml". Ihnen verdankte er seine spätere Stellung am Hof. Schukowski war und blieb übrigens ein ganz unabhängiger, durchaus uneigennütziger und edler Mann. Er nimmt darin eine Ausnahmestellung unter den russischen Dichtern ein, als er ganz positiv ist, was ihm freilich dadurch sehr erleichtert wurde, daß seine Muse schon verstummt war, als die Reaktion unter Alexander einsetzte und Arkatschejew der in Rußland maßgebende Mann wurde.

Ein ungleich kraftvolleres, mehr in der nationalen Eigenart wurzelndes Talent als Schukowski war Alexander Puschkin (1799—1847). Er erregte schon als Schüler des von Alexander I. begründeten Lyzeums durch seine Gedichte die Bewunderung des greisen Derschawin, Karamsins und Schukowskis und der Achtzehnjährige verließ es gewissermaßen schon als berühmter Mann. Kein Wunder, daß er sich kopfüber in die Freuden der Großstadt stürzte.

Es hatte sich um den alten Derschawin ein Kreis von Mittelmäßigkeiten gebildet, dessen Seele Schischkow war, und der in der Poesie der Sache nach den Pseudoklassizismus, der Form nach eine an das Kirchenslawisch anklingende Sprache erhalten sehen wollte. Ihm stellte sich ein Verband von Schriftstellern entgegen, der sich nach der russischen Gänsestadt „Arsamaß" nannte, weil er bei seinen Versammlungen von dorther stammende Gänse verzehrte, und der die Freunde des Alten mit allen Waffen des Spottes und jugendlichen Übermutes bekämpfte. Zu ihm gehörte neben Schukowski, Batjuschkow, Fürst Wjasemski, den beiden älteren Turgenews, Uwarow auch Puschkin.

Während aber die anderen Mitglieder sich darauf beschränkten, die literärischen Dunkelmänner zu bekämpfen, richtete Puschkin seine Pfeile auch gegen den Hof, was ihm eine immerhin noch leidlich ehrenvolle Verbannung zuzog. Er wurde nämlich als Beamter nach Südrußland, erst nach Kischinew, dann nach Odessa verwiesen. Hier ergab er sich ganz dem Einfluß Byrons, dessen Dichtungen ja damals überall einen tiefgehenden Eindruck machten. Puschkin, der von Kischinew aus den Kaukasus kennen gelernt hatte, schuf damals den „Gefangenen im Kaukasus" der „Springbrunnen von Bachtschissarai", „Die Räuber", und begann den ganz unter dem Einfluß Byrons stehenden Roman in gebundener Rede: „Eugen Onjegin".

Alle diese Dichtungen enthalten in schönen Versen viele wundervolle Naturschilderungen.

Der Dichter hatte unterdessen durch einen Brief an höchster Stelle neues Ärgernis erregt; er wurde deshalb auf eines seiner Güter verbannt und dort 1824—1826 festgehalten. Eine alte Amme macht ihn hier mit den russischen Volksliedern und Volksmärchen vertraut und die Einsamkeit gab ihm Anlaß, sich außer in Shakespeare in die russische Vergangenheit zu vertiefen. Aus diesen Studien erwuchs sein Drama: „Boris Godunow". Aber seine eigentliche Stärke lag im lyrischen Gedicht und in der Erzählung in gebundener Rede.

Nikolai I. rief Puschkin aus der Verbannung zurück, wurde ihm nach einer persönlichen Aussprache ein gnädiger Gönner und stellte durch eine hohe Pension seine wirtschaftliche Existenz sicher; aber eben dadurch wurde die dichterische Freiheit Puschkins doch sehr beschränkt. Immerhin ist er der volkstümlichste aller russischen Dichter geblieben.

Vielleicht noch begabter als Puschkin war Michail Lermontow (1814—1841). Manche seiner lyrischen Gedichte sind wundervoll, und es gelang ihm auch, gelegentlich den Ton der Volksballade meisterhaft zu treffen. So in dem prächtigen „Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch, dem jungen Opritschnik und dem kühnen Kaufmann Kalaschnikow". Sein vielgerühmter „Held unserer Zeit" entstand ebenso unter dem Einfluß Byrons wie „Eugen Onjegin". Er und „Der Dämon" bilden die wichtigsten Dichtungen Lermontows, den übrigens die Felsenwildnis des Kaukasus ebenso anregte und begeisterte wie Puschkin.

Außerhalb der verschiedenen Dichterschulen stand Gribojedow (1795—1829), der durch seine köstliche satirische Komödie „Kummer aus Vernunft" (Gore ot Uma) mit einem Schlage ein berühmter Mann wurde. Das gleiche gilt von dem Fabeldichter Krylow (1763—1841), dessen Fabeln noch heute jedes russische Kind kennt.

Den Humor und den Realismus führte Gogol (1809—1852) in die russische Literatur ein. Sein schwankartiges Lustspiel „Revisor", in dem die Nichtsnutzigkeit und Bestechlichkeit der niederen Beamtenwelt so drollig gegeißelt wird, geht noch heute nicht selten über deutsche Bühnen. Sein leider unvollendet gebliebener humoristischer Roman: „Tote Seelen" bietet Typen damaliger Gutsbesitzer.

Gogol war ein Kleinrusse und hat in seinen Novellen kleinrussisches Leben meisterhaft geschildert. Besonders schön ist sein historisches Epos in ungebundner Rede: „Taras Bulba", in dem das wilde, aber poesievolle Leben der alten Dnjeprkosaken wundervoll geschildert ist.

Als reiner Lyriker ist noch Kolzew (1809—1842) zu nennen. Seine Lieder muten wie Volkslieder an. Er war der erste hervorragende Dichter Rußlands, der nicht dem Adel angehörte, sondern aus dem Hause eines Kaufmanns hervorging. Aber er ist charakteristischerweise auch an dem Gegensatz zwischen dem von ihm aufgenommenen modernen Geist zu den in seinem Elternhause herrschenden Anschauungen früh zugrunde gegangen.

Alexander II.

Als Nikolai starb, sehnte man sich allseitig nach Frieden, aber der Kaiser Alexander glaubte sich zu einem Friedensschluß erst verstehen zu können, wenn auch Rußland Erfolge errungen hatte. So nahmen denn die Kämpfe um die Befestigungen von Sewastopol ihren Fortgang, und England und Frankreich vermehrten ihre Armeen bis auf 175000 Mann, denen 150000 Russen gegenüberstanden. Die Russen fochten mit verzweifelter Tapferkeit, ihre Waffen waren aber so viel schlechter als die der Verbündeten, daß sie zu Tausenden erschossen wurden, ehe sie an die Feinde herankamen. So an der Tschernaja (16. August). Erst am 8. September 1856 gelang es in verzweifelten Kämpfen den Franzosen den Malakowturm, den Engländern den Redan, und in ihnen den wichtigsten Teil der Festungswerke zu erobern. Die Russen zogen nun nach Norden ab. Als es dann General Murawjew am 27. November gelungen war, Kars zu erobern, meinte Kaiser Alexander, es sei nun der Ehre genug getan, und willigte im Frieden von Paris in die Abtretung eines Teiles von Bessarabien und die Ausschließung aller Kriegsschiffe vom Schwarzen Meer. Rußland gab ferner den Anspruch auf die Schutzherrschaft über die christlichen Untertanen der Türkei auf.

So gering die materiellen Verluste Rußlands waren, so groß war doch die Einbuße, die es an Ansehen erlitten hatte. Alle Schäden, an denen das Reich litt, waren während des Krieges zutage getreten; jedermann erkannte, daß die Dinge so nicht fortgehen konnten. Und so unternahm denn der Kaiser das Riesenwerk einer fast den ganzen Organismus des Staates umfassenden Reform.

Es galt zunächst durch Aufhebung der Leibeigenschaft sein Fundament völlig zu erneuern. Der Kaiser machte schon im März

1856 darauf aufmerksam, daß nun nicht länger gezögert werden dürfe, diese Reform in Angriff zu nehmen. „Sie wissen selbst," sagte er zu den um ihn versammelten Adelsmarschällen von Moskau, „daß der bestehende Zustand der Herrschaft über Seelen nicht unverändert bleiben kann. Es ist besser, die Leibeigenschaft von oben her aufzuheben, als zu warten, bis sie von untenher sich auflöst." Der Kaiser setzte dann ein Komitee ein, das unter seinem Vorsitz die Reform in die Wege leiten sollte.

Es erwies sich, daß der Adel der nördlichen litauischen Provinzen am willigsten war, an der Reform mitzuarbeiten. Der Kaiser befahl nun, daß in jedem der westlichen Gouvernements (Wilna, Kowno, Grodno) ein „Vorbereitendes Komitee" ins Leben treten sollte. Zugleich „empfahl" ein Reskript dem Adel auch der übrigen Gouvernements, dem Beispiel der litauischen Herren zu folgen. Diese Empfehlung wurde mit Recht als Befehl aufgefaßt, und es entstanden überall Komitees.

Man stand nun vor der Frage, welchen Umfang die geplante Reform annehmen sollte. In den Ostseeprovinzen hatte man sich seinerzeit darauf beschränkt, den Bauern die persönliche Freiheit zu geben, während das Land Eigentum der Gutsherren wurde, von denen die Bauern dadurch ganz abhängig blieben. Zwei Generationen hindurch erhielt sich hier noch die Fron, um allmählich der Geldpacht zu weichen. Man meinte, daß dieses System in Rußland nicht anwendbar sei, und entschied sich dafür, daß die Bauern zugleich mit der Freiheit auch Land erhalten sollten. Nun erhob sich die zweite Frage: ob das Land in den Besitz der einzelnen Bauern oder in den der Gemeinde, des Mir, übergehen sollte.

Es ist zweifellos, daß der Gemeindebesitz nur auf der untersten Stufe wirtschaftlicher Entwickelung nützlich sein kann. Er schließt jede Möglichkeit intensiver Landwirtschaft aus; denn wer wird Kapital und mehr als unbedingt erforderliche Arbeit auf ein Grundstück verwenden, das ihm nach ein paar Jahren durch Gemeindebeschluß genommen und durch ein anderes ersetzt werden kann. Es leuchtet ferner ein, daß mit der fortschreitenden Vermehrung der Gemeindemitglieder der auf das einzelne fallende Anteil an Land sehr bald so klein werden muß, daß er zur Erhaltung einer Familie nicht ausreicht.

Unglücklicherweise glaubte aber ein großer Teil der gebildeten Russen in dem Gemeindebesitz, der doch meist erst in der Zeit der

ſich bildenden Leibeigenſchaft entſtanden war, eine uralte Eigenſitte der Slawen erhalten. Andere wieder ſahen unbegreiflicherweiſe im Gemeindebeſitz ein Mittel gegen die Bildung eines Proletariats, obgleich er doch im Gegenteil überall nur aus Proletariern beſtehende Gemeinden ſchaffen muß. Und ſo erſchien vielen Ruſſen der Gemeindebeſitz als eine nationale Inſtitution, an der man nicht rütteln dürfe.

Im Februar 1859 wurde eine Redaktionskommiſſion ernannt, die die Vorſchläge der Gouvernementskomitees in Übereinſtimmung zu bringen hatte, und in der die Anhänger einer radikalen Löſung obiger Fragen, A. Miljutin, Sſamarin, W. Tſcherkaski, die Oberhand behielten. Ein Hauptkomitee unter dem Vorſitz des Großfürſten Konſtantin überarbeitete dann noch einmal die Vorlage, die am 19. Februar 1861 Geſetz wurde.

Die bisher als Dienſtboten verwendeten Leibeigenen wurden nach zwei Jahren frei. Die als Bauern auf dem Lande lebenden wurden nicht nur perſönlich frei, ſondern erhielten auch ihr Haus nebſt Zubehör als freien perſönlichen Beſitz. Die Gemeinde als ſolche erhielt einen Teil des Landes, mußte es aber vom Gutsherrn in der Weiſe erwerben, daß ſie die Kaufſumme binnen 49 Jahren abtrug. Die Regierung ſchoß dieſe Summe den Gutsherren in beſonderen Wertpapieren vor und empfing dann die Zahlungen der Bauern. Beſondere Beamte, die „Friedensvermittler", die der Adel wählte, ſollten die Auseinanderſetzung zwiſchen den Gutsherren und den Bauern in die Wege leiten. Die Gemeinde regelte dann die Bewirtſchaftung des Landes ganz nach ihrem Belieben, und der Gutsherr, der nicht zu ihr gehörte, hatte keinerlei Einfluß auf ſie.

Die Friedensvermittler bewährten ſich vorzüglich, und die Auseinanderſetzung vollzog ſich meiſt ohne Schwierigkeiten, aber die ſo entſtandenen Agrarverhältniſſe waren doch ſehr unerfreuliche. Die ganz ſich ſelbſt überlaſſene Gemeinde, die dem Staat gegenüber für die Steuern ſolidariſch haftete, ſchon deshalb mit weitreichenden Befugniſſen ausgeſtattet wurde und unter anderem das Recht hatte, jedes Gemeindeglied innerhalb der Gemeinde feſtzuhalten, übte eine Macht aus, die kaum weniger läſtig war als die frühere des Gutsherrn, und ſie geriet nur zu oft ganz in die Hände des Kneipwirtes, der zugleich Wucherer war. Einen Fortſchritt der Landwirtſchaft machte die von Zeit zu Zeit vorgenommene Neuteilung des Bodens unmöglich, und die Anteile des einzelnen Bauern wurden immer kleiner.

Das ganze Land zerfiel in zwei Hälften, die nach verschiedenen Systemen bewirtschaftet wurden: in den Privatbesitz der Herren und den Gemeindebesitz der Bauern. Voll Neid blickten die Bauern unwillkürlich auf das benachbarte Gutsland und hielten an der Hoffnung fest, sich früher oder später auch seiner bemächtigen zu können. Hier konnte jede revolutionäre Propaganda immer wieder einsetzen.

Ungleich glücklicher als die Emanzipation der Bauern wurde die Reform der Justiz bewirkt. Für die Bauern wurde ein Gemeindegericht geschaffen, das nach Gewohnheitsrecht urteilen durfte. Als Zivilgericht unterlagen ihm Streitfälle bis zu einem Objekt von 100 Rubeln; als Kriminalgericht durfte es Geldstrafen bis zur Höhe von 3 Rubeln, 7 Tagen Arrest, 20 Rutenhieben verhängen.

Alle übrigen Gerichte waren keine Standesgerichte. Dem deutschen Amtsrichter entsprach der Friedensrichter, der von der Semstwo gewählt wurde, und der in Zivilsachen Fälle bis zu 500 Rubeln verhandeln, in Kriminalsachen bis zu einem Jahr Gefängnis und 300 Rubeln Strafe verhängen konnte. Appellationsinstanz bildete ein aus einer Anzahl Friedensrichter gebildetes Friedensrichterplenum.

Kollegiale Gerichtshöfe waren die Kreisgerichte, die über diesen stehenden Appellationsgerichte und als Kassationshof eine Abteilung des Senats.

Leider wurden den Kreisgerichten für Kriminalfälle Geschworene zugeordnet, ein Institut, das in Rußland besonders unangebracht war, weil hier jedermann gewohnt und geneigt war, in jedem Gefangenen einen „Unglücklichen" zu sehen, der ein Opfer der willkürlichen Verwaltung oder der verderbten Gerichte oder eines rachsüchtigen Gutsherrn geworden war. Es erfolgten daher, zumal anfangs, die unsinnigsten Freisprechungen.

Abgesehen vom Geschworenengericht hat sich aber die neue Organisation der Gerichte vorzüglich bewährt. Die Richterkollegien, deren Mitglieder nun auch ausreichend bezahlt und unabsetzbar wurden, erfüllten sich bald mit einem Ehrgefühl, das jede Bestechlichkeit unmöglich machte, und genossen mit Recht hohes Ansehen. Ein schlagender Beweis dafür, daß es in Rußland keineswegs an Männern als Träger freiheitlicher Institutionen fehlte und nur die administrative Willkür ihre Vermehrung hinderte.

Hätte man diese auch den neuen Landschaftsinstitutionen ferngehalten, so hätten auch sie sich gewiß gut bewährt. Es wurden in den „Landschaften" (Semstwos) gewählte Körperschaften geschaffen,

die ſich über die Kreiſe reſp. aus ihnen hervorgehend über die Gouvernements erſtreckten und in der Semskaja Uprawa ausführende Organe hatten. Die Landſchaft ſetzte ſich aus Vertretern des Adels, der Bauern und der Städte zuſammen und hatte weitgehende Kompetenzen im Intereſſe der Befriedigung lokaler Bedürfniſſe. Zu ihnen gehörte die Wahl der Friedensrichter und der Landesbeamten, die Verteilung der Steuern, die Unterhaltung der Wege, die Errichtung und Erhaltung der Volksſchulen, die Organiſation der Hoſpitäler uſw. Auch hier gingen zahlreiche patriotiſche und ſachkundige Männer rüſtig ans Werk, ihr Eifer mußte aber erlahmen, als die Vertreter der Staatsgewalt ſich ihnen nur zu bald feindlich gegenüberſtellten und ihre Arbeiten durch willkürliche Eingriffe ſtörten und um den erhofften Erfolg brachten. Die Beamtenwelt hatte den Semſtwos gegenüber leider ungleich größeren Erfolg als gegenüber den Gerichten, und es gelang ihr nur zu bald, ihre Tätigkeit zu einer ſo ſubalternen und unerfreulichen zu machen, daß die beſten Elemente der Landſchaft den Rücken kehrten. So wurde hier die kaum eröffnete Schule praktiſcher Betätigung im kommunalen Leben nur zu bald wieder geſchloſſen, ſehr zum Unglück des Landes.

Alle dieſe Reformen fanden, mit Ausnahme der neuen nach preußiſchem Muſter erfolgten Städteordnung von 1870, unter der lebhafteſten Beteiligung aller Gebildeten, die ſich nun auch verhältnismäßig frei äußern konnten, während der erſten zehn Jahre der Regierung Alexanders II. ſtatt. Aber indem der Kaiſer das eiſerne Regiment ſeines Vaters aufgab, wurde auch der Radikalismus frei, den eben dieſes Regiment großgezogen hatte.

Wo die Männer politiſch zu Schweigen und Untätigkeit verurteilt ſind, reden und handeln die Jünglinge. So war es in Deutſchland nach den Freiheitskriegen, ſo jetzt im Zeitalter der Reformen in Rußland. Der abendländiſche Radikalismus fand unter der ſtudierenden Jugend den lebhafteſten Anklang. Da die Söhne der vornehmen Welt und der hohen Beamten in ſtaatlichen Internaten: im Pagenkorps, in den verſchiedenen juriſtiſchen Lyceen, in den Kadettenkorps erzogen wurden — Delianow war der erſte Kultusminiſter (1854—1861 und 1862—1866), der auf einer Univerſität ſtudiert hatte —, ſo fehlte hier das konſervative Element faſt ganz. Die meiſten Studenten waren ohne jede häusliche Erziehung, blutarm und ſchlecht vorbereitet. Da jeder korporative

Zuſammenſchluß verboten war, konnte auch die reifere Minderheit auf dieſe zuſammenhangloſe Maſſe keinen Einfluß gewinnen. So ſchoß denn der Idealismus dieſer Jugend wild ins Kraut. Als unter dem Kultusminiſter Golowin durch das liberale Statut vom 13. Juni 1863 den Univerſitäten eine bis dahin ungewohnte Autonomie gewährt wurde, erwies es ſich, daß auch die Profeſſoren zu nicht geringem Teil mit dem Radikalismus liebäugelten. Es kam bald zu tumultuariſchen Demonſtrationen der Studenten, gegen die dann mit über das Ziel hinausſchießender Energie eingeſchritten wurde.

Dieſe Unruhen wie die Ausſchreitungen der Preſſe waren indeſſen kaum vermeidliche Begleiterſcheinungen ſo umfaſſender Reformen und hätten ſich vorausſehen laſſen. Blieb die Regierung konſequent, ließ ſie die von ihr ſelbſt geſchaffenen Ventile der öffentlichen Meinung offen, ſo durfte man erwarten, daß ein neues Rußland ohne große Erſchütterungen entſtehen würde. Leider fehlte es aber dem Kaiſer an der Feſtigkeit, die dazu gehört, um in ſolcher Zeit unbeirrt durch die Stimmen von rechts und links den einmal eingeſchlagenen Weg zu verfolgen.

Alexander II. (geb. 1818) war 37 Jahre alt, als er Kaiſer wurde. Er war ein ſchöner Mann von liebenswürdigen Umgangsformen, durchaus wohlmeinend und bildungsfreundlich. Er hatte auf weiten Reiſen durch Rußland Gelegenheit gehabt, das Land kennen zu lernen, und es war ſein aufrichtiges Beſtreben, ſeine Untertanen in jeder Weiſe zu fördern. Aber es fehlte ihm der ſtählerne Wille ſeines Vaters; er war leicht beſtimmbar und lieh ſein Ohr den verſchiedenſten Ratgebern. Dadurch kam in ſeine Entſchlüſſe ein gefährliches Schwanken, und es geſchah nicht ſelten, daß er mit der Ausführung der Reformen entſchiedene Gegner ebendieſer Reformen betraute. So wurden Hoffnungen erweckt, die nicht erfüllt wurden, und wurde eine Reaktion zugelaſſen, ehe die Aktion irgend hätte ihr Ziel erreichen können. Infolgedeſſen konnte es geſchehen, daß dieſer zweite Reformator Rußlands, der „Zar-Befreier", wie ihn ſeine Untertanen mit Recht nannten, ſchließlich von den Nachkommen der Bauern ermordet wurde, deren Befreiung vom Joch der Leibeigenſchaft ſein Werk war.

Kaiſer Alexander hatte auch in Polen die Zügel gelockert und eine Politik der Verſöhnung angebahnt. Aber es gab kein Mittel, das die Polen bewegen konnte, auf die Wiederherſtellung ihres Nationalreiches zu verzichten. Sie hatten ſich, ſeit der Aufſtand

von 1830 dem Königreich Polen ein Ende gemacht hatte, gesellschaftlich nur noch enger zusammengeschlossen und bildeten eine feste Masse, in der es einen Gegensatz nur darüber gab, wann der Zeitpunkt gekommen sein würde, ihre Pläne zu verwirklichen und wie es geschehen sollte. Die „Weißen", d. h. die Magnaten und die Besitzenden, glaubten ihre Ausführung noch auf lange hinaus verschieben zu müssen; die „Roten", d. h. die akademisch Gebildeten, die niedere Geistlichkeit usw. wollten schon jetzt losschlagen. Wie einst die Väter ihre Hoffnungen auf die Liberalen Frankreichs und Englands setzten, so erwarteten jetzt die „Roten" Unterstützung durch den Gönner des Nationalitätenprinzips Napoleon III.

Natürlich siegten die Radikalen und rissen die Gemäßigten mit sich fort. Sie begannen mit Straßendemonstrationen an den Jahrestagen des Warschauer Aufstandes und der Schlacht bei Grochow und bildeten eine eigenartige revolutionäre Technik aus. Das Volk versammelte sich unbewaffnet, war aber nicht zu bewegen, auseinanderzugehen. Schritt nun die Obrigkeit ein, so erregte das die äußerste Erbitterung, denn es war ja eigentlich nichts geschehen. Nun begann ein Kultus der bei diesen Aufläufen Getöteten. Alle Welt hüllte sich in Trauer und wohnte so Gottesdiensten bei, die zur Schürung der Erbitterung veranstaltet wurden.

Man versuchte es von Petersburg aus mit verschiedenen Statthaltern: dem Fürsten Gortschakow, den Generalen Suchosanet und Lambert, und man befolgte die Ratschläge des Polen Marquis Wielopolski; man ernannte dann den Großfürsten Konstantin zum Vizekönig und Wielopolski zum Chef der Zivilverwaltung, aber die Weißen verlangten die Vereinigung aller ehemals polnischen Provinzen und die Roten führten Attentate auf den Großfürsten und Wielopolski aus. Die Regierung entschloß sich schließlich, sich der unruhigen polnischen Jugend durch eine außerordentliche Rekrutierung zu entledigen, und darüber brach im Januar 1863 der Aufstand aus.

Er wurde von den Roten mit wilder Energie geleitet. Das geheime Nationalkomitee wütete durch seine Hängegendarmen rücksichtslos gegen alle Polen, die sich dem Aufstand nicht anschlossen; wer ein Gewehr tragen konnte, mußte mit ihm in die Wälder. Aber der Aufstand war ganz aussichtslos, denn die Westmächte traten zwar in Noten für die Polen ein, ließen es aber ihretwegen nicht auf einen Krieg ankommen, und Preußen leistete Rußland jeden

Beiſtand. Man brachte auch kein wirkliches Heer mehr auf, ſondern nur größere Banden unter Mieroslawski und Langiewitſch, die von den Ruſſen bald über die öſterreichiſche Grenze gedrängt wurden. Graf Murawjew in Litauen, Graf Berg in Polen ſchufen nun mit eiſerner Hand Ordnung, und die radikalen Ruſſen Fürſt Tſcherkaski und andere ſuchten die polniſchen Bauern durch Gewährung von Grund und Boden und Befreiung von jedem Einfluß der Gutsherren für Rußland zu gewinnen. Ganz vergeblich, denn die polniſche Geiſtlichkeit hielt alles, was Pole war, viel zu feſt zuſammen, als daß ein Abfall von den nationalen Idealen möglich geweſen wäre. Die Regierung erkannte das ſehr wohl und ſuchte den Einfluß der Geiſtlichkeit durch Aufhebung der Klöſter und andere Maßregeln zu brechen, aber ſie konnte ihr Ziel nicht erreichen.

Der polniſche Aufſtand übte den größten Einfluß auf die Entwicklung Rußlands. Hatten in den letzten Jahren die unbedingten Anhänger der abendländiſchen Kultur die öffentliche Meinung beherrſcht, hatte der radikale Herzen von London aus durch ſeinen Kolokol (Die Glocke) einen großen Einfluß üben können, ſo erwachte nun das Nationalgefühl wieder in voller Kraft und fand in den Profeſſoren der Moskauer Univerſität Katkow und Leontjew einen beredten Ausdruck. Ihre Zeitung, die Moskowskija Wjedomoſti vertrat mit äußerſter Schärfe den nationalen Standpunkt, die Loſung: „Rußland für die Ruſſen.“ Katkow — Leontjew ſtarb früh — war ein ſehr gebildeter Mann, aber er vertrat im Grunde das Programm Kaiſer Nikolais: „Ein Zar, eine Sprache, ein Glaube“ und ſah alles Heil Rußlands in der unbeſchränkten Gewalt des Zaren, der ſich auf die Geiſtlichkeit und die nationalen Inſtinkte ſtützte. Er glaubte allen Ernſtes, daß ſein Volk nach ganz anderen Geſetzen leben müſſe als alle anderen Menſchen. Seine Aufgabe ſei, zunächſt alle nicht ruſſiſchen Bewohner Rußlands zu orthodoxen Ruſſen zu machen und dann alle Slawen um ſich zu ſammeln.

Die ruſſiſche Jugend war zunächſt weit davon entfernt, für dieſes Programm Verſtändnis zu haben, blieb ihren radikalen Idealen treu und verlor die Geduld, als ſie ſie nicht verwirklicht ſah. Turgenew hat uns dieſe Jugend, für die er die Bezeichnung „Nihiliſten“ ſchuf, in „Väter und Söhne“ meiſterhaft geſchildert. Zu ihr gehörte der Student Karakoſow, der am 16. April 1866 im Petersburger Sommergarten ein Attentat auf den Kaiſer machte.

Karakoſow war aus einer Realſchule hervorgegangen. Man

meinte nun, des in der ruſſiſchen Jugend herrſchenden radikalen Geiſtes am beſten dadurch Herr zu werden, daß man ihr eine klaſſiſche Bildung gab. Das geſchah durch den neuen Kultusminiſter Graf D. Tolſtoi, einen hochgebildeten Mann, der aber in ſeinem Eifer weit über das Ziel hinausſchoß. Faſt alle Realſchulen wurden in klaſſiſche Gymnaſien verwandelt. Da es an einheimiſchen Lehrern fehlte, holte man ſich ſolche aus der Reihe der öſterreichiſchen Slawen, deutſche Wenden uſw. und gründete in Leipzig ein Lehrerſeminar. Aber dieſe ſo unvermittelt an ſie herantretende klaſſiſche Bildung widerſtand Schülern und Eltern gleich ſehr. Es erwies ſich bald, daß die neuen Anſtalten ihren Zöglingen doch nur den Schein einer humaniſtiſchen Bildung übermittelten, und daß viele von dieſen außerſtande waren, ſich auch nur dieſen Schein anzueignen. Sie bildeten dann in ihrer Halbbildung ein ſehr gefährliches Proletariat.

Ein nicht geringer Teil der ruſſiſchen Jugend ging nun, da es erlaubt war, auch in die Schweiz und wurde dort ein Opfer der radikalen ruſſiſchen Flüchtlinge.

Bald ſtand ein großer Teil von ihr in offenem Kampf mit der Regierung und legte in ihm eine erſtaunliche Zähigkeit und Entſchloſſenheit an den Tag. Junge Leute beiderlei Geſchlechtes und aus allen Ständen verließen ihr Elternhaus und gingen „ins Volk“, um es mit ihren Idealen zu erfüllen. Da es in Rußland mit ſeinen wenig zahlreichen Städten und ſeinem damals noch ſo wenig entwickelten Fabrikweſen an einem ſtädtiſchen Proletariat fehlte, richteten die jungen Schwärmer noch nicht viel Unheil an, die Regierung glaubte aber mit größter Strenge gegen ſie vorgehen zu müſſen und bewirkte dadurch, daß ſich die Energie der radikalen Jugend nun gegen die Spitzen der Verwaltung richtete.

Kaiſer Alexander, der mit großer Liebe an König Wilhelm von Preußen hing und ein Gönner Bismarcks war, hatte in die Kriege, die zur Errichtung des Deutſchen Reiches führten, nicht eingegriffen, obgleich ſeine Politik in weiten Kreiſen des Reiches ſcharf mißbilligt wurde. Er war von Natur friedliebend und meinte keinen Grund zu haben, Öſterreich oder gar das Frankreich Napoleons III. zu unterſtützen. Er hatte überdies, ohne einen Blutstropfen zu vergießen, erreicht, daß die Beſtimmung des Pariſer Friedens, nach der Rußland auf dem Schwarzen Meer keine Kriegsſchiffe halten durfte, durch eine Konferenz aufgehoben wurde. Wenn Alexander ſchließ-

lich doch in einen Krieg gegen die Türkei gedrängt wurde, geschah es sehr gegen seinen Willen.

Im Juli 1875 brach in der Herzegowina ein Aufstand aus, dessen die Türkei nicht Herr werden konnte. Österreich, Rußland und Deutschland verlangten nun freie Religionsübung für die Christen, die Ernennung eines Gendarmeriekorps aus ihrer Reihe, Festsetzung der Steuern (August 1875). Auf diese Forderungen antwortete die Pforte mit dem Erlaß einer Konstitution.

Daß diese „Konstitution" keine andere Aufgabe hatte, als dem Abendlande Sand in die Augen zu streuen, lag auf der Hand; die Mächte blieben daher bei positiven Forderungen, und die Pforte sagte sie zu; die Insurgenten legten aber die Waffen nicht nieder, und der Aufstand dehnte sich immer weiter aus. Die nach Bulgarien eingewanderten Tscherkessen brachten auch die geduldigen Bulgaren zur Verzweiflung; auch sie erhoben sich. Die Leiden der unglücklichen christlichen Untertanen der Türkei erregten bei den übrigen slawischen Völkern die lebhafteste Teilnahme, die sich noch verstärkte, als nach der Ermordung des Sultans Abd-ul-Aziz, die Türken unter seinem schwachen Nachfolger Murad V. noch fanatischer vorgingen als vorher. Viele russische Offiziere eilten den Insurgenten zu Hilfe, Serbien und Montenegro erklärten der Türkei den Krieg (Ende Juni). Die Montenegriner fochten erfolgreich, die Serben aber konnten die unter Osman Pascha heranrückenden Türken bei Alexinatz kaum abhalten, Serbien zu überschwemmen, und erlagen unter dem Russen Tschernajew bei Kruschewatz. In der Türkei war Sultan Murad abgesetzt, an seiner Stelle Abd-ul-Hamid II. Sultan geworden. Mit ihm hatte die Kriegspartei die Oberhand gewonnen.

Kaiser Alexander II. war friedfertig, aber die öffentliche Meinung Rußlands verlangte, daß er für die Stammverwandten auf der Balkanhalbinsel eintrat, und er gab ihrem Verlangen schließlich nach. Nachdem die Konferenzen in Konstantinopel und London zu keinem Resultate geführt hatten, erklärte Rußland im April 1877 den Krieg. Ein russisches Heer unter Loris-Melikow belagerte in Asien Kars, die Hauptarmee unter dem Großfürsten Nikolai überschritt im Juni bei Zimnitza-Ssistowo die Donau. Sie hatte anfangs überraschende Erfolge und stand schon am 7. Juli am Fuß des Balkan. Die Vorhut unter General Gurko überschritt ihn dann und besetzte mehrere der nach Rumelien führenden Pässe. Aber nun

erfolgte ein jäher Rückschlag. Osman Pascha errichtete bei Plewna, 40 Kilometer von Nikopolis, ein festes Lager und bedrohte von da aus die Flanke der Russen. Von der anderen Seite her rückte Mehemet-Ali heran; die Russen waren in Gefahr, ihre Verbindungen nach rückwärts zu verlieren. Zwei Stürme auf Plewna wurden im Juli abgeschlagen. Suleiman Pascha warf die Russen Gurkos auf den Schipkapaß zurück, Mehemet-Ali besetzte das Tal des Lom.

Der Kaiser mobilisierte nun auch die Garde und rief die Hilfe der Rumänen an, die bisher auf dem linken Donauufer geblieben waren. Aber auch erneute Stürme auf Plewna wurden vom 7. bis 13. September unter ungeheuren Verlusten für die Russen abgeschlagen, so daß man sich entschließen mußte, das Lager unter Todlebens Leitung regelrecht zu belagern. Es kam hierbei im Oktober und November zu verzweifelten Kämpfen, bei denen sich der General Skobelew als wilder Draufgänger auszeichnete. Schließlich mußte Osman Pascha doch die Waffen strecken und die Russen überschritten bei furchtbarer Kälte den Balkan. Am 20. Januar 1878 waren sie in Adrianopel. Da Loris-Melikow mittlerweile auch Kars genommen hatte, gab die Türkei nach und schloß, als die Vorhut der Russen schon vor Konstantinopel stand, den Präliminarvertrag von San Stefano (3. März 1878). Nach ihm trat Rumänien den Teil von Bessarabien, den es im Pariser Frieden erhalten hatte, an Rußland ab und erhielt dafür die Dobrudscha. Bulgarien, der östliche Teil von Rumelien, ein Teil von Mazedonien wurden ein Fürstentum unter der Oberhoheit des Sultans, das vier Millionen Einwohner hatte. Bosnien und die Herzegowina sollten unter einem selbständigen Gouverneur stehen, für Thessalien, Epirus und Armenien waren tiefgreifende Reformen vorgesehen. Die Türkei sollte in Asien Kars und Bajazid abtreten und Rußland die Kriegskosten bezahlen.

Als dieser Vertrag in Rußland bekannt wurde, war der Jubel groß, aber es sollte ihm die bitterste Enttäuschung folgen. England und Österreich waren fest entschlossen, diese Zertrümmerung der Türkei unter keinen Umständen zu dulden. Eine englische Flotte ankerte vor Konstantinopel, Österreich machte einen Teil seiner Armee mobil. Beide Mächte verlangten eine europäische Konferenz. Auch Rumänien protestierte gegen die Abtretung von Bessarabien. Ein großer europäischer Krieg mußte ausbrechen, wenn Rußland nicht nachgab.

Der Krieg gegen die Türkei hatte erwiesen, daß die russische Intendantur völlig versagte, und die Armee hatte, so tapfer sich auch Offiziere und Soldaten schlugen, doch keineswegs den Hoffnungen des Kaisers entsprochen. Die Finanzen des Reiches aber waren völlig zerrüttet, der Rubel galt im Auslande nur noch 164 Pfennige.

Unter diesen Umständen mußte ein Krieg gegen England, Österreich, Rumänien und die Türkei Rußland um alle erreichten Erfolge bringen. So willigte es denn auf den Rat Bismarcks, der als „ehrlicher Makler" tätig sein wollte, in den Kongreß von Berlin (Juni und Juli 1878). Er wurde am 13. Juli geschlossen und ergab ein ganz anderes Resultat als der Präliminarvertrag.

Rußland erhielt zwar Bessarabien gegen die Dobrudscha, Kars, Ardahan und Batum, aber das neu entstehende Fürstentum Bulgarien umfaßte nur das Land nördlich vom Balkan.

Im Süden des Balkan entstand eine autonome Provinz Rumelien, Mazedonien wurde wieder türkisch. Bosnien und die Herzegowina blieben theoretisch bei der Türkei, wurden aber von Österreich besetzt und gingen ganz in seine Verwaltung über. Dadurch schob sich ein breiter österreichischer Keil zwischen Serbien und Montenegro. Serbien erhielt Nisch, Montenegro den heißersehnten Hafen Antivari. Den türkisch gebliebenen Christen versprach der Sultan volle Gleichberechtigung.

Fürst Bismarck hatte alle Forderungen der russischen Vertreter, des Fürsten Gortschakow und des Grafen Peter Schuwalow, unterstützt, aber sie hatten trotzdem keine für Rußland günstigeren Bedingungen durchsetzen können. Darüber war die Erbitterung der Russen groß, und sie wandte sich auch gegen Deutschland, dem sie die Schuld an dem Mißerfolg zuschrieben. Sie hatten erwartet, daß es zum Dank für die 1864—1870 bewiesene wohlwollende Neutralität ungleich energischer für die Interessen Rußlands eintreten würde. Als besonders empörend empfand man es, daß Österreich, ohne einen Schwertschlag zu tun, in den Besitz von Bosnien und der Herzegowina gelangt war. Seit dem Berliner Kongreß waren die Russen von einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen Deutschland erfüllt, und das Bündnis mit Frankreich lag in der Luft.

Größere Erfolge als gegen die Türkei hatte Rußland in Turkestan, wo die Kämpfe gegen die turkmenischen Khanate es in den Besitz der Landschaften zwischen Amu- und Syr-Darja setzten und seine Grenzen schließlich bis nach Afghanistan vorrückten. Es

entstand hier zunächst ein Generalgouvernement mit Taschkent als Hauptstadt.

Im Jahre 1873 wurde ein Teil von Chiwa erobert, 1876 Kokand. Im Jahre 1880 nahm Skobelew Geok-Tepe und 1884 wurde auch Merw russisch. Der durch so viele Jahrhunderte währende Kampf Rußlands gegen und um die Steppe fand hier sein Ende.

Der den nationalen Erwartungen nicht entsprechende Ausgang des Krieges gegen die Türkei und die Verlotterung der Intendantur, die er offenbart hatte, hatten die Erbitterung der revolutionären Jugend nur noch vermehrt, und die leidige Willkür, mit der ihre Ausschreitungen bekämpft wurden, sicherten ihr eine gewisse Sympathie auch der nicht radikalen Kreise der Gebildeten. Die „unter das Volk" gegangenen Revolutionäre wurden bald auf rein administrativem Wege durch die geheime Polizei, bald durch besondere Gerichtshöfe abgeurteilt, und auch die vom Gericht Freigesprochenen von der Gendarmerie ganz willkürlich verfolgt, den Ihrigen entrissen und irgendwo interniert. Das hatte zur Folge, daß Idealisten aus allen Volksschichten, auch aus den höchsten, sich den Revolutionären anschlossen. So war Sophie Perowski, deren entsetzlicher Energie schließlich Alexander II. zum Opfer fiel, die Tochter eines Senateurs, die Enkelin eines Generalgouverneurs. Natalie von Armfeld und Barbara Batuschkow waren Töchter von Wirklichen Staatsräten, Sophie Löschern von Herzfeld war die Tochter eines Generals.

Ein grelles Licht auf die Zustände warf der Prozeß gegen Wera Ssassulitsch, der am 1./13. April 1878 ausnahmsweise vor den Geschworenen verhandelt wurde. Dieses junge Mädchen war von dem ihm bekannten Revolutionär Neschtschajew gebeten worden, für ihn bestimmte Briefe zu empfangen. Nachdem sie zwei Jahre in Untersuchungshaft gewesen war, war sie freigesprochen, dann aber ganz willkürlich erst in dem Städtchen Kreutzschy, Gouvernement Nowgorod, dann in Twer, dann in Charkow „interniert" worden und zwar in der Weise, daß man sie mit einer ganz unzureichenden Zahlung einfach sich selbst überlassen hatte. Sie floh schließlich nach Pensa. Man begreift die Erbitterung, die sich der so Mißhandelten bemächtigen mußte.

Nun ereignete es sich im Sommer 1877, daß die in Petersburg gefangenen politischen Verbrecher im Gefängnis nicht gehorchten.

Da ließ der Stadthauptmann von Petersburg Trepow, ein durchaus humaner und sehr tüchtiger Mann, den ehemaligen Studenten Bogoljubow, der sich besonders frech benahm, einer körperlichen Züchtigung unterwerfen. Trepow war dazu durchaus berechtigt, denn Bogoljubow war durch das Gericht aller bürgerlichen Rechte entkleidet, ein Zuchthäusler. Aber die Revolutionäre waren natürlich sehr weit davon entfernt, das anzuerkennen und sahen in der Handlung Trepows einen Akt brutalster Willkür. So faßte sie auch Wera Ssassulitsch auf, als sie von ihr erfuhr, und sie beschloß sich selbst zu opfern, um an Trepow ein Exempel zu statuieren. Sie begab sich von Pensa nach Petersburg und schoß auf den Stadthauptmann, den sie schwer verwundete. Dann ließ sie sich ruhig ergreifen.

Die Jury, die sie abzuurteilen hatte, bestand aus sieben Beamten, einem Künstler, einem Gelehrten, einem Kaufmann und zwei Privatpersonen. Diese Geschworenen sprachen die Angeklagte frei, und das anwesende Publikum äußerte den rückhaltlosesten Beifall. Ein Versuch der Polizei, sich der Freigesprochenen zu bemächtigen, mißlang, und sie entkam nach England.

Es begann nun ein verzweifelter Kampf zwischen der ganzen Staatsgewalt Rußlands und den Revolutionären, die schwerlich je auch nur 1000 Personen zählten. Obgleich ein streng geregeltes Paßwesen es unmöglich zu machen schien, daß jemand sich der Kontrolle der Polizei entzog, obgleich in den Städten jeder Hausmann zum Polizisten geworden war, führten die Revolutionäre viele erfolgreiche Mordtaten aus und verschonten schließlich auch die Person des Kaisers nicht.

Von 1878 ab wurde eine große Anzahl hoher russischer Staatsbeamten ermordet: der Chef der Dritten Abteilung Mesentzew, der Oberst der Gendarmen in Kiew Baron Heyking, der Gouverneur von Charkow Fürst Krapotkin, der Oberst der Gendarmen in Odessa Knoop.

Am 15. April 1879 schoß Ssolowjew auf den Kaiser, ohne ihn zu treffen. Die Regierung ernannte nun eine Anzahl Generalgouverneure und verlieh ihnen das Recht, politische Verbrecher nach Kriegsrecht abzuurteilen, aber die Revolutionäre beantworteten diese Maßregel damit, daß sie (am 26. August 1879) den Kaiser sozusagen offiziell zum Tode verurteilten.

Am 17. Februar fand eine Dynamitexplosion im Winterpalais

durch Chulturin ſtatt, der der Kaiſer nur dadurch entging, daß der Fürſt von Bulgarien, der gerade ſein Gaſt war, ſich zum Diner verſpätete. Vierzig Soldaten des finnländiſchen Garderegiments gingen bei dieſer Gelegenheit zugrunde. Mit furchtbarer Energie verfolgten die Revolutionäre ihr Ziel. So ſuchten ſie, als der Kaiſer aus der Krim zurückkehrte, ſeinen Zug in Moskau in die Luft zu ſprengen (Hartmann und die Perowski).

Der Kaiſer rüſtete nun den General Loris-Melikow mit beſonderen Vollmachten aus, und dieſer beſeitigte die verhaßte dritte Abteilung, obgleich eine geheime Polizei natürlich nach wie vor unentbehrlich war und beſtehen blieb. Es wurden ferner viele als Verdächtige Eingezogene oder willkürlich „Internierte" freigelaſſen, und Loris-Melikow drang in den Kaiſer, eine Art Vertretung des Volkes zu ſchaffen. Der Reichsrat ſollte durch noch nicht zu ihm gehörende hohe Beamte und ernannte Vertreter der Landſchaften zu einer an ein Parlament erinnernden Körperſchaft gemacht werden. Die Akte, die dieſe Neuſchöpfung bekannt machen ſollte, war ſchon unterſchrieben und ſollte am folgenden Tage veröffentlicht werden, als der Kaiſer das Opfer eines neuen Attentates wurde.

Die Revolutionäre wußten, daß der Kaiſer am 13./1. März 1881, einem Sonntag, einer Parade in der Michaelsmanege beiwohnen würde und hatten ihre von Scheljabow und Sophie Perowski geleiteten Maßregeln darnach getroffen. Das edle Wild war ſo umſtellt, daß es keine Rettung gab. Eine Straße war unterminiert, an allen anderen zum Winterpalais führenden Straßen ſtanden Mörder mit Bomben in den Taſchen. Obgleich Scheljabow am 10. März verhaftet wurde, hielt die Energie der Perowski die Verſchwörer aufrecht.

Als der Kaiſer am Katharinenkanal entlang fuhr, warf Ryſſakow eine Bombe, die den Wagen des Kaiſers beſchädigte und zwei ihn begleitende Koſaken ſowie einen vorübergehenden Knaben zerriß. Der Kaiſer ſprang aus dem Wagen und wandte ſich dem Verbrecher zu. Da fiel wieder eine Bombe und verwundete den Zar-Befreier auf den Tod. Er hatte kaum das Winterpalais erreicht, als er verſchied.

Es liegt etwas unendlich Tragiſches darin, daß der Kaiſer, der gewagt hatte, wovor Katharina II., Alexander I., Nikolai I. zurückgeſchreckt waren, der die Leibeigenſchaft aufgehoben, Rußland unbeſtechliche Gerichte geſchaffen, die freiheitlichen Landſchaften ins

Leben gerufen hatte, so zugrunde gehen mußte. Tragisches, nicht nur tief Trauriges, weil der Zar-Befreier den Mut nicht fand, auch noch die Überleitung Rußlands in konstitutionelle Staatsformen zu übernehmen. Aber wer wollte ihn tadeln, wenn er meinte, sein Volk sei dazu noch nicht reif. Alexander II. war kein Peter der Große; es war ihm nicht gegeben, sein Volk mit eiserner Hand mit sich fortzuziehen und doch in den von ihm gewollten Schranken zu halten. Dazu war er zu sanft geartet und nicht willensstark genug, aber er hat trotzdem Großes gewollt und vollbracht und überall die Fundamente zu einem neuen Rußland gelegt. Wie immer sich dessen Geschicke in Zukunft gestalten mögen, den Zar-Befreier wird es nie vergessen.

In der Literatur beherrschte, wie in ganz Europa so auch in Rußland, in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, der Roman das Feld und drängte die Dichtung in gebundener Rede in den Hintergrund. Drei große Talente traten hier hervor: Iwan Turgenew, Graf Leo Tolstoi, Dostojewski. Wie kein anderer Dichter hatte Turgenew (1818—1883) immer die Hand am Pulse seines Volkes und er legte die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung in Erzählungen nieder, die in ihrem unübertrefflichen Realismus zu geschichtlichen Dokumenten wurden.

In seinen „Memoiren eines Jägers" lebt die Zeit der Leibeigenschaft fort mit all ihrer Roheit, in anderen Erzählungen die trostlose innere Leere, zu der die Russen unter dem geistlosen Polizeiregiment Nikolais I. verurteilt waren. In „Väter und Söhne", „Rauch" und „Neuland" ist die Entwicklung des Nihilismus in klassischer Weise geschildert. Turgenew war ein so warmer hingebender Patriot, wie es nur je einen gab, aber er war zugleich tief davon durchdrungen, daß es nur eine einzige europäische Kultur geben kann und daß es für Rußland galt, sich eben diese e i n e europäische Kultur anzueignen. In diesem Sinn hat er, der selbst ein Europäer war, sein Leben lang gewirkt.

Eine ungleich kompliziertere Natur als Turgenew war von vornherein Graf Leo Tolstoi (geboren 1828). Auch er verfügte über ein großes Talent für die realistische Darstellung. Seine Jugenderinnerungen, sein großer historischer Roman: „Krieg und Frieden", sein großer moderner Roman: „Anna Karenina" bezeugen das. Aber es war in ihm von Anfang an, ein innerer Zug zum die Welt verneinenden Mönchstum, wie es uns im Leben der russischen Heiligen so oft

entgegentritt, und diese Neigung wurde mehr und mehr Herr über ihn. Indem er sich in religiöse Grübeleien vertiefte, kam er schließlich auf einen Standpunkt, von dem aus ihm jede Art menschlicher Organisation als eine unzulässige Beschränkung des Einzelnen erschien. Er verwarf nun Kirche sowohl wie Staat und verkündete schließlich eine Nachfolge Christi, bei der in der Tat beide nicht mehr bestehen konnten. Da er seine anarchistischen Anschauungen mit ebensoviel Geist wie Hochmut in zahlreichen kleinen Schriften vertrat, fand er viele Anhänger und richtete großes Unheil an. Es ist charakteristisch für die Willkür, die dem Absolutismus anhaftet, daß Tolstoi sein unheilvolles Treiben ungestraft fortsetzen durfte, während gegen seine Anhänger mit allen Mitteln des Gesetzes wie der tatsächlichen Macht vorgegangen wurde. Er hatte eben vorzügliche Verbindungen mit dem Hof und war eine europäische Berühmtheit. Sein widerwärtiges „Volksstück": „Die Macht der Finsternis" hatte in der Tat in den sensationslüsternen Kreisen des Abendlandes ebenso großes Aufsehen erregt wie sein Romanfragment: „Auferstehung".

Ein drittes großes Talent war Dostojewski (1821—1881), der, wie wir schon sahen, als Verschwörer nach Sibirien verbannt wurde. Die dort gemachten Beobachtungen veröffentlichte er in einem Buch: „Das tote Haus", auf dessen Titelseite es heißen sollte: „Nur für nervenstarke Leser." Am bekanntesten wurde sein Roman „Raskolnikow", der in alle Kultursprachen übersetzt wurde.

Unter den Romandichtern ragten noch Gontscharow, Grigorowitsch und Pissemski hervor. Als Dramatiker gewann Ostrowski sich ein großes Publikum. Er schilderte in erster Reihe das Leben der russischen Kaufleute, das ja noch einen ganz eigenartigen Charakter trug.

Alexander III.

Alexander III. war 36 Jahre alt, als er Kaiser wurde. Da er einen älteren Bruder, Nikolai, hatte, der erst 1866 starb, war er nicht zum Regenten, sondern zum Offizier erzogen worden, hatte aber die Pflichten, die ihm als solchem wurden, mit großer Treue erfüllt. Er hatte während des Krieges mit der Türkei eine gegen Mehemet-Ali-Pascha operierende Armee geführt und so Gelegenheit gehabt, die Schäden, an denen das russische Heer litt, persönlich kennen zu lernen. Er war fest entschlossen, der Nachlässigkeit, der Verschwendung, der Bestechlichkeit, die ihm überall begegnet waren, als Kaiser mit fester Hand ein Ende zu machen.

Es war eine verhängnisvolle Eigentümlichkeit Alexanders II., daß er mit einer schwer begreiflichen Vorliebe seine Absichten von Leuten ausführen ließ, die sie im Grunde nicht billigten. So hatte er auch seinem zweiten Sohn einen Erzieher gegeben, der ganz andere Lebensanschauungen hatte als er selbst. Dieser Mann hieß Konstantin Pobjedonoszew und übte später als einflußreicher Berater zweier Kaiser und als Oberprokureur des Synods den beklagenswertesten Einfluß auf die Geschicke Rußlands. Er war 1827 in Moskau geboren, hatte Jura studiert und wurde 1860 Erzieher Alexanders III. Im Jahre 1868 wurde er Senateur, 1872 Mitglied des Reichsrates, 1880 Oberprokureur des Synod. Er war mit der Bildung Europas wohlvertraut und persönlich durchaus lauter und ehrenwert, hatte sich aber ganz und gar in die Idee verrannt, daß Rußland unter ganz anderen Verhältnissen leben müsse als alle anderen Völker Europas. Ihm erschienen die Kämpfe, die die Begleiter aller freiheitlichen Institutionen sind, als Äußerungen sittlichen Verfalls, er wollte sie deshalb um jeden Preis Rußland ferngehalten sehen. Sein Ideal war das Moskau etwa des Zaren Alexei, von

dem er sich eine ganz unzutreffende Vorstellung gebildet hatte. Damals, so meinte er, wäre eine schöne Frömmigkeit Gemeingut aller Russen gewesen. Aus ihr heraus hätten sie in Treue und Hingabe dem Zaren gedient und sich ganz nach ihren eigenen Gesetzen entwickelt. Der fromme Zar aber habe sich als Gott verantwortlich gefühlt und als sein Diener und Werkzeug weise für alle seine Untertanen gedacht und ihre Geschicke gelenkt. In diese Ordnungen hätten erst die Fremden ein Element der Unruhe gebracht und unter ihrem Einfluß wäre Rußland von seiner natürlichen Entwickelung abgedrängt worden. Es dieser wieder zuzuführen, wäre die Aufgabe einer weisen Regierung. In Rußland sei der Kaiser nicht nur Monarch, sondern auch das geistliche Oberhaupt der Nation. Diese Stellung zu behaupten, sei seine erste und wichtigste Pflicht. Der russische Absolutismus sei keine Säbelherrschaft, sondern die altüberlieferte, von Gott gewollte Regierungsform, die dem Volk durchaus genehm und einzig und allein verständlich sei. Der rechtgläubige Zar aber habe in erster Reihe über der Rechtgläubigkeit des Volkes zu wachen und ihm alles fernzuhalten, was sie erschüttern könne. Darum dürften andere christliche Bekenntnisse nur eben geduldet werden. Gegen das Sektenwesen aber müßten alle staatlichen Gewaltmittel angewendet werden.

Politisch müßte das Ziel jeder russischen Regierung sein, alle dem Staatsverbande angehörenden Völker auch national zu Russen zu machen. Eine Sprache, ein Glaube, ein nationales Empfinden für alles, was politisch zu Rußland gehörte, zu schaffen, sei die Aufgabe jeder echt russischen Regierung.

Man versteht, daß diese Anschauungen einem jungen Prinzen sehr sympathisch erscheinen mußten, dessen Geist ohnehin geneigt war, die Begriffe militärischer Disziplin in der Weise seines Großvaters ohne weiteres auch auf die bürgerliche Welt zu übertragen. Der Mann, der sie klug entwickelte, war persönlich höchst achtungswert, und sie schienen sich in der Tat aus der Geschichte des Landes zu ergeben. Sich ihnen kritisch gegenüber zu stellen, war der junge Herr nicht vorbereitet, und Katkow und seine Moskauer Freunde unterstützten sie bis zu einem gewissen Grade.

Es bestand ein tief greifender Gegensatz zwischen dem Hof des Kaisers und dem des Thronfolgers. Dieser hatte die Braut seines verstorbenen Bruders, die Prinzessin Dagmar von Dänemark, geheiratet und lebte mit ihr in glücklichster Ehe. Mancherlei, was im

Winterpalais vorging, mußte ihn höchst peinlich berühren. Die vornehme, etwas lässige Natur Alexander II. ließ seiner Umgebung eine Freiheit, die seinem sittenstrengen und sparsamen Thronerben unzulässig erschien. Während der Vater mit ganzer Seele an der altüberlieferten Freundschaft mit Preußen hing, war der Sohn ein ausgesprochener Gegner Deutschlands. Daß Rußland dessen politische Einigung zuließ, erschien ihm als ein großer Fehler.

Es hatte schon unter Alexander II. im Innern eine starke Reaktion eingesetzt. Die kommunalen Körperschaften, die er ins Leben gerufen hatte, waren der Bureaukratie ein Greuel, und die unvermeidlichen Ausschreitungen, die vorkamen, wurden von ihr geschickt benutzt, um den Kaiser mit Mißtrauen gegen die eigenen Schöpfungen zu erfüllen. Schon 1866 war den Gouverneuren das Recht verliehen worden, die in die Landschaften Gewählten wegen „Mangels an Wohlgesinntheit" nicht zu bestätigen. Seit 1879 durften sie auch die Beamten der Landschaften aus dem gleichen Grunde, d. h. also doch tatsächlich ganz nach ihrem Belieben, vom Amt entfernen. Andere Verordnungen unterstellten die von den Landschaften angestellten Lehrer, Ärzte usw. Regierungsbeamten, die ihnen meist feindselig gegenüberstanden. Auch hier genügte angeblicher „Mangel an Wohlgesinntheit", um jede Willkür gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Ferner wurde die Kompetenz der Landschaften in bezug auf die Erhebung von Steuern mehr und mehr beschnitten, so daß es ihnen schließlich durchaus an Geldmitteln fehlte, um die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen.

Wer auf die aus diesen Maßregeln erwachsenden Schäden hinwies, wurde als revolutionär gesinnt verdächtigt.

So lagen die Dinge, als Alexander III. durch den jähen Tod seines Vaters Kaiser wurde und sich vor die Frage gestellt sah, ob er den erweiterten Reichsrat, den Alexander II. geplant hatte, ins Leben rufen sollte oder nicht. Er schwankte nur kurze Zeit, bald sagte ein Manifest dem russischen Volke, daß er fest entschlossen sei, den Absolutismus als die von Gott gewollte Staatsordnung aufrecht zu erhalten.

Die Minister Alexanders II., Loris-Melikow, Abaza, Walujew, wurden entlassen, Ignatiew wurde Minister des Innern, Wannowski Kriegsminister, Graf Dmitri Tolstoi zum zweitenmal Minister der Volksaufklärung. Die Losung lautete jetzt: Ordnung, Ehrlichkeit und Sparsamkeit. Alexander III. war eifrig bemüht, der Bestechlichkeit

der Beamten ein Ende zu machen und durchaus zum Besten des Volkes zu regieren, aber seine Regierung lief schließlich doch nur auf ein allgemeines Polizeiregiment heraus. Da die Kraft der Terroristen sich zeitweilig erschöpft hatte, gelang es diesem, weitere Attentate zu verhüten, aber es blieb naturgemäß ganz unproduktiv und lastete wie ein Alp auf der Nation. Die Presse wurde in eiserner Zucht gehalten, das Paßwesen noch weiter ausgebildet; in den Landschaften wurde der Einfluß des Adels verstärkt. Die Angelegenheiten der Bauern und die Polizei auf dem Lande wurde in die Hände von Regierungsbeamten, der Landhauptleute, gelegt, die Landschaften durften miteinander in keinerlei Beziehung treten und wurden voll Mißtrauen überwacht. Alles und jedes durfte schließlich nur noch von den im höchsten Maße überlasteten Zentralbehörden entschieden werden, und diesem Geschäftsgang gegenüber mußte jede private Initiative erlahmen. Die Universitäten verloren ihre Autonomie, die Studenten wurden von der Polizei ängstlich überwacht, jeder korporative Zusammenschluß wurde streng verboten. Für das Volksschulwesen geschah so gut wie nichts, da Pobjedonoszew der Meinung war, daß es im Grunde unnütz sei und das Volk nur schädige. Er ließ nur die ganz von der Geistlichkeit geleiteten und überwachten Kirchenschulen gelten.

Das Gesetz, nach dem alle aus Mischehen hervorgegangenen Kinder der Staatskirche angehören mußten, das unter Alexander II. tatsächlich gemildert worden war, wurde nun in seiner ganzen Strenge wieder hergestellt; alle Gesetze, die den Abfall von der Staatskirche oder die Beihilfe zu ihm grausam bestraften, wurden mit aller Härte wieder angewendet.

Im ehemaligen Litauen durfte keine neue katholische Kirche mehr errichtet, ja keine alte ohne besondere Erlaubnis repariert werden. In allen Schulen des russischen Reiches wurde nur noch Unterricht in russischer Sprache erteilt, überall waren selbst andersprachige Privatschulen verboten. In den Ostseeprovinzen wurden die russische Gerichts- und die russische Städteverfassung eingeführt, keine Provinz sollte sich irgend von den anderen unterscheiden dürfen. Aus der deutschen Universität Dorpat wurde die russische Jurjew. (1895). Alle diese Maßregeln wurden mit schonungsloser Härte getroffen. Mit ganz besonderer Grausamkeit wurden die Juden behandelt. Sie wurden nicht nur aus allen Gouvernements ausgewiesen, in denen zu leben ihnen verboten war, sondern durften

auch einen weiten Raum an den Grenzen entlang nicht bewohnen, durften selbst in Litauen und Polen weder Land pachten noch besitzen und waren auch sonst noch allen erdenkbaren Schikanen ausgesetzt. Ihre Söhne durften nicht mehr als drei Prozent der Gymnasiasten in Petersburg und Moskau, nicht mehr als zehn Prozent in den sogenannten Judengouvernements im Westen ausmachen. Hier wurde eine Saat äußerster Erbitterung gesät, die in unseren Tagen nur zu üppig aufgehen sollte.

Wie einst im Moskau der ersten Romanows so wurde auch jetzt die Beamtenwelt ganz von fiskalischen Interessen geleitet. Ihr Ziel war nicht das Volk wohlhabend zu machen, sondern den Staat reich mit Geldmitteln zu versehen. So wurde immer Staats- nicht Volkswirtschaft betrieben. In diesem Sinne schalteten und walteten die Finanzminister Wyschnegradski und Witte. Sie förderten mit allen Mitteln die Erzeugung und die Ausfuhr von Korn, um die Bilanz des Staates zu heben, und sorgten sich wenig darum, daß nicht genug im Lande für den Verbrauch zurückblieb. Sie schufen ferner eine künstliche Industrie, für deren Fabrikate es im Handel an dauernden Abnehmern fehlte. Sie ließen eine ausländische Anleihe auf die andere folgen, und der Handel mit Branntwein wurde wieder ein Monopol, dem gegenüber alle Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine scheitern mußten. Für Hebung der Landwirtschaft geschah nichts, Gemeindebesitz und solidarische Bürgschaft verhinderten nach wie vor jeden Fortschritt. Der durch fortgesetzten Raubbau erschöpfte Boden selbst der einst fruchtbarsten Gouvernements gab darüber immer spärlichere Ernten her und versagte manchmal ganz. Dann gab es in weiten Gebieten eine Hungersnot wie die furchtbare von 1891. Unzählige Feiertage verstärkten noch die ohnehin große Neigung der völlig ungebildeten Bauern zu Müßiggang und Völlerei.

In der Zeitschrift „Graschdanin" wurde die Lage der Landleute so geschildert:

„Das ganze zeitgenössische Landleben — das bäuerliche wie das gutsherrliche — ist ein vollkommener Widersinn und undurchdringlich finsterer Unsinn. Diese ungeheuren Entfernungen ohne fahrbare Wege, durchschnitten von eleganten Bahndämmen; diese ringsum benagten Landpaläste neben strohernen Hütten; dieser fette Boden, der die Saat nicht wiedergibt; dieses vorsintflutliche Gerät, das die Pferde umbringt; diese ausgehungerten Pferde und Kühe auf unermeßlichen Wiesen; dieses fromme und körperlich starke Volk, das 150 Tage im Jahr feiert und säuft; diese Kirchen, die die Sitten nicht bessern; diese Schulen, in

denen die Kenntnis der Schrift nicht erlernt wird; diese Landschaften, deren Parteien einander hassen; dieser geistige Hunger, der allmählich durch physischen vermehrt wird; dieses allgemeine, alle ergreifende Gefühl der Feindseligkeit, der Selbstsucht, der Furcht und das über alles hinziehende vom Winde aus Nord, Süd, West und Ost hergetragene „Rette sich, wer kann" des russischen Pflügers — ist das nicht alles Unsinn, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Rußland ein freies, ackerbauendes Land, daß der Russe fromm, begabt und zäh ist."

So war denn die Regierung Alexanders III. im Innern steril und unfähig, die unter der Decke äußerer Ordnung fortwuchernden revolutionären Neigungen zu beseitigen.

Wir sahen schon, daß die Deutschland freundliche Politik Alexanders II. von Alexander III. als Thronfolger nicht gebilligt worden war. Seine Moskauer Ratgeber sahen in einem geeinigten Deutschland einen gefährlichen Nachbar Rußlands, und seine dänische Gemahlin konnte es begreiflicherweise nicht vergessen, daß ihr Vaterland Schleswig-Holstein an das neue Deutschland verloren hatte. Es gelang aber Bismarck immerhin zu verhindern, daß es zum Bruch zwischen den beiden Staaten kam, obgleich die Vorgänge in Bulgarien dazu hätten führen können.

Hier war auf Wunsch Alexanders II. der Prinz Alexander von Battenberg, als Sohn des Prinzen Alexander von Hessen ein Neffe der russischen Kaiserin, zum Fürsten gewählt worden (April 1879). Man erwartete in Rußland, daß der junge Prinz sich ganz als russischer erblicher Generalgouverneur fühlen würde; er war aber nicht ohne Ehrgeiz und entdeckte bald, daß auch die Bulgaren keineswegs geneigt waren, ihr Land als russische Provinz behandeln zu lassen. Der Übermut der russischen Generäle verstärkte diesen Entschluß, so daß sich der Prinz bald von Männern umgeben sah, die seinen Ehrgeiz noch anstachelten. Ihre Führer waren Grekow und Natschewitsch. Als sich herausstellte, daß die liberale Partei in der Sfobranije die große Mehrheit hatte, berief der Fürst eine neue konstituierende Versammlung ein und erhielt von ihr die Erlaubnis, die Verfassung für sieben Jahre aufzuheben. Er verzichtete aber schon im September 1883 auf dieses Recht und berief ein russenfeindliches Koalitionsministerium.

Im September 1885 erhoben sich die Bulgaren in Rumelien, vertrieben den Generalgouverneur Gavril-Pascha und erklärten ihren Anschluß an das Fürstentum, der denn auch vollzogen wurde. Darin sahen aber die Serben eine Verschiebung des Gleichgewichts der Balkanstaaten zu ihren Ungunsten und griffen unter König

Milan zu den Waffen. Sie wurden bei Sliwnitza (17.—19. September 1885) geschlagen und mußten in Frieden von Bukarest (März 1886) ihre Ansprüche aufgeben.

Die Stellung des Fürsten Alexander schien nun so befestigt, daß er es wagen konnte, um eine Tochter des Kronprinzen Friedrich zu werben. Bismarck aber, der wußte, wie empört Kaiser Alexander III. über das Verhalten des jungen Fürsten war, und der richtig erkannte, daß dieser der Gegnerschaft seines Vetters früher oder später doch erliegen müsse, wußte diese Verbindung zu hintertreiben. Die Russen setzten es denn auch bald durch, daß der Fürst durch einen Handstreich der russischen Partei verhaftet und außer Landes gebracht wurde. (21. August 1886.) Er wurde zwar auf Betrieb des Präsidenten der Sfobranije, Stambulow, zurückberufen, verzichtete aber selbst auf den Thron, als sich der russische Kaiser als unversöhnlich erwies. Doch hatte Rußland dadurch zunächst wenig gewonnen, denn Stambulow setzte durch, daß nicht der russische Thronkandidat, der Fürst von Mingrelien, sondern Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg zum Fürsten von Bulgarien gewählt wurde (7. Juli 1887).

Während Bismarck die Beziehungen Rußlands zu Deutschland immer noch leidlich freundlich zu gestalten wußte, wurde, als Caprivi Reichskanzler war, die französisch-russische Alliance geschlossen. Im Jahre 1891 erschien eine französische Flotte unter dem Admiral Gervais in Kronstadt, und der russische Kaiser wurde an Bord des Admiralschiffes Magenta mit der Marseillaise begrüßt. Jahrelang lag nun ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland in der Luft, ohne daß es doch der russischen Kriegspartei gelungen wäre, den Kaiser zum Angriff zu bewegen. Das Bündnis mit Frankreich übte aber eine sehr ungünstige Wirkung auf Rußland aus, da die nach Paris strömenden jungen Russen vielfach als wilde Radikale von dort zurückkehrten.

Im fernen Osten war es den Russen unter Murawjew schon im Jahre 1858 gelungen, China dazu zu bringen, daß es im Vertrage von Aigun das ganze linke Ufer des Amur an Rußland abtrat und im Vertrage von Peking auch noch auf das zwischen dem Ussuri und dem Meer liegende Land zugunsten Rußlands verzichtete. Damit waren ohne einen Schwertstreich ungeheure Strecken Landes russisch geworden. Um sie zu sichern, wurde 1889 die sibirische Bahn begonnen und mit großen pekuniären Opfern durchgeführt.

Infolge des Entgegenkommens Chinas wurde sie bekanntlich schließlich durch die Mandschurei nach Wladiwostok geführt, während eine Amur-Bahn erst jetzt in Angriff genommen werden wird.

Die Beziehungen Rußlands zu Japan ließen sich anfangs so freundlich an wie die zu China. Japan tauschte seinen Anteil an Sachalin gegen die Kurilen ein (1875), aber der Wunsch sich Koreas zu bemächtigen, mußte früher oder später zum Kriege führen. Rußland verlangte nach den eisfreien Häfen dieses Landes, Japan aber war fest entschlossen, es unter keinen Umständen in seine Hände fallen zu lassen.

Alexander III., der seit dem Eisenbahnunfall bei Borki kränkelte, starb am 1. November (20. Oktober) 1894 in Livadia in der Krim.

Nikolai II.

Der Erbe Alexanders III., Kaiser Nikolai II., wurde am 6. Mai 1868 geboren. Er hatte nicht die ungewöhnlichen Körperkräfte seines Vaters, sondern war als Kind von zarter Konstitution. Graf Richard Pfeil, der im Regiment Preobraschensk diente, während der junge Thronfolger ihm zugewiesen war, schildert ihn als einen liebenswürdigen, von Natur etwas schüchternen jungen Mann, der eifrig bemüht war, den ihm gewordenen Pflichten gerecht zu werden. Kommandeur des Regiments war der Großfürst Sergei, ein überzeugter Vertreter der Ideen Pobjedonoszews. Dieser Onkel gewann einen großen Einfluß auf den Prinzen, der sich später, als sie Schwäger wurden, noch verstärkte.

Eine Reise über die beiden Indien und Japan nach Wladiwostok und von dort aus zurück durch Sibirien sollte den Thronfolger mit dem fernen Osten vertraut machen, wo sich für Rußland bedeutungsvolle Aussichten eröffneten. Man hoffte in Petersburg, mit der Zeit hier in den Besitz von eisfreien Häfen gelangen zu können, und richtete sein ganzes politisches Augenmerk auf die Erreichung dieses Zieles.

Der Thronfolger reiste an Bord des Kreuzers „Pamjat Asowa", und einer seiner Begleiter, ein Fürst Uchtomski, hat die Reise in einem Prachtwerk beschrieben. Aus ihm ersieht man, wie seltsame, phantastische Vorstellungen die Umgebung des Prinzen beherrschten. Die Herren hatten sich eine Art Monroe-Doktrin in bezug auf Asien und Rußland erdacht. Sie meinten, die Russen, die doch so viele Asiaten sich amalgamierten, seien darüber selbst mehr Asiaten als Europäer geworden. Darum hätten sie allein unter den europäischen Völkern das Recht, sich Teile von Asien und schließlich den ganzen Weltteil zu unterwerfen. Auch die Asiaten selbst empfänden die

Russen nicht als Fremde und würden ihre Herrschaft ungleich williger ertragen als die der Engländer und Franzosen.

Diese Phantastereien fanden nur zu schnell die schlagendste Widerlegung. Als nämlich der Thronfolger von Kioto in Japan aus einen Ausflug unternahm, sprang ein Polizeibeamter Tsuda Sanzo aus den Reihen seiner Gefährten vor und schlug auf den Prinzen ein, bis ihm der Säbel entrissen wurde. Er erklärte dann, er habe das Attentat verübt, weil die Russen eben doch die Todfeinde der Japaner seien.

Der Thronfolger, der eine nicht ungefährliche Verwundung am Kopf davongetragen hatte, brach nun seine Reise ab und kehrte durch Sibirien nach Petersburg zurück, nachdem er den Grundstein zu der Bahn, die das ganze Land durchschneiden sollte, gelegt hatte.

Nikolai vermählte sich bald nach seinem Regierungsantritt (14. November 1894) mit der Prinzessin Alix von Hessen, die in Rußland Alexandra Feodorowna heißt, und das junge Paar bewegte sich anfangs freier als die kaiserliche Familie es in Rußland in letzter Zeit gewohnt gewesen war. Man brachte ihm eine sehr freundliche Gesinnung entgegen und hoffte, daß der junge Kaiser dem Volk gewähren würde, was ihm bisher immer wieder versagt worden war — eine Verfassung, die es mitbestimmen ließ über die eigenen Geschicke.

Wenn die sozialen Ordnungen eines Landes sich ganz überlebt haben, werden sie auch aus den Reihen derer bekämpft, zu deren Gunsten sie zum guten Teil erhalten werden. So fand die Allmacht der russischen Bureaukratie jetzt unter den Beamten selbst die leidenschaftlichsten Gegner. Sie stimmten durchaus mit den Leuten von den Landschaften darin überein, daß ein Land von dem Umfange Rußlands sich schlechterdings nicht mehr von einer Zentralstelle aus absolut regieren läßt. Diese Kreise — die verhältnismäßig konservativen — empfanden es auch als eine Schmach, daß die Mitwirkung an der Gesetzgebung, die Bulgaren und Serben besaßen, den Russen dauernd vorenthalten blieb. Ungleich erbitterter waren naturgemäß die radikalen Volksschichten, die durch die Arbeiter in den Fabriken um ein neues höchst gefährliches Element vermehrt worden waren. Da diese Arbeiter zur Erntezeit vielfach wieder in ihr Heimatdorf zurückkehrten, verbreiteten sie die revolutionären Ideen, die sie in der Stadt in sich aufgenommen hatten, auch unter den eigentlichen Bauern. Die Mittelschulen, mit denen unter Alexander III. immer wieder experimentiert worden war, waren

vielfach durch ihre Lehrer ganz revolutionär verseucht und lieferten den Universitäten ein Studentenmaterial, das nur zu geneigt war, seine sozialistischen Ideen mit Dolch, Revolver und Bombe zu vertreten.

Es war die höchste Zeit, durch die Gewährung gewisser Rechte die noch im Lande vorhandenen konservativen Kräfte um den Thron zu sammeln und dem revolutionären Ansturm entgegenzuführen. Unglücklicherweise hatte aber Pobjedonoszew auch auf den neuen Kaiser ausschlaggebenden Einfluß gewonnen. Er bewog ihn zu einer schroffen Absage auf alle Hoffnungen auf liberale Reformen.

Als am 17. Januar 1895 Deputationen der Adelskorporationen und Landschaften dem Kaiser ihre Glückwünsche zu seiner Vermählung aussprachen, erwiderte er:

„Ich bin erfreut, Vertreter aller Stände zu sehen, die hierher kamen, um mir ihre treuuntertänigen Gefühle auszudrücken. Aber es ist mir bekannt, daß in letzter Zeit in einigen Landschaftsversammlungen Stimmen von Leuten laut wurden, die sich von sinnlosen Träumereien über eine Teilnahme von Vertretern der Landschaft an der inneren Verwaltung hinreißen ließen. Mögen alle wissen, daß ich, indem ich meine Kräfte dem Wohle des Volkes widme, das Prinzip der Selbstherrschaft ebenso fest und unbeugsam hochhalten werde, wie es mein unvergeßlicher, seliger Vater hochhielt."

Diese absolute Absage auf jede Reform im Sinn einer Verfassung erregte in weitesten Kreisen eine starke Erbitterung und bewirkte, daß die radikalen Parteien wieder zum Meuchelmord griffen. Ein Vorgang bei Gelegenheit der Kaiserkrönung in Moskau gab ihnen überdies noch ein besonders wirksames Agitationsmittel.

Als am 18. Mai die ungeheuren Volksmassen, die aus Anlaß der Krönung in Moskau zusammengeströmt waren, sich auf dem Chodynschen Felde zusammenfanden, um an einem ihnen vom Zaren gegebenen Volksfest teilzunehmen, hatte die Polizei so wenig mit den halb instinktiven Bewegungen solcher Menschenmengen gerechnet, daß sie einen tiefen Graben offen ließ, der einen Teil des Feldes durchschnitt. In dem Bestreben, möglichst schnell die Stelle zu erreichen, an der kaiserliche Geschenke verteilt wurden, schlugen viele Tausende diese Richtung ein, drängten wild vorwärts und füllten den Graben mit Unglücklichen, die erstickt und zertreten wurden. An 3000 Menschen sollen auf diese Weise umgekommen sein.

Als Gradmeſſer für die revolutionäre Flut konnte ſeit lange das Verhalten der Studenten gelten. Sie wurden jetzt wieder ſehr unruhig, und die Regierung beſchloß, ſie durch eine drakoniſche Maßregel zu bändigen. Ein Ukas vom 29. Juli 1899 beſtimmte, daß alle Studenten, die ſich an revolutionären Umtrieben beteiligten, auf ein bis drei Jahre unter die Soldaten geſteckt werden ſollten. Dieſe Verfügung erregte nicht nur die äußerſte Erbitterung der Studenten, ſondern verſtimmte auch in den Offizierskreiſen, denn man war nicht mehr daran gewöhnt, den Dienſt in der Armee mit dem Aufenthalt in einer Strafanſtalt gleichgeſtellt zu ſehen. Dem Zorn der Studenten fiel zunächſt der Kultusminiſter Bogoljepow zum Opfer, der von Karpowitſch ermordet wurde (14. Februar 1901. Dann kam der Miniſter des Innern Sſipjagin an die Reihe (2. April), den Balmaſchew erſchoß.

Ein Attentat auf Pobjedonoszew mißglückte (22. Mai).

Nachfolger Sſipjagins wurde Plehwe, der, wie er der Bewegung mit eiſerner Hand Herr zu werden hoffte, aber auch wie er ihr nur zu bald zum Opfer fiel (15. Juli 1904).

Der Kaiſer glaubte nun doch mildere Saiten aufziehen zu ſollen. Der neue Miniſter des Inneren, Fürſt Swjatopolk-Mirski, galt für einen Liberalen, aber es gelang ihm nicht, das Vertrauen des Kaiſers zu gewinnen. Der Fürſt hatte einen Kongreß von Vertretern der Landſchaften geſtattet und dieſer hatte in elf Reſolutionen Freiheit des Gewiſſens, des Wortes, der Preſſe und Einberufung einer Volksvertretung verlangt.

Auf einem Kronrat, der aus Anlaß dieſer Forderungen ſtattfand (2. Dezember 1904), trat Pobjedonoszew wieder mit aller Energie allen liberalen Forderungen entgegen und betonte wieder einmal, daß der Kaiſer nicht nur Zar, ſondern auch Oberhaupt der Landeskirche ſei und als ſolches nicht liberal ſein könne. Es ſei ſeine erſte und wichtigſte Pflicht, das abſolute Regiment, wie er es von ſeinen Vorfahren übernommen habe, ſo auch ſeinen Nachfolgern zu erhalten.

Es gelang ihm, den Kaiſer zu überzeugen. Das aber war um ſo mehr zu bedauern, als die revolutionären Ideen jetzt wirklich auch unter den Arbeitern Wurzeln geſchlagen hatten. In der Periode, in der die jungen Schwärmer „ins Volk gegangen“ waren und die uns Turgenew in ſo klaſſiſcher Weiſe geſchildert hat (in „Väter und Söhne“, „Rauch“, „Neuland“), waren alle Verſuche, Fühlung mit

dem Volk zu gewinnen, gescheitert. Seit aber überall Fabriken entstanden, war das anders geworden. Der Fabrikarbeiter verstand den Studenten und der Bauer den Fabrikarbeiter. An den Aufläufen, die von den Studenten hervorgerufen wurden, beteiligten sich auch die Fabrikarbeiter, und ein Teil der Bauern war sehr geneigt, sich das Land der Gutsbesitzer anzueignen. In den Jahren 1902 und 1903 gab es schon auf vielen Fabriken Streiks auf revolutionärer Grundlage, und auf dem Lande kam es zu Angriffen der Bauern auf die Gutsländereien, die nur mit Waffengewalt zurückgeschlagen werden konnten. Die revolutionäre Flut war offensichtlich in starkem Steigen begriffen.

Der Minister Plehwe versuchte es, der revolutionären Propaganda unter den Arbeitern auch mit friedlichen Mitteln entgegenzuwirken, indem er einzelne Männer in dem Bestreben unterstützte, die loyalen Arbeiter zu organisieren. In Moskau wirkte in diesem Sinne Subatow, in Petersburg der Priester Gapon. Es erwies sich aber nur zu bald, daß auch diese Organisationen mit dem Willen ihrer Leiter oder gegen ihn für die sozialistischen Lehren gewonnen wurden.

Am 3. Januar a. St. 1905 kam es zu einem großen Streik in der Putilowschen Fabrik in St. Petersburg. Auf Betrieb Gapons wurde hier eine Petition an den Zaren aufgesetzt und beschlossen, sie ihm am 9. Januar a. St., einem Sonntag, durch einen Massenaufzug zu überreichen.

In dieser Petition hieß es im Eingang:

„Wir Arbeiter der Stadt St. Petersburg, unsere Frauen, Kinder und hilflosen, greisen Eltern kamen zu dir, Gossudar, um bei dir Recht und Hilfe zu suchen. Wir sind verarmt, man knechtet uns, man verlangt von uns unerträgliche Arbeit, man verhöhnt uns, erkennt unsere Menschenrechte nicht an, verhält sich zu uns wie zu Sklaven, die ihr bitteres Schicksal schweigend tragen müssen. Wir duldeten das, aber man stößt uns immer weiter in den Abgrund der Armut, der Rechtlosigkeit und der Unwissenheit, Despotismus und Willkür würgen uns, und wir ersticken. Unsere Kräfte versagen, Gossudar. Unsere Geduld ist zu Ende. Wir sind an dem furchtbaren Augenblick angelangt, in dem der Tod willkommener als eine Fortsetzung der unerträglichen Qualen."

Es wird nun darüber geklagt, daß die Fabrikleiter den Achtstundentag ablehnten und sich weigerten, die Höhe des Lohnes gemeinsam mit Vertretern der Arbeiter festzustellen; daß sie sich ferner weigerten, den ungelernten Arbeitern und den Frauen einen Rubel täglich zu bewilligen, die Überstunden abzuschaffen und die Fabrikräume besser instand zu setzen. Dann wird weiter darüber geklagt, daß jeder, der für die Interessen der Arbeiter eintritt, als Revolutionär

eingesperrt oder verbannt wird. Schließlich werden folgende Maßregeln für unbedingt erforderlich erachtet:

1. Freiheit und Sicherheit der Person, Freiheit des Wortes, Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit, Gewissensfreiheit.
2. Allgemeine obligatorische Volksbildung auf Kosten des Staates.
3. Verantwortlichkeit der Minister vor dem Volk und Garantie für gesetzgemäße Verwaltung.
4. Gleichheit ausnahmslos aller vor dem Gesetz.
5. Sofortige Rückkehr aller, die für ihre Überzeugung litten (aus der Verbannung).
6. Abschaffung aller indirekten Steuern und Ersatz derselben durch eine direkte, progressive Einkommensteuer.
7. Aufhören der Landzahlungen, billiger Kredit, allmähliche Übergabe des Landes an das Volk. (sic!)
8. Schutz der Arbeit durch das Gesetz.
9. Freiheit für alle Konsum- und Fachverbände der Arbeiter.
10. Der achtstündige Arbeitstag und Normierung der Überstunden.
11. Freiheit für den Kampf der Arbeit mit dem Kapital.
12. Teilnahme von Vertretern der arbeitenden Klassen an der Ausarbeitung einer staatlichen Versicherung der Arbeiter.
13. Ein Normallohn.

Ein Blick auf diese Forderungen genügt, um die Überzeugung zu gewinnen, daß sie nicht von den Arbeitern der Putilowschen Fabrik verfaßt waren. Es war daher ganz in der Ordnung, daß die Regierung den Zug nach dem Winterpalais nicht duldete und die Truppen energisch einschreiten ließ, als versucht wurde, ihn doch durchzusetzen.

Gapon war rechtzeitig verschwunden, erließ aber aus sicherem Versteck Brandbriefe an das Volk, indem er es zum Aufstande aufrief, und ein unverschämtes Schreiben an den Kaiser. Es gelang ihm, nach Paris zu entkommen, wo er eine gewisse Sensation erregte.

Als er später nach Rußland zurückkehrte, wurde er von anderen Revolutionären, die ihm mißtrauten, ermordet.

Am 4./17. Februar wurde in Moskau der Großfürst Sergei, den die Revolutionäre für den bösen Geist des Zaren hielten, von einer Bombe zerrissen.

Fürst Swjatopolk-Mirski trat nun zurück und an seiner Stelle wurde Bulygin Minister des Inneren. Es gab am Hofe ein starkes Hin und Her, das am 18. Februar (3. März) in einem allerhöchsten, von Pobjedonoszew verfaßten Manifest und einem noch am selben Tage erschienenen von den Ministern ausgehenden Kaiserlichen Reskript

seinen Ausdruck fand. Das Manifest sprach noch ganz im Sinne des väterlichen Absolutismus zu einem kindlich gedachten Volk, während in dem Reskript die Heranziehung gewählter Männer zur vorbereitenden Ausarbeitung und Beratung von Gesetzentwürfen verheißen wurde.

Der Kaiser schien sich entschlossen zu haben, den Forderungen des Volkes immerhin bis zu einem gewissen Grade nachzugeben.

Zwei Komitees sollten unter dem Vorsitz eines vom Kaiser zu ernennenden hohen Beamten zusammentreten und die Reformen vorbereiten. Die Hälfte ihrer Mitglieder sollte von der Regierung ernannt, die andere von den Landschaften gewählt werden. Es trat denn auch unter Bulygin ein Komitee für die allgemeinen Reformen zusammen, aber es zeigte sich gleich, daß es den Forderungen der Zeit ebensowenig entsprechen konnte wie das Spezialkomitee für Bauernangelegenheiten. Die am 26. Juni veröffentlichten Grundzüge der von Bulygin entworfenen Verfassung befriedigten niemand.

Auf die weitere Entwicklung der inneren russischen Zustände übte mittlerweile der Verlauf des Krieges mit Japan den größten Einfluß. Obgleich Kaiser Nikolai II., der an dem Bündnis mit Frankreich festhielt und es zweimal besuchte, durchaus friedliebend war und das durch die auf seine Initiative hin zusammentretende Friedenskonferenz im Haag (18. Mai — 29. Juli 1899) bewiesen hatte, ließ er sich doch durch eine Gruppe unverantwortlicher Ratgeber, an deren Spitze der Staatssekretär Besobrasow stand und die, wie man in Rußland allgemein annimmt, von persönlichen Interessen geleitet wurden, bewegen, Japan gegenüber eine Politik zu verfolgen, die zum Kriege führen mußte. Und das, obgleich Japan durch ein Bündnis mit England vor einem Zusammenwirken Frankreichs mit Rußland geschützt war.

Man hatte eben in Rußland die militärische Entwicklung Japans nicht weiter verfolgt und glaubte sich ihm unendlich überlegen. Obgleich Rußland (8. April 1902) bestimmt versprochen hatte, die von ihm während der Boxerwirren in China besetzte Mandschurei bis zum 8. Oktober 1903 zu räumen, zog es seine Truppen nicht zurück. Es verlangte ferner das Recht, eine vom Yalu nach Söul, der Hauptstadt von Korea, führende Bahn zu bauen, und Besobrasow und Genossen erwarben in Korea große Wälder. Als die Japaner energisch protestierten, wurde ihnen vorgeschlagen, daß eine durch den 39. Grad nördlicher Breite laufende Linie Korea in eine russische

und eine japaniſche Intereſſenſphäre teilen ſollte. Japan erklärte ſich damit nur einverſtanden, wenn an die Stelle des 39. Grades der 50. träte, bekam aber ſchließlich gar keine Antwort mehr. Nun übergab der japaniſche Geſandte in Petersburg eine Erklärung, nach der er die Verhandlungen für abgebrochen anſah (7. Februar 1904), und gleich darauf begann der Krieg.

Die Ruſſen waren im Begriff geweſen, Port Arthur zu einem Bollwerk erſten Ranges zu machen, hatten ihre Abſicht aber noch nicht recht ausführen können, als die Feſtung durch den Krieg zu einem der wichtigſten Streitobjekte wurde. Sie hatten im Hafen von Port Arthur auch eine zahlreiche ſtark bemannte Flotte angeſammelt, aber die ſie bildenden Schiffe ſtanden nicht auf der Höhe der Zeit, während die im Hafen von Saſſebo liegende japaniſche Flotte über die allerneueſten Schiffe verfügte. Während ferner die ruſſiſchen Seeleute mit einer ſehr ungerechtfertigten Verachtung auf die Japaner herabblickten, waren die japaniſchen davon überzeugt, daß es ſich für ihr Vaterland um Sein oder Nichtſein handelte. Sie verfuhren daher auch mit äußerſter Energie. Schon in der Nacht vom 8. zum 9. Februar n. St. 1904 griffen japaniſche Torpedoboote die ſorglos im Hafen von Port Arthur liegende ruſſiſche Flotte an und beſchädigten drei ihrer beſten Schiffe: „Retwiſan“, „Cäſarewitſch“ und „Pallada“ ſchwer.

An demſelben 9. Februar zerſchoſſen andere japaniſche Kriegsſchiffe unter Admiral Uriu im Hafen von Tſchemulpo den Kreuzer „Warjag“ und das Kanonenboot „Korejez“.

Am 10. Februar erließen ſowohl der Zar wie der Mikado Manifeſte, die nun auch offiziell den Krieg erklärten. In dem ruſſiſchen wurden die Angriffe der Japaner als heimtückiſch gebrandmarkt, und die ruſſiſche Preſſe ſtimmte ſich auf einen ſehr hochfahrenden Ton, der Krieg war und blieb aber in Rußland dauernd unvolkstümlich. Das Volk verſtand ſeine Ziele nicht und folgte nur ungern dem Aufgebot; die liberalen Gebildeten ſahen in ihm einen Verſuch, die öffentliche Meinung von der Betrachtung der inneren Angelegenheiten abzulenken und fürchteten durch einen ſiegreichen Ausgang des Krieges alle ihre Hoffnungen zerſtört zu ſehen. Die Radikalen aber wünſchten heiß, daß eine Niederlage der ruſſiſchen Waffen es ihnen ermöglichen ſollte, ihre politiſchen Pläne zu verwirklichen.

In den Regierungskreiſen ſetzte man das Vertrauen in erſter

Reihe auf zwei Männer, den Höchstkommandierenden im Osten, Admiral Alekseiew, und den General Kuropatkin, der zum Oberbefehlshaber des russischen Landheeres ernannt wurde. Kuropatkin war oft der Generalstabschef Skobelews gewesen und hatte sich an der Seite dieses Draufgängers vorzüglich bewährt; es erwies sich aber bald, daß ihm der Geist kühner Initiative fehlte.

In Port Arthur und der ganzen Halbinsel Talienwan, auf der es liegt, kommandierte General Stössel, der ebenfalls für einen besonders befähigten Offizier galt.

Dieser Ort war durch eine äußerst geschickte Benutzung der Umstände durch die Petersburger Diplomatie russisch geworden. Ursprünglich von den Chinesen befestigt, war er in dem japanisch-chinesischen Kriege 1894 von den Japanern eingenommen worden, die Intervention von Rußland, Frankreich und Deutschland erzwang aber seine Rückgabe an China. Von ihm pachtete ihn Rußland, nachdem sich Deutschland in Kiautschou festgesetzt hatte, auf 25 Jahre, suchte ihn in eine uneinnehmbare Festung umzuwandeln und schuf sich zugleich in der neu gegründeten Stadt Dalny einen Handelsplatz ersten Ranges.

Während eine japanische Flotte unter Admiral Togo die russische im Hafen von Port Arthur festhielt, warf Japan drei Armeen unter den Generalen Kuroki, Oku und Nodzu, über denen der Marschall Oyama kommandierte, auf das Festland. Kuroki schlug die Russen am Yalu (1. Mai) und schnitt sie durch Besetzung von Föngwantscheng von Port Arthur ab. Oku nahm dann Ende Mai die von den Russen an der schmalsten Stelle der Halbinsel bei Kintschu errichteten Schanzen und besetzte Dalny. Der Versuch General von Stackelbergs, Port Arthur zu entsetzen, wurde Mitte Juni bei Wafangu zurückgewiesen.

Die Japaner waren unterdessen rastlos, aber immer vergeblich bemüht, den Ausgang des Hafens von Port Arthur durch Versenkung von Brandern zu sperren (24. Februar, 27. März, 3. Mai).

Die von ihnen gelegten Minen sprengten am 12. April das russische Admiralschiff „Petropawlowsk" in die Luft, mit dem der neu ernannte russische Admiral Makarow und der berühmte Maler Wereschtschagin untergingen, während der junge Großfürst Kyrill sich durch Schwimmen retten konnte. — Die Japaner verloren hier aber auch zwei Kriegsschiffe „Joschino" und „Hatsuse" durch Minen und mußten sich gewärtig halten, jederzeit durch aus Port Arthur auslaufende

Kriegsſchiffe ihre Verbindungen mit den auf dem Feſtlande kämpfenden Armeen unterbrochen zu ſehen. Sie ſchloſſen nun die Feſtung durch ein Heer unter Nogi ſyſtematiſch ein, und ihre Flotte zwang die ruſſiſche, die am 10. Auguſt unter Admiral Withöfft nach Wladiwoſtok zu gelangen ſuchte, nach dem Heldentode des Admirals in den Hafen zurückzukehren. Die Schiffe, die ſich durchſchlugen, wurden für die Dauer des Krieges in chineſiſchen, deutſchen oder franzöſiſchen Häfen feſtgehalten. Bald darauf, am 14. Auguſt, wurden drei aus Wladiwoſtok auslaufende ruſſiſche Kreuzer von den Japanern ſo übel zugerichtet, daß der „Rurik" ſank und die beiden anderen auch nicht mehr kampffähig blieben. Die Japaner beherrſchten jetzt die See unbeſchränkt.

Kuropatkin hatte mittlerweile bei Liao Yang eine feſte Stellung eingenommen, wurde aber Ende Auguſt von den in drei Heerſäulen heranrückenden Japanern in zwölftägigen Kämpfen auf Mukden zurückgedrängt. Als er Anfang Oktober ſeinerſeits von Mukden aus die Initiative ergriff, wurde er nach verzweifelten Kämpfen wieder geſchlagen. Im offenen Felde waren die Ruſſen dem heroiſchen Ungeſtüm der Japaner nicht gewachſen.

Nun ſollte eine neue Flotte, an deren Ausrüſtung in Kronſtadt mit fieberhafter Eile gearbeitet wurde, dem bedrängten Port Arthur Hilfe bringen. Sie verließ im Oktober die Oſtſee und hatte infolge der Nervoſität ihrer Offiziere in der Nordſee auf der Doggerbank ein nächtliches Abenteuer, indem ſie friedliche engliſche Fiſchereiboote für japaniſche Torpedoboote hielt und beſchoß. Nur mit Mühe brachte Admiral Roſcheſtwenski die aus ganz verſchiedenartigen Schiffen beſtehende Flotte erſt nach Madagaskar, wo Admiral Nebogatow mit noch vier Linienſchiffen zu ihm ſtieß und dann an die Oſtküſte Aſien. Hier war Port Arthur mittlerweile ſchon am 2. Januar 1905 an die Japaner übergeben worden. Die ganze Beſatzung wurde kriegsgefangen, nur ein Teil der Offiziere und unter ihnen General Stöſſel nicht.

Trüber Ahnungen voll ſetzte die Flotte unter Roſcheſtwenski ihre Fahrt nach Wladiwoſtok fort. Am 27. Mai 1905 griffen die Japaner ſie bei der Inſel Tſuſchima an und vernichteten ſie faſt ganz.

Schon vorher war auch Mukden nach langen Kämpfen in die Hände der Japaner gefallen (10. März 1905). An die Stelle Kuropatkins trat nun der General Lenewitſch, aber es war nicht an-

zunehmen, daß es den Russen unter dem neuen Oberbefehlshaber gelingen würde, im Kampf gegen die Japaner noch große Erfolge zu erringen. Andererseits waren auch diese wirtschaftlich erschöpft und hatten ihre besten Leute vor Port Arthur und in den Kämpfen auf dem festen Lande verloren. So war es denn beiden Mächten willkommen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten Theodor Roosevelt ihnen seine Vermittlung anbot.

Die Verhandlungen begannen Anfang August in Portsmouth in Amerika und wurden russischerseits von Witte und dem früheren Gesandten in Japan, Baron Rosen, geführt. Ihre Aufgabe war keine leichte, denn in Rußland loderten eben jetzt bald hier bald dort revolutionäre Flammen auf. So meuterte auf dem Panzerschiff „Fürst Potemkin" die Besatzung, verließ mit ihm den Hafen von Sewastopol und landete schließlich im rumänischen Konstanza (8. Juli), wo die Rebellen als politische Verbrecher angesehen und nicht ausgeliefert wurden. In Odessa kam es zu heftigen Kämpfen, im Kaukasus wüteten Tataren und Armenier gegeneinander, in Riga demonstrierten die Letten, in Bialystok die Juden. Trotzdem erreichten die russischen Delegierten nicht ungünstige Friedensbedingungen. Nach dem am 5. September n. St. 1905 definitiv geschlossenen Frieden erhielt Japan das Protektorat über Korea, trat in bezug auf Port Arthur und Dalny an die Stelle Rußlands und gab auch an seinem Teil die Mandschurei an China zurück. Die mandschurische Eisenbahn sollte im Norden von den Russen, im Süden von den Japanern verwaltet werden, und zu ihrer Bewachung sollten nur je 15 Soldaten auf den Kilometer im Lande bleiben. Auch Sachalin wurde so geteilt, daß der 50. Breitengrad die Grenze zwischen Rußland und Japan bildete.

Die radikalen russischen Parteien erklärten diesen Friedensschluß für im höchsten Grade schimpflich und hetzten nach Kräften. Sie wollten auch von dem neuen Verfassungsentwurf nichts wissen, der noch im August (am 19.) erschien. Nach dem ihn begleitenden Manifest des Zaren sollte die Duma „eine besondere beratende Körperschaft neben den staatlichen Behörden sein" mit der Aufgabe, die Gesetzesvorschläge vorläufig auszuarbeiten und zu beraten und das Staatsbudget zu prüfen. Auch diese Verfassung sollte nicht erst ins Leben treten. Ein Kongreß von Vertretern der Landschaften, der in Moskau zusammentrat, lehnte sie ab, und ein Streik der Bahnbeamten legte im Oktober den ganzen Verkehr Rußlands lahm. Da entschloß sich

der Kaiser durch ein Manifest vom 17./30. Oktober eine Verfassung zu geben, die den Anforderungen weiter Kreise genügte. In dem Manifest hieß es: „Wir legen der Regierung die Pflicht auf, unseren unbeugsamen Willen wie folgt zu erfüllen: 1. Der Bevölkerung die unerschütterlichen Grundlagen der bürgerlichen Freiheit zu verleihen, die gegründet ist auf die wirkliche Unverletzlichkeit der Personen, die Freiheit der Gewissen, der Rede, der Versammlungen und Vereine. 2. Ohne die schon bisher angeordneten Wahlen aufzuschieben, auch jene Klassen der Bevölkerung, soweit es die Zeit erlaubt, zu ihnen heranzuziehen, welche jetzt des Wahlrechtes entbehren. Die weitere Entwicklung zum allgemeinen Wahlrecht bleibe der neu begründeten Ordnung der Gesetzgebung überlassen. 3. Als unerschütterliche Regel aufzustellen, daß kein Gesetz ohne Genehmigung der Duma in Kraft treten kann, und daß den Erwählten des Volkes die Möglichkeit einer wirklichen Überwachung der Gesetzlichkeit der Handlungen der von uns ernannten Behörden gewährleistet wird."

Der Tag, an dem dieses Reskript erschien, war von höchster Bedeutung für Rußland. Zum erstenmal seit dem Einbruch der Tataren, ja im Grunde überhaupt zum erstenmal, sollte seine Bevölkerung auch durch andere Vertreter als die Beamten des Zaren, auf Grund eigenen Rechtes nicht nur an der Gesetzgebung teilnehmen, sondern auch die Handlungen der Verwaltung auf ihre Gesetzlichkeit hin überwachen dürfen.

Es kam jetzt alles darauf an, ob es in Rußland Männer gab, die sich dieser Aufgabe gewachsen erwiesen. Der Vertreter der alten Theorie von der Alleinberechtigung des Absolutismus, Pobjedonoszew, trat am 1. November von seinem Amt als Oberprokureur des Synods, das er seit 1880 bekleidet hatte, zurück (er starb am 23. März 1907); die Bahn war frei. Aber in Rußland gab es nur 29% unter den Männern und nur 13% unter den Frauen, die lesen und schreiben konnten. War ein solches Volk reif für eine parlamentarische Verfassung?

Zunächst schien es nicht so. In Sfewapostol meuterten die Bemannungen des „Otschakow "und mehrerer Küstenbatterien, in Kiew und anderen Städten Teile der Garnisonen. Die Post- und Telegraphenbeamten streikten, in vielen Gegenden verbrannten die Bauern die Gutshöfe. Am schlimmsten ging es in den Ostseeprovinzen her, obgleich die Agrarverhältnisse in ihnen durchaus gesunde waren. Neben Majoraten und anderen landwirtschaftlich vorzüglich ver-

walteten großen Gütern gab es zahlreiche im Besitz wohlhabender Bauern befindliche kleine und neben diesen noch andere, die verpachtet wurden.

Wer tüchtig und sparsam war, konnte hoffen als Landwirt vorwärts zu kommen. Hier konnten die revolutionären Ideen nur Wurzel fassen, indem sie von den Russen, die seit der Russifizierung alle Beamtenstellungen und Lehrerposten einnahmen, in die lettische und estnische Bevölkerung hineingetragen wurden. Als wahre Brutstätten dieser Propaganda erwiesen sich die Seminare zur Ausbildung von Volkslehrern und die Mittelschulen. Ein anderes revolutionäres Element lieferten die von wildem Haß gegen die bestehenden Zustände erfüllten Juden. In der Schweiz gedruckte revolutionäre Schriften überschwemmten das Land und gelangten durch Vermittlung der Volkslehrer in jedes Bauernhaus. Die Vertreter der Regierung sahen dem Anwachsen der revolutionären Stimmung ruhig zu und blieben auch untätig, als die lutherischen Pastoren überfallen und mißhandelt, sie und Edelleute, die ihnen zu Hilfe kamen, vor den Kirchen ermordet wurden. Bald nach dem Erscheinen des Manifestes kam es dann überall zu regelrechten Bauernaufständen, bei denen Hunderte von Gütern verbrannt und ihre Besitzer vielfach getötet wurden. Da die militärische Besatzung nicht ausreichte, auch das flache Land zu besetzen, eroberten Bauernhaufen die kleinen Städte und schlugen die wenigen Soldaten, die ihnen entgegentraten.

Es wurde ganz ernstlich an die Errichtung einer lettischen und einer estnischen Republik gedacht, und der revolutionäre Spuk fand erst ein Ende, als Truppen in größerer Zahl einrückten und durch standrechtliche Exekutionen unter den Führern energisch aufräumten. In Polen wurden in aller Stille alle russischen Lehrer und viele russische Beamte zum Lande hinausgedrängt. Zugleich bekämpften sich aber auch die radikalen und die klerikalen Polen mit Dolch und Bombe. Schauplatz dieser Kämpfe war in erster Reihe die große Fabrikstadt Lodz.

Die Finnländer benutzten die Gelegenheit und richteten sich wieder ganz nach ihrer Weise ein. Sie erklärten die in der Russifizierungsperiode erlassenen Gesetze für ungültig, verwiesen die russischen Beamten des Landes und führten für ihren Landtag das allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen im Alter von mehr als 24 Jahren ein. Auch hier gewannen Radikalismus und natio-

naler Fanatismus bald die Oberhand über die ſtaatserhaltenden beſonnenen Elemente. Man fraterniſierte mit den ruſſiſchen Demokraten, und die Finnen verkürzten die Schweden rückſichtslos in ihren Rechten.

Am 5. Mai n. St. 1906 trat Witte zurück und wurde als Miniſterpräſident durch Goremykin erſetzt. Zwei Tage vor der Eröffnung der erſten Duma, am 8. Mai, wurde ein Reichsgrundgeſetz veröffentlicht, das feſtſetzte, welche Ordnungen eine Veränderung nur auf Initiative des Kaiſers erfahren dürfen. Der Kaiſer, deſſen Perſon unantaſtbar iſt, übt die geſetzgebende Gewalt gemeinſchaftlich mit dem Reichsrat und der Duma, ohne ſeine Beſtätigung erhält kein Geſetz Gültigkeit. Er vertritt das Reich nach außen, iſt der oberſte Kriegsherr, ernennt die Miniſter, darf begnadigen und eine Amneſtie erlaſſen. Im Volk darf niemand anders als auf Grund des Geſetzes verhaftet oder einer Hausſuchung unterworfen werden. Jeder Ruſſe kann Beſchäftigung und Wohnung frei wählen und ungehindert ins Ausland reiſen. Alle Ruſſen dürfen geſetzlich nicht verbotene Verſammlungen abhalten, Vereine und Verbände gründen. Sie genießen Freiheit des Glaubens und dürfen innerhalb der vom Geſetz gezogenen Grenzen reden und ſchreiben, was ſie wollen.

Der Reichsrat beſteht aus vom Kaiſer ernannten und aus gewählten Mitgliedern. Die Zahl der ernannten Mitglieder darf nicht größer ſein als die der gewählten. Das Mandat der gewählten währt neun Jahre. Je nach drei Jahren ſcheidet ein Drittel aus, kann aber wiedergewählt werden. Gewählt werden vom Synod ſechs Mitglieder — drei Mönche und drei Weltgeiſtliche —, von jeder Semſtwo reſp. von den Grundbeſitzern jedes Gouvernements ein Mitglied. Der Adel wählt 18, die Univerſitäten wählen 6 Mitglieder. Die Kaufmannſchaft ſchickt auch ſechs Vertreter in den Reichsrat. Den Präſidenten und den Vizepräſidenten ernennt der Kaiſer. Die Mitglieder genießen Redefreiheit und erhalten Diäten.

Der Reichsrat hat das Recht der geſetzgeberiſchen Initiative und das Interpellationsrecht.

Die Duma beſteht nur aus gewählten Mitgliedern. Jedes Gouvernement wählt eine beſtimmte Anzahl, und die Wahl iſt eine indirekte. Die Urwähler wählen in 4 Kurien, 2 ländlichen und 2 ſtädtiſchen, die Wahlmänner. Auf dem Lande beſteht die erſte Kurie aus Grundbeſitzern, die einem nicht hohen Zenſus genügen, die zweite aus Vertretern der Bauerngemeinden. In den Städten

unterscheiden sich die beiden Kurien durch die Höhe des Zensus. Für die großen Städte gibt es besondere Wahlordnungen.

Die Mitglieder der Duma werden auf fünf Jahre gewählt.

Die Duma wählt sich den Präsidenten und die Vizepräsidenten selbst. Auch ihre Mitglieder genießen Redefreiheit und erhalten Diäten.

Die Duma hat ebenfalls das Recht der gesetzgeberischen Initiative und das Interpellationsrecht.

Für den Fall, daß Reichsrat und Duma über einen Gesetzentwurf verschiedener Meinung sind, ist eine aus Mitgliedern beider Körperschaften bestehende Kommission vorgesehen.

Ein von Reichsrat und Duma angenommener, von der Regierung aber abgelehnter Gesetzentwurf darf in derselben Session nicht wieder eingebracht werden.

Am 10. Mai n. St. eröffnete der Kaiser im Tauriſchen Palais persönlich die erste Duma. Aber es stellte sich nur zu bald heraus, daß mit ihr nicht regiert werden konnte. Die zahlreichste Partei, die der konstitutionellen Demokraten, die im Volksmund „Kadetten" hießen, bestand aus Doktrinären, die aus der Geschichte nicht gelernt hatten, daß jede Verfassung doch erst in der Anwendung lebendig werden kann. Außer ihnen waren Radikale jeder Spielart reichlich vertreten und betätigten ihren Freisinn auch durch ein ungezogenes, freches Benehmen. Die Duma verlangte vor allem vorbehaltlose Amnestie für alle „Freiheitskämpfer", auch für die Meuchelmörder und die Rebellen Das konnte natürlich nicht bewilligt werden. Ebensowenig das Verlangen, die angebliche Landnot der Bauern dadurch zu beseitigen, daß das Land der Gutsherrn unter sie verteilt wurde. Vergeblich mahnte Goremykin zu Mäßigung und Besonnenheit; Juden, Armenier und halbgebildete russische Fabrikarbeiter führten das große Wort und mißhandelten die Gefühle aller patriotischen Russen. Die Deutschen der Ostseeprovinzen waren in dieser Duma, deren Präsident Muromzew war, gar nicht vertreten.

Am 21. Juli n. St. wurde diese erste Duma aufgelöst und eine neue auf den 5. März 1907 einberufen.

Das wüste Treiben hatte aber schon verhängnisvolle Früchte getragen. Ein Bataillon des vornehmsten Regimentes, des von Preobraschensk, hatte den Gehorsam verweigert, überall trieb der Terror sein Unwesen.

An die Stelle Goremykins trat jetzt Stolypin, ein Mann wie ihn die Zeit brauchte: furchtlos, aufrecht und doch maßvoll.

Ein Teil der Dumamitglieder war so töricht, in Wiborg zusammenzutreten und von dort aus einen Aufruf zu erlassen, der zur Verweigerung der Steuern und der Ableistung der Wehrpflicht aufforderte (23. Juli n. St.). Es war ein Schlag ins Wasser, und die Unterzeichner des Aufrufs wurden später zur Verantwortung gezogen und zu Gefängnis verurteilt.

Gefährlicher waren die Aufstände der Matrosen in Sweaborg und Kronstadt, sowie vor Reval auf dem „Pamjat Asowa". Sie wurden aber auch niedergeschlagen (Anfang August).

Ein am 25. August n. St. verübtes Attentat auf Stolypin scheiterte, zwei seiner Kinder wurden aber schwer verletzt.

Am 5. März n. St. 1907 trat die zweite Duma zusammen. Präsident wurde der Kadett Golowin, Sozialdemokraten verschiedener Spielarten waren durch 112, die Arbeiterpartei war durch 100 Abgeordnete vertreten, Polen durch 46; dazu kamen 91 Kadetten. Man konnte voraussehen, daß auch diese Duma bald fortgeschickt werden würde. Es kam denn auch schon im April zum Konflikt zwischen der Regierung und ihr. Als die Duma dabei beharrte, Privatpersonen zu ihren Kommissionssitzungen zuzuziehen und mit den Behörden direkt zu korrespondieren, protestierte Stolypin energisch. Der Konflikt wurde akut, als die Duma sich weigerte, Mitglieder, die der Teilnahme an einer Verschwörung gegen den Kaiser angeklagt wurden, auszuliefern. Am 16. Juni n. St. wurde sie aufgelöst. Aber es wurde sofort der 14. November n. St. als der Tag bezeichnet, an dem die dritte Duma zusammentreten sollte.

Diese auf Grund eines neuen Wahlgesetzes gewählte Duma brachte dann die erfreulichste Überraschung. Ihr gehörten eine ganze Zahl von Männern an, die jedem europäischen Parlament zur Zierde gereichen würden.

Ihre Majorität bestand aus Konservativen verschiedener Schattierungen, die Minorität wurde von nur 41 Kadetten, 14 Sozialdemokraten, 18 Polen gebildet. Die 12 deutschen Abgeordneten schlossen sich der „Partei vom 30. Oktober" an. Präsident wurde Chomjakow (Oktobrist), Vizepräsidenten wurden Fürst Wolkonski (Rechte) und Baron Meyendorf (Oktobrist).

Diese dritte Duma hat durch ihre Verhandlungen den Beweis geliefert, daß Rußland für eine Verfassung reif war. Sie ist mit

aller Energie gegen die Schäden eingeſchritten, an denen der ruſſiſche Staat krankt, und hat ſich doch nie zu einer übertriebenen Oppoſition hinreißen laſſen. Ohne die nationaliſtiſchen Elemente zur Herrſchaft kommen zu laſſen, hat ſie doch immer die nationale Fahne hoch gehalten. Sie hat dem Kaiſer gegeben, was des Kaiſers war, und hat doch auch wieder die eigenen Rechte, wenn es darauf ankam, energiſch wahrgenommen. Man kann durchaus hoffen, daß es der Regierung gelingen wird, mit Hilfe dieſer Duma die Erneuerung Rußlands durchzuführen und die Schäden zu heilen, die der unglückliche Krieg und die Revolution ihm geſchlagen haben.

Dazu wird es freilich angeſtrengteſter Arbeit bedürfen, denn es geht noch wild genug her im weiten Reich, und infolge der Zuchtloſigkeit, der die Jugend verfallen iſt, ſcheidet eine Generation faſt ganz aus dem Leben der Nation aus und kann nur beſeitigt, nicht aber mehr zu tüchtigen Staatsbürgern erzogen werden. Hier, im Schulweſen, tun vor allem tiefgreifende, energiſche Reformen not. Aber man hat das auch allgemein erkannt, und da werden ſich ſchon zum Ziel führende Wege finden laſſen. —

Wir ſahen, wie im IX. Jahrhundert in kürzeſter Zeit ein großes ruſſiſches Reich entſtand, das vom Finniſchen Meerbuſen zum Schwarzen und Kaſpiſchen Meer reichte; wie dieſes Reich, indem es in die Teilfürſtentümer zerfiel, ohnmächtig wurde, und wie ſchließlich die Tataren den größten Teil des „ruſſiſchen Landes“ unterjochten, während ein anderer Anſchluß an Litauen ſuchte und fand. Von dem im Kolonialgebiet liegenden kleinen Teilfürſtentum Moskau aus begann dann die Wiederaufrichtung der Nation, die ſchließlich die Tataren verdrängen, die litauiſch gewordenen Landesteile zurückgewinnen, einen Zugang zur Oſtſee wie zum Schwarzen Meer ſich erobern konnte. Der Erbfeind im Weſten, Polen, wurde unterworfen, die Erbfeinde im Oſten, die Bewohner der Steppe, wurden nach und nach ebenfalls zu ruſſiſchen Untertanen gemacht. Unaufhaltſam drang Rußland hier vor, denn mit den Nomaden kann ein ſeßhaftes Volk keine freundliche Nachbarſchaft unterhalten. Bis an den Fuß des Pamir, des „Daches der Welt“, reichte ſchließlich die ruſſiſche Herrſchaft, in Sibirien bis an den Stillen Ozean. Nun grenzt es überall an ſeßhafte Völker: die Afghanen hier, Chineſen und Japaner dort.

In dieſem Drängen nach Süden und Oſten iſt Rußland ein Weltreich geworden und hat es eine ungeheure extenſive Kultur-

arbeit geleiſtet. Die Steppen im Süden Rußlands, die ſo lange nur die Heimat räuberiſcher Nomaden waren, ſind jetzt Kornfelder und Rübenäcker geworden; die Krim, von der aus die „Gireis“ einſt ihre auf Erbeutung von Sklaven gerichteten Raubzüge unternahmen, verſorgt heute ganz Rußland mit Wein. Im Kaukaſus iſt die wilde Kriegsluſt der Bergvölker gebändigt, und in den üppigen Gefilden im Süden des Gebirges geht der Landmann in normalen Zeiten ungeſtört ſeinem Gewerbe nach. Die Gewaltherrſchaft der Khane von Buchara und Chiwa iſt gebrochen, in Samarkand, in Kokand, in Taſchkent herrſcht eine Ordnung, die die beſtehenden Zuſtände gegenüber den früheren als paradieſiſch erſcheinen läßt.

Trotz alledem iſt Rußland bisher kein Kulturland geweſen. Eben dieſe ewigen Eroberungen ließen das nicht zu, denn die neu erworbenen Länder bedurften zu ihrer Verwaltung ſo vieler intelligenter Kräfte, daß ſie im Mutterlande nur zu ſehr fehlten, und ſo großer Mittel, daß darüber ſeine Bewohner nicht zu Wohlſtand und Bildung gelangten. Die Ruſſen eroberten ſich eine Welt und blieben doch ſelbſt bettelarm und unwiſſend. Die ungeheure Mehrzahl von ihnen, die Bauern, lebten nur eben von einem Tage zum andern, in Hütten, deren Armſeligkeit jeden Reiſenden erſchreckte, bei einer Nahrung, die es unbegreiflich erſcheinen ließ, daß ſie ſie erhielt.

„Noch jetzt,“ erzählt Nowikow, „wird die Hälfte aller Hütten der Bauern auf ſchwarze Art geheizt — weiß aber der Stadtbewohner, was das heißt? Das heißt, daß morgens, wenn geheizt wird, in der oberen Hälfte der Hütte ein undurchdringlicher Rauch ſteht, der durch Spalten oder eine beſondere Öffnung abzieht, zumeiſt durch die zu dieſem Zweck geöffnete Tür. Die Bewohner verbringen dieſe Zeit auf dem Boden liegend oder ſitzend, um nicht allzuviel Rauch zu ſchlucken. Kälte von 20 Grad dringt durch die Tür herein. Iſt die Heizung beendet, ſo wird jede Öffnung geſchloſſen, und es wird in der Hütte heiß wie in einer Badeſtube. Gegen Morgen gefriert oft das Waſſer wieder. Wände und Lager ſind vom Rauch mit ſchwarzem Anflug bedeckt. Hier wohnt die aus acht Seelen beſtehende Familie: Der Alte mit der Alten, der verheiratete Sohn, die Tochter, die Kinder. Hier wird gegeſſen und auf Stroh geſchlafen; hier gebären, ſpinnen und weben die Weiber; hier müſſen die Knaben ihre Schularbeiten machen; hier halten ſich ein Kalb, Lämmer, manchmal Ferkel und Hühner auf; hier herrſcht ein unerträglicher Geſtank. Die Lampe leuchtet ohne Zylinder, oder es gibt auch gar kein Licht, wenn kein Geld da iſt, um Petroleum zu kaufen. Draußen herrſchen 20 Grad Kälte, aber die Hütte birgt nur zwei Schafpelze. Man kriecht auf den großen Ofen, erwärmt ſich, räumt einem anderen den Platz ein und friert unten auf dem Stroh weiter, oder man nimmt einen der Pelze und geht irgendwohin zur Arbeit. Man kehrt abends naß und frierend heim, die Kleider werden zum Trocknen an den Ofen gehängt, und

die Hütte dampft von ihnen. Am nächsten Tage nimmt das Weib den Pelz und geht arbeiten wie heute der Mann. Schmutz überall, denn Seife ist ein Luxusgegenstand, und lange nicht alle können sie haben. Zur Wäsche genügt das Wasser im Bach und zur Reinigung des Körpers Sonnabends das Schwitzbad, das Labsal des Bauern. So arm das Dorf auch sein mag, nie fehlt die gemeinsame Badestube. Und die Nahrung? Leerer Kohl, nämlich heißes Wasser, in dem Kohl schwimmt und ein Löffel Hanföl, gekochte Kartoffeln und Weizengrütze — das ist das Mittagsmahl. Wenn man Milch hat, wird sie den Kindern gegeben; Fleisch gibt es nur an Feiertagen, ein Huhn zu Weihnachten und Ostern. Oft fehlen die Kartoffeln, fehlt die Grütze und ist nur Schwarzbrot da. Gibt es eine Mißernte, so fehlt auch das Brot." (Bei von der Brüggen: Das heutige Rußland.)

Ein Professor von Engelhardt, der aus Petersburg auf sein im Smolenskschen Gouvernement liegendes Gut verbannt wurde, hat uns in einem vortrefflichen Buch: „Aus dem Dorf" eingehend die landwirtschaftlichen Verhältnisse geschildert, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in dieser Provinz herrschten. Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Schilderungen liest.

Die Religion der russischen Bauern war — und ist zum Teil noch — vielfach nur ein wüster Aberglaube, der in den zahlreichen Sekten die seltsamsten Formen annahm, und ihre Unbildung ließ sie keine edlere Unterhaltung für die 180 Feiertage finden, die sie alljährlich begingen, als sich in Branntwein zu berauschen.

Sind aber endlich feste Grenzen erreicht und hat jetzt das russische Volk teil an Gesetzgebung und Kontrolle über die Beamten, so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß Rußland sich in Zukunft mehr als je vorher mit sich selbst beschäftigen wird.

Hier sind die wichtigsten Aufgaben zu lösen, und man hat keinen Grund zu der Annahme, daß sie sich nicht lösen ließen. Es kommt freilich alles darauf an, daß keine neuen kriegerischen Abenteuer die Aufmerksamkeit der russischen Gebildeten wieder von den inneren Aufgaben abziehen. Geschieht das nicht, bleiben Menschen und Geldmittel frei, um endlich Einsicht und Bildung in die Volksmassen zu tragen, so ist ein schnelles Aufblühen des Landes zu erwarten. Was dem Volke bisher fehlte, war der ausdauernde Fleiß, der allein eine intensive Wirtschaft ermöglicht. So lange die Dorfgemeinde als Mir ihre Herrschaft über den Einzelnen übte und die Rücksicht auf die solidarische Bürgschaft für die Steuern ihn in ihr festhielt, konnte ein solcher Fleiß sich nicht bilden.

Nun diese Fesseln gesprengt sind, wird der Bauer bald er-

kennen, daß er bei intensiver Arbeit auch auf kleinem Landbesitz gedeihen kann.

Und auch den Angehörigen der gebildeten Stände wird jetzt Mutter Not heilsame Wege weisen. Bisher konnten sie in Rußland auch ohne Fachbildung ihr Brot finden, wenn nicht im europäischen, so im asiatischen. Es fehlte der rechte Antrieb, sich von Jugend auf systematisch für den späteren Beruf vorzubereiten, deshalb kam es auch nicht zu liebevollem Versenken in die Wissenschaft. Eine russische Wissenschaft gibt es heute noch kaum. Aber es wird eine geben, sobald das russische Volk Einkehr halten wird bei sich selbst, denn an Wissensdurst fehlt es den Russen nicht.

Zum Schluß sei die Frage aufgeworfen, ob Deutschland ein solches inneres Erstarken Rußlands wünschen kann. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: in weiten Kreisen der russischen Gebildeten lebt ein bitterer Haß gegen die Deutschen. Er ist historisch aus der Rolle entstanden, die deutsche Abenteurer im 18. Jahrhundert in Petersburg spielten, und aus der leidigen Tatsache, daß die Drillmeister der Kaiser Alexander I. und Nikolai I. Deutsche waren. Er hat dann bis heute Nahrung aus dem Umstande gesogen, daß der Deutsche oft ausdauernder, pflichttreuer und sparsamer ist als der Russe und ihn deshalb im Kampf ums Dasein nicht selten überwindet. Der deutsche Offizier, der deutsche Kaufmann, der deutsche Landwirt bringen es in Rußland mitunter weiter als ihre russischen Genossen, und es geschieht dann wohl, daß sie mit einem unberechtigten Hochmut auf diese herabblicken.

Schlimmer noch ist, daß dem Russen die deutschen Tugenden unsympathisch sind. Die deutsche Treue auch im kleinen erscheint ihm leicht als Pedanterie, deutscher Fleiß als Strebertum, deutsche Pflichttreue, die das Gesetz zur Geltung bringt, auch wenn dadurch Leid verursacht wird, als Härte. Er achtet den Deutschen, aber es wird ihm schwer, ihn zu lieben.

Trotzdem muß es uns willkommen sein, wenn Rußland auch eintritt in die Reihe der Kulturvölker, denn es ist nicht anders: je höher die Kultur in einem Lande steht, um so mehr Werte hat es zu verlieren, um so friedlicher wird es. In dem freigewordenen Rußland muß sich auch das Verständnis für den Wert des „Kategorischen Imperativs" steigern.

Und endlich, wir malen doch keine Schreckgespenster an die Wand, wenn wir uns daran erinnern, daß hinter der russischen Südostgrenze

400 Millionen Mongolen wohnen, begabte und körperlich ſtarke, aber ganz anders als wir Europäer geartete Menſchen, die zwar die letzten Jahrhunderte in einem Zuſtande von einer Art Erſtarrung verbrachten, die aber jederzeit zu neuem regen Leben erwachen können. Dann würde in dem uralten Kampf zwiſchen Aſien und Europa eine neue Periode beginnen, eine Periode, in der Rußland wieder die Rolle der Vorhut im Kampf zufiele, eine Rolle, die es nur ſiegreich durchführen könnte, wenn es nicht nur, wie bisher, mit den Kampfmitteln Europas ausgerüſtet, ſondern wirklich zum europäiſchen Kulturvolk geworden wäre.

Register.

Aachen, Kongreß von (1818) 371.
Abaza, Miniſter 414.
Abd-ul-Aziz, türkiſcher Sultan (1861 bis 1876) 404.
Abd-ul-Hamid II., Sultan 404.
Abo, Frieden von (1743) 304.
Achalzik 382.
Achmat, Tatarenkhan 114/15.
Achtſtundentag 424/25
Adam von Bremen 33.
Adaſchew, Landadelsfamilie 142. 151. Daraus
—, Alexei, Ratgeber Iwans des Schrecklichen 142. 146. 151.
—, Feodor, Vater von Alexei 146.
Adolf Friedrich, Herzog von Holſtein-Gottorp, König von Schweden (1751 bis 71) 303/4.
Adrian, Patriarch 266. 270.
Adrianopel 405.
—, Friede von (1713) 258.
Ägypten 348. 386.
Aetelbert, Erzbiſchof von Trier 33.
Afghaniſtan 406. 436.
Aigun, Vertrag von 418.
Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg 279. 310. 335.
— der Künſte 310.
Akſakow 390.
Alanen 66. 69.
Alandsinſeln 259.
Alang Goa, Stammmutter der Bortſchigenen 64.
Albrecht II., deutſcher Kaiſer (1438 bis 1439) 107.
Albrecht, Ordensmeiſter von Preußen (1525—1568) 125.
Alekſejew, Eugen, Admiral 428.
Alexander I. (1801—1825) 343. 345. 348. 350. 351—76. 388. 392. 409. 439.
Alexander II. (1855—1881) 328. 330. 395—414. 417.
Alexander III. (1881—1894) 412—420.
Alexander von Bulgarien (1879—86) 409. 417/18.
Alexander von Heſſen, Bruder der ruſſiſchen Kaiſerin Maria Alexandrowna 417.
Alexander, Sohn Michaels von Twer († 1339) 84/5.
Alexander, Großfürſt von Litauen, Sohn Kaſimirs IV. († 1506) 115 ff. 124 f.
Alexander Newski, Sohn Jaroſlaws von Nowgorod (1246—63) 76—79. 179. 355.
Alexandra Feodorowna (Alix) 421.
Alexandrowskaja Sloboda, Reſidenz Iwans des Schrecklichen 153. 154. 159.
Alexei, Metropolit 93.
Alexei Michailowitſch, 1645—76 Zar 206—225. 237. 260. 272. 413.
Alexei, Sohn des Zaren Alexei († 1670) 218.
Alexei, Sohn Peters des Großen († 1718) 237 239. 260—63. 272.
Alexinatz, Schlacht bei (1876) 404.
Alexios Komnenos, 1081—1118 byzantiniſcher Kaiſer 52.
Alix von Heſſen ſ. Alexandra Feodorowna.
Alkmar, Schlacht bei 349.
Alma, Schlacht an der (1854) 387.
Alta, Schlacht an der (1019) 38.
Alta, Schlacht an der (1068), gegen die Polowzer 49.
Altranſtädt, Friede von (1706) 252.
Amerika 430.
Amneſtie 425. 434.
Amurat, Tatarenkhan 93.
Amurbahn 419.
Analphabeten 431.
Anarchismus 411.
Anaſtaſia ſ. Sacharjin-Jurgew.
Anaſtaſius, Metropolit unter Iwan dem Schrecklichen 156.

Andreas, Großfürſt von Wladimir, Bruder Alexander Newskis 77/8.
Andreas von Ungarn 39.
Andreas, Fürſt von Pſkow, Sohn Olgerds von Litauen 92.
Andreas, Bruder Waſſilis III. 128. 137.
Andreas Bogoljubski, älteſter Sohn des Großfürſten Juri Dolgoruki, 1157—1175 Großfürſt 54—59. 82.
Andreas Kobyla, Stammvater der Romanows 86. 141.
Andreas, Onkel Iwans des Schrecklichen 146.
Andruſſowo, Waffenſtillſtand von (1667) 212. 219.
Anhalt-Zerbſt, Fürſtin von 306.
Anjala, Bund von 332.
Anleihen 416.
Anna, byzantiniſche Prinzeſſin, Gemahlin Wladimirs des Heiligen 34.
Anna, Enkelin Kaſimirs III. von Polen 98.
Anna, Schweſter Iwans III., Fürſtin von Rjaſan 115.
Anna, Tochter Wladiſlaws II. von Ungarn 126.
Anna, Tochter Iwans V., Herzogin von Kurland, Kaiſerin (1730—40) 233. 261. 272. 274. 276/78. 283—298.
Anna, älteſte Tochter Peters des Großen, Gemahlin Herzog Karl Friedrichs von Holſtein-Gottorp 259. 272. 275. 278. 283. 303.
Anna Leopoldowna 292. 294. 296—302.
Ansbach-Baireuth 360.
Antivari 406.
Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig 292. 296. 302. 304.
Antonius, ruſſiſcher Einſiedler 42/43.
Antonius, Biſchof 112.
Appellationsgerichte 398.
Aprazin 257. 259 (264).
—, Graf Feodor, Admiral 274. 279.
—, Stephan Feodorowitſch, General (1702—60) 308.
Araktſchejew, Alexei Andrejewitſch, Graf 348. 350/52. 363 ff. 368. 372. 381.
Arbeiter 421. 423 ff. 434 f.
Arbeiterverſicherung 425.
Archangel 234. 237.
Ardahan 406.
Armenien 405. 430. 434.
Armfeld, Natalie von 407.
Arnd, Theologe 344.
Arſamaß, literariſche Geſellſchaft 391. 393.
Arſeni, Biſchof von Roſtow 321.
Artus 36.
Askold (Höskuldr), Normannenführer 20. 21. 23.
Aſow 201/3. 234. 249. 256. 257. 258. 289.
Aſtrachan, Khanat 107. 143. 147. 190. 218. 257. 291. 299.
Auguſt I., der Starke (1694—1733) 236. 246 ff. 277. 289. 292.
Auguſt II. von Sachſen (1733/63) 323.
Auguſtinus, Lehrer in Uglitſch 167.
Auſterlitz, Schlacht bei (1805) 360.
Azi-Girei, Begründer eines Khanats in der Krim 107.

Baader, Franz Xaver von, Philoſoph 365.
Bachtſchiſſarei, Waffenſtillſtand von 226—289.
Baden 360 ſ. auch Luiſe Auguſte.
Baku 260.
Balakrew, Hofnarr der Kaiſerin Anna 295.
Balmaſchew 423.
Barclay de Tolly 364.
Barjatinski, Fürſt 284. 319.
Baſilius II., byzantiniſcher Kaiſer (976 bis 1025) 34.
Basmanow, Alexei 151. 157.
—, Feodor, Sohn von Alexei 151. 157.
—, Iwan 170.
—, Peter 174/5. 178.
Baſſewitz 275.
Batjuſchkow 390. 391. 393.
Batum 406.
Batuſchkow, Barbara 407.
Batu, Enkel Dſchingiſchans 69/72. 76. 83.
Bauern 48. 56 f. 59. 76. 128. 135. 162. 168. 180. 194/96. 207/8. 217 ff. 257. 266. 329. 368. 381. 396 ff. 402. 415 ff. 421. 424. 431 ff., ſ. Leibeigenſchaft.
Bautzen, Schlacht bei (1813) 364.
Bayern 360.
Beccaria, Ceſare Boneſano de, italieniſcher Staats- und Strafrechtslehrer 327.
Bela IV. König von Ungarn (1235—70) 71. 80.
Belgrad, Friede von 290. 332.
Bender 258.
Benkendorf, Graf Alexander, Generaladjutant Nikolais I. 377. 380.
Bennigſen, General Graf 352 f. 357. 360 f.
Bereſtow bei Kiew, Sommerreſidenz 62.
Bergholz, Oberkammerherr des Herzogs Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp 267/68. 285.
Berliner Kongreß (1878) 406.
Bereſinaübergang 364.
Berg, Großherzogtum 360.

Berg, Graf Friedrich Wilhelm 402.
Beſobraſow, Staatsſekretär 426.
Beſſarabien 395. 405.
Beſtuſchew-Rjumin, Peter 277. 284/85. 297. 303. 320.
—, Alexei, Sohn (1693—1766) 293. 303 bis 309. 313/316.
Beſtuſchew-Rjumin, Alexander 371. 379.
Bialyſtock 361.
Bibelgeſellſchaft 367 f.
Bibikow, Offizier 318.
Bjelski, fürſtliche Familie am moskauiſchen Hofe 137—140. 281. Daraus: Bogdan Bjelski 157. 161. 163, Iwan Bjelski 138/9.
Bildung 164. 203. 204. 214. 222. 270. 289. 310. 321. 330. 358 380 f. 384. 389 f. 425. 438 f., ſ. Akademie, Schule.
Biron, Ernſt Johann von (Bühren) (1690 bis 1772) 285—298. 316. 321 f. 390.
—, Guſtav, General 297.
—, Peter, Herzog von Kurland 334.
Biruta, Gemahlin Keiſtuts von Litauen 93.
Bismarck 403. 406. 417. 418.
Bitjagowski 165/66.
—, Daniel, Sohn des Vorigen 166/67.
Blud, Ratgeber Jaropolks 32.
Blumentroſt, Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften 279.
Blutrache 40. 42.
Bobrinski, Graf, Sohn Katharinas II. und Gregor Orlows 317. 337.
Bogoljepow, Nikolai, 1898—1901 Kultusminiſter 423.
Bogoljubow, Reſidenz Andreas Bogoljubskis 54.
Bogoljubow 408.
Bojan, Sänger der Taten Jaroſlaws 11. 47.
Bojaren 9. 35. 60. 69. 79. 86. 88. 92. 102. 103. 105. 108. 110. 119. 123. 127. 129/30 (Bojarenrat) 132. 136. 137—40. 142. 144. 145—47. 151—55. 161. 163 ff. 206. 260. 264. 273. 276. 282.
Boleslaw I. Chrobry, König von Polen (992—1025) 37/38.
Boleslaw II. Smialy, König von Polen (1058—1079) 49.
Boleslaw von Maſovien 91.
Bolgaren, finniſcher Stamm an der Wolga 14. 28. 33. 52. 68. 69. 70. 107.
Bolotnikow 180.
Borezki, Demetrius 110/11.
Borezki, Feodor 110. 113.
Borezki, Iſak, Nowgoroder 109 f. 112.
Boris, Bulgarenzar 29. 30.
Boris, Sohn Wladimirs des Heiligen 36. 37.
Borodino, Schlacht bei (1812) 364.
Bortſchigenen 64 f.
Bosnien 405/6.
Botta, Marquis de, öſterreichiſcher Geſandter in Petersburg 304.
Boulogne, Lager von 360.
Bozeraufſtand 426.
Branntweinmonopol 121. 202. 370. 416.
Brevern 303.
Brjatſchiſlaw 38.
Bruce, Gräfin 335.
Brühl, Graf 316. 317.
Brümmer, Oberhofmarſchall von 303. 306.
Buchara 437.
Buchholtz, Anton 243.
Buczynski, Sekretär von Demetrius 179.
Budget 430.
Budziak, Frieden von (1672) 219.
Bühren, Karl von 285.
—, Ernſt Johann, ſ. Biron.
Bukareſt, Friede von (1886) 362. 382.
Bulatow, Oberſt 378.
Bulawin, Koſakenhetmann 257.
Bulgaren, ſlawiſierter Teil des Finnenſtammes, an der Donau 29. 31. 60.
Bulgarien 325. 331. 386. 404/5. 417/18. 421.
Bulygin, Miniſter des Innern 425.
Bund der vereinigten Slawen 371.
Bunin 391.
Burſchenſchaften 372.
Burtaſſen 14. 28.
Burundai, Tatarenführer 80.
Buſchanen (Duljeben), ſlawiſcher Stamm am Bug 13.
Butaſchewitſch-Petraſchewski, Michail 385.
Buturlin 187. 267. 274. 282.
—, Alexander Boriſſowitſch (1704—67) 309.
Buxhövden 360.
Byron 393/94.
Byzanz 7. 15. 17. 21 f. 23 ff. 34. 35. 39. 43. 48. 54. 56. 60. 75. 106. 111. 112. 274, ſ. Konſtantinopel.

Campenhauſen, Oberſt von 244.
Cantacuzen, türkiſcher Geſandter 201.
Caprivi 418.
Caſſano, Schlacht bei (1799) 349.
Caſtricum, Schlacht bei 349.
Chancellor, engliſcher Seefahrer 147.
Charkow, Hochſchule 358.
Charlotte von Braunſchweig, Gemahlin Alexeis († 1715) 261. 285.

Charlotte von Preußen, Gemahlin Nikolais I. 375.
Chasaren, türkisch-finnisch-slawisches Mischvolk an der unteren Wolga 14 f. 21. 23. 24. 28. 34. 72.
Cheraskow, Michail, russischer Dichter 340.
Cherson (Korssun), griechische Handelsstadt 24. 34.
Chestow, Martha, Gemahlin Feodor Romanows 169.
Chetardie, Marquis de la, französischer Gesandter in Petersburg 299. 304. 306.
China 64. 69. 418/19. 426 30. 436.
Chios, Seeschlacht bei 325.
Chitrowo, Bojar 215.
Chiwa 407. 437
Chlopicki, Polenführer 383/84.
Chlopow, Iwan 193.
—, Marie, seine Tochter 193.
Chmelniczki, Bogdan (1593—1657) Kosak 209—11.
—, Georg, Sohn des Vorigen 211.
Chocim, Schlacht bei (1673) 219.
Chodkiewicz, polnischer Großer 172. 192
Chomjakow, Dumapräsident 435.
Chors (s. Daschbog).
Chorwaten, slawischer Stamm am oberen Dnjestr 13. 35.
Chowanski, russischer Feldherr 212. Iwan, Kommandeur der Strelitzen 228. 230/31.
Christentum 27. 28. 33/6. 41. 42. 52. 59. 60 f. 96. 97. 100. 104 f. 119. 159. 172. 203. 232. 301. 306. 315. 324. 380. 404. 413, s. Geistlichkeit.
Christian IV. von Dänemark (1588 bis 1648) 170. 205.
Christian V. von Dänemark (1670—99) 246.
Christine, Tochter Gustav Adolfs, Königin von Schweden (1632/54) 210. 240. 246.
Chulturin, Revolutionär 409.
Collins 222.
Condé, Prinz (Ludwig Joseph) 348.
Contarini 108.
Croy, Herzog von, russischer Oberfeldherr im Nordischen Kriege 249.
Cruys, holländischer Admiral in russischen Diensten 279.
Czaikowski, Michail 388.
Czarnecki, polnischer Führer 212.
Czartoryski, polnische Fürstenfamilie 324.
Czartoryski, Fürst Adam 357. 366.

Dänen 117. 118. 148. 150. 193. 247 ff. 313 332. 342. 385.
Dagmar von Dänemark (Maria Feodorowna) 413. 417.
Dahlberg, Graf, Kommandant von Riga 234/5. 248.
Dalny 428. 430.
Daniel, Sohn Alexander Newskis, Teilfürst von Moskau († 1303) 82/83.
Daniel von Wolhynien 69. 71. 79. 80.
Daniel, Metropolit unter Wassili III. 128. 138.
Danzig 289. 333.
Daschbog (Chors und Woloß) 11.
Daschkow, Fürstin 317. 335
David, Sohn Igors 51.
Dekabristen 379.
Delianow, Kultusminister 399.
Dembinski, Polenführer 384.
Demetrius, Sohn Michaels von Twer 84. 91.
Demetrius Donskoi, Großfürst von Moskau, Sohn Iwans II., (1362—89) 92. 94. 103.
Demetrius, Enkel Iwans III. 119/20. 123.
Demetrius, Sohn Iwans des Schrecklichen und Anastasias 145/7.
Demetrius, Sohn Iwans des Schrecklichen und Maria Nagois (Heiliger) 158. 160. 163. 165/67. 179.
Demetrius, der Falsche (?) (1605—1606) 170—180. 183. 198.
Demetrius, der Falsche, 2. Prätendent, der „Dieb von Tuschino“ (1607) 180 bis 185. 198. 218.
Demetrius, 3. falscher 186. 190.
Demetrius Schemjaka 103. 106. 108.
Demonstrationen 401.
Derbent 260.
Derschawin, Gabriel, russischer Schriftsteller 340. 392 93.
Deulino, Waffenstillstand von 192.
Deutschland 404. 414. 417. 418. 428. 439 f.
Deutschritterorden 91/92. 93. 99. 101. 108. 117. 148. 150.
Devier, Schwager Menschtschikows 277/78.
Dewlet-Girei 145. 157.
Djaks 75. 202. 221. 265.
Diäten 433. 434 f.
Dickens, englischer Gesandter 303.
Diebitsch, Iwan, Graf, Generalfeldmarschall 376. 382—84.
Dienstzeit 266. 370.
Dionysius, Abt des Sergiusklosters 203. 214.
Dionysius, Metropolit 164/5.
Dir (Dyri), Normannenführer 20. 21. 23.

Dmitriew 390. 391.
Dobrinitſchi, Schlacht bei (1605) 174.
Dobrudſcha 387. 405 6.
Dobrynja, Onkel Wladimir des Heiligen 29. 31.
Dolgoruki, Bojaren 218. 228. 239. 264. 276.
—, Juri 222.
—, Peter 222.
—, Jakob 234.
—, Fürſtenfamilie 298. 302.
—, Fürſt Waſſili, Feldmarſchall (1667 bis 1746) 279. 283. 286.
—, Alexei 281 ff. 288.
—, Iwan, Sohn Alexeis 281. 288.
—, Katharina, Braut Peters II., Tochter Alexeis 282 f.
—, Michail, Gouverneur von Sibirien 283.
Dolski, Fürſtin 256.
Domowoi, Hausgeiſt 12.
Dorpat (Jurjew) 38. 150. 151. 152. 158. 211—358, Hochſchule 415.
Doroſchenko, Koſakenhetmann 219.
Doſtojewski, Fedor 385. 410 11.
Dregowitſchen, ſlawiſcher Stamm 13.
Dresden, Schlacht bei (1813) 364.
Drewljanen, ſlawiſcher Stamm 13. 23. 27. 29. 30. 36.
Druckereien 347.
Druſchinen (Droſte, Gefolgsleute) 19 f. 23. 24. 27. 31. 34. 36. 37. 44. 45. 46. 48. 49. 53. 54. 58. 60. 62. 67. 71. 75. 82. 88.
Druzki-Lubezki, Fürſt 383/84.
Dſchagatai, Sohn Dſchingiſchans 69. 72.
Dſchebe, Feldherr Dſchingiſchans 66. 69.
Dſchingiſchan, mongoliſcher Eroberer († 1227) 65—70. 72. 144.
Dſchudſchi, Sohn Dſchingiſchans 69. 72.
Dubienca, Schlacht bei (1792) 333.
Dücker 275.
Duljeben ſ. Buſchanen.
Duma ſ. Bojarenrat (130) 161. 163. 176 (erweitert) 181. 222. 264.
Duma von 1905 430 ff.
Dworjane („Hofleute“), ruſſiſcher Lehnsadel 75 6. 134.

Edigei 98 9. 107.
Ediger, Khan von Kaſan 144.
Einkommenſteuer 425.
Eliſabeth, Tochter Peters des Großen, Kaiſerin von Rußland (1741—62) 261. 272. 274. 276. 280—283. 286. 288. 291. 294. 296—314. 316. 321. 322. 339. 341.
Eliſabeth von England (1558—1603) 160.
Eliſabeth, Schweſter Kaſimirs III. von Polen 97.
Eliſabeth Alexejewna, Gemahlin Alexanders I. 345. 355 f.
Eliſabeth Katharina Chriſtine von Mecklenburg ſ. Anna Leopoldowna (292).
Emendationen Nikons 216/17.
Enzyklopädiſten 321. 327. 334.
Engelhardt, Leo 335. 350.
Engelhardt 438.
Enghien, Herzog von 212.
England 147. 191. 236. 304. 307 ff. 332. 349. 357. 360 ff. 370. 371. 375. 382 ff. 395. 429.
Epirus 405.
Erbfolgerecht 44/5. 60. 86 f. 102. 129. 272. 274. 347. 376, ſ. Ljubetſcher Fürſtentag.
Erbrecht 40/1. 57.
Erfurter Kongreß 361.
Erich XIV. von Schweden (1560—68) 150. 151. 170.
Eriwan 381.
Ermes, Schlacht bei (1560) 150.
Ernſt Ludwig, Herzog von Braunſchweig 299.
Erraſtfer, Schlacht bei (1701) 253.
Eſten, finniſcher Stamm 13. 16. 33. 38. 52. 60. 77. 159.
Eſtland 211. 241 ff. 299. 322. 329. 358. 432.
Eudoxia (Streſchnew), Gemahlin Zar Michails 193.
Eugen IV., Papſt 104.
Eugen von Württemberg (1788—1857), Neffe Pauls I. 351.
Eupatoria 387 f.
Euphroſyne (Chowanski), Tante Iwans des Schrecklichen 146. 156.
Euphroſyne, Geliebte Alexeis 261/63.

Fabrikweſen 403. 416. 421 ff. 432.
Falibowski, polniſcher Magnat 231/32.
Fehrbellin 241.
Feiertage 416.
Feodor, Sohn Iwans des Schrecklichen (1584—98) 158. 160. 161. 163—168. 180. 226. 260.
Feodor III. Alexejewitſch, 1676—82 Zar 217. 220. 226/28. 260. 272.
Feodor, Sohn Juris von Kjaſan 70.
Feodor von Kjaſan 115.
Ferdinand I., Bruder Karls V. (1556 bis 1564) 126.
Ferdinand III. (1637—1657) 211.
Ferdinand, Herzog von Kurland († 1737) 276/77. 286.

Ferdinand von Bulgarien 418
Fermor, ruſſiſcher General 309.
Finanzſyſtem 121. 135. 194/6. 202. 213. 221. 239. 265/66. 283. 311/12. 330. 336. 370. 397. 399. 406. 414. 416. 425. 438.
Finch, engliſcher Geſandter 311.
Finnen 5. 6. 9. 13 ff. 48. 55 f.
Finnland 248. 258. 290. 300. 303. 332. 361 ff. 432 f.
Fioraventi, Ariſtoteles, Architekt 118.
Flemming, Graf Jakob Heinrich von, Günſtling Auguſts des Starken 246/48.
Fletcher 162. 163. 165.
Föngwantſcheng 428.
Fokſchani, Schlacht bei (1789) 332.
Fon-Wiſin, Denis, ruſſiſcher Schriftſteller 339.
Frankreich 259. 289. 299. 304. 307 ff. 325. 348. 357. 372. 375. 382 ff. 395. 403, ſ. Zweibund.
Franz II., deutſcher Kaiſer (Franz I. von Öſterreich) 360. 365.
Fredrikshamn, Seeſchlacht bei (1789) 332.
Fredrikshamn, Friede von (1809) 361.
Freizügigkeit 397.
Frjaſin ſ. Wolpe.
Friedensrichter 398. 399.
Friedensvermittler 397.
Friedland (1807) 361.
Friedrich II., deutſcher Kaiſer (1215 bis 1250) 71. 80.
Friedrich III., deutſcher Kaiſer (1440 1493) 118.
Friedrich I. von Preußen (1701—1713) 234. 235. 251.
Friedrich der Große (1740—1786) 297. 304—309. 314—17. 324. 327. 331. 342.
Friedrich, Kaiſer 418.
Friedrich II. von Dänemark (1559/88) 150.
Friedrich IV. von Dänemark (1699 bis 1730) 247. 259.
Friedrich von Heſſen-Kaſſel, Schwager Karls XII., 1720—51 König von Schweden 259. 275.
Friedrich IV., Herzog von Holſtein-Gottorp, Schwager Karls XII. († 1702) 246. 275.
Friedrich der Streitbare 80.
Friedrich Auguſt I. (1763—1827), Kurfürſt, dann König von Sachſen 333. 361.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt (1640—1688) 241.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713 bis 1740) 259. 268/69. 344.
Friedrich Wilhelm III. (1797—1890) 365. 375.
Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861) 388.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Kurland 260. 276. 293.
Frondienſt 396.
Fürſtenberg, Ordensmeiſter 150.

Gajuk, Sohn Ogotais, Enkel Dſchingiſchans 69. 71. 72/73.
Galizien 60. 66 ff. 92. 98. 362. 365.
Gapon, Georgi 424/25.
Garde 266. 274. 283. 284. 299 ff. 315 ff. 345 ff. 369. 376 ff.
Gardie, Pontus de la 182/4. 191.
Gavril, Paſcha 417.
Gedimin von Litauen (1316—41) 90. 96. 116. 132. 181.
Geismar, General 378.
Geiſtlichkeit (ſ. auch Synod, Chriſtentum, die einzelnen Patriarchen) 55. 85. 106. 111. 120 f. 123. 129. 134/35. 142. 153. 158. 161. 165. 168. 177. 186. 203 f. 214—17. 266. 311. 316/17. 319/20. 337. 347. 367/8. 370. 402. 415.
Geiſtliches Gericht 41.
Gemeindeverfaſſung 196. 396 ff. 416. 438.
Gemeindegericht 398.
Genadius, Erzbiſchof von Nowgorod 119. 121.
Geok-Tepe 407.
Georgios, Patriarch 372.
Gerichte 288. 358. 370. 380. 388. 390. 409. 415.
Germanen 16.
Gertrud, Nichte Friedrichs des Streitbaren 80.
Gervais, Admiral 418.
Geſchworene 398.
Geſetzgebung ſ. Recht 359. 421. 430. 433 ff.
Getreideexport 416.
Glaubensfreiheit 433; ſ. Chriſtentum, Geiſtlichkeit.
Gleb, Sohn Wladimirs des Heiligen 36. 37.
Gleb, Sohn Swjatoſlaws von Tſchernigow 49 f.
Glebow, Major 263.
Glinski, fürſtliche Familie am moskauiſchen Hofe 14; ſ. auch Helene; daraus:
—, Fürſt Juri 140. 141.
—, Fürſt Michael 125/26. 128/29. 137.
—, Fürſt Michael, Onkel Iwans des Schrecklichen 140. 142.
—, Fürſtin Anna 141. 142.
Gluboki, Schlacht bei 212.
Glück, Propſt 253. 274
Gneſen 333.
Godunow, Adelsgeſchlecht tatariſchen Urſprungs 122; ſ. auch Irene, Maria.

Godunow, Boris (1598—1605), Zar 161. 163—74. 177. 183. 185. 198. 199. 393.
—, Feodor, Sohn von Boris 174/5.
—, Xenia, Tochter von Boris 170. 175 bis 176. 204.
Görgey, Arthur, ungarischer Aufständischer 385.
Götze 363. 368.
Gogol, Nikolai 390. 394.
Golizyn, russisches Fürstengeschlecht 273. 281 ff.
—, Wassili 179. 185/87.
—, Wassili, Günstling der Zarin Sophie, Chef der Verwaltung († 1713) 222. 227/28. 230—33. 270.
—, Boris, Vetter Wassilis 233.
—, Dmitri, Vetter Wassilis († 1738) 279. 283.
—, Hofnarr 291. 295.
—, Kultusminister und Oberprokureur des Synods 367/8. 372.
Golowin, Feodor, Graf (1650—1706) 234. 264. 268.
Golowin 291.
Golowin, Kultusminister 400.
Golowin, Dumapräsident 435.
Golowkin, Graf, Großkanzler 279. 283. 288. 292. 302.
v. d. Goltz, preußischer Gesandter in Petersburg 316.
Gonsiewski, polnischer Feldherr 185/86. 197—243.
Gontscharow, Iwan 411.
Gorbaty-Schuiski, Bojarengeschlecht 142.
Gordon, schottische Familie in Rußland 229.
—, Alexander 249. 253.
—, Patrik 234. 237. 239.
Goremykin, Ministerpräsident 433—35.
Gortschakow, Fürst Michail Dmitrijewitsch (1795—1861) 386 ff. 401.
—, Fürst Alexander, Vetter des vorigen 406.
Gotländer 48. 59.
St. Gotthard 349.
Gouvernements 329. 359. 384. 433.
Graschdanin (Zeitschrift) 416.
Grekow 417.
Grjasnoi, Wassili 151.
Grigorowitsch, Dimitri 411.
Gregor VII. (1073—1085) 50.
Gribojedow, Alexander 390. 394.
Griechen 325. 372. 382.
Grimm, Melchior 334. 345. 355.
Grimmelshausen 213.
Grochow, Schlacht bei (1831) 401.
Großjägersdorf, Schlacht bei (1757) 308.
Großrussen 56 f.
Grudzinska, Gräfin 366.
Grünstein 299. 301. 305.
Grusien 362. 381.
Gundling 268.
Gurko, Ossip, General 404 5.
Gustav, Sohn Erichs XIV. von Schweden 170.
Gustav II. Adolf von Schweden, Sohn Karls IX. (1611—1632) 186. 191. 240.
Gustav III. von Schweden (1771—92) 332.
Gustav IV. von Schweden (1796—1809) 361.
Güldenlöwe, Waldemar, Sohn Christians IV. 205.
Gyda, Tochter Haralds II. von England 53.
Gymnasien 358. 403. 415.

Haager Friedenskonferenz (1899) 426.
Habakuk, Erzpriester 214. 215.
Hadiatsch, Vertrag von (1658) 211.
Hahn 277.
Hakon, Normanne 38.
Hamilton 220—229.
Handel 6 ff. 59. 76. 135. 176. 294. 330.
Hangöudd, Seeschlacht bei 258.
Hannover 360.
Hansa 48. 59. 88
Harald II. von England († 1066) 53.
Harald III. von Norwegen (1046—66) 39.
Hartmann 409.
Hastfer, Generalgouverneur von Livland 245.
Hastings, Maria 160.
Hedwig, jüngere Tochter Ludwigs I. von Ungarn, Gemahlin Jagiellos von Litauen 97. 98.
Hedwig Sophie, Tochter Karls XI., Gemahlin Herzog Friedrichs von Holstein-Gottorp 275.
Heilige Allianz 371.
Heinrich IV., deutscher Kaiser (1056 bis 1106) 50.
Heinrich I. von Frankreich (1031—60) 39.
Heinrich III., König von Frankreich, vorher 1573/74 König von Polen 159.
Heinrich, Prinz von Preußen 292. 326.
—, Herzog von Bordeaux 382 f.
Helbig 299.
Helene, Tochter Iwans III., Gemahlin Alexanders von Litauen 116. 125.
—, Schwiegertochter Iwans III. 116, 119/20, Nichte des Fürsten Glinski, zweite Gemahlin Wassilis III. 128/29. 137/38. 220.
—, (Scheremetjew), Schwiegertochter Iwans des Schrecklichen 160.

Helmerſen, Oberſtleutnant von 245.
Herberſtein, Sigismund Freiherr von, deutſcher Geſandter an Waſſili III. 126.
Hermann, Markgraf von Baden 80.
Hermann, General 349.
Hermogen, Patriarch 179. 184/86.
Herrenhuter 365.
Herzegowina 404. 405/06.
Herzen, Alexander, ruſſiſcher Revolutionär 402
Herzfeld, Sophie Löſchern von 407.
Heyking 277. 354.
—, Baron 408.
Hiob, Metropolit 165. 171. 173. 175.
Hochruſſiſch 311.
Hofſitten 130 f. 222 f. 236 f.
Hogland, Seeſchlacht von 332.
Holländer 191. 229. 234. 236. 349. 361.
Holſtfer, Gertrud, zweite Frau Friedrich Wilhelm Patkuls 243.
Horn, ſchwediſcher Oberſt 249.
Horodloer Landtag (1413) 99/100.
Horſey 161.
Hoscki 171.
Hummelshof, Schlacht bei 253.
Hungersnot 416.
Huſſiten 100.
Huyſen, Baron, Erzieher Alexeis 260.
Hyndfort, Lord 307.

Jagd 52, 63.
Jagiello, Wladislaw, Sohn Olgerds von Litauen † 1434 93. 94 97—101.
Jaguſchinski 264. 265. 283. 291.
Jakubowitſch 371.
Japan 419. 420/21. 426/30. 436.
Jaropolk, älteſter Sohn Swjatoſlaws 29/32. 36.
—, Sohn Wladimir Monomachs 53.
Jaroſlaw, Sohn Wladimirs des Heiligen († 1054) 36. 37—44. 45. 47. 49. 51. 52. 62.
—, Sohn Wſewolods, Fürſt von Nowgorod 67. 69. 76.
Jaroſlaw von Twer, Bruder Alexander Newskis, Großfürſt 83.
Jatwägen (Litauer) 15. 32. 93.
Ibn Fatlan 5.
Ibrahim I., türkiſcher Sultan (1640/48) 201.
Jelagin, Kabinettsminiſter 339.
Jezierski, Graf 383.
Ignatjew, Nikolai, 1881/82 Miniſter des Innern 414.
Ignatius, Patriarch von Moskau 176.
Indien 350. 360. 420.
Indirekte Wahl 433.
Induſtrie ſ. Fabrikweſen.
Inſtruktion Katharinas II. 327.
Interpellationsrecht 433. 434.
Jena, Schlacht bei 360.
Jermak, Koſakenführer 160/61.
Jeſſugei, Vater Dſchingiſchans, Beherrſcher der Kiat 65.
Jeſuiten 172. 176. 324.
Igor, Sohn Kuriks, regierte 912—945 21. 23—27. 31.
Igor von Wolhynien, Sohn Jaroſlaws 44. 49. 50. 51.
Igor, Teilfürſt von Tſchernigow (Sang vom Feldzug Igors) 11. 46/47. 60. 61.
Ingermannland 191. 246 f.
Ingigard, ſchwediſche Prinzeſſin, Gemahlin Jaroſlaws 39.
Ingrer, finniſcher Stamm 13.
Ingrien 259.
Innocenz IV. (1243—1254) 72. 79.
Joaſaf, Metropolit 138/39.
—, Patriarch 200.
Joaſaf II., Patriarch 217.
Johann Albrecht, Sohn Kaſimirs IV., König von Polen († 1501) 116/17.
Johann II. Kaſimir, 1648—74 König von Polen 210—12. 231.
Johann VIII., Paläologus, byzantiniſcher Kaiſer 1425—48 104.
Johann von Finnland, Bruder Erichs XIV. von Schweden 151.
Johann, Bruder Chriſtians IV. von Dänemark 170.
Jonas, Biſchof von Rjaſan 104/06. 110.
Joniſche Inſeln 360. 361.
Joſef, Patriarch von Konſtantinopel 104.
—, Patriarch 214/15.
Joſef II. (1765—1790) 331.
Joſef (Bonaparte) 361.
Joubert 349.
Irene, Schweſter Boris Godunows und Gemahlin des Zaren Feodor 163. 165. 168.
Isborsk, Schlacht bei (1501) 117.
Iſchora, Nebenfluß der Newa, 1240 hier Schlacht zwiſchen Schweden und Ruſſen 77.
Iſſaſlaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 33. 36. 38. 44.
—, Sohn Jaroſlaws, Großfürſt von Kiew 1054—78. 39. 44. 49 f.
—, Sohn des Großfürſten Mſtiſlaw, Großfürſt bis 1154 54.
Iſidor, Metropolit 104/05. 111.
Ismail 332.
Ismailow 197—99.
Iſtom, Doppelgänger von Demetrius 167.

Italien 372.
Juden 52. 209. 384. 415 f. 430. 432. 434.
Juliane, Schwester Michaels von Twer, Gemahlin Olgerds von Litauen 93.
Julirevolution 382.
Jung-Stilling, Heinrich 365.
Juri, Sohn des Großfürsten Wsewolod, Großfürst von Wladimir (1219—38) 59. 70. 76.
—, Fürst von Rjasan 70.
—, Sohn Daniels, Teilfürst von Moskau (1303—24) 83/84.
—, Bruder Wassilis I. 102/3.
—, Sohn Wassilis II. 106.
—, Bruder Wassilis III., Sohn Iwans III. 137.
—, Bruder Iwans des Schrecklichen 128/129. 138. 139. 156.
Juri Dolgoruki, Sohn Wladimir Monomachs, Großfürst (1154—57) 54. 56. 58. 82.
Juschkow, Wassili 284.
Iwan, Sohn Daniels von Moskau 83.
Iwan Kalita, Fürst von Moskau (1324 bis 1341) 84/6. 91. 102.
Iwan II., Großfürst (1353—59) 86. 92.
Iwan III. (1462—1505) 106. 108—122. 124. 142. 158. 296.
Iwan, ältester Sohn Iwans III. († 1490) 116. 119. 148.
Iwan IV., der Schreckliche (1533—1584) 128/29. 137—162. 178. 214. 260. 282. 296. 340. 394.
Iwan, Sohn Iwans des Schrecklichen und Anastasias 158. 160.
—, Sohn des zweiten „falschen Demetrius" und der Maryna 185. 190.
Iwan V., (1682—1697), Zar mit Peter dem Großen 220. 227—233. 272. 283. 284.
Iwan I., Sohn Anna Leopoldownas, Kaiser (1740/41) 274. 292—302. 320. 322/23.
Iwan, Teilfürst von Rjasan († 1500) 115.
Iwan von Rjasan, Sohn des vorigen 115. 124.

Kabinett 264. 287.
Kachowski, Leutnant 378/79.
Kadetten (konstitutionelle Demokraten) 434 ff.
Kämpfer, Engelbert 228.
Kagul, Schlacht bei (1770) 326.
Kaisertitel 260. 433.
Kalaschnikow 394.
Kaliazyn, Schlacht bei 182.
Kalisch 333.
Kalka, Schlacht an der (1224) 67/68. 79. 95.
Kaloknros, byzantinischer Gesandter 28.
Kantemir, Hospodar der Moldau 258.
Kanzlei 264.
Karakosow, Student 402.
Karamsin 390. 391. 392.
Kardis, Frieden von (1661) 211.
Karelien 259.
Karl der Große (768—814) 36.
Karl V. (1519—1556) 126.
Karl VI. (1715—1740) 261/63. 289. 292.
Karl X. von Frankreich (1824—1830) 382.
Karl IX., König von Schweden (1598 bis 1611) 181/82. 186. 191.
Karl X. Gustav von Schweden (1654 bis 1660) 210. 240.
Karl XI. von Schweden (1660—97) 240—46. 275.
Karl XII. (1697—1718) 28. 245. 246 bis 259. 270. 275.
Karl XIII. von Schweden (1809—18) 361.
Karl, Erzherzog 349.
Karl von Sachsen, Herzog von Kurland 322.
Karl August, Herzog von Holstein-Gottorp, Verlobter Elisabeths von Rußland 276. 296. 305.
Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, Neffe Karls XII. († 1739) 259. 268. 272. 275/76. 280. 303.
Karl Philipp, Bruder Gustav Adolfs 186. 190. 191.
Karlowitz, General von 248.
Karpowitsch 423.
Kars, Eroberung von (1856) 395. 404 bis 406.
Kasan, Khanat 107. 109. 127. 143 (Sklavenmarkt) 144/45. 146. 185. 221. 291. 298. 340. 350.
—, Hochschule 358.
Kasimir I. von Polen (1034—58) 39.
Kasimir III. von Polen (1333—70) 91. 97. 98.
Kasimir IV., Sohn Jagiellos, König von Polen und Litauen (1447—92) 100. 107. 110. 114. 115.
Katharina, Schwester Sigismunds II. von Polen 151. 164.
Katharina I. (Martha) (1725—27) 253. 258. 261—279. 281. 298. 372.
Katharina II. (Sophie von Anhalt-Zerbst) Kaiserin von Rußland (1762 bis 1796) 274. 305—348. 351. 352. 355/56. 409.

Katharina, Großfürstin 230.
Katharina, Tochter Iwans V., Herzogin von Mecklenburg 233. 259. 272. 283.
Katharina, Tochter Katharinas I. 261.
Katkow, Michael, Publizist 402. 413.
Katschalow 166/67.
Kaukasus 362. 381/82. 430. 437.
Kawgadyj, tatarischer Herführer 84.
Keistut, Sohn Gedimins von Litauen 91—93. 97.
Keith 303.
Kelch, Geschichtschreiber 211. 235.
Kempis, Thomas a 344.
Kettler, Gotthard, Komtur des Deutschherrnordens 150. 277.
Keyserlingk 277.
Kiautschou 428.
Kiew 13. 18. 20. 21. 25. 27 ff. 33. 36. 42 f. (Höhlenkloster). 44. 49. 52. 54. 58. 60. 61. 68. 71. 75. 85. 92. 98. 105. 129. 158. 211. 431.
—, Fürstentag von Kiew 67.
Kirchenstaat 348/49.
Kleidung 62.
Kleinrußland 207. 221.
Kleschnin 166.
Klissow, Schlacht bei (1702) 250. 275.
Kluschin, Schlacht bei 184.
Knoop, Gendarmenoberst 408.
Koalitionsrecht 425.
Königsberg 308/09.
Königsmark, Aurora von 277.
Kokand 407.
Kolberg (1760) 309.
Kollegien (neun Ministerien Peters des Großen) 265. 282. 357.
Kollontay, Polenführer 346.
Kolokol (Glocke), Zeitschrift 402.
Kolomann, Ungarnprinz 67.
Kolomna, Schlacht bei 70.
Kolzew, Alexei 394.
Kolzo, Kosakenführer 160.
Kommission von Reichsrat und Duma 434.
Komitees 396.
Kommunismus 385.
Konföderationen 325. 333.
Konföderation von Targowicz 333.
Konservative 367. 386. 399.
—, in Polen (Weiße) 383. 401. 435.
Konservative Romantik 412 f.
Konstantin, Sohn des Großfürsten Wsewolod, Großfürst (1212—19) 58.
Konstantin VIII., byzantinischer Kaiser (1025—28) 34.
Konstantin IX., Monomach (1042—55), byzantinischer Kaiser 39. 52.
Konstantin, Großfürst, Sohn Pauls I. 344. 350. 352. 357. 366. 369. 370. 372. 373. 375 ff. 383/84.
Konstantin, Sohn Nikolais I., Großfürst, 1862/63 polnischer Statthalter 397. 401.
Konstantin von Sjusdal 93.
Konstantinopel, s. auch Byzanz, 201. 258. 290. 325. 331. 361. 386. 405.
Konstantinopel, Konferenz von (1876) 404.
Konstanzer Konzil (1414—1418) 100.
Konstitution von Krakau 101.
Konstitution, türkische 404.
Konstitutionelle Demokraten s. Kadetten.
Konstitutionelle Idee 370. 410.
Kontschaka, Tatarin 84.
Korb 225. 238.
Korea 419. 426. 430.
Korella, Andreas, Kosakenführer 174.
Korssakow, General 349.
Kosaken 68. 127/28. 135. 144. 159. 160/61. 162. 171. 173 ff. 200/01. 207 ff. 218 ff. 256 ff. 278. 394.
—, Organisation 208.
—, schließen sich an Rußland an 210.
Koschkin, Iwan 141.
Kosciuszko, Thaddäus 334. 346/47.
Kossolap, Chlopko, Räuberführer 170.
Kotjan, Khan der Polowzer 66. 67. 70.
Kotoschichin 221.
Krakau 210. 334.
Krapotkin, Fürst 408.
Kreisgerichte 398.
Kreml 135. 141. 185. 186. 187. 189. 199. 222. 262. 273. 392.
Kreta 386.
Krim 289. 332. 372. 437, s. bes. Asow und Tataren.
Kriwitschen, slawischer Stamm bei Smolensk 13. 19. 21.
Kromy, Schlacht bei 180.
Krüdener, Juliane von 365.
Kruschewatz, Schlacht bei (1876) 404.
Krylow 394.
Kulikowsches Feld, dort Schlacht zwischen Russen und Tataren (1380) 94.
Kunersdorf, Schlacht bei (1759) 309.
Kunst 61 ff.
Kurakin 291.
Kurbatow 264.
Kurbski, Fürsten, Bojarengeschlecht 142.
—, Fürst, Andreas, Feldherr Iwans IV. 150. 152/53.
Kurien 433 f.
Kurilen 419.
Kurizyn, Feodor, Beamter Iwans III. 119/20.

Kurland 150. 235. 245. 247. 276. 284 ff. 321 f. 358.
Kuroki, General 428.
Kuropatkin, Alexei 428/29.
Kutaissow 348. 350.
Kutschko, Bojar 82.
Kutschuk Machmet, Khan 105.
Kutschuk-Kainardsche, Frieden von (1774) 326.
Kutusow, Michail 362. 364.
Kyrill, Großfürst 428.

La Costa, Hofnarr der Kaiserin Anna 295.
Lacy, General 289. 303.
Lada, Göttin der Liebe 12.
Ladogakanal 287.
Laharpe, Frederik Cesar, Erzieher Alexanders I. 355 ff.
Laibach, Kongreß von (1821) 371.
Lambert, General 401.
Landeskirche 347. 389. 423.
Landnot 434.
Landräte 330.
Landschaft s. Semstwo.
Landtag in Finnland 362.
Landwirtschaft s. Bauern 396.
Langeron 352.
Langiewitsch, Maryan, Polenführer 402.
Lapuchin, Eudoxia, Bojarentochter, erste Gemahlin Peters des Großen 232 f. 237. 260—63. 273. 281.
—, Mätresse Pauls I. 348. 352.
—, Generalleutnant 304.
Larga, Schlacht bei (1770) 326.
Lassota 26.
Lefort, Franz, Freund Peters des Großen 233. 234/35. 238. 239.
—, sächsischer Gesandter am russischen Hofe 278. 281. 282 f.
Legitimität 371 ff. 385.
Leibeigenschaft s. Bauern 217 ff. 266. 312. 328/29. 330. 331. 350. 358. 373. 381. 389. 395 ff. 409. 410.
Leipzig, Schlacht bei 364.
Lenewitsch, General 429.
Leo, byzantinischer Prinz 52.
Leopold I. (1658—1705) 231. 234. 236. 252.
Lermontow, Michail 382. 391. 394.
Leslie, Alexander, russischer Heerführer 211. 229.
L'Estocq, Leibarzt der Kaiserin Elisabeth († 1767) 298—305.
L'Estocq, preußischer General 360.
Letten 15. 33. 60. 77. 430 ff.
Lettgallen, lettischer Stamm 15.
Ljapunow, Prokop 180. 186.
Liao Yang, Schlacht bei (1904) 429.
Liberales 321. 334. 357. 366. 371. 383. 400. 401. 417. 423. 427.
Liebmann 287.
Liegnitz, Schlacht bei (1241) 71.
Lindner, General 350—52.
Lipiza, Schlacht an der 67.
Lißowsky, Alexander 181/82. 191.
Listwen, Schlacht zwischen den Söhnen Wladimirs 38.
Litauer 15. 38. 77. 90—92. 94. 96—102. 107. 114—16. 124. 134. 137/38. 143. 149/50. 152. 158/59. 249. 271. 324. 326. 366. 383. 396. 415/16. 436.
Literatur 60 f., s. auch Feldzug Igors, Rache Olgas. — 161. 310/11 (Lomonossow). 334/35. 337—40. 381. 390/94. 410/11.
Liutbrand, deutscher Geschichtschreiber und Diplomat des 10. Jahrhunderts 24. 27.
Ljeschi, Waldgeist 12.
Ljutwar von Litauen 90.
Ljubetsch am Dnjepr, Schlacht zwischen den Söhnen Wladimirs des Heiligen 37; 1097 Fürstentag 45. 51.
Ljut 31.
Livland 77. 91. 99. 113. 117. 118. 134. 147—50. 152. 158/59. 182. 192. 210/11. 240 ff. 278. 299. 317. 322. 329. 358.
Lodz 432.
Löwenhaupt, Adam Ludwig Graf von, schwedischer Feldherr 256.
Löwenwolde 286. 292. 302.
Lomonossow, Michail (1712—65), russischer Schriftsteller 310/11.
Londoner Konferenz (1876) 404.
Londoner Vertrag (1827) 382.
Loris-Melikow, Michail, General 404/05. 409. 414.
Louis Philipp 383.
Lublin, Union von (1569) 158.
Lubomirski, polnische Familie 212.
Lübeck 148.
Ludwig I., König von Ungarn und Polen (1342—82) 97.
Ludwig II., König von Ungarn (1516 bis 1526) 126.
Ludwig XV. (1715—1774) 289. 297.
Ludwig XVIII. (1814—1824) 347. 348. 350. 361.
Lützen, Schlacht bei (1813) 364.
Luise Auguste von Baden s. Elisabeth Alexejewna.
Luka Schidjata, Bischof von Nowgorod 35.
Lunin 370.

Lutheriſche Kirche 229. 261. 432.
Lwow, Fürſt 214/15.
Lynar, Graf, ſächſiſcher Geſandter in Petersburg 297.
Lyſek 223.
Lyzeen 359.

Macdonald, franzöſiſcher General 349.
Machmed-Amin, Tatarenkhan in Kaſan († 1518) 126.
Machmed-Girei, Sohn Mengli-Gireis 127.
Mack 360.
Macziejowice, Schlacht bei (1794) 334.
Magnitzki, Kurator der Univerſität Kaſan 368.
Magnus, Herzog, Bruder Friedrichs II. von Dänemark 150. 158. 159.
Maier, Profeſſor in Dorpat 392.
Mailand 349.
Majorat 288.
Makarius, Metropolit 139. 156.
Makarow, Kabinettsſekretär 264.
Makarow, Admiral 428.
Makoſch 11.
Malachowski, Polenführer 384.
Malakow 395.
Malojaroſlawetz, Schlacht bei (1812) 364.
Malta 348—50. 357.
Maluſcha, Mutter Wladimirs des Heiligen 29.
Mamai 94. 95. 98.
Mandſchurei 419. 426. 430.
Mansdotter, Katharina, Geliebte Erichs XIV. 170.
Manſtein 293. 296.
Mantua 349.
Mardefeld 307.
Marfa, Gemahlin Iſak Borezkis 110. 113.
—, Mutter des Zaren Michail 187—89. 192/93.
Margeret 173.
Maria, ältere Tochter Ludwigs von Ungarn, Gemahlin des Luxemburgers Sigismund 97.
—, Temgrjuk, zweite Gemahlin Iwans des Schrecklichen 151. 157.
Maria (Nagoi), letzte Gemahlin Iwans des Schrecklichen, Mutter von Demetrius 158. 160. 163. 166—68. 173. 176—79.
Maria (Skuratow), Gemahlin von Boris Godunow 161. 174/75. 183.
Maria Alexandrowna, Gemahlin Alexanders II., heſſiſche Prinzeſſin 417.
Maria Feodorowna, zweite Gemahlin Pauls I. 343. 350. 351—53. 390.
Maria Thereſia 326.
Maria von Twer, erſte Gemahlin Iwans III. 111.
Marie, Enkelin Maximilians 126.
Marienburg 253.
Marin, Leutnant 353.
Maryna, Tochter Mniszechs 172—190.
Maſſena 349.
Matroſenaufſtände 435.
Matſchin, Schlacht bei (1790) 332.
Matwejew, Artemon 220. 222. 226. 228. 270.
Mauren 35.
Maximilian I., Deutſcher Kaiſer (1493 bis 1513) 118. 125/26.
Maximilian, Erzherzog 164.
Mayerberg 219. 222. 223.
Mazedonien 405/06.
Mazeppa, Johann (Iwan), Pole, Koſakenhetmann († 1709) 231/32. 255 bis 257.
Mecklenburg 271.
Medem 277.
Mehemet-Ali, Paſcha, türkiſcher Marſchall 405. 412.
Mengden, Baron Guſtav 244 f.
—, Julie, Hofdame Anna Leopoldownas 297.
Mengli-Girei, Khan einer Tatarenhorde in der Krim († 1515) 114/15. 116/17. 124. 127.
Menſchtſchikow, Fürſt Alex. Danilowitſch (1672—1729), Günſtling Peters und Katharinas I. 233. 239. 253 bis 281.
—, Fürſt Alexei Sſergejewitſch (1787 bis 1869) 387.
—, Marie, Verlobte Peters II. 278. 280. 281.
Meren, finniſcher Stamm 13. 55.
Metſchiſlaw I., Herzog von Polen 32 f.
Metternich 371.
Meyendorf, Baron 435.
Merw 407.
Meſentzew 408.
Michael, Sohn Jaroſlaws von Twer 83/84.
Michael von Twer, Sohn Alexanders 93.
Michael, letzter Großfürſt von Twer 115.
Michail, Sohn Pauls I., Kommandeur der Gardeartillerie 376. 378.
Michail Feodorowitſch (1613—1645), erſter Zar aus dem Hauſe Romanow 187—205. 260. 272.
Michailow, Peter, Pſeudonym Peters des Großen 234 ff.

Mieroſlawski, Ludwig, Polenführer 402.
Milan von Serbien 418.
Militärkolonien 368 f. 381.
Militärweſen 46 (ſ. auch Druſchinen). 133 f. 143. 193. 197. 200. 212 f. 227. 230. 232 266. 288 f. 312. 344 ff. 368 f.; ſ. Strelitzen.
Miljutin, A. 397.
Miloradowitſch, Michail, Graf, Militärgouverneur von Petersburg 378.
Miloſlawski 226.
—, Ilja, Schwiegervater des Zaren Alexei 206. 213.
—, Marie, Gemahlin Alexeis 220. 223.
Mindowe 80. 90.
Mingrelien 362. 381. 418.
Minimallohn 424/25.
Miniſter (ſ. Kollegien) 433.
Miniſterien (ſ. Prikas, Kollegien) 358.
Miniſterverantwortlichkeit 425.
Minin, Volksheld 187.
Mir ſ. Gemeindeverfaſſung.
Mirowitſch, Leutnant 322/23.
Miſchehen 415.
Mitau 235. 277. 284 ff. 322. 348. 361.
Mniszech, Juri, Palatin von Sandomierz 172 174. 176. 178. 179. 181; ſ. Maryna.
Möller, Rittmeiſter, Stiefvater Patkuls 243.
Mohammed, Sultan von Kowaresmien 66.
Moiſlaw von Maſowien 39.
Moldau 290. 331. 361 f. 386.
Moltſchanow, Vertrauter von Demetrius 180.
Mons, William, Kammerherr 264.
Montenegriner 325. 386 404. 406.
Montesquieu 321. 327.
Mordwinen, finniſcher Stamm 55. 107. 144. 218.
Morea 325.
Moreau 349.
Moritz von Sachſen 277/78.
Moroſow, Bojar 103.
—, Boris 206.
Moskau 70. 82. 86. 91. 95. 103. 109. 127. 138. 141. 157. 260.
—, Univerſität 310. 364.
Moskowskija Wjedomoſti (Moskauer Zeitung) 402.
Miſtiſlaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36. 38.
—, Sohn Wladimir Monomachs, Großfürſt 53 f.
—, Großfürſt des 13. Jahrhunderts 68.
Miſtiſlaw der Kühne von Galizien 66–68. 79.
Miſtislawski, Fürſt Iwan 161. 165. 174.
Münnich, Burchard Chriſtoph 286 bis 302. 316.
Mukden, Schlacht bei (1904) 429.
Munk, Gräfin, morganatiſch mit Chriſtian IV. von Dänemark vermählt 205.
Murad II., 1421—51 türkiſcher Sultan 107.
Murad IV. (1623—40) 201.
Murad V., türkiſcher Sultan (1876) 404.
Murawjew, Nikita 371.
—, Nikolai, General 395.
—, Michail, 1863—65, Generalgouverneur von Wilna 402.
—, Nikolai, 1847—62 Generalgouverneur von Oſtſibirien 418.
Murawjew-Apoſtol 371. 378/79.
Muromer, finniſcher Stamm 55.
Muromzew, Dumapräſident 434.

Nachitſchewan, Provinz 381.
Nagoi, vornehme ruſſiſche Familie (ſ. auch Maria) 141. 163. 165 ff. 176.
Napoleon (Bonaparte) 348/49. 360/61. 363—65. 367. 372. 375. 383. 392.
Napoleon III. 386 ff. 401. 403.
Narwa 150. 159.
—, Schlacht von (1700) 249.
Naryſchkin, vornehme ruſſiſche Familie 226. 228. 233. 290.
—, Kyrill, Wojewode in Smolensk 220.
—, Natalie, zweite Gemahlin des Zaren Alexei, Mutter Peters des Großen 220. 226. 232/33.
—, Iwan 228.
Natalie, Schweſter Peters des Großen 239. 260.
—, Tochter Alexeis 261. 272. 279—282.
Natalie Alexejewna, erſte Gemahlin Pauls I. 342 f.
Nationalgefühl 402. 413. 415. 436.
Natſchewitſch 417.
Navarin, Schlacht bei 382.
Neapel 349. 360. 361.
Nebogatow, Admiral 429.
Nelidow, Hofdame 345. 350.
Nelidow, Adelsfamilie 171.
Neronow, Erzprieſter 214/15.
Neſchtſchajew 407.
Neſtor, Mönch, Verfaſſer einer ſlawiſchen Chronik 18. 20.
Neufchâtel 360.
Neugebauer, Erzieher Alexeis 260.
Neujahr 257.
Neutralitätsbund (Nordiſcher Bund) 360.
Neuville 222.

Newruß, Tatarenkhan 93.
Nicolai 337.
Niemcewicz, Polenführer 346.
Nihiliſten 402. 410.
Nikephoros-Phokas (963—969), byzantiniſcher Kaiſer 28. 29.
Nikon, Erzbiſchof von Nowgorod 207. 214—217. 218. 227. 230. 237.
Nikolai I. (1825—1855) 369. 372. 374 bis 395. 402. 409. 410. 439.
Nikolai II. 420—40.
Nikolai, Großfürſt, Sohn Nikolais I. 404.
Nikolai, Großfürſt, älteſter Sohn Alexanders II. († 1866) 412. 413.
Niſch 406.
Nodzu, japaniſcher General 428.
Nogi, japaniſcher General 429.
Nolken, Baron 299.
Norden, Graf von, Verſteckname Pauls I. 343.
Normannen 17 ff. 22. 31. 45. 46.
Norwegen 147.
Novi, Schlacht bei (1799) 349.
Nowgorod 13. 18 f. 29. 30. 31. 32. 36. 37. 39. 44. 48 f. 55. 58. 59. 60. 67. 70. 77. 78. 82. 83. 88. 92. 94. 95. 100. 106 f. 108. 109 ff. 112 f. 117. 119. 135. 156/57. 172. 182. 186. 191. 206. 214. 221. 249.
Nowikow, Nikolai, ruſſiſcher Journaliſt 340.
Nowikow 437/38.
Nowoſſilzew 357. 359. 367.
Nyſtadt, Friede von (1721) 259. 267.

Obolenski, Fürſt 371. 378.
Oboljanow 352.
Odeſſa 347. 387. 430.
Odojewski 190.
Öffentlichkeit 370.
Ökonomiekollegium 316. 320/21.
Öſterreich 290. 304. 307 ff 325. 331 f. 343. 348. 349. 360 383. 387 ff. 403 ff.; ſ. auch die einzelnen Kaiſer.
Offiziere 369 ff. 374 ff.
Ogelen-Eke, Mutter Dſchingiſchans 65.
Ogilvie, ſchottiſche Familie 229.
Oginskis, litauiſche Familie 250.
Ogotai, Sohn Dſchingiſchans († 1241) 69. 71. 72.
Oktobriſten 435 f.
Oku, japaniſcher General 428.
Olaf II. von Schweden, der Heilige (1015—1030) 39.
Oldenburg 313. 342.
Olearius, Adam 167. 202. 204. 205.
Oleg (Helgi), Ruſſenherrſcher (879—912) 20. 21—23. 147.
Oleg, Sohn Swjatoſlaws 29—31.
Oleg, Sohn Swjatoſlaws von Tſchernigow 50 f. 53. 69.
Olga (Helga), Gemahlin Igors, regierte 945—964 23. 27 ff. 31. „Olgas Rache" 7.
Olgerd, Sohn Gedimins von Litauen (1345—77) 91—93. 97. 109.
Olmütz, Punktationen (1850) 385.
Opritſchniki, Leibwache des Zaren 154/55. 157. 162.
Opritſchnina, Zarengebiet 154.
Ordyn-Naſchtſchokin 222. 270.
Orlamünde, Gräfin v. 39.
Orleans, Herzog von 297.
Orlow, Alexei 315—20. 325. 346.
—, Gregor 315—20. 335/36. 343.
Orlow, Fürſt 380.
Orſcha, Schlacht bei 126.
Öſel 150.
Oſerow 390.
Osman Paſcha, türkiſcher General und Kriegsminiſter 404/5.
Oſtermann, Graf Heinrich Johann Friedrich (1686—1747) 279—88. 302/3.
—, Bruder des Vorigen 284.
Oſtroſchski, Fürſt, litauiſcher Feldherr 117. 126—171.
Oſtrowski 411.
Oſtſee 204. 240. 253 ff. 259. 271. 326. 350. 387.
Oſtſeeprovinzen 396. 415. 431 ff., ſ. einzelne Namen.
Otetſcheſtwo (Rangſtufe) 133.
Otrepjew, Griſchka, Mönch 171.
Otſchakow, Seeſchlacht bei (1788) 321/22.
Otto der Große (936—973) 34.
Otto von Bamberg 12.
Ottokar von Böhmen (1253—1278) 80.
Owrutſch, Schlacht bei 31.
Owtſchina-Telepnew-Obolenski, Fürſt Iwan 137. 138.
Oyama, japaniſcher Marſchall 428.

Pachtſyſtem 396.
Pahlen, Graf Peter Ludwig, Generalgouverneur von Petersburg 351/52. 357. 363.
Paikull, Livländer in ſächſiſchen Dienſten 247. 252.
Paiſius, Patriarch von Jeruſalem 215.
Paläſtina 386.
Palmerſton, engliſcher Premierminiſter 387.
Pamir 436.
Panin, Nikita, Erzieher Pauls I. 315. 320. 322. 327. 329. 341/42. 351.
—, Graf Peter, Bruder Nikitas 329. 339.

Pantin, Nikita, Neffe des Kanzlers 351/52. 357.
Paris 364.
Pariſer Frieden (1856) 395. 403. 405.
Parlament 431 ff., ſ. Duma.
Paskiewitſch, Graf Iwan, Feldmarſchall 381. 382. 384 f. 387.
Paſſek 212. 231.
Paſſek, Leutnant 318.
Paßweſen 415.
Patkul, Johann Reinhold v. 242—253
—, Karl, Bruder Reinholds 244.
Patkul, Friedrich Wilhelm, Vater der vorigen 242 ff.
Paul I., Sohn Katharinas II., Kaiſer (1796—1801) 274. 307. 308. 314—16. 320. 323. 337. 340. 341—354. 356/57. 360. 363. 374. 390.
Pedrillo, Hofnarr der Kaiſerin Anna 295.
Peipus, Schlacht auf dem 77.
Peking, Vertrag von 418.
Perejaſlawl, Fürſtentum 44/5. 51. 71.
Perowski, Sophie 407. 409.
Perſien 260. 289. 291. 347. 381.
Perun 11. 25. 32. 35. 61. 96.
Peſtel 371. 378/79.
Peter der Große, Zar von 1689—1725 16. 220. 226—276. 278. 281. 286. 288. 291. 295. 298. 300. 320. 325. 332. 344. 345. 354. 377. 410.
Peter II. Alexejewitſch (1727—30) 261. 263. 272—74. 276. 278. 279—83. 287. 288. 298.
Peter III. von Holſtein-Gottorp, Enkel Peters des Großen, ruſſiſcher Kaiſer (1762) 274. 303. 305—321. 329. 341. 345. 346. 374.
Peter, Metropolit 85.
Peter, angeblicher Sohn Feodors 180.
Peter, Sohn Peters des Großen und Katharinas († 1719) 261—63.
Petersburg 257. 260. 262. 267.
— Hochſchule 358.
Petersburg-Moskau, Bahn 380.
Petraſchewskiſche Verſchwörung 385.
Petrejus 163.
Petropawlowsk, Kataſtrophe 428.
Petſchenjägen, Nomadenvolk 23. 28—30. 32. 33. 35. 36. 37. 38. 47. 59.
Pezold 298. 302. 310.
Pfeil, Graf, Richard 420.
Philaret (Feodor Romanow), Patriarch († 1633) 169. 176. 179. 182. 185—200. 203. 204. 215.
Philaret, Metropolit von Moskau 372.
Philipp, Metropolit 156.
Photi, Archimandrit 368. 373.
Photios, Patriarch 21.
Photius, Metropolit unter Waſſili II. 102. 104.
Piemont 349. 360.
Piſſemski 411.
Pius VI., Papſt (1775—99) 348.
Plano Karpini, Mönch 72.
Plehwe, Wjatſcheslaw, 1902/04 Miniſter des Innern 423/24.
Plewna 405.
Pleſchtſchejew 206.
Plettenberg, Walther von 117.
Pljuſſa, Frieden an der 159.
Ploskinja, Abenteurerführer 68.
Pobjedonoszew, Konſtantin 412 ff.
Podolien 219.
Polen 32. 37 f. 46. 48. 69. 71. 79. 80. 90. 91. 92. 96—102. 107/08. 118. 158. 172 ff. 180 ff. 207 ff. 277. 323 ff. 361. 365 ff. 400 f. 415. 432. 435. 436.
Polens Wiederherſtellung 348. 366 ff. 400 f.
Poljanen, ſlawiſcher Stamm am Dnjepr 13. 21.
Poljanowo, Frieden von (1634) 200.
Polizei 288. 320. 357. 371. 379. 389. 407 ff. 415. 423.
Polozk, Konzil von (1839) 389.
Polotſchanen, ſlawiſcher Stamm an der oberen Düna 13.
Polowzer (Kumanen, Kiptſchaken) 35. 46—48. 49 ff. 59. 66—69. 81.
Poltawa, Schlacht bei (1709) 256/57. 260.
Poniatowsky, Stanislaus († 1762), Anhänger Karls XII. 258.
Poniatowsky (Stanislaus II. Auguſt, König von Polen, 1764—95) 307. 314. 317. 319. 324. 333/34.
Poppel, Niklas, Geſandter Friedrichs III. 118.
Port Arthur 427/30.
Portsmouth, Frieden von (1905) 430.
Poſcharski, Fürſt 187. 191/92. 199.
Poſen 333. 365.
Poſſevin, Antonio, Jeſuit 159/60.
Potemkin 286. 331/32. 335/36. 340.
Potocki, Nikolaus, polniſcher Heerführer 209.
—, Stephan, polniſcher Heerführer 209.
Pragmatiſche Sanktion 289.
Praſſe 309.
Praßkowja, Tochter Iwans V. 233.
Preßburg, Friede von 360.
Preſſe 415. 423. 425. 427, ſ. Zenſur.
Preßordonnanzen 382.
Preußen, Herzogtum 99, ſ. Deutſchritter.
Preußen 304. 307 ff. 325. 332 ff. 343. 348. 360 ff. 383. 401 ff. 414, ſ. die einzelnen Regenten.

Preußisch-Eylau, Schlacht bei (1807) 361.
Prikase (Verwaltungsbehörden) 130. 206. 221.
Professoren 400.
Protassow, Marie, Liebe Schukowskis 392.
Protestantismus 389, s. Luthertum.
Pruß, angeblicher Bruder des Augustus und Stammvater des Rurik 140.
Pskow 110. 113. 117. 123 f. 135. 136. 139. 156/57. 172. 190. 191. 206.
Pugatschew, Führer einer Bauernrevolte von 1773 329.
Pultusk, Schlacht bei (1703) 250.
Pultusk, Schlacht bei (1806) 361.
Puniz, Schlacht bei (1704) 250.
Puschkin, Alexander 382. 390. 391. 392—94.
Pustoswät, Nikita, Priester 230.
Putjatin, Fürst 304.
Putilowsche Fabrik 424/25.

Radikalismus 399. 401. 402. 418. 422. 427. 434.
Radimitschen, slawischer Stamm 13. 21. 33.
Radziwil, litauischer Feldherr unter Iwan dem Schrecklichen 159.
Radziwil, Joh. 210.
Radziwill, Fürst 384.
Rang (Tschin) 265.
Rasin, Stenko, Kosak, Insurgent 218/19, 224/25.
Raskol der Altgläubigen (Kirchenspaltung) 216/17.
Rasnotschintzen 312.
Rasumowski, Alexei, Geliebter der Kaiserin Elisabeth 298 ff.
—, Kyrill, Bruder Alexeis 317. 339. 343.
Rat, Geheimer (1726 eingesetzt) 276. 278—287. 357.
Realschulen 403.
Recht 22. 142. 358. 370. 380, s. auch Rußkaja Prawda, Ustaw, Sjudebnik, Uloschenije.
Redan 395.
Redefreiheit 433 f.
Reduktion in Schweden 240 ff.
Reformen 238 ff. 264 ff. 288. 316. 320/21. 327 ff. 358 ff. 370 ff. 395 ff. 430 ff.
Reformierte Kirche 229.
Reichsgrundgesetz 433.
Reichsrat 358. 409. 414. 433.
Reichstag 359.
Reinborn, Bischof 37.
Repnja-Obolenski, Fürst, Statthalter von Pskow 123.
Repnin, Fürst Nikolai, russischer Gesandter in Polen 324 f. 332.
Republikaner 370.
Reval 158. 258. 435.
Revisor 264.
Revolution, französische 321. 346 ff.
Revolutionäre Ideen 398. 407 ff. 414. 421 ff. 431 ff., s. auch Kommunismus, Radikalismus.
Rheinbund 361.
Rjapolowski, Fürst 106.
Rjasan 44. 45. 50. 51. 68. 70. 83. 106. 109. 115. 123 ff. 180. 364.
Riga 60. 150. 158. 211. 234 f. 247 ff. 258. 302. 347. 430.
Rogneda (Gorißlawa), normannische Fürstentochter, Gemahlin Wladimirs 31 ff. 44.
Rogwolod, normannischer Fürst in Polozk 31.
Rolpstorf 275.
Roman von Galizien 79.
Roman, Sohn Daniels von Wolhynien 80.
Romanows 86. 141. 143. 145. 146. 169. 170. 171. 176. 187. 198. 272. 416.
—, Nikita 161. 163. 230.
—, Feodor 169.
— s. Philaret.
Romodanowski, russischer Heerführer 219. 226. 264.
—, Feodor Fürst 234.
—, Michail Fürst 234.
Roosevelt 430.
Roschestwenski, Admiral 429.
Rosen, Baron 430.
Rosenberg 349.
Rostislaw, Enkel Jaroslaws 44. 49. 50. 51.
Rostopschin 384. 350/51.
Rote (polnische Radikale) 383. 401.
Rousseau 338.
Roznski, Fürst Roman 181.
Rtischtschew, Finanzbeamter 213.
Rülhière 336.
Rumänien 331. 405.
Rumelien 361. 404/05. 417.
Rumjanzow, Alexander Iwanowitsch 263.
—, Graf Peter, Sohn des vorigen 325/6. 331.
Runitsch, Kurator der Universität Petersburg 368.
Rurik (Hrörekr), Häuptling der Russen 19. 20. 21. 59. 96. 132. 142. 335.
Rußkaja Prawda, Rechtsbuch Jaroslaws 39—41. 121.
Russalken, Naturgeister 12.

Ruſſen (Roßen), normanniſcher Stamm 19 ff.
Rylejew 371. 379.
Rymnik, Schlacht am (1789) 332.
Ryſſakow 409.

Sabereſinski, litauiſcher Magnat 125.
Sachalin 419. 430.
Sacharjew, Juri 141.
Sacharjin-Jurjew, Anaſtaſia, Gemahlin Iwans des Schrecklichen 141. 145. 146. 151. 161.
—, Roman, ihr Vater 141.
Sachſen 308; ſ. die Regenten.
Sachſen-Weißenfels 292.
Saffa Girei 144.
Sagaidatſchni, Koſakenhetmann 192.
Sahib-Girei, Sohn Mengli-Gireis 127.
Saladin 92.
Samaiten ſ. Schmuden 15. 92. 96. 99.
Samarkand 437.
Samoszer Aufſtand 367.
Samwlaka, Metropolit von Kiew 100.
San Stefano, Präliminarvertrag (1878) 405.
Santi 303.
Sapadnik 227.
Sapieha, polniſche Familie 250.
—, Leo 163. 171.
—, Fürſt Jan 181/82.
Saporoger Koſaken 208 ff.
Sardinien, König von (Karl Emanuel II. 1796—1802) 360. 388.
Satire 338. 389. 394.
Schachowskoi, Fürſt 180.
Schafirow 258.
Schagin-Girei, letzter Khan der Krimtataren 331.
Schaklowity, Feodor, Dumadjak 231 bis 233.
Scheïn, Verteidiger von Smolensk 185. 197—99.
—, Kommandant von Moskau 234. 237. 239.
Scheljabow, Revolutionär 409.
Schelona, Schlacht an der (1471) 111.
Schepeljew, Mawra Gegorowna 310.
Scheremetjew, Bojarengeſchlecht 142. 212. 264.
—, Boris Petrowitſch († 1719) 253. 257/8.
—, Feodor 188.
Schewrigin, Iſtoma 159.
Schibanow, Waſſili 152.
Schig-Alei, Tatarenkhan in Kaſan 127. 144. 149. 157.
Schipkapaß 405.
Schiſchkow 390. 393.
Schklow, Schlacht bei 210.
Schleswig 313. 317. 385. 417.
Schlippenbach, Generalmajor von 253.
Schlitte, Hans 148.
Schmuden (Samaiten) 15.
Schönbrunn, Vertrag von 360.
Schtſcherbatow, Bojar 218.
Schubin 298.
Schukowski, Waſſili, ruſſiſcher Romantiker (1783—1852) 390—92. 393.
Schulen 121. 164. 289. 310. 321. 330. 358. 399. 403. 415. 421. 431. 436.
Schuiski, fürſtliche Familie am ruſſiſchen Hofe 137—140. 141. 156. 164/65. 187. 206. 281. 282.
— Daraus: Waſſili Schuiski 138.
Iwan Schuiski 138 f.
Andreas Schuiski 139/40.
Iwan Schuiski 159. 161.
Waſſili Schuiski (1607 Zar) 159. 166 f. 173. 177—186. 198. 200.
Demetrius, Bruder des Zaren Waſſili Schuiski 174. 181. 183. 186. 200.
Iwan 181. 186.
Schuwalow 309 ff. 318.
—, Peter († 1762) 309/10.
—, Iwan, Vetter von Peter, Geliebter der Kaiſerin Eliſabeth (1727—98) 310.
—, Gräfin, Hofmeiſterin Eliſabeth Alexjewnas 356.
—, Peter Graf (1827—89), 406.
Schwartz, Oberſt, Kommandeur des Sſemenowſchen Garderegiments 369.
Schwarz 299. 301. 305.
Schwarzes Meer 234. 290. 326. 386 ff. 395. 403. 436.
Schweden 117. 148. 150. 159. 164. 181 ff. 290. 299 f. 334. 360. 433.
Schweinichen, Hans von 268.
Schweiz 348. 403. 432.
Schwerin, Graf, Adjutant Friedrich des Großen 315.
Seelenreviſion von 1742 312.
Sekten 389. 413.
Seldſchuken 35.
Semgallen, lettiſcher Stamm 15.
— Landſchaft 150.
Semski Sſobor (Landtag) von 1550 uſſ. 142. 163 168. 187. 189/90. 196. 199. 201. 210. 326.
Semſtſchina, Land unter dem Bojarenrat 154. 157.
Semſtwo (Landſchaft) 398/99. 409. 414. 415. 421. 422 ff. 430. 433.
— Semskaja Uprawa 399.
Senat 264. 273. 276. 279. 287. 320. — (als erſte Kammer) 359. 372. 398.
Seraphim, Metropolit von Petersburg 368. 373. 378.

Serben 325. 331. 386. 404. 417/18. 421.
Seymour, Lord 386.
Sforza, Bona, zweite Gemahlin Sigismunds II. von Polen 126.
Sibirien 160/61. 202. 221. 329. 420. 436.
Sibirische Bahn 418. 421.
Sievers, Joh. Jak. 329.
Sigismund, deutscher Kaiser 101.
Sigismund I., jüngster Sohn Jagiellos, König von Litauen und Polen (1506—48) 124—26. 149.
Sigismund II. August, Sohn Sigismunds I. von Polen (1548—72) 149. 150. 152. 157. 159. 172. 200.
Sigismund III, 1587—1632 König von Polen, 1592—1604 auch von Schweden 164. 172. 177. 181—83. 185—87. 197. 198.
Sigmund, Sohn Keistuts von Litauen 101. 107.
Simeon der Stolze, Großfürst von 1341 bis 1353 86. 141.
Simeon, Tatar 157.
Simeon, Metropolit 119.
Simon, Lehrer von Demetrius 167.
Sinclair, Major 290.
Sinope, Seeschlacht von (1853) 387.
Skirgailo, Bruder Jagiellos von Litauen 98.
Skleros 29.
Skobelew, Michail, General 405. 407. 428.
Skopin-Schuiski, Fürst Michael 180. 182/83.
Skrzynicki, Polenführer 384.
Skuratow, Maljuta 151. 156/57. 161. 183.
—, Maria, Tochter Maljutas, Gemahlin von Boris Godunow 161. 174/75. 183.
—, Katharina, zweite Tochter Maljutas, Gemahlin von Demetrius Schuiski 183.
Slawen 4 ff. 13 ff. 17 ff. 55 f.
Slawjanen, slawischer Stamm bei Nowgorod 13. 18. 19.
Sliwnitza, Schlacht bei (1885) 418.
Smolensk, Fürstentum 44/5. 46. 49. 67. 77. 98. 100. 109. 125/26. 132. 136. 138. 172. 182 f. 192. 197—200. 207. 210. 212. 260.
Smolensk, Schlacht bei (1812) 364.
Smolnaſches Institut in Petersburg 330.
Sobieski, Johann, 1674—96 König von Polen 219. 231. 246.
Song 69.
Sophie, vierte Gemahlin Jagiellos 100. 103.
Sophie, Gemahlin Iwans III. ſ. Zoë.
Sophie, Tochter des Zaren Alexei 227 bis 233. 237. 239.
Sophie, Kurfürstin von Hannover 235.
Sophie von Anhalt-Zerbſt ſ. Katharina II.
Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrichs I. von Preußen 235.
Sophie Dorothea von Württemberg ſ. Maria Feodorowna.
Soritſch, Favorit Katharinas II. 335.
Sozialdemokraten 435.
Spanien 361. 372.
Speranski, Michail Graf 357. 359. 363.
Spionage 267.
Sſablukow 353. 357.
Sſaburow, Salome, Gemahlin Waſſilis III. 122. 128.
Sſaltykow 193. 233. 329.
—, Praßkowja, Gemahlin Iwans V. 284.
—, Graf 307.
—, General 309.
Sſamarin 397.
Sſamoilowitſch, Koſakenhetmann 219. 231. 255.
Sſanin, Joſef, Abt von Wolokolamsk 119/20.
Sſartak, Sohn Batys, tatariſcher Großkhan 72. 78.
Sſaſſulitſch, Wera 407/08.
Sſergei, Begründer des Sſergiusklоſters 94.
Sſergei, Großfürſt 420. 425.
Sſewaſtopol 387. 395. 430/31.
Sſewerjanen 21.
Sſewerier, ſlawiſcher Stamm bei Tſchernigow 13. 67. 116. 256.
Sſewerien 192. 199/200. 212.
Sſineus (Sſikniutr), Häuptling der Ruſſen 19.
Sſipjagin, Dmitri, 1900/01 Miniſter des Innern 423.
Sſit, Schlacht an der 70.
Sſjuurli, Schlacht am 46.
Sſolowjew 408.
Sſoltyk, Biſchof von Krakau.
Sſoſſima, Metropolit 119.
Sſubutai, Feldherr Dſchingiſchans 66 69.
Sſuchanow, Arſenius, Mönch 215.
Sſudebnik Iwans III. 121. 142. 194.
Sſudiſlaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36. 38.
Sſumarokow, Alexander 339.
Sſusdal 58/60. 68. 70. 86.
Sſuworow 332. 334. 347. 349.
Sſwarog 11.
Sſwarotſchitſch, Geiſt des Herdfeuers 12.
Stackelberg, General v. 428.
Stade, Gräfin v. 39.
Städte 9. 11. 45. 48. 59. 60. 76. 82. 118. 124. 186. 196. 329 f.; ſ. beſ. Kiew, Nowgorod uſw.

Städteordnung von 1870 399.
Stände 132. 134. 226. 266. 312. 359.
Stambulow 418.
Stanislaus I. Leszinski, polnischer König (1704—9, 1733—35) 250. 256. 289.
Stanislaus II. von Polen s. Poniatowsky.
Stanislaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36.
Stawutschane, Schlacht bei (1739) 290.
Steinau, von, sächsischer General 249. 252.
Stephan, Hospodar der Moldau 116. 117. 119.
Stephan Bathory, König von Litauen-Polen (1576—86) 159. 164. 172. 208. 209.
Stettin 259.
Steuerverweigerung 435.
Stössel, General 428/29.
Stoglaw: Beschlüsse des Konzils von 1551 142.
Stolbowo, Frieden von 191.
Stolypin, Ministerpräsident 435 ff.
Strafrecht 41.
Stralsund 259.
Streiks 424. 430. 431.
Strelitzen, von Iwan dem Schrecklichen eingeführt 143. 178. 212. 227 ff. 237 ff. 270.
Stribog 47.
Stroganow, Kaufmannsfamilie 160/1.
Stroganow, Graf 357.
Studenten 399/400. 415. 422 ff.
Stürler, Oberst 378.
Subatow 424.
Subow, Platon 340. 344. 347. 352 f. 356/57.
—, Valerian 347. 352.
—, Nikolai 352.
Sſuchosanet, General 401.
Suleiman Pascha, türkischer General 405.
Swart, du 311.
Swenskasund, Seeschlacht bei 332.
Swentjeld 31/32.
Swjatopolk, Sohn Wladimirs des Heiligen 36—38.
Swjatopolk, Sohn Isjaslaws, 1093 bis 1113 Großfürst 51.
Swjatopolk-Mirski, Fürst Peter, 1904 bis 1905 Minister des Innern 423—25.
Swjatoslaw, Sohn Igors (964—972) 20. 27—30. 31. 43.
Swjatoslaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36. 37.
Swjatoslaw, Sohn Jaroslaws 44. 49 ff.
Swjatoslaw von Rylsk 46.
Swjatoslaw, Sohn Wsewolods 67.
Swjatoslaw, Großfürst des 12. Jahrh. 47.
Swidrigiello, Bruder Jagiellos von Litauen 101. 102.
Sylvester, Abt, mutmaßlicher Verfasser der Urchronik 18. 43.
Sylvester, Geistlicher unter Iwan dem Schrecklichen 142. 145/46. 150/51. 152 bis 153. 156.
Synod (1721 geschaffen) 266. 273. 284. 321. 368. 372. 412. 431. 433.
Szegediner Friede (1444) 107.

Talysin 352.
Tamerlan 95. 98.
Tannenberg, Schlacht bei (1410) 99.
Tarutino, Schlacht bei (1812) 364.
Taschkent 407. 437.
Tataren 59. 64—115. 124. 126/27. 134. 138. 143—45. 147. 149. 153. 157. 168. 173. 185. 186. 200/2. 204. 207/10. 219. 231. 258. 271. 289. 326. 331. 430. 436.
Temgrjuk, Tscherkessenhäuptling 151.
Temudschin s. Dschingischan.
Teplow 342.
Terroristen 415 s. Revolutionäre usw.
Theater 339
Theater in Petersburg 310.
Theodosius 42/3.
Theognost, Metropolit 85.
Theophanu, byzantinische Prinzessin, Gemahlin Ottos II. 28. 34.
Theophil, Erzbischof von Nowgorod 110. 113.
Thessalien 405.
Thietmar von Merseburg 33. 37.
Thiun (Degen) 41.
Thomas, Bruder des byzantinischen Kaisers Konstantins XI. 111.
Thorn 309. 333.
Thronfolge s. Erbfolgerecht.
Thümmel 337.
Tiefenhausen 243.
Tilsit, Frieden von 361.
Timmermann, Holländer, Lehrer Peters des Großen 229.
Tiwerzen, slawischer Stamm am unteren Dnjestr 13.
Tmutarakan, Fürstentum 28. 49. 51.
Tochtamysch, Tatarenkhan 95. 98. 107.
Todleben, Graf, russischer General 387. 405.
Togo, japanischer Admiral 428.
Tolstoi, Peter, Gesandter Peters des Großen in der Türkei 258. 263. 273. 277/78.
—, Graf Dmitri, 1866—80 Minister des Innern und Oberprokureur des Synods 403. 414.

Tolſtoi, Graf Leo 410/11.
Torken 47.
Trachaniotes, Geſandter Iwans III. 118.
Trachoniatow, Peter 206.
Travendahl, Friede von (1700) 248.
Trebbia, Schlacht an der (1799) 349.
Trediakowski, Dichter 291.
Trepow 408.
Trenden, Benigna Trotta von, Hofdame Annas 285 ff.
Triumvirat 357.
Troppau, Kongreß von (1820) 371.
Trubezkoi, Fürſtenfamilie 284. 318.
—, Dmitri, Fürſt 186. 187.
—, Feldmarſchall 283.
—, Fürſt 371. 377—79.
Trunkſucht 136. 202 ff. 223. 233. 260. 264. 267 ff. 274. 294.
Truwor (Thorwardr), Häuptling der Ruſſen 19.
Tſchaplinski, polniſcher Unterſtaroſt 209.
Tſchekin, Leutnant 322.
Tſcheljadnin, Agrafjana, Erzieherin Iwans des Schrecklichen 137. 138.
Tſchelkalow, Andreas und Waſſili 165. 170.
Tſcheremiſſen, finniſcher Stamm 55. 107. 144. 218.
Tſcherkaski 284. 397.
—, verſchiedene Fürſten 199. 238. 288. 293. 402.
Tſcherkeſſen 66. 69. 404.
Tſchernaja, Kampf an der 395
Tſchernajew, Michail, General 404.
Tſchernigow, Fürſtentum 44/5. 46. 49 ff. 67. 70. 71. 173. 211. 256.
Tſchernitſchew, General 309.
Tſchesme, Seeſchlacht bei 326.
Tſchet, Stammvater der Godunows 86. 122. 188.
Tſchinownik (Beamter) 265.
Tſcholchan, Führer einer tatariſchen Geſandtſchaft 84.
Tſchuden ſ. Ingrer, Woten, Eſten 13. 19.
Tſchuwaſchen 144.
Tſuda Sſanzo, japaniſcher Polizeibeamter 421.
Tſuſchima, Seeſchlacht bei 429.
Türken 104. 107. 111. 147. 176. 177. 201. 208. 216. 219. 226. 231/32. 234. 239/40. 246. 249. 256. 258/59. 287. 289 f. 299. 326 ff. 331/32. 344. 349. 361/62. 371. 372. 373. 382. 386—88. 395. 404—06.
Tului, Sohn Dſchingiſchans 69. 72.
Tului Mangu 69. 73. 77.
Turakina, Gemahlin Ogotais 72.
Turgenew 392.
Turgenew, Iwan 402. 410. 423.
Turin 349.
Turkeſtan 406/7.
Turkmantſchai, Frieden von 381.
Tutſchkow-Schdanow, Amme von Demetrius 166—68.
Twer 83 ff. 106. 110. 113. 115. 132. 156/7.
Tyſzkiewicz 181.
Tzimiskes, Johannes (969—976) 29/30.

Uchtomski, Fürſt Esper 420.
Ukraine 210/212 219. 226. 256. 290.
Ulitſchen, ſlawiſcher Stamm an der Dnjeprmündung 13. 23.
Ulm, Kapitulation von (1805) 360.
Uloſchenije, Landrecht von 1649 207. 217. 358.
Ulrich, Landrat von 329.
Ulrike Eleonore, 1718—20 Königin von Schweden 259. 275. 303.
Ulu Machmet, Tatarenkhan 103. 105.
Ungarn 23. 46. 67. 69. 70. 79. 107. 385.
Univerſitäten; in Moskau 310. 330. 402. 433, weitere Gründungen 358, Autonomie der Univerſitäten (1863) 400. 415. 422 f.
Urchronik 18. 60.
Uriu, japaniſcher Admiral 427.
Usbeck, Tatarenkhan 81.
Uſchakow, Leutnant 322/23.
Uſtaw Jaroſlaws 39. 41/2.
Uwarow 393.

Varna, Schlacht bei 107.
Vereinsrecht 433.
Verfaſſungsfrage 359. 367. 370. 372. 409. 421 ff. 430 ff., ſ. Finnland, Polen.
Verfaſſung Finnlands 362.
Verfaſſung Polens 365. 383.
Verona, Kongreß von (1822) 371.
Verſammlungsrecht 425. 433.
Vietinghoff 243/44.
Vigée-Lebrun 337.
Vilagos, Kapitulation von 385.
Viſchering, Verſteckname Patkuls 245.
Volkslieder 393. 394.
Volksverſammlung (Wjetſch) 6. 10. 46. 48. 54. 55. 76. 89. 110. 111. 113. 124.
Volkszählung 266.
Voltaire 334.

Wafangu, Schlacht bei (1904) 428.
Waffen 63.
Wahlrecht 431. 433 f.; in Finnland 432 f.
Walachei 361 f. 386.
Wallace, Mackenzie 10. 56.

Walujew, Peter, 1861—68 Minister des Innern, 1872—80 der Domänen 414.
Wannowski, Peter, 1881—98 Kriegsminister, 1901/02 Unterrichtsminister 414.
Warjägi, Waräger (Djarinjar) 19. 20. 32. 36. 37. 38.
Warschau 210. 250. 334. 347. 361. 365. 367. 384.
Wassian, Bischof von Kolomna 147.
Wassili, Sohn Alexander Newskis 78.
Wassili I. (1389—1425) 95. 98—102. 141.
Wassili II. (1425—62) 102—107.
Wassili III. (1505—33) 119/20. 122. 123—129. 134. 138. 148. 161. 220.
Wassili der Schielende 103/4.
Wassili, Teilfürst von Rjasan († 1483) 115.
Wassilko, Sohn Rostislaws 51.
Wassilko von Wolhynien 69. 71. 79.
Wedroscha, Schlacht an der (1499) 117.
Wehrgeld 40. 41.
Wehrpflicht 266. 289. 433, — des Adels 316. 321. 368.
Weiße (polnische Konservative) 383. 401.
Welsaminow, Adelsgeschlecht tatarischen Ursprungs 122.
Wenden 403.
Wenden, Landtag von (1692) 245.
Werchowniks, Mitglieder des Geheimen Rats 282 ff.
Werelä, Frieden von (1790) 332.
Wereschtschagin, Wassili 428.
Wesen (Wespen), finnischer Stamm 13. 19. 55.
Westfalen 361.
Westindien 361.
Westpreußen 365.
Weymarn 323.
Wjasemski, Fürst 151.
—, Erzieher Alexeis 260. 261.
—, Fürst 393.
Wjatitschen, slawischer Stamm 13. 28. 33.
Wjatscheslaw, Sohn Jaroslaws 44. 49.
Wiborg, Vertrag von (1609) 182. 258. 259.
Wiborger Aufruf 435.
Wielopolski, Marquis 401.
Wien, Frieden von (1809) 362.
Wiener Kongreß 365.
Wjetsch s. Volksversammlung.
Wigowski, Kosak 211.
Wilen, die 12.
Wilhelm III., König von England (1689 bis 1702) 236.
Wilhelm I. 403.
Wilhelm, Erzherzog von Österreich 97.
Wilhelmine von Hessen-Darmstadt s. Natalie Alexejewna.
Williams, englischer Gesandter in Petersburg 308.
Willmansstrand, Schlacht bei 303.
Wilnaer Fürstentag (1401) 99.
Wilnaer Hochschule 358. 366/67. 384.
Wirte 397.
Wischnewecki, Michael 219.
Wismar 259.
Wissarion, Kardinal 111.
Wisniowiezki, Fürst Adam, Litauer 171—73. 181.
Wisniowiezki, Fürst Konstantin 172/73.
Withöfft, Admiral 429.
Witowt, Sohn Keistuts von Litauen († 1430) 93. 97—103. 125.
Witsen, Bürgermeister von Amsterdam 236.
Witte, Sergei, 1893—1903 Finanzminister 416. 430. 433.
Wittgenstein, Fürst 382.
Wladimir 54. 58. 68. 70. 80. 85. 103. 129.
Wladimir der Heilige, Sohn Swjatoslaws (980—1015) 20. 29—37. 39. 41. 43. 53. 61. 62.
—, Sohn Jaroslaws 38. 44.
—, Vetter Iwans des Schrecklichen 146. 156. 158.
Wladimir von Putiwl 46.
Wladimir Monomach, Großfürst von 1113—1125, 50—54. 69.
Wladislaw s. Jagiello.
Wladislaw, Sohn Jagiellos 100. 107.
Wladislaw II. von Ungarn (1490 bis 1516), ältester Sohn Kasimirs IV. 115. 125/26
Wladislaw IV., Sohn Sigismunds III. von Polen, 1632—1648 König von Polen 182—87. 190. 192. 197—200. 209 10.
Wladiwostok 419. 420. 429.
Wlassew 322.
Wodjanoi, Wassergeist 12.
Wohnhaus 61 f.
Wojeikow, Professor 392.
Wojewoden 134. 202. 222.
Woinow, Kommandeur des Gardekorps 378.
Wolga-Donkanal 239.
Wolhyn am Bug, dort Schlacht zwischen Polen und Russen 37.
Wolhynien, Fürstentum 44/45. 46. 49. 50. 60. 67. 69 101. 108. 127. 158. 333. 348; s. Daniel.
Wolinski, Fürst Artemon 290—92. 303.
Wolkonski, Fürst, Hofnarr der Kaiserin Anna 295.

Wolkonski, Fürſt 435.
Wolkow, Feodor 339.
Wolochow, Erzieherin von Demetrius 166.
—, Sohn Oſſip 166/67.
Wolodar, Sohn Roſtiſlaws 51.
Woloß ſ. Daſchbog 11. 25. 47. 61.
Woloſti (Steuerkreiſe) 194.
Woloſttage 359.
Wolpe, Jean Baptiſt (Frjaſin), Münzmeiſter 111/12. 118.
Worksla, dort Schlacht zwiſchen Tataren und Litauern (1399) 98/99.
Woroneſch, Werft 246.
Worotinski, Bojarengeſchlecht 142.
Woronzow, Michail, Vizekanzler unter Eliſabeth 303. 318.
Woronzow, Nichte des Reichskanzlers 314. 315. 317. 345.
Wosnizin, Prokop 234.
Woten, finniſcher Stamm 13.
Wrangel 303.
Wremenſchtſchik 206. 363.
Wſakaja Wſjatſchina (Allerlei), von Katharina II. gegründete Zeitung 334.
Wſeſlaw von Polozk 49 f.
Wſewolod, Sohn Jaroslaws, 1078—93 Großfürſt 39. 44. 49 f. 52.
Wſewolod, Bruder und Nachfolger Andreas Bogoljubskis (1175—1212) 59. 67.
Wſewolod von Trubtſchewsk 46.
Wſewolod, Sohn Wladimirs des Heiligen 36.
Wſewoloſchski, Bojar 103.
Württemberg 360, ſ. auch Sophie Dorothea, Eugen.
Würzburg, Fürſtentum 360.
Wydubitzkikloſter in Kiew 18. 43.
Wyſchnegradski, Finanzminiſter 416.
Wyslugin 166.
Wyſocki, polniſcher Revolutionär 383.
Wytſcheſlaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36.

Yalu, Schlacht am (1904) 428.
Ypſilanti, Alexander 372.
York, Herzog von 349.

Zajonczek, General 366.
Zamoyski, Jan, polniſcher Großer 172.
Zapolja, Graf Johann 125.
Zar, Titel des moskauiſchen Großfürſten ſeit 1547 140.
Zarewitſch, Peter 127. 138.
Zaruzki, Jan 181. 184—87. 190.
Zborow, Kapitulation von 210.
Zenſur 381. 389.
Zenſurbehörden 347. 433.
Zoë (Sophie), byzantiniſche Prinzeſſin, Gemahlin Iwans III. 111/12. 114. 118. 119/20.
Zölle 311.
Zolkjewski, Stanislaus, polniſcher Feldherr 182—86.
Zorndorf, Schlacht bei (1758) 309. 315.
Zürich, Schlacht bei (1799) 349.
Zunftweſen 330.
Zweibund (Rußland-Frankreich) 406. 418. 426.
Zweikampf, gerichtlicher 40.

Druckfehlerverzeichnis.

Seite	4	Zeile	3	von	oben	lies:	„links" ſtatt „rechts", „Twerza", ſtatt „Cwerza".
„	35	„	9	„	„	„	„trat" ſtatt „traten".
„	68	„	13	„	„	„	„wurden" ſtatt „wurde".
„	130	„	12	„	„	„	„Dworjane" ſtatt „Bojaren".
„	130	„	13	„	„	„	„Bojarenkinder" ſtatt „Bojaren wieder".
„	198	„	4	„	„	„	„Saporoger" ſtatt „Saporager".
„	198	„	16	„	„	„	„Vaters" ſtatt „Vater".
„	284	„	32	„	„	„	„Schweſtern" ſtatt „Schweſter".
„	392	„	32	„	„	„	„Araktſchejew" ſtatt „Arkatſchejew".
„	401	„	23	„	„	„	„Sſuchoſanet" ſtatt „Suchoſanet".
„	416	„	18	„	„	„	„Lande" ſtatt „Handel".
„	429	„	29	„	„	„	„Aſiens" ſtatt „Aſien".

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

OCT 29 1932

LD 21-50m-8, 32

YC 74581